



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



*Arabic
Literature*

GERMAN LIBRARY,
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Received *June* 1886.

Accessions No. *30143* Shelf No. *7029
A658
S W
v. 3*



226 Thron ..

187

339 .

239

217 Servant

.....

Tausend und eine Nacht.



Tausend und eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum ersten Male

aus dem Urtext

treu übersetzt

von

Dr. Gustav Weil.



Mit 2000 Bildern und Vignetten in feinstem Holzstich.

Dritter Band.



Dennig, Finck & C.

1841.

PJ7723

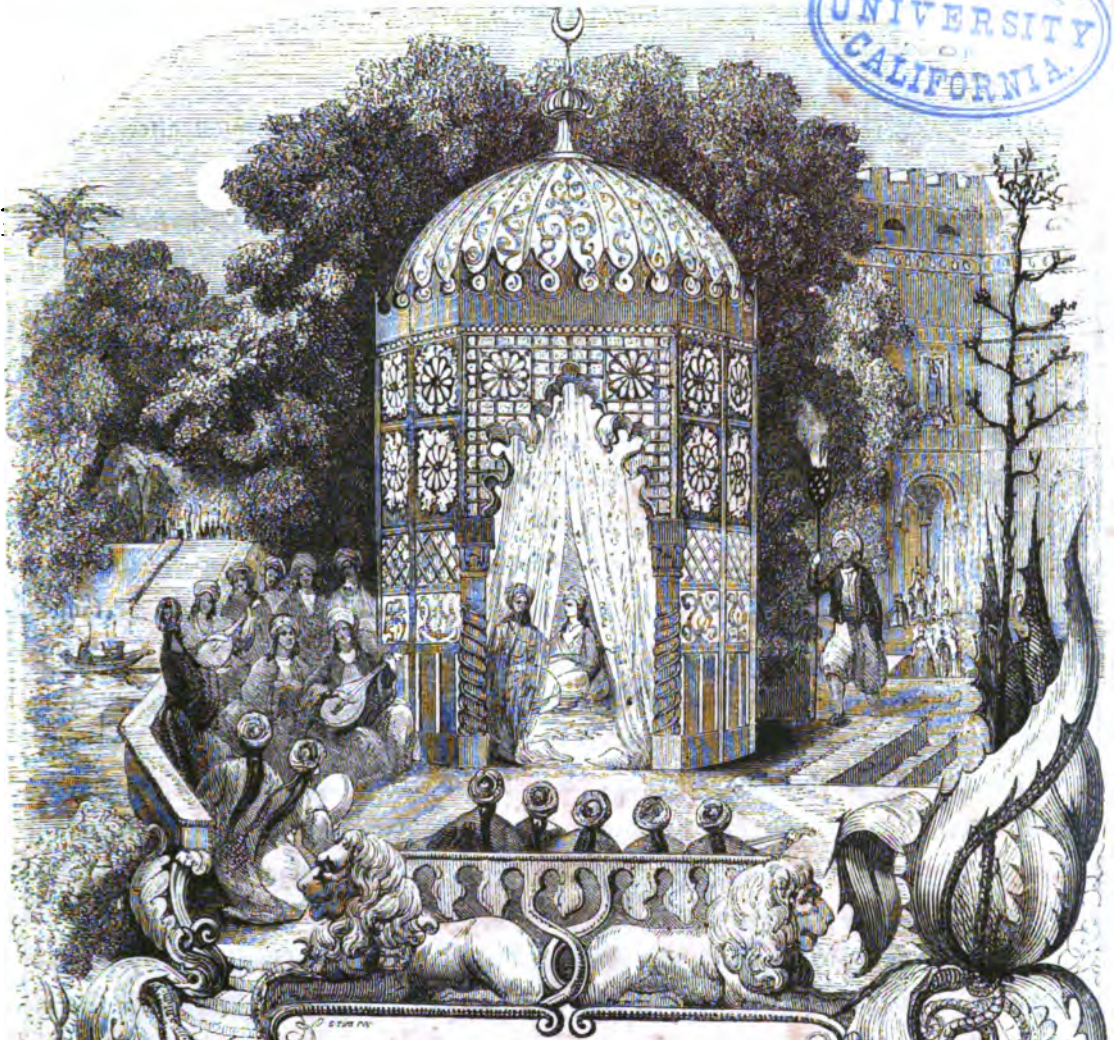
W4

1838

v.3

MAIN

30143



Fünfhundert und erste Nacht.

Geschichte

des Prinzen Beder von Persien und der Prinzessin
Giahare von Samandal.

Das persische Reich ist ein so umfassender Theil der Erde, daß seine alten Könige mit Zug und Recht den hochtrabenden Titel König der Könige geführt haben. Soviele Provinzen es waren, ohne die zahlreichen eroberten Reiche zu rechnen, soviel waren es auch Könige, und diese entrichteten nicht nur einen bedeutenden Tribut, sondern

waren dem Beherrscher von Persien eben so untergeben, wie ein Statthalter seinem Fürsten.

Einer dieser Beherrscher, der seine Regierung mit glänzenden Eroberungen begonnen hatte, herrschte lange Jahre so glücklich und so ungestört, daß er der zufriedenste aller Monarchen war. Nur in einem einzigen Punkte fühlte er sich unglücklich: er war nämlich schon sehr bejahrt, und von allen seinen Frauen hatte ihm keine einen Prinzen und Nachfolger geboren. Er hatte ihrer mehr als hundert, die sämmtlich in prächtigen abgesonderten Gemächern sich aufhielten, mit Sklavinnen zu ihrer Bedienung und Verschnittenen als Wache. Aber so sehr er sich's angelegen seyn ließ, sie zufrieden zu stellen und ihren Wünschen zuvor zu kommen, so erfüllte doch keine seine Hoffnung. Man führte ihm aus den entferntesten Ländern Frauen zu und er bezahlte sie nicht nur sehr hoch, wenn sie ihm gefielen, sondern überhäufte auch die Verkäufer mit Ehren und Geschenken, um dadurch andere herbeizulocken: denn er hoffte immer, eine von ihnen werde ihm doch endlich einen Sohn gebären. Er unterließ auch keine guten Werke, um den Himmel zu erbitten. Den Armen spendete er Almosen aus vollen Händen, den frommen Orden seiner Religion machte er ansehnliche Geschenke und gründete neue echt königliche Stiftungen zu ihren Gunsten, nur um durch ihre Gebete die Erfüllung des glühendsten Wunsches seiner Seele zu erlangen.

Eines Tags hielt er nach der täglichen Gewohnheit seiner königlichen Vorfahren, wenn sie in ihrer Hauptstadt weilten, eine Versammlung der angesehensten Herren seines Hofes, bei der sich sämmtliche Gesandten und Fremde von Rang einfanden; man unterhielt sich nicht von Staatsangelegenheiten, sondern über Wissenschaften, Geschichte, Literatur, Dichtkunst und andere Gegenstände, welche den Geist zu erfrischen und zu erquicken vermögen. An diesem Tage nun meldete ihm ein Verschnittener, es sey aus fernem Landen ein Kaufmann gekommen und bitte um die Erlaubniß, ihm eine Sklavin vorzustellen, die er für ihn mitgebracht habe. „Man lasse ihn eintreten,“ sagte der König, „nach der Versammlung will ich mit ihm sprechen.“ Der Kaufmann wurde herein und an einen Ort geführt, von wo aus er den König mit Ruhe sehen und hören konnte, wie er sich mit den Personen, die ihm zunächst standen, vertraulich unterhielt.

Der König pflegte es so mit allen Fremden zu halten, die mit ihm zu sprechen hatten: er that es absichtlich, damit sie sich an sein Angesicht gewöhnen, und indem sie ihn mit Andern freundlich und göltig sprechen sahen, Muth und Vertrauen fassen

sollten, die gleiche Sprache gegen ihn zu führen, ohne sich von dem Glanz und der Herrlichkeit, die ihn umgab, einschüchtern zu lassen; denn diese war allerdings im Stande, jeden nicht daran Gewöhnten verstummen zu machen. Ebenso benahm er sich selbst gegen die Gesandten. Er speiste mit ihnen und erkundigte sich über Tisch nach ihrem Befinden, ihrer Reise und den Merkwürdigkeiten ihrer Länder. Dadurch gewannen sie einige Beherztheit in seiner Nähe, und dann erteilte er ihnen Audienz.

Als die Versammlung zu Ende war und Jedermann bis auf den Kaufmann sich entfernt hatte, warf sich dieser vor dem Throne des Königs nieder, küßte den Boden und wünschte ihm die Erfüllung aller seiner Wünsche. Der König hieß ihn aufstehen und fragte: ob er ihm wirklich eine Sklavin gebracht habe und ob sie schön sey?

„Großer König!“ antwortete der Kaufmann, „ich zweifle nicht, daß du sehr schöne Frauen hast, da man sie für dich an allen Enden und Ecken der Welt aufsucht, doch fürchte ich nicht, meine Waare zu überschätzen, wenn ich behaupte, daß du noch keine gesehen hast, die mit dieser einen Vergleich aushalten könnte, in Betracht ihrer Schönheit, ihres schlanken Wuchses, ihrer Holdseligkeit und all der Vollkommenheiten, womit sie ausgestattet ist.“ — „Wo ist sie?“ fragte der König; „führe sie her.“ — „Herr!“ versetzte der Kaufmann, „ich habe sie bei einem Offizier deiner Verschnittenen in Verwahrung gelassen. Befehl, so wird sie erscheinen.“

Man brachte die Sklavin und sobald der König sie erblickte, war er schon allein durch ihren schönen schlanken Wuchs bezaubert. Er trat sofort in ein kleines Gemach, wohin der Kaufmann mit einigen Verschnittenen ihm folgte. Die Sklavin trug einen goldgestreiften Schleier von rothem Atlas, der ihr Antlitz verhüllte. Der Kaufmann hob ihn auf und der König von Persien erblickte eine Frau, die an Schönheit alle seine gegenwärtigen und seine früheren Frauen übertraf; er verliebte sich von diesem Augenblick an sterblich in sie und fragte den Kaufmann, wie theuer er sie verkaufen wolle?

„Herr!“ antwortete der Kaufmann, „ich habe sie um tausend Goldstücke gekauft und meine Reisekosten an deinen Hof betragen eben so viel; denn ich bin schon drei Jahre unterwegs. Ich werde mich aber wohl hüten, einem so großen König einen Preis für sie zu bestimmen: wenn sie dir gefällt, so bitte ich dich, sie als Geschenk von mir anzunehmen.“ — „Ich danke dir,“ erwiderte der König; „allein ich bin nicht gewohnt, mit Kaufleuten so zu verfahren, die so fern herkommen, in der Absicht, mir ein Vergnügen zu machen. Ich will dir zehntausend Goldstücke ausbezahlen lassen; bist du damit zufrieden?“



„Herr!“ antwortete der Kaufmann, „ich würde mich sehr glücklich geschätzt haben, wenn du die Gnade gehabt hättest, sie unentgeltlich von mir anzunehmen; allein ich kann es nicht wagen, eine so große Freigebigkeit auszuschlagen. Ich werde nicht ermangeln, dieselbe in meinem Vaterlande und überall, wohin ich komme, zu rühmen.“ Die Summe wurde ihm ausbezahlt, und ehe er sich entfernte, ließ ihn der König in seiner Gegenwart mit einem Gewand von Goldbrokat bekleiden.

Der schönen Sklavin räumte der König die prächtigste Wohnung nach der seinigen ein, und gab ihr mehrere alte Frauen und andere Sklavinnen zur Bedienung; diesen ertheilte er Befehl, sie in's Bad zu führen, mit dem prächtigsten Gewande, so sie finden könnten, zu bekleiden, und ihr die schönsten Halsbänder von Perlen, die feinsten Diamanten und sonst die kostbarsten Edelsteine zu bringen, damit sie selbst auswählen könnte, was ihr am besten zusagte.

Die geschäftigen Frauen, die keinen andern Gedanken hatten, als dem König zu gefallen, waren selbst hingerissen von Bewunderung für die Schönheit der Sklavin. Sie verstanden sich vollkommen darauf und sagten zu ihm: „Herr, wenn du Geduld haben willst, uns nur drei Tage zu gönnen, so verpflichten wir uns, sie dir noch weit reizender vorzuführen, so daß du sie kaum wieder erkennen wirst.“ Dem König kam

es sehr hart an, sich das Vergnügen ihres vollständigen Besizes so lange versagen zu müssen; doch antwortete er: „Ich bin's zufrieden, aber ihr müßt mir auch Wort halten.“

Scheherzad bemerkte hier den Anbruch des Tages und erzählte in der folgenden Nacht weiter:





Fünfhundert

und

zweite Nacht.

Die Hauptstadt des Königs von Persien lag auf einer Insel, und sein überaus prachtvoller Palast war an das Meeresufer gebaut. Sowohl seine eigene Wohnung als die der schönen Sklavin, die zunächst der seinigen war, hatte Aussicht auf die See, und diese war um so angenehmer, als die Wogen fast den Fuß der Mauern bespülten.

Nach Verlauf von drei Tagen saß die schöne Sklavin prächtig gepußt und geschmückt allein in ihrem Gemache auf einem Sopha und sah gerade durch eines der Fenster, die auf das Meer hinausschauten, als der König, auf die Nachricht, daß er sie jetzt besuchen könne, hereintrat. Die Sklavin, die in ihrem Zimmer einen andern Tritt hörte, als den ihrer dienenden Frauen, wandte sogleich den Kopf, um zu sehen, wer es wäre. Sie erkannte den König, aber ohne die geringste Ueberraschung merken zu lassen, ohne sich nur zu erheben, um ihn mit Höflichkeit zu empfangen, drehte sie sich sogleich wieder wie vorher nach dem Fenster, gleich als ob er die gleichgültigste Person von der Welt wäre.

Der König von Persien war äußerst erstaunt zu sehen, daß eine so schöne und wohlgebildete Sklavin so wenig Lebensart haben solle. Er schrieb diesen Uebelstand der schlechten Erziehung zu, die sie erhalten, und der Nachlässigkeit, womit man es unterlassen habe, ihr die ersten Regeln des Anstandes beizubringen. Er trat zu ihr an's Fenster, wo sie sich ungeachtet der Kälte, womit sie ihn empfangen hatte, von ihm betrachteten, bewundern, ja sogar lieblosen und umarmen ließ, so lang es ihn nur gelüstete.

Während dieser Liebfosungen und Umarmungen hielt der Monarch inne, um sie anzuschauen oder vielmehr mit den Augen zu verschlingen. „Schönste, reizendste aller Frauen, Zauberin!“ rief er aus, „sag' mir doch, woher du kommst und wo und wer der glückliche Vater und die glückliche Mutter ist, denen die Welt ein so vollendetes Meisterwerk der Natur verdankt, wie du bist. O wie liebe ich dich und wie werde ich dich lieben! Nie habe ich für eine Frau empfunden, was ich für dich empfinde, und doch habe ich schon viele Frauen gesehen und sehe ihrer noch täglich eine große Anzahl: aber nie haben meine Augen so viele Reize geschaut, die sich vereinigen, um mir mein Herz zu rauben und mich ganz dir hinzugeben. Geliebteste meiner Seele!“ fügte er hinzu, „du antwortest mir nichts, du gibst mir durch kein einziges Zeichen zu verstehen, ob du all diese Beweise meiner überschwänglichen Liebe auch nur anerkennest. Du wendest nicht einmal die Augen gegen mich, um den meinigen die Freude zu gönnen, ihnen zu begegnen, und dich zu überzeugen, daß man nicht zärtlicher lieben kann, als ich dich liebe. Wozu dieses lange Stillschweigen, das mich schauern macht? wozu dieser Ernst, oder vielmehr diese Traurigkeit, die mich im Innersten betrübt? Sehnst du dich zurück nach deinem Vaterlande, nach deinen Verwandten, deinen Freunden? Sollte denn ein König von Persien, der dich liebt, der dich anbetet, nicht im Stande seyn, dich zu trösten und dir alles Andere auf der Welt zu ersetzen?“

So feurig auch der König von Persien seine Liebe betheuerte, was er auch sagen mochte, um die Sklavin zu bewegen, daß sie den Mund öffnen und sprechen sollte, sie blieb auffallend kalt, heftete fortwährend die Augen auf den Boden und schlug sie nicht einmal auf, um ihn anzublicken, viel weniger sprach sie ein Wort.

Der König von Persien, der über seinen neuen Kauf höchlich erfreut war, drang nicht weiter in sie, in der Hoffnung, sie durch gute Behandlung freundlicher zu stimmen. Er klatschte in die Hände und sogleich traten mehrere Frauen ein, denen er befohl, das Abendessen aufzutragen. Als dies geschehen war, sagte er zu der Sklavin: „Komm her, Geliebte meines Herzens, und setz' dich mit mir zu Tische.“ Sie stand von ihrem Sitze auf und setzte sich gegenüber von dem König, welcher ihr vorlegte, ehe er selbst zu essen anfieng, und von jedem Gericht während der Mahlzeit ihr zuerst gab. Die Sklavin aß mit ihm, aber fortwährend mit niedergeschlagenen Augen und ohne ein einziges Wort zu erwidern, so oft er sie auch fragte, ob die Speisen nach ihrem Geschmacke seyen?

Der König fragte hierauf, wie sie heiße, ob sie mit ihrer Kleidung und ihren Juwelen zufrieden sey, wie ihr ihre Wohnung und die Ausstattung derselben gefalle, ob die Aussicht auf das Meer ihr Vergnügen mache; aber auf alle diese Fragen beobachtete

sie dasselbe Stillschweigen, so daß er nicht mehr wußte, was er davon halten sollte. Er kam auf den Gedanken, sie sey vielleicht stumm. „Aber,“ sagte er bei sich selbst, „läßt es sich wohl annehmen, daß Gott ein so schönes, so reizendes und so vollkommenes Wesen mit einem so großen Fehler geschaffen habe? Es wäre ewig Schade, aber dennoch könnte ich nicht anders, ich müßte sie fortwährend lieben, wie ich sie jetzt liebe.“

Als der König vom Tisch aufgestanden war, wusch er sich die Hände auf der einen Seite, während die Sklavin es auf der andern that. Er nahm diese Zeit wahr, um die Frauen, die ihm das Waschbecken und Handtuch reichten, zu fragen, ob sie mit ihnen gesprochen habe. Die Wortführerin erwiderte: „Herr, wir haben eben so wenig von ihr gehört, als du selbst; wir haben sie im Bade bedient, sie in ihrem Zimmer gekämmt, frisiert und angekleidet, und niemals hat sie den Mund geöffnet, uns zu sagen: Gut, ich bin zufrieden. Wir fragten sie: Gebriecht es dir an etwas, Gebieterin? wünschst du etwas? verlange nur, befehl uns; — wir wissen nicht, ist es Verachtung, Betrübniß, Dummheit, oder ist sie gar stumm: genug, wir haben ihr kein Wort zu entlocken vermocht; dies ist Alles, großer König, was wir dir sagen können.“

Der König von Persien erstaunte noch weit mehr, als er seine Frauen so sprechen hörte. Da er glaubte, die Sklavin habe vielleicht einen Grund zur Betrübniß, so wollte er einen Versuch machen, sie aufzuheitern, und ließ zu dem Ende alle Frauen seines Harems zusammenrufen. Sie kamen, und diejenigen, die sich auf's Saitenspiel verstanden, spielten, die andern sangen oder tanzten oder thaten Beides zugleich: kurz,



ſie führten verſchiedene Spiele auf, die dem König wohlgefielen. Die Sklavin allein nahm keinen Antheil an dieſen Ergöglichkeiten: ſie blieb auf ihrem Plage mit niedergeſchlagenen Augen und einer Gleichgültigkeit, worüber ſich die Frauen eben ſo verwunderten, wie der König. Endlich begaben ſie ſich auf ihre Zimmer und der König, der allein zurückblieb, ging mit der ſchönen Sklavin zu Bette.

Am andern Morgen ſtand der König von Perſien zufriedener auf, als er jemals bei irgend einer von allen ſeinen Frauen, ohne Unterſchied, geweſen war, und noch verliebter in die ſchöne Sklavin als Tags zuvor. Er gab dies auch deutlich zu erkennen: denn er beſchloß, ſich einzig und allein ihr zu widmen, und führte dieſen Entſchluß aus. Noch am ſelben Tage entließ er alle ſeine andern Frauen mit den reichen Kleidern, den Juwelen und Edelſteinen, die ſie zu ihrem Gebrauche hatten, und ſchenkte jeder eine anſehnliche Summe Geldes neßt der Erlaubniß, nach Gefallen zu heirathen; nur einige ältere Frauen wurden zur Bedienung der ſchönen Sklavin zurückbehalten. Ein ganzes Jahr hindurch machte ſie ihm nicht die Freude, ein einziges Wort mit ihm zu ſprechen: gleichwohl hörte er nicht auf, ſich mit allen erdenklichen Gefälligkeiten um ſie zu bemühen und ihr die unzweideutigſten Beweiſe der heftigſten Leidenschaft zu geben.

Das Jahr war verfloſſen, und eines Tags ſaß der König bei ſeiner Schönen und betheuerte ihr, daß ſeine Liebe nicht nur nicht abnehme, ſondern ſogar mit jedem Tage ſtärker werde. „Königin meines Herzens!“ ſagte er zu ihr, „ich kann zwar nicht errathen, was du davon denkſt, aber dennoch iſt es wahr, und ich ſchwöre es dir, daß ich mir nichts mehr wünſche, ſeit ich das Glück habe, dich zu beſitzen. Wenn ich dich ſehe und dir tauſendmal ſagen kann, daß ich dich liebe, ſo achte ich mein Königreich, ſo groß es iſt, für geringer als ein Sonnenſtäubchen. Ich verlange nicht, daß du meinen bloßen Worten glauben ſollſt, aber du kannſt nicht daran zweifeln, nachdem ich die große Anzahl Frauen, die ich in meinem Palaſte hatte, deiner Schönheit zum Opfer gebracht habe. Du erinnerſt dich gewiß noch, daß ich vor einem Jahre Alle entließ, und ich bereue es in dem Augenblick, da ich dies ſage, ſo wenig, als da ich ſie zum letzten Mal ſah; auch werde ich es niemals bereuen. Nichts würde zu meinem Glück, zu meiner Zufriedenheit und zu meiner Freude fehlen, wenn du mir nur mit einem einzigen Worte ſagteſt, daß du mir einigen Dank dafür wiſſeſt. Aber wie kannſt du es ſagen, wenn du ſtumm biſt? Ach, ich fürchte nur zu ſehr, daß dies wahr iſt! Und warum ſoll ich es nicht fürchten, nachdem ich dich ein ganzes Jahr lang alle Tage tauſendmal gebeten habe, mit mir zu ſprechen, und du ein Stillſchweigen beobachteſt, das mich ſo tief betrübt? Wenn es unmöglich iſt, daß du mir dieſe Freude gewähreſt,

so gebe der Himmel wenigstens, daß du mir einen Sohn schenkest, der mein Nachfolger werde. Ich fühle mit jedem Tage mehr, daß ich alt bin, und jetzt schon bedürfte ich desselben, daß er mir die schwere Last meiner Krone tragen helfe. Noch einmal komme ich auf meinen heißen Wunsch zurück, dich sprechen zu hören: eine innere Stimme sagt mir, daß du nicht stumm bist. Ich beschwöre dich, Theuerste meines Herzens! brich endlich dieses lange hartnäckige Stillschweigen; nur ein einziges Wort von dir, so will ich gerne sterben.“



Bei diesen Worten fing die schöne Sklavin, die den König nach ihrer Gewohnheit mit niedergeschlagenen Augen angehört hatte, und von der er bereits glaubte, daß sie nicht nur stumm sey, sondern auch in ihrem Leben noch nie gelacht habe, an zu lächeln; der König von Persien that einen Freudenschrei, als er diese überraschende Bemerkung machte, und da er nicht zweifelte, daß sie sprechen wolle, so erwartete er diesen Augenblick mit unbegreiflicher Spannung und Ungeduld.

Die schöne Sklavin brach endlich das lange Stillschweigen und redete also: „Großer König! ich habe dir so viel zu sagen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll. Doch halte ich es für meine Pflicht, dir vor Allem für all die Gnade und Ehre zu danken, womit du mich überhäuft hast, und den Himmel zu bitten, daß er dir Heil und Segen verleihe, daß er die bösen Anschläge deiner Feinde vernichte und dich nicht sterben lasse, nachdem du mich sprechen gehört hast, sondern dir ein langes Leben schenke.

Sodann, Herr, kann ich dir kein größeres Vergnügen machen, als durch die Ankündigung, daß ich schwanger bin: ich wünsche mit dir, daß ich es mit einem Sohne seyn möge. Aber, Herr!" fügte sie hinzu, „ohne meine Schwangerschaft (und ich bitte dich, König! meine Aufrichtigkeit nicht übel zu deuten) war ich entschlossen, dich niemals zu lieben und auf immer in meinem Stillschweigen zu beharren. Jetzt aber liebe ich dich, wie meine Pflicht erfordert.“

Der König von Persien war außer sich vor Freude, die schöne Sklavin sprechen zu hören und eine so angenehme Nachricht aus ihrem Munde zu vernehmen. Er umarmte sie zärtlich und rief: „Nicht meiner Augen! eine größere Freude hätte mir nicht werden können, als die, womit du mich jetzt erfüllst. Du hast mit mir gesprochen und mir deine Schwangerschaft angekündigt! Ich fühle mich überfellig, denn ich hatte Beides nicht mehr erwartet.“

Mehr vermochte der König von Persien in seinem Wonnerausch nicht zu sprechen. Er verließ die schöne Sklavin, aber auf eine Art, die seine baldige Rückkehr erwarten ließ; da er den Gegenstand seiner Freude allgemein bekannt machen wollte, so setzte er seine Beamten davon in Kenntniß und ließ seinen Großvezier rufen. Diesem gab er sogleich Befehl, als Danksgagung gegen Gott hunderttausend Goldstücke an diejenigen Diener seiner Religion, die das Gellübde der Armuth gethan, an die milden Stiftungen und an die Armen zu vertheilen, und sein Wille wurde auf die Anordnung des Ministers vollzogen.

Nach Ertheilung dieses Befehls kam der König von Persien wieder zu der schönen Sklavin. „Theures Weib,“ sagte er zu ihr, „verzeih', daß ich dich so schnell verlassen habe, allein du hast selbst dazu Veranlassung gegeben; doch erlaube, daß ich ein andermal mehr davon sage; mich verlangt sehr, weit wichtigere Dinge von dir zu vernehmen. Sag' mir doch, geliebte Seele, welche gewichtige Gründe dich bewegen konnten, während du ein ganzes Jahr lang täglich mich sahst, mich reden hörtest, mit mir aßest und mit mir schliefest, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit nicht nur den Mund nicht zu öffnen, um mit mir zu sprechen, sondern auch mir nicht einmal zu verstehen zu geben, daß du meine Worte sehr gut begriffen habest. Es geht dies über den Bereich meiner Einsicht, und ich begreife nicht, wie du dir solche Gewalt anthun konntest; deine Gründe mußten wohl ganz außerordentlicher Natur seyn.“

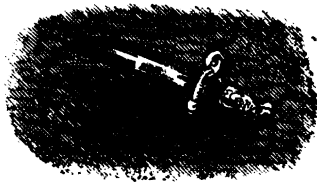
Um die Neugierde des Königs von Persien zu befriedigen, antwortete das schöne Mädchen also: „Herr, Sklavin zu seyn, entfernt vom Vaterlande, ohne Hoffnung jemals dahin zurückzukommen, das Herz zerwühlt vom Schmerze, mich auf immer von

meiner Mutter, meinem Vater, meinen Verwandten und Bekannten getrennt zu sehen, sind das nicht Gründe genug, ein Stillschweigen zu beobachten, das dir so befremdlich vorkommt? Die Liebe zum Vaterlande ist nicht minder natürlich, als die Liebe zu den Eltern, und der Verlust der Freiheit ist für Jeden unerträglich, der nicht so ganz allen gesunden Verstand verloren hat, daß er ihren hohen Werth nicht erkennen sollte. Wohl kann der Leib dem Gebot eines Herrn unterworfen seyn, der Macht und Gewalt in den Händen hat, aber der Wille läßt sich nicht meistern, er bleibt immer sein eigener Herr. Du hast an meiner Person ein Beispiel davon gesehen. Wenig fehlte, so hätte ich es gemacht, wie so viele unglückliche Männer und Frauen, die aus Liebe zur Freiheit den traurigen Entschluß ausführen, sich selbst auf tausendfache Arten den Tod zu geben, kraft einer Freiheit, die ihnen nicht entrißen werden kann."

"Theures Weib," erwiderte der König von Persien, "ich bin überzeugt von dem, was du mir sagst; aber es hat mir bisher immer geschienen, eine schöne, wohlgebildete, verständige und geistvolle Frau wie du, meine Liebe, die ihr schlimmes Geschick einmal zur Sklavin bestimmt hat, sollte sich glücklich schätzen, einen König zum Herrn zu erhalten."

"Herr," antwortete die schöne Sklavin, "ich wiederhole, was ich eben gesagt habe: ein König kann den Willen nicht meistern, wenn man auch tausendmal Sklave ist. Da du aber von einer Sklavin sprichst, die im Stande ist, einem König zu gefallen und seine Liebe zu gewinnen, so will ich gern glauben, daß diese Sklavin auch in ihrem Unglück sich glücklich schätzen kann, wenn sie einem unverhältnißmäßig niedrigeren Stande angehört. Was ist dies aber auch für ein Glück! Sie kann nie aufhören, sich als Sklavin zu betrachten, die den Armen ihres Vaters und ihrer Mutter, ja vielleicht auch eines Geliebten, entrißen ist, den sie ihr Leben lang lieben wird. Wenn aber diese Sklavin dem König, der sie an sich gebracht, in keiner Beziehung nachsteht, dann, großer König, beurtheile selbst die Härte ihres Geschicks, ihr Elend, ihre Betrübniß, ihren Schmerz und wessen sie fähig ist!"

Scheherzad bemerkte den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht erzählte sie weiter:





Der König von Persien verwunderte sich höchlich über diese Rede und rief: „Wie, meine Geliebteste, ist's möglich, was du mir zu verstehen gibst, daß du aus königlichem Blute stammst? Ich bitte dich, erkläre dich näher und spanne mich nicht länger auf die Folter. Sage mir, wer ist der glückliche Vater und die glückliche Mutter eines solchen Wunders der Schönheit, wer sind deine Brüder, deine Schwestern, deine Verwandten? Vor Allem aber nenne mir deinen Namen.“

„Herr,“ sagte die schöne Sklavin, „mein Name ist Gülzare¹ vom Meer; mein Vater, der nicht mehr lebt, war einer der mächtigsten Könige des Meeres und hinterließ sein Königreich meinem Bruder, Namens Saleh,² der Königin meiner Mutter, und mir. Meine Mutter ist ebenfalls Prinzessin, die Tochter eines andern sehr mächtigen Meerkönigs. Wir lebten in unserm Reiche ruhig und in tiefem Frieden, als plötzlich ein auf unser Glück neidischer Feind mit gewaltigem Kriegsvolk unsere Staaten überfiel, bis zur Hauptstadt vordrang und sich ihrer bemächtigte, so daß wir kaum Zeit hatten, uns mit einigen treuen Offizieren, die uns nicht verließen, an einen unbezwinglichen und unzugänglichen Ort zu retten.“

¹ Gülzare bedeutet im Persischen Rose oder Blüthe des Granatenbaums.

² Saleh bedeutet im Arabischen gut.



„In diesem Zufluchtsort sann mein Bruder unaufhörlich auf Mittel, den ungerechten Besitzer unserer Staaten wieder zu vertreiben, und während dieser Zeit nahm er mich eines Tages bei Seite und sagte zu mir: Liebe Schwester, der Erfolg der geringsten Unternehmung ist immer höchst ungewiß; ich kann bei derjenigen, durch die ich uns die Rückkehr in unsere Staaten wieder zu verschaffen hoffe, erliegen, aber mein eigenes Unglück würde mich dabei weniger bekümmert machen, als das, welches dich treffen könnte. Um diesem nun zuvorzukommen und dich davor zu behüten, möchte ich dich gerne vorher vermählen. Aber bei dem schlimmen Stande unserer Angelegenheiten sehe ich keine Möglichkeit, dich mit irgend einem unserer Meeresfürsten zu verbinden. Es wäre mir daher sehr lieb, wenn du auf meinen Vorschlag eingehen möchtest, einen Fürsten des Landes zu heirathen. Ich bin bereit, Alles für diesen Zweck aufzubieten, und bei deiner Schönheit bin ich fest überzeugt, daß Jeder, wenn er auch noch so ächtig ist, es für ein Glück halten würde, seine Krone mit dir theilen zu dürfen.

„Ueber diese Worte meines Bruders gerieth ich in großen Zorn: Bruder, sagte ich zu ihm, ich stamme von Seiten meines Vaters und meiner Mutter so gut als du von Königen und Königinnen des Meeres ab, ohne eine Verbindung mit den Königen und Königinnen des Landes. Ich will so wenig als sie eine Mißheirath schließen, und

habe dies in meinem Innern geschworen, sobald ich Verstand genug hatte, den Adel und das Alter unsers Hauses einzusehen. Unser gegenwärtiges Unglück wird mich nicht bestimmen, meinen Entschluß zu ändern, und wenn du bei der Ausführung deines Planes umkommen solltest, so bin ich bereit, lieber mit dir zu sterben, als einen Rath zu befolgen, den ich nicht von dir erwartet hätte.

„Mein Bruder, dem sehr viel an dieser Heirath gelegen war, die meinem Geschmac gar nicht behagte, stellte mir vor, daß es Landkönige gebe, die den Königen des Meeres in Nichts nachstehen. Ich wurde darüber so aufgebracht, daß ich mir harte Reden von ihm zuzog, die mich auf's empfindlichste verletzten. Er verließ mich eben so unzufrieden mit mir, als ich mit ihm war. In meinem Aerger schwang ich mich aus der Tiefe des Meeres und begab mich nach der Mondinsel.

„Ob schon der verdrießliche Umstand, der mich auf diese Insel geführt hatte, mir immer noch im Innern wurmte, so lebte ich dort doch ziemlich zufrieden und hielt mich in abgelegenen Orten auf, wo ich ungestört war. Gleichwohl konnten meine Vorsichtsmaßregeln nicht verhindern, daß ein Mann von einigem Rang mich mit seinen Leuten im Schlafe überfiel und in sein Haus führte. Er bezeugte mir viele Liebe



und gab sich alle Mühe, mich zur Erwiderung derselben zu überreden. Als er sah, daß er mit Güte nichts gewann, glaubte er mit Gewalt eher zu seinem Ziele zu gelangen,

allein er mußte mir seine Unverschämtheit so schwer bereuen, daß er mich zu verkaufen beschloß und mich wirklich an den Kaufmann verhandelte, der mich zu dir gebracht hat. Es war dies ein verständiger, sanfter und freundlicher Mann, und auf der ganzen langen Reise, die ich mit ihm machte, kann ich sein Betragen gegen mich nur loben.

„Was nun dich betrifft, großer König,“ fuhr die Prinzessin Gülzare fort, „so verhehle ich dir nicht, daß ich nicht bei dir geblieben wäre, wenn du nicht all diese Aufmerksamkeiten für mich gehabt hättest, wofür ich dir dankbar bin, wenn du mir nicht so viele Beweise ganz unzweifelhafter und aufrichtiger Liebe gegeben und nicht sogleich alle deine Frauen fortgeschickt hättest. Ich hätte mich durch dieses Fenster hier, an welchem du mich zum ersten Male anredetest, in's Meer gestürzt und meinen Bruder, meine Mutter und meine Verwandten wieder aufgesucht. Ich wäre bei diesem Entschlusse geblieben und hätte ihn auch ausgeführt, wenn ich nach einiger Zeit die Hoffnung verloren hätte, schwanger zu werden. In meinem gegenwärtigen Zustande aber würde ich mich wohl hüten, es zu thun: denn was ich auch zu meiner Mutter und meinem Bruder sagen könnte, sie würden mir nie glauben wollen, daß ich die Sklavin eines so großen Königs, wie du, gewesen sey, und nimmermehr würden sie mir den Fehltritt verzeihen, den ich wissentlich gegen meine Ehre begangen hätte. Deshalb, Herr, mag ich nun eines Prinzen oder einer Prinzessin genesen, so wird dies Kind ein Pfand seyn, das mich verpflichtet, mich nie wieder von dir zu trennen: ich hoffe aber auch, daß du mich nicht mehr als Sklavin, sondern als eine Prinzessin behandeln wirst, die der Verbindung mit dir nicht unwürdig ist.“

So schloß die Prinzessin Gülzare ihre Erzählung, worin sie dem König von Persien sich zu erkennen gab. „Bezaubernde, anbetungswürdige Prinzessin!“ rief jetzt der Monarch, „welche Wunder vernehme ich! Welch reicher Stoff für meine Neugierde, dich über so unerhörte Dinge zu befragen! Vor Allem aber muß ich dir für die Güte und die Geduld danken, womit du die Aufrichtigkeit und Beständigkeit meiner Liebe geprüft hast. Ich glaubte nicht inniger lieben zu können, als ich dich liebte; aber seit ich weiß, daß du eine so hohe Prinzessin bist, liebe ich dich noch tausendmal mehr. Was sage ich, Prinzessin! Meine Geliebteste, du bist es nicht mehr, du bist meine Königin und Königin von Persien, wie ich der König bin: dieser Name soll sogleich von einem Ende meines Reichs zum andern widerklingen. Gleich morgen, Geliebte, soll er unter noch nie gesehenen Festlichkeiten in meiner Hauptstadt bekannt gemacht werden, woraus man erschen soll, daß du die Königin und meine rechtmäßige Gemahlin bist.“

Es wäre dies schon längst geschehen, wenn du mich früher aus meinem Irthum gezogen hättest; denn vom ersten Augenblick an, wo ich dich sah, habe ich dieselbe Gesinnung gehegt, wie jetzt, nämlich, dich ewig und nur dich allein zu lieben.

„Indessen, bis ich meinen liebsten Wunsch ganz erfülle und dir zukommen lasse, was dir gebührt, bitte ich dich, Geliebteste, mich ausführlicher über diese mir unbekanntem Staaten und Völker des Meeres zu unterrichten. Ich habe wohl von Meeremenschem sprechen gehört, aber ich hielt die Geschichten, die man mir von ihnen erzählte, für Märchen und Fabeln. Gleichwohl sind sie nach dem, was du mir sagtest, so wahr als etwas von der Welt, und ein sicherer Beweis ist mir deine Person, da du selbst daher stammst und mich gewürdigt hast, meine Gemahlin zu seyn: ein Vorzug, dessen sich kein anderer Bewohner des Landes rühmen kann, als ich. Nur Eines macht mir Bedenken und ich bitte dich darüber um Aufklärung: ich kann nämlich nicht begreifen, wie ihr im Wasser leben, euch regen und bewegen könnet, ohne zu ertrinken. Es gibt zwar bei uns auch Leute, welche die Kunst verstehen, unter dem Wasser zu bleiben; allein sie würden sterben, wenn sie nicht nach Verlauf einer gewissen Zeit, je nach ihrer Geschicklichkeit und ihrer Kraft, wieder auftauchten.“

„Herr,“ antwortete die Königin Gülnare, „mit großem Vergnügen befriedige ich deine Neugierde. Wir wandeln in der Tiefe des Meeres, wie ihr auf dem Lande, und athmen im Wasser, wie man in der Luft athmet. Es erstickt uns nicht, wie es euch erstickt, sondern trägt vielmehr zu unserm Leben bei. Sehr merkwürdig ist, daß es unsere Kleider nicht naß macht, und wenn wir an's Land kommen, haben wir nicht nöthig, sie zu trocknen. Unsere gewöhnliche Sprache ist dieselbe, in welcher die auf dem Siegelring des großen Propheten Salomo, des Sohnes Davids, eingegrabene Inschrift abgefaßt ist.

„Ich darf nicht vergessen, daß das Wasser uns auch nicht hindert, im Meere zu sehen; wir können darin die Augen offen behalten, ohne die mindeste Unbequemlichkeit zu verspüren. Da wir vortreffliche Augen haben, so können wir, ungeachtet der Tiefe des Meeres, darin so deutlich sehen, wie man auf dem Lande sieht. Ebenso bei Nacht: der Mond leuchtet uns, und die Planeten und Sterne sind uns nicht verborgen. Ich habe bereits von unsern Königreichen gesprochen: da das Meer weit geräumiger ist, als das Land, so hat es auch deren weit mehrere und größere. Sie sind in Provinzen abgetheilt und jede Provinz hat mehrere große und sehr bevölkerte Städte. Kurz, es gibt hier wie auf dem Lande eine unendliche Menge Völkerschaften, die an Sitten und Gewohnheiten von einander verschieden sind.

„Die Paläste der Könige und Fürsten sind prachtvoll und großartig: es gibt deren von verschiedenartigem Marmor, von Bergkry stall, wovon das Meer Ueberfluß hat, von Perlmutter, von Korallen und anderen noch kostbareren Stoffen. Gold, Silber und alle Arten von Edelsteinen finden sich hier in weit größerer Fülle, als auf dem Lande. Ich schweige von den Perlen; die größten, die man auf dem Lande kennt, beachtet man bei uns gar nicht; nur Mädchen und Weiber vom niedrigsten Stande schmücken sich damit.

„Da wir in unserm Reiche eine wunderbare, ja unglaubliche Geschwindigkeit haben, kraft der wir uns in weniger als Nichts an jeden Ort, wohin wir wollen, versetzen können, so bedürfen wir weder Wagen noch Reitzzeug. Gleichwohl gibt es keinen König, der nicht seine Marställe und Stutereien von Meerpferden hätte; allein sie bedienen sich derselben in der Regel nur zum Vergnügen bei Festen und öffentlichen Lustbarkeiten. Die einen, nachdem sie die Thiere wohl abgerichtet haben, gefallen sich darin, sie zu reiten und ihre Geschicklichkeit im Wettrennen zu zeigen. Andere spannen sie an Wagen



von Perlmutter, die mit tausenderlei Muschelwerk von den mannigfaltigsten und lebhaftesten Farben geschmückt sind. Diese Wagen sind offen und haben einen Thron, worauf die Könige sitzen, wenn sie sich ihren Unterthanen zeigen. Sie sind selbst geschickt,

sie zu lenken, und bedürfen keines Rutschers. Mit Stillschweigen übergehe ich,“ setzte die Königin Gülnare hinzu, „eine unendliche Menge anderer sehr merkwürdigen Eigenheiten der Meerländer, woran du dich gewiß ergöhen würdest; aber erlaube, großer König! daß ich dich ein andermal mit mehr Muße davon unterhalte, um jetzt von etwas Anderem zu sprechen, das von größerer Wichtigkeit ist. Ich muß dir nämlich sagen, Herr, daß die Entbindung der Meerfrauen von der Entbindung der Landfrauen verschieden ist, und ich habe Grund, zu fürchten, die Hebammen dieses Landes könnten mich nicht gut entbinden. Da diese Sache nun für dich eben so wichtig ist, wie für mich, so halte ich es mit deiner Genehmigung für rathsam, zur Sicherung meiner Niederkunft die Königin, meine Mutter, sammt meinen Mühmen kommen zu lassen, zugleich aber auch den König, meinen Bruder, mit dem ich mich gerne wieder ausöhnen möchte. Sie werden hoch erfreut seyn, mich wieder zu sehen, sobald sie meine Geschichte vernommen und gehört haben werden, daß ich die Gemahlin des mächtigen Perser-Königs bin. Ich bitte dich, Herr, es mir zu erlauben; sie werden sich auch freuen, dir ihre Ehrfurcht zu bezeigen, und ihre Gesellschaft wird dir ganz gewiß Vergnügen machen.“

„Geliebtes Weib!“ erwiderte der König von Persien, „du hast nur zu gebieten: thu’ was dir gefällt; ich werde mich bemühen, sie mit allen gebührenden Ehren zu empfangen. Doch möchte ich wohl wissen, auf welche Weise du ihnen deinen Wunsch kund thun willst, und wann sie etwa kommen werden, damit ich Vorbereitungen zu ihrem Empfang treffen lasse und ihnen selbst entgegen gehe.“ — „Herr,“ versetzte die Königin Gülnare, „es bedarf dieser Umstände nicht: sie werden in einem Augenblicke hier seyn, und du sollst sehen, auf welche Weise sie ankommen: tritt nur in dieses kleine Gemach und blicke durch das Gitterfenster.“

Schehersad hielt hier inne und fuhr in der folgenden Nacht fort:



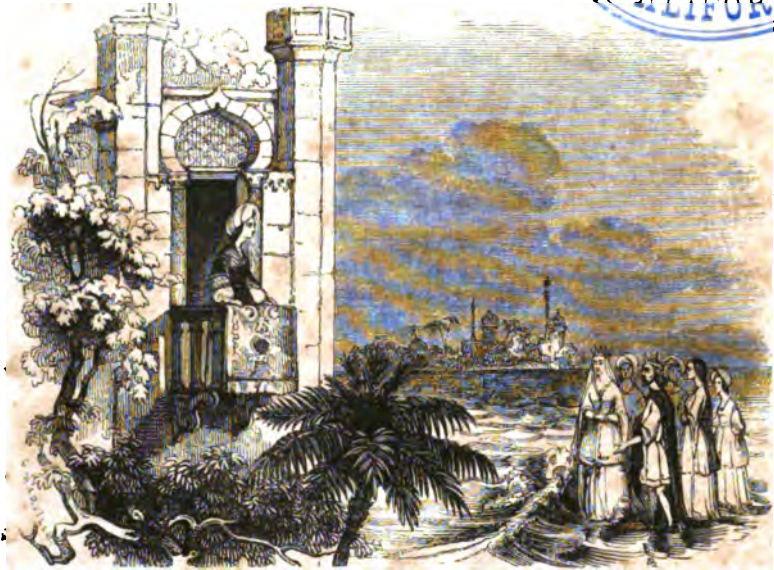


Fünfhundert und vierte Nacht.

Als der König von Persien in das Gemach getreten war, ließ sich die Königin Gülzare durch eine ihrer Frauen ein Rauchfaß mit Feuer bringen und hieß dann die Frau wieder hinaus gehen und die Thüre verschließen. Da sie nun allein war, nahm sie ein Stückchen Aloeholz aus einer Kapsel, legte es in das Rauchfaß, und sobald sie den Rauch aufsteigen sah, sprach sie einige für den König von Persien, der all ihr Thun mit großer Aufmerksamkeit beobachtete, unverständliche Worte aus, und noch hatte sie nicht geendigt, als das Wasser des Meeres unruhig wurde. Das Gemach, worin sich der König befand, war so gelegen, daß er dies durch das Gitterfenster gewahrte, indem er nach dem Meere hinaus blickte.

Endlich that sich das Meer in einiger Entfernung auf, und alsbald flog ein stattlicher, schön gewachsener junger Mann mit meergrünem Schnurrbart hervor. Eine schon bejahrte Frau von königlichem Ansehen tauchte etwas hinter ihm ebenfalls auf und mit ihr fünf Fräulein, die der Königin Gülzare an Schönheit nicht nachstanden.

Die Königin Gülzare trat sogleich an eines der Fenster und erkannte den König, ihren Bruder, die Königin, ihre Mutter, und ihre Mühnen, von denen allen



ſie ebenfalls erkannt wurde. Die Geſellſchaft ſchwebte auf der Oberfläche des Waſſers einher, ohne ſichtlich zu ſchreiten, und als ſie alle am Ufer waren, ſchwangen ſie ſich leicht eins nach dem andern zu dem Fenſter hinein, wo die Königin Gülnare erſchien, aber wieder zurückgetreten war, um ihnen Platz zu machen. Der König Saleh, die Königin Mutter und die Muhmen umarmten ſie mit großer Zärtlichkeit und mit thranenden Augen, ſo wie ſie nach einander hereinkamen.

Als die Königin Gülnare ſie mit allen möglichen Ehren empfangen und auf dem Sopha Platz nehmen laſſen, nahm die Königin Mutter das Wort: „Meine Tochter,“ ſagte ſie, „ich bin ſehr erfreut, dich nach ſo langer Abweſenheit wieder zu ſehen, und ich darf überzeugt ſeyn, daß dein Bruder und deine Muhmen ſich eben ſo herzlich darüber freuen, wie ich. Deine Entfernung, von der du Niemand ein Wort ſagteſt, hat uns in unbeſchreibliche Betrübniß verſetzt, und wir können dir nicht ſagen, wie viel Thränen wir darüber vergoſſen haben. Wir wiſſen nichts weiter von der Urſache, die dich zu einem ſo befremdlichen Schritte verleitet haben kann, als was uns dein Bruder von ſeiner Unterredung mit dir mitgetheilt hat. Der Rath, den er dir gab, hatte ihm in unſern damaligen Umſtänden vortheilhaft für deine Wohlfahrt geſchienen. Du brauchteſt darüber nicht ſo unwillig zu werden, wenn er dir nicht gefiel, und du wirſt mir erlauben, dir zu ſagen, daß du die Sache ganz anders genommen haſt, als du hätteſt ſollen. Aber ſchweigen wir von einer Sache, die den Schmerz und Verdruß nur erneuern würde, den du bei uns vergeſſen ſollſt, und erzähle uns jetzt, wie es dir

seit der langen Zeit unserer Trennung ergangen ist, und in welcher Lage du dich nunmehr befindest: vor Allem aber sage uns, ob du glücklich bist."

Die Königin Gülnare warf sich sogleich ihrer Mutter zu Füßen, und nachdem sie wieder aufgestanden war und ihr die Hand geküßt hatte, antwortete sie: „Ich gestehe es, Mutter, daß ich einen großen Fehler begangen habe, und nur deiner Güte verdanke ich die Verzeihung, deren du mich würdigst. Was ich euch jetzt euerm Wunsche gemäß zu erzählen habe, ist ein Beweis, daß es sehr oft vergeblich ist, sich gegen gewisse Dinge zu sträuben. Ich habe an mir selbst die Erfahrung gemacht, daß mich das Schicksal wider meinen Willen gerade dahin geführt hat, vor was ich die größte Abneigung hatte.“ Hierauf erzählte sie, wie es ihr ergangen war, seitdem sie sich aus Troz aus der Meerestiefe emporgeschwungen und auf's Land begeben hatte. Sie schloß mit der Bemerkung, daß sie an den König von Persien verkauft worden sey, bei dem sie sich nun befinde. „Liebe Schwester,“ sagte darauf der König, ihr Bruder, zu ihr, „es ist sehr unrecht von dir, daß du so viel Unwürdiges erduldet hast, und du kannst nur dich selbst anklagen. Es stand in deiner Macht, dich zu befreien, und ich muß mich wundern über deine Geduld, womit du es so lange in der Sklaverei ausgehalten hast. Erhebe dich aus dieser Niedrigkeit und kehre mit uns in unser Reich zurück, das ich dem stolzen Feinde, der sich desselben bemächtigte, wieder abgenommen habe.“

Als der König von Persien im Nebengemach diese Worte hörte, ward er darüber äußerst unruhig. „Ach!“ sprach er bei sich selbst, „ich bin verloren und mein Tod ist gewiß, wenn meine Königin, wenn meine Gülnare auf diesen unseligen Rath hört. Ich kann nicht mehr ohne sie leben, und man will sie mir entreißen!“

Die Königin Gülnare ließ ihn nicht lange in dieser Angst. „Lieber Bruder!“ erwiderte sie lächelnd, „was ich da von dir höre, läßt mich deutlicher als jemals erkennen, wie aufrichtig deine Freundschaft gegen mich ist. Damals war mir dein Rath, einen Fürsten vom Lande zu heirathen, unerträglich; gegenwärtig aber fehlt wenig, daß ich nicht über deinen heutigen Rath zornig werde, meine Verbindung mit dem mächtigsten und berühmtesten aller Fürsten des Landes aufzugeben. Ich spreche nicht vom Verhältniße einer Sklavin zu ihrem Herrn: es wäre uns ein Leichtes, ihm die zehntausend Goldstücke zurückzugeben, die ich ihn gekostet habe. Nein, ich spreche von der Verpflichtung einer Frau gegen ihren Gemahl, und zwar einer Frau, die nicht die mindeste Ursache hat, mit ihm unzufrieden zu seyn. Er ist ein frommer, weiser, gemäßigter Fürst, und hat mir die unzweideutigsten Beweise seiner Liebe gegeben. Was

hätte ich mehr von ihm verlangen können, als daß er gleich in den ersten Tagen, da ich bei ihm war, seine vielen Frauen sammt und sonders verabschiedete, um sich einzig und allein mir zu widmen? Ich bin seine Gemahlin: er hat mich zur Königin von Persien erklärt und mir an seinem Rathe Theil gegeben. Ueberdies bin ich schwanger, und wenn ich das Glück habe, durch Gottes Gnade ihm einen Sohn zu schenken, so ist dies ein neues unzerreißbares Band, das mich auf ewig an ihn fesselt.

„Also, mein Bruder,“ fuhr die Königin Gülnare fort, „kann ich unmöglich deinen Rath befolgen; im Gegentheil siehst du, daß diese Rücksichten mich nicht nur bestimmen müssen, den König von Persien eben so zu lieben, wie er mich liebt, sondern auch mein ganzes Leben lang bei ihm zu bleiben, und zwar mehr aus Dankbarkeit, als aus Pflichtgefühl. Ich hoffe, daß weder meine Mutter, noch du und meine lieben Ruhmen diesen Entschluß mißbilligen werden, und eben so wenig die Verbindung, die ich eingegangen, ohne sie gesucht zu haben, zumal da sie für die Fürsten des Meeres und des Landes gleich ehrenvoll ist. Entschuldigt, daß ich euch aus den Tiefen des Meeres hierher bemüht habe, um euch dieses mitzutheilen und das Glück zu genießen, euch nach so langer Trennung wieder zu sehen.“

„Liebe Schwester,“ sagte hierauf der König Saleh, „ich habe dir den Vorschlag, mit uns zurückzukehren, auf die Erzählung deiner unglücklichen Schicksale hin gemacht, die ich nicht ohne Schmerz anhören konnte; er sollte dir nur beweisen, wie sehr wir alle dich lieben, wie hoch insbesondere ich dich ehre, und daß uns nichts wichtiger ist, als was zu deinem Glücke beitragen kann. Aus denselben Gründen kann ich für meine Person einen so vernünftigen und deiner so würdigen Entschluß nur gut heißen, nach dem, was du uns von der Person deines Gemahls, des Königs von Persien, und deinen großen Verpflichtungen gegen ihn erzählt hast. Was die Königin, deine und meine Mutter, betrifft, so bin ich überzeugt, daß sie derselben Ansicht ist.“

Die Fürstin bestätigte wirklich die Voraussetzung ihres königlichen Sohnes. „Meine Tochter,“ sagte sie zur Königin Gülnare, „ich bin hoch erfreut, daß du mit deinem Schicksal zufrieden bist, und habe zu dem, was dein Bruder, der König, gesagt hat, nichts weiter hinzuzufügen. Ich wäre die Erste, die dich tadelte, wenn du einem Fürsten, der dich so leidenschaftlich liebt und so Großes für dich gethan hat, nicht alle ihm schuldige Dankbarkeit erzeigtest.“

So schmerzlich dem König von Persien, der immer noch im Nebengemach harrete, die Befürchtung gewesen war, seine Gülnare zu verlieren, so groß war jetzt seine Freude, als er sie entschlossen sah, ihn nicht zu verlassen. Da er nach einer so

bestimmten Erklärung nicht mehr an ihrer Liebe zweifeln konnte, so liebte er sie noch tausendmal mehr und gelobte in seinem Innern, ihr auf jede nur mögliche Art seine Erkenntlichkeit dafür zu zeigen.

Während der König von Persien mit unbeschreiblichem Vergnügen sich auf diese Art unterhielt, hatte die Königin Gulnare in die Hände geklatscht und den alsbald eingetretenen Slavinnen Befehl gegeben, einen Imbiß vorzusetzen. Als aufgetragen war, lud sie die Königin, ihre Mutter, den König, ihren Bruder, und ihre Muthmen ein, herbeizukommen und zu essen. Aber alle hatten denselben Gedanken, daß sie sich



nämlich, ohne um die Erlaubniß gebeten zu haben, im Palaste eines mächtigen Königs befanden, der sie nie gesehen hatte und nicht kannte, und daß es eine große Unhöflichkeit wäre, ohne ihn an seinem Tische zu essen. Die Röthe stieg ihnen darüber in's Gesicht und sie waren so aufgereggt, daß ihnen Flammen aus Nase und Mund entfuhrn, und ihre Augen funkelten.

Der König von Persien gerieth in unsäglichem Schrecken über dieses Schauspiel, auf das er nicht gefaßt war, und dessen Ursache er nicht wußte. Die Königin

Glänare, die sogleich das Wahre errieth und die Absicht ihrer Verwandten begriff, stand von ihrem Sitze auf und sagte ihnen, sie werde sogleich zurück kommen. Sie ging in das Gemach, wo sie den König durch ihre Gegenwart beruhigte. „Herr!“ sagte sie zu ihm, „ich zweifle nicht, daß du mit dem Zeugnisse, das ich so eben von meinen großen Verpflichtungen gegen dich abgelegt, wohl zufrieden bist. Es stand vollkommen in meiner Macht, ihren Wunsch zu erfüllen und mit ihnen in unsere Staaten zurückzukehren; aber ich bin nicht fähig einer Undankbarkeit, für die ich mich selbst zuerst verdammen würde.“ — „Ach, meine Königin!“ rief der Monarch, „sprich nicht von Verpflichtungen, die du gegen mich habest; davon kann nimmermehr die Rede seyn. Ich selbst bin dir so sehr verpflichtet, daß ich meinen Dank nie genugsam werde beweisen können. Ich hatte nicht geglaubt, daß du mich so liebtest, wie ich jetzt sehe, und wie du mir so eben auf die glänzendste Art bewiesen hast.“ — „Wie? Herr!“ erwiderte die Königin Glänare, „hätte ich weniger thun können, als ich gethan habe? Ich habe immer noch nicht genug gethan nach all den Ehren, die mir zu Theil geworden sind, nach den vielen Wohlthaten, womit du mich überhäuft, und nach diesen unendlichen Beweisen von Liebe, für die ich unmöglich unempfindlich seyn kann.“

„Aber, Herr!“ setzte die Königin Glänare hinzu, „lassen wir dies, damit du dich jetzt von der aufrichtigen Freundschaft überzeugest, mit welcher die Königin, meine Mutter, und der König, mein Bruder, dich verehren. Sie brennen vor Verlangen, dich zu sehen und es dir selbst zu versichern. Beinahe hätten sie Streit mit mir angefangen, weil ich ihnen einen Imbiß vorsehen wollte, ohne ihnen vorher diese Ehre verschafft zu haben. Deswegen, mein Herr und König! bitte ich dich, hereinzutreten und sie mit deiner Gegenwart zu beehren.“

„Geliebte meines Herzens,“ antwortete der König von Persien, „es würde mir ein großes Vergnügen machen, Leute, die dir so nahe angehören, zu begrüßen: aber die Flammen, die ich ihnen aus Nase und Mund fahren sah, machen mir Angst.“ — „Herr,“ erwiderte die Königin lachend, „diese Flammen müssen dich nicht im Geringsten beunruhigen: sie bedeuten bloß, daß sie durchaus nicht von deinem Eigenthum und in deinem Palaste essen wollen, wenn du sie nicht mit deiner Gegenwart beehrst und mit ihnen issest.“

Da bemerkte Scheherzad den Tag und hörte auf zu erzählen; in der folgenden Nacht fuhr sie fort:



Fünfhundert und fünfte Nacht.

Durch diese Worte beruhigt stand der König von Persien von seinem Sitze auf und trat mit der Königin Gulnare in das Gemach. Die junge Königin stellte ihm die Königin ihre Mutter, den König ihren Bruder und ihre Mühmen vor, die sich alsbald mit dem Angesicht zur Erde warfen. Der König von Persien ging schnell auf sie zu, nöthigte sie, aufzustehen, und umarmte Alle nacheinander. Nachdem sich die ganze Gesellschaft gesetzt hatte, nahm der König Saleh das Wort und sprach zu dem König von Persien also: „Herr, wir können dir nicht genug unsere Freude darüber bezeigen, daß die Königin Gulnare, meine Schwester, in ihrem Mißgeschick das Glück gehabt hat, den Schuß eines so mächtigen Monarchen zu finden. Wir können dir versichern, daß sie des hohen Ranges nicht unwürdig ist, zu welchem du die Gnade hattest sie zu erheben. Wir haben sie immer so hochgeschätzt und so zärtlich geliebt, daß wir uns nicht entschließen konnten, sie einem jener mächtigen Fürsten des Meeres zu geben, die schon vor der Zeit ihrer Mannbarkeit um ihre Hand freiten. Der Himmel hat sie für dich

aufbewahrt, Herr, und wir können ihm nicht besser für die ihr erwiesene Gunst danken, als wenn wir ihn bitten, daß er dir die Gnade gewähre, noch lange Jahre mit ihr im Schooße des Glücks zu leben.“

„Es muß wohl so seyn,“ versetzte der König von Persien, „daß der Himmel sie für mich aufbewahrt hat. Wahrhaftig, die glühende Leidenschaft, womit ich sie liebe, bringt mich zur Einsicht, daß ich noch nie etwas geliebt hatte, eh' ich sie sah. Ich kann der Königin, ihrer Mutter, dir, o König, und deinen Verwandten nicht genug Dank sagen für die Großmuth, womit Ihr mir die so ehrenvolle Aufnahme in Eure Familie bewilligt.“ Nach diesen Worten lud er sie ein, sich zu Tische zu setzen, und setzte sich ebenfalls mit der Königin Gülnare zu ihnen. Nach dem Mahle unterhielt sich der König von Persien mit ihnen bis in die tiefe Nacht, und als es Zeit war, schlafen zu gehen, führte er sie selbst nach den Zimmern, die er für sie in Bereitschaft hatte setzen lassen.

Der König von Persien beehrte seine erlauchten Gäste mit ununterbrochenen Festen, bei denen er nichts vergaß, was seine Größe und Herrlichkeit in ein glänzendes Licht stellen konnte, und so brachte er sie allmählig dahin, daß sie sich entschlossen, bis zur Niederkunft der Königin an seinem Hofe zu bleiben. Als diese ihre Stunde nahe sah, gab er Befehl, für Alles zu sorgen, dessen sie in ihren Umständen bedürfen konnte. Endlich kam sie nieder, und brachte einen Sohn zur Welt, zur großen Freude der Königin, ihrer Mutter, welche sie entband und das Kind sogleich dem König brachte, sobald ihm die ersten prächtigen Windeln angelegt waren.

Der König von Persien empfing dieses Geschenk mit einer Freude, die sich leichter denken als beschreiben läßt. Da das Gesicht des kleinen Prinzen, seines Sohnes, voll war und strahlend von Schönheit, so glaubte er ihm keinen passendern Namen geben zu können, als Beder. ¹ Um dem Himmel zu danken, ließ er unter die Armen große Almosen austheilen, schenkte allen Gefangenen, so wie sämtlichen Sklaven und Sklavinnen die Freiheit, und bestimmte ansehnliche Summen für die Geistlichen und frommen Orden seiner Religion. Auch der Hof und das Volk wurde reichlich bedacht, und in der ganzen Stadt ließ er mehrtägige Freudenfeste ansagen.

Eines Tages, als die Königin Gülnare von ihrem Wochenbett wieder aufgestanden war und der König von Persien, die Königin Gülnare, die Königin, ihre Mutter, der König Saleh, ihr Bruder, und die Prinzessinnen, ihre Verwandten, sich mit

¹ Im Arabischen Bollmond.

einander im Zimmer der Königin unterhielten, trat die Amme mit dem kleinen Prinzen Beder auf dem Arme herein. Der König Saleh stand sogleich auf, lief auf den kleinen Prinzen zu, nahm ihn der Amme vom Arm und fing an, ihn mit großer Zärtlichkeit zu küssen und zu herzen. Er ging mit ihm mehrere Male im Zimmer umher, indem er ihn spielend auf seinen Armen wiegte; auf einmal aber schwang er sich in freudigem Entzücken zu einem offenen Fenster hinaus und tauchte mit dem Prinzen in's Meer hinab.



Der König von Persien, der sich dieses Schauspiels nicht versah, stieß ein entsetzliches Geschrei aus, denn er glaubte, er werde den Prinzen, seinen theuern Sohn, nie oder doch nur todt wiedersehen. Wenig fehlte, so hätte er, übermannt von Betrübniß, Schmerz und Thränen, den Geist aufgegeben. „Herr,“ sagte die Königin Gülzare zu ihm, mit einer Zuversichtlichkeit in Miene und Ton, die ihn wieder beruhigen mußte, „du hast nichts zu fürchten. Der kleine Prinz ist so gut mein Sohn, wie der deinige, und ich liebe ihn nicht minder als du ihn liebst; doch siehst du, daß ich seinetwegen keineswegs unruhig bin, und es ist auch wirklich keine Ursache dazu vorhanden. Wahrlich, er ist durchaus nicht in Gefahr, und du wirst bald den König, seinen Oheim, wieder erscheinen und ihn gesund und unverfehrt wieder bringen sehen.“

Ob schon er aus deinem Blute entsprossen ist, so gehört er doch nicht minder mir an und hat dadurch den Vorzug geerbt, daß er, wie wir, ebensogut im Wasser, als auf dem Lande leben kann. Die Königin Mutter und die Prinzessinnen, ihre Ruhmen, bestätigten dies, allein sie vermochten ihn doch nicht von seiner Furcht ganz zu heilen: es war ihm unmöglich, davon zurückzukommen, solange er den Prinzen Beder nicht vor seinen Augen sah.

Endlich wurde das Meer unruhig, und bald sah man den König Saleh mit dem kleinen Prinzen auf dem Arme emporsteigen, durch die Luft schweben und sich zu demselben Fenster, durch welches er entschwunden war, wieder hereinschwingen. Der König von Persien war außer sich vor Freude, und verwunderte sich höchlich, als er den Prinzen Beder so ruhig wieder sah, wie vor seinem Verschwinden. Der König Saleh fragte ihn: „Herr, hast du große Angst gehabt, als du mich mit dem Prinzen, meinem Neffen, in's Meer tauchen sahst?“ — „Ach, König,“ antwortete der Beherrscher von Persien, „ich kann es dir nicht ausdrücken: ich hielt ihn für verloren, und du hast mir das Leben wieder geschenkt, indem du ihn zurückbrachtest.“ — „Herr,“ versetzte der König Saleh, „ich habe es wohl gedacht; allein es war nicht das Geringste zu fürchten. Ehe ich hinabtauchte, hatte ich die geheimnißvollen Worte, die auf dem Siegelring des großen Königs Salomo, des Sohnes Davids, eingegraben waren, über ihn ausgesprochen. Wir thun dies bei allen Kindern, die bei uns in den Ländern auf dem Grunde des Meeres geboren werden, und kraft dieser Worte erhalten sie dasselbe Vorrecht, das wir vor allen Bewohnern des Landes haben. Aus dem, was du eben gesehen hast, kannst du ermessen, welchen Vortheil der Prinz Beder durch seine Geburt von Seiten der Königin Gülnare, meiner Schwester, empfangen hat. So lange er lebt, und so oft es ihm beliebt, steht es ihm frei, in's Meer hinabzutauchen und die unermesslichen Reiche zu durchwandern, welche sein Schooß verschließt.“

Nach diesen Worten öffnete der König Saleh, der den kleinen Beder bereits wieder seiner Amme übergeben, ein Kästchen, das er während der kurzen Zeit seines Verschwindens in seinem Palaste geholt hatte. Es enthielt dreihundert Diamanten, so groß wie Taubeneier, ebensoviele Rubinen von außerordentlicher Größe, die gleiche Anzahl Smaragde von der Länge eines halben Fußes und dreißig Schnüre oder Halsbänder von Perlen, jedes von zehn Stück. „Herr,“ sprach er zu dem König von Persien, indem er ihm dieses Kästchen als Geschenk überreichte, „als wir von der Königin, meiner Schwester, gerufen wurden, wußten wir nicht, in welcher Gegend der Erde sie war, und daß sie die Ehre hat, die Gemahlin eines so großen Monarchen zu

sey; dies ist der Grund, warum wir mit leeren Händen gekommen sind. Da wir dir aber nun nicht genug danken können, so ersuchen wir dich, dieses geringe Zeichen unserer Erkenntlichkeit anzunehmen, das kaum in Betracht kommen kann, gegenüber von der außerordentlichen Güte, die du ihr erwiesen hast, und an der wir nicht minder Theil nehmen, als sie selbst.“

Es läßt sich nicht beschreiben, wie groß die Ueberraschung des Königs von Persien war, als er so viele Reichthümer in einem so engen Raum eingeschlossen sah. „Wie,



mein Fürst!“ rief er, „dieses Geschenk von unschätzbarem Werthe nennst du ein geringes Zeichen deiner Erkenntlichkeit, während du mir doch gar nichts schuldig bist? Ich erkläre euch noch einmal, daß ihr Alle keine Verpflichtungen gegen mich habet, weder die Königin, deine Mutter, noch du; ich schätze mich übergücklich über eure Einwilligung zu der Verbindung, die ich mit euch eingegangen habe. Geliebteste,“ sagte er hierauf zur Königin Gülnare, „der König, dein Bruder, beschämt mich auf eine Art, daß ich mich kaum fassen kann, und ich würde ihn um die Erlaubniß bitten, sein Geschenk abzulehnen, wenn ich nicht fürchtete, ihn dadurch zu beleidigen: deswegen bitte du ihn, daß er mir erlasse, es anzunehmen.“

„Herr,“ entgegnete der König Saleh, „ich wundere mich nicht, daß du dieses Geschenk außerordentlich findest: ich weiß, daß man auf dem Lande nicht gewohnt ist, Edelsteine von dieser Güte und in so großer Menge beisammen zu sehen. Aber wenn du wüßtest, daß ich die Gruben kenne, aus denen man sie schöpft, und daß es in meiner Macht steht, einen weit reichern Schatz aus ihnen zu sammeln, als Alles, was die Schatzkammern der Landkönige enthalten, so würdest du erstaunen, daß wir die Kühnheit gehabt haben, dir ein so armseliges Geschenk zu machen. Wir bitten dich auch, es nicht nach seinem Werthe, sondern nach der aufrichtigen Freundschaft zu schätzen, mit der wir es dir bieten, und uns nicht durch eine abschlägige Antwort zu beleidigen.“ Auf solche Höflichkeiten konnte der König von Persien nicht umhin es anzunehmen, unter großen Dankfagungen gegen den Geber, so wie gegen die Königin Mutter.

Einige Tage darauf erklärte der König Saleh dem König von Persien, daß die Königin, seine Mutter, die Prinzessinnen, seine Mühmen, und er selbst kein größeres Vergnügen kennen würden, als ihr ganzes Leben an seinem Hofe zuzubringen, daß sie aber in Betracht ihrer langen Abwesenheit aus ihrem Reiche, wo ihre Gegenwart nothwendig sey, ihn um die Erlaubniß bitten müssen, sich von ihm und der Königin Gülnare zu verabschieden. Der König von Persien antwortete ihnen, es thue ihm sehr leid, daß es nicht in seiner Macht stehe, ihnen dieselbe Höflichkeit zu erweisen und sie in ihrem Reiche zu besuchen; „da ich aber,“ setzte er hinzu, „überzeugt bin, daß ihr die Königin Gülnare nicht vergessen und sie von Zeit zu Zeit besuchen werdet, so hoffe ich, noch öfter die Ehre zu haben, euch zu sehen.“

Beim Abschiede wurden von beiden Seiten viele Thränen vergossen. Der König Saleh schied zuerst; aber die Königin Mutter und die Prinzessinnen mußten sich, um ihm zu folgen, beinahe mit Gewalt aus den Umarmungen der Königin Gülnare losreißen, die sich nicht entschließen konnte, sie ziehen zu lassen. Als die königliche Gesellschaft entschwunden war, konnte sich der König von Persien nicht enthalten, zur Königin Gülnare zu sagen; „Geliebtes Weib, ich würde es als einen Versuch, meine Leichtgläubigkeit zu mißbrauchen, angesehen haben, wenn Jemand sich unterfangen hätte, mir alle die Wunderdinge als Wahrheit auszugeben, deren Zeuge ich seit dem Augenblick gewesen bin, da deine erlauchte Familie meinen Palast mit ihrer Gegenwart beehrte. Aber ich kann meine Augen nicht Lügen strafen; ich werde mein Leben lang daran denken, und nie aufhören, dem Himmel zu danken, daß er dich mir vor allen andern Fürsten zugehacht hat.“

Der kleine Prinz Beder wurde im Palaste gesäugt und aufgezogen unter den Augen des Königs und der Königin von Persien, die ihn mit großem Vergnügen wachsen und an Schönheit zunehmen sahen. Noch weit größere Freude machte er ihnen, als er älter wurde, durch seine unaufhörliche Munterkeit, seinen Anstand in Allem, was er that, und die Kennzeichen seines richtigen und lebhaften Verstandes in Allem, was er sagte; und diese Freude war ihnen um so genußreicher, als der König Saleh, sein Oheim, die Königin, seine Großmutter, und die Prinzessinnen, seine Mühmen, oft kamen, um daran Theil zu nehmen. Es kostete keine Mühe, ihn lesen und schreiben zu lehren, und mit derselben Leichtigkeit wurde er in all die Wissenschaften eingeführt, die einem Prinzen von seinem Range ziemten.

Da bemerkte die Sultanin Schehersad den Anbruch des Tages und schwieg. In der nächsten Nacht aber fuhr sie in ihrer Erzählung also fort:





Fünfhundert und sechste Nacht.

Als der Prinz von Persien sein fünfzehntes Jahr erreicht hatte, übertraf er seine Lehrmeister bereits in allen Übungen unendlich an Geschicklichkeit und Anmuth. Damit verband er eine bewundernswürdige Einsicht und Klugheit. Der König von Persien, der an ihm beinahe von seiner Geburt an diese einem Fürsten so nothwendigen Tugenden erkannte, der ihn fortwährend sich darin bestärken sah und zugleich die Schwäche seines Alters mit jedem Tage mehr fühlte, wollte ihn noch vor seinem Tode in den Besitz seines Reiches setzen. Er erhielt ohne Mühe die Einwilligung seines Staatsraths, und seine Völker vernahmen diesen Entschluß mit um so größerer Freude, als der Prinz Veder würdig war, sie zu beherrschen. In der That hatten sie, da er sich schon längere Zeit öffentlich zeigte, alle Muße gehabt, zu bemerken, daß er nicht das verächtliche, stolze und zurückstoßende Wesen hatte, das den meisten andern Prinzen eigen ist, die mit unausstehlichem Hochmuth und Verachtung auf Alles herabblicken, was unter ihnen steht.

Sie wußten im Gegentheil, daß er alle Leute mit einer Freundlichkeit ansah, welche einlud, sich ihm zu nähern, daß er huldvoll Alle anhörte, die mit ihm zu sprechen hatten, daß er ihnen mit einem ganz eigenthümlichen Wohlwollen antwortete, und Niemand etwas abschlug, wenn seine Bitte nur halbwegs statthaft war.

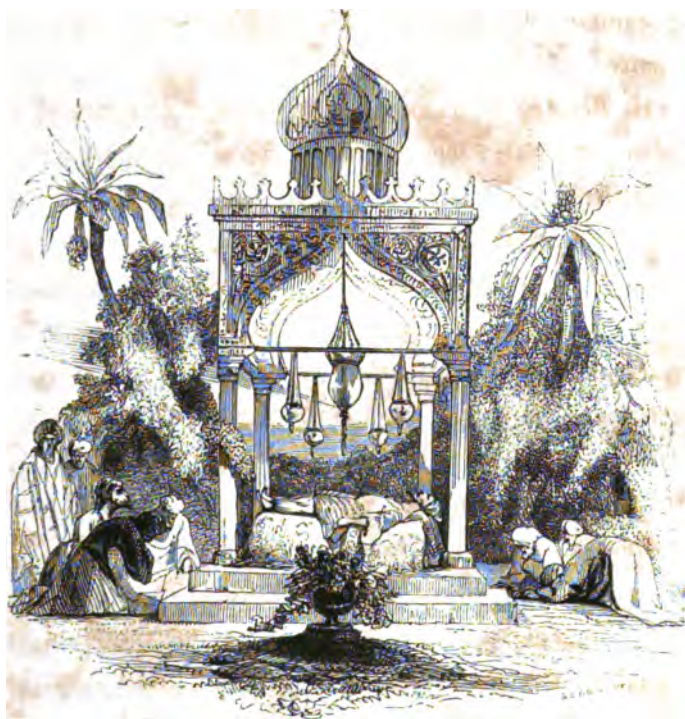
Der Tag der Festlichkeit wurde festgesetzt, und an diesem Tage stieg der König von Persien, der sich anfangs auf den Thron gesetzt hatte, in der Mitte seines zahlreicher als gewöhnlich versammelten Reichsrathes, vom Throne herab, nahm die Krone von seinem Haupte und setzte sie auf das Haupt des Prinzen Beder; sodann führte er ihn selbst auf seinen Platz und küßte ihm die Hand zum Zeichen, daß er ihm sein ganzes Ansehen und seine ganze Gewalt übergebe; hierauf setzte er sich unter ihm, im Range der Beziere und Emire.

Als bald traten die Beziere, Emire und alle die ersten Beamten hervor, warfen sich dem neuen König zu Füßen und leisteten ihm den Eid der Treue, ein Jeder nach seinem Range. Nun trug der Großvezier mehrere wichtige Staatsfachen vor, über welche Beder mit einer Weisheit entschied, worüber die ganze Versammlung in Erstaunen gerieth. Hierauf setzte er mehrere der Untreue überwiesene Statthalter ab und übertrug ihre Stellen Anderen, mit einer so richtigen und billigen Beurtheilung, daß er sich den allgemeinen lauten Beifall erwarb, der um so ehrenvoller war, als die Schmeichelei keinen Theil daran hatte. Endlich verließ er den Staatsrath und begab sich in Begleitung seines königlichen Vaters nach der Wohnung der Königin Gülnare. Diese erblickte ihn nicht sobald mit der Krone auf dem Haupt, als sie auf ihn zulief, ihn mit großer Zärtlichkeit umarmte und ihm lange Dauer seiner Regierung wünschte.

Im ersten Jahre seiner Regierung versah der König Beder alle seine Geschäfte mit großer Emsigkeit. Vor allen Dingen unterrichtete er sich sorgfältig über den Stand der Staatsangelegenheiten und über Alles, was zum Glück seiner Unterthanen beitragen konnte. Im folgenden Jahre übertrug er mit Genehmigung des alten Königs, seines Vaters, die Verwaltung der Geschäfte seinem Staatsrathe und verließ die Hauptstadt unter dem Vorwand einer Jagdbelustigung: er that es aber nur, um alle Provinzen seines Reichs zu durchreisen, Mißbräuche abzustellen, allenthalben Ordnung und Zucht einzuführen, und indem er sich an den Grenzen zeigte, den übelwollenden benachbarten Fürsten die Lust zu benehmen, etwas gegen die Sicherheit und Ruhe seiner Staaten zu beginnen.

Der junge König brauchte nicht weniger als ein ganzes Jahr, um diesen seiner so würdigen Vorsatz auszuführen. Bald nach seiner Rückkehr wurde der König, sein

Vater, so gefährlich krank, daß er sogleich selbst einsah, er werde nicht mehr genesen. Er sah dem letzten Augenblicke seines Lebens mit großer Ruhe entgegen, und seine einzige Sorge war, den Ministern und vornehmen Herren am Hofe seines Sohnes zu empfehlen, daß sie in der ihm geschworenen Treue beharren möchten; auch fand sich kein Einziger, der seinen Eid nicht eben so aufrichtig erneuert hätte, wie er ihn das erste Mal geschworen. Endlich starb er zur herzlichen Betrübniß des Königs Beder und der Königin Gülnare, die seinen Leichnam mit allem seiner Würde gebührenden Pomp in einem prächtigen Grabmale beisetzen ließen.



Nach Beendigung der Leichenseier kam es den König Beder nicht hart an, die persische Sitte zu befolgen, nach welcher man einen ganzen Monat die Todten beweinen muß und während dieser Zeit Niemand sehen darf. Er hätte sein ganzes Leben lang seinen Vater beweint, wenn er nur auf seine tiefe Betrübniß geachtet hätte, und wenn es einem großen König erlaubt wäre, ganz darin zu versinken. In dieser Zwischenzeit kamen die Königin, Gülnare's Mutter, und der König Saleh mit den Prinzessinnen, ihren Ruhmen, und nahmen großen Theil an ihrer Trauer, ehe sie ihnen Trost einsprachen.

Als der Monat um war, konnte der König nicht umhin, seinen Großvezier und alle Großen seines Hofes vorzulassen, die ihn baten, das Trauerkleid abzulegen, sich seinen Unterthanen zu zeigen und die Verwaltung der Staatsgeschäfte wie zuvor wieder zu übernehmen. Er bezeugte so wenig Lust, sie anzuhören, daß der Großvezier sich genöthigt sah, das Wort zu ergreifen und also zu ihm zu sprechen: „Herr, ich brauche dir nicht vorzustellen, daß es nur den Frauen zukommt, hartnäckig in ewiger Trauer zu verharren. Wir zweifeln nicht daran, daß du davon überzeugt bist und nicht die Absicht hast, ihrem Beispiele zu folgen. Weder unsere Thränen noch die deinigen sind im Stande, dem König, deinem Vater, das Leben wiederzugeben, und wenn wir auch unser ganzes Leben lang nicht aufhörten zu weinen. Er ist dem allen Menschen gemeinsamen Gesetze verfallen, welches sie dem unvermeidlichen Tribut des Todes unterwirft. Gleichwohl können wir nicht geradezu sagen, daß er todt sey, da wir ihn in deiner geheiligten Person wiedersehen. Er selbst hat sterbend nicht daran gezweifelt, daß er in dir wieder aufleben müsse; jetzt, großer König, ist es an dir, zu zeigen, daß er sich nicht getäuscht hat.“

Der König Beder konnte so eindringlichen Bitten nicht widerstehen; er legte von Stund an das Trauerkleid ab, nahm das königliche Kleid und den königlichen Schmuck wieder an, und begann mit derselben Aufmerksamkeit wie vor dem Tode seines Vaters für die Bedürfnisse seines Reichs und seiner Unterthanen zu sorgen. Er that dies mit allgemeinem Beifall, und da er genau an den Verordnungen seiner Vorfahren festhielt, so bemerkten die Völker kaum, daß sie einen andern Herrn hatten.

Der König Saleh war mit der Königin, seiner Mutter, und den Prinzessinnen nach seinen Meerstaaten zurückgekehrt, sobald er sah, daß der König Beder die Regierungsgeschäfte wieder übernommen hatte. Nach Verfluß eines Jahres erschien er wieder, aber allein, und der König Beder so wie die Königin Gelnare waren hoch erfreut, ihn wieder zu sehen. Eines Abends, als die Tafel aufgehoben war und man sie allein gelassen hatte, unterhielten sie sich über mancherlei Dinge.

Im Verlauf des Gesprächs kam der König Saleh auf das Lob des Königs, seines Neffen, und bezeugte seiner königlichen Schwester, wie sehr er mit der Weisheit seiner Regierung zufrieden sey, die ihm nicht allein bei den benachbarten Königen, sondern selbst in den entferntesten Reichen so großen Ruhm erworben habe. Der König Beder, der diese Lobpreisungen seiner Person nicht anhören konnte und aus Anstandsgefühl dem König, seinem Oheim, nicht Stillschweigen auferlegen wollte, wandte sich auf die Seite und stellte sich schlafend, indem er den Kopf an ein hinter ihm liegendes Kissen lehnte.



Vom Lobe der ausgezeichneten Aufführung und der in allen Stücken sich beurfundenden geistigen Ueberlegenheit des Königs Beder ging der König Saleh auf das Lob seiner Gestalt über, und sprach davon als von einem Wunder, das weder auf der Erde noch in allen ihm bekannten Reichen unter den Fluten des Meeres Seinesgleichen habe. „Liebe Schwester,“ rief er auf einmal, „er ist so wohl gebildet und so vollkommen ausgewachsen, daß ich mich wundern muß, wie du noch nicht auf den Gedanken gekommen bist, ihn zu vermählen. Wenn ich mich nicht irre, ist er schon zwanzig Jahre alt, und in diesem Alter darf ein Prinz, wie er, nicht mehr ohne Frau seyn. Ich selbst will daran denken, weil du nicht daran denkst, und ihm eine Prinzessin aus unsern Reichen, die seiner würdig ist, zur Gemahlin geben.“

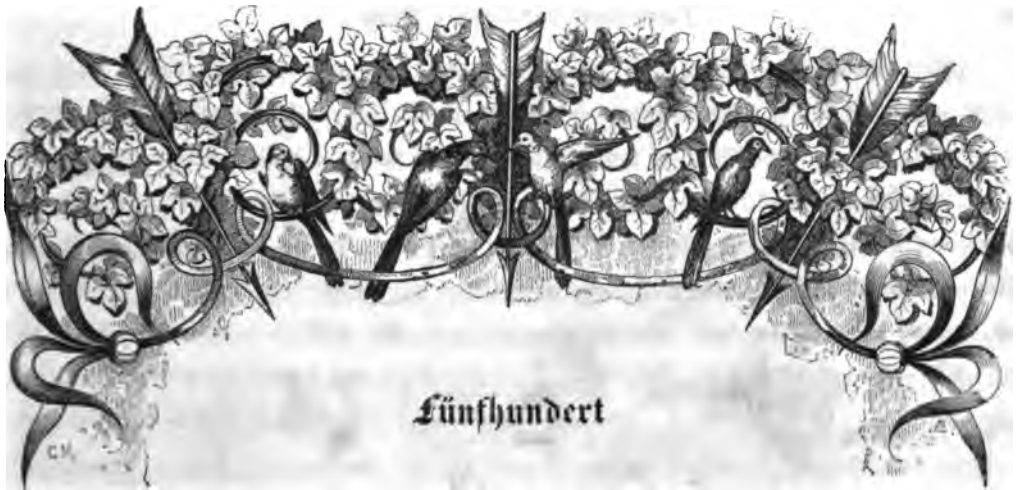
„Bruder,“ erwiderte die Königin Gülzare, „du erinnerst mich an eine Sache, an die ich allerdings bisher nicht im Mindesten gedacht habe. Da er noch keine Neigung zu einer Heirath verrathen hat, so habe ich selbst nicht Acht darauf gehabt, und es ist mir sehr lieb, daß es dir eingefallen ist, mit mir davon zu sprechen. Ich bin ganz damit einverstanden, ihm eine unserer Prinzessinnen zu geben, und bitte dich, mir eine zu nennen; allein sie muß so schön und so vollkommen seyn, daß der König, mein Sohn, gezwungen ist, sie zu lieben.“

„Ich weiß eine solche,“ versetzte der König Saleh, leiser sprechend, „aber ehe ich dir sage, wer sie ist, bitte ich dich, zu sehen, ob der König, mein Neffe, schläft: ich

will dir dann sagen, wozu diese Vorsicht nützen kann.“ Die Königin Gälname drehte sich um, und da sie Beder in der Stellung, von der ich oben erzählt habe, liegen sah, so zweifelte sie nicht daran, daß er fest schlief. Der König Beder aber schlief keineswegs, sondern im Gegentheil verdoppelte er seine Aufmerksamkeit, um kein Wort von dem zu verlernen, was der König, sein Oheim, so Geheimnißvolles zu sagen hätte. „Du brauchst dir keinen Zwang anzuthun,“ sagte die Königin zu ihrem Bruder: „du kannst frei sprechen, ohne Furcht, gehört zu werden.“

Hier bemerkte Schehersab den Anbruch des Tages und hörte auf zu erzählen; in der folgenden Nacht aber begann sie von Neuem:





Fünfhundert

und

siebente Nacht.

„Es ist nicht rathsam,“ fuhr der König Saleh fort, „daß der König, mein Neffe, so bald Kenntniß von dem erlange, was ich dir zu sagen habe. Die Liebe schläpft, wie du weißt, zuweilen durch das Ohr zum Herzen, und es ist nicht nothwendig, daß er Diejenige, die ich dir zu nennen habe, auf diese Art zum Voraus liebe. Denn wahrhaftig, ich sehe große Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, zwar nicht von Seiten der Prinzessin Giauhare¹ und den König von Samandal nennen.“

„Was sagst du, mein Bruder?“ versetzte die Königin Gálnare: „die Prinzessin Giauhare ist noch nicht vermählt? Ich erinnere mich, sie kurz vor meiner Trennung von euch gesehen zu haben; sie war etwa achtzehn Monate alt und schon damals so schön, daß Niemand sie ohne Erstaunen betrachten konnte. Wenn ihre Schönheit seit dieser Zeit immer zugenommen hat, so muß sie gegenwärtig ein Wunder der Welt seyn. Sie ist zwar ein wenig älter als der König, mein Sohn; allein dies darf uns nicht abhalten, alle unsere Kräfte anzustrengen, um ihm eine so vortheilhafte Heirath zu verschaffen. Vor Allem aber nenne mir die Schwierigkeiten, die du dabei findest, damit wir darauf denken, sie zu überwinden.“

¹ Giauhare bedeutet im Arabischen Edelstein.

„Liebe Schwester,“ erwiderte der König Saleh, „sie bestehen darin, daß der König von Samandal unausstehlich eitel ist, und sich über alle andere Könige erhaben dünkt, so daß wenig Aussicht für uns vorhanden ist, mit ihm eine Unterhandlung wegen dieser Verbindung anzuknüpfen. Gleichwohl will ich selbst zu ihm gehen, ihn um die Hand der Prinzessin, seiner Tochter, zu bitten, und wenn er sie uns abschlägt, so wollen wir uns anderswohin wenden, wo wir geneigteres Gehör finden werden. Deshalb also siehst du selbst ein, daß es gut ist, wenn wir den König, meinen Neffen, nichts von unserm Plane wissen lassen, bis wir der Einwilligung des Königs von Samandal versichert sind; denn wie leicht könnte sich die Liebe zur Prinzessin Giauhare seines Herzens bemächtigen, ohne daß wir im Stande wären, ihm zu ihrem Besitze zu verhelfen!“ Sie unterhielten sich noch einige Zeit über denselben Gegenstand, und ehe sie sich trennten, kamen sie darin überein, daß der König Saleh unverzüglich in sein Reich zurückkehren und den König von Samandal um die Prinzessin Giauhare für den König von Persien bitten solle.

Die Königin Gülnare und der König Saleh, die geglaubt hatten, der König Beder schlafe wirklich, weckten ihn auf, als sie das Zimmer verlassen wollten, und der König Beder wußte sich so gut zu verstellen, wie wenn er aus tiefem Schlaf erwacht wäre. In Wahrheit aber hatte er kein Wort von ihrer Unterhaltung verloren, und das Bild, das sie von der Prinzessin Giauhare entworfen, hatte in seinem Herzen eine Leidenschaft angefaßt, welche ihm ganz neu war. Er machte sich eine so reizende Vorstellung von ihrer Schönheit, daß das Verlangen, sie zu besitzen, ihn die ganze Nacht hindurch in eine Unruhe versetzte, die ihn kein Auge zuschließen ließ.

Am andern Morgen wollte sich der König Saleh von der Königin Gülnare und seinem königlichen Neffen verabschieden. Der junge König von Persien, der wohl wußte, daß der König, sein Oheim, nur deshalb so schnell abreisen wollte, um unverzüglich an seinem Glück zu arbeiten, wechselte die Farbe, als er davon hörte. Seine Leidenschaft war so stark, daß es ihm unmöglich war, auf den Anblick ihres Gegenstandes noch so lange zu verzichten, als er zu den Unterhandlungen wegen seiner Vermählung nöthig glaubte. Er faßte also den Entschluß, seinen Oheim zu bitten, daß er ihn mit sich nehmen möchte; da er aber die Königin, seine Mutter, nichts davon wissen lassen wollte und Gelegenheit suchte, ihn unter vier Augen darüber zu sprechen, so nöthigte er ihn, noch da zu bleiben, um am folgenden Tag mit ihm auf die Jagd zu gehen, fest entschlossen, diese Gelegenheit zu benützen und ihm seine Herzensmeinung zu eröffnen.

Die Jagd wurde angesetzt, und der König Beder befand sich mehrmals mit seinem Oheim allein, hatte aber nicht den Muth, den Mund zu öffnen und ihm ein Wort von seinem Anliegen zu sagen. Als in der Hitze der Jagd der König Saleh sich von ihm getrennt hatte und keiner von seinen Offizieren noch seinen übrigen Leuten bei ihm geblieben war, stieg er an einem Bache ab, band sein Pferd an einen Baum am Ufer desselben, der mit einigen andern einen sehr schönen Schatten warf, streckte sich auf den Rasen hin und ließ seinen Thränen freien Lauf, die, mit Seufzern und Schluchzen vermischt, reichlich dahin flossen. So blieb er lange in seine Gedanken versunken, ohne ein einziges Wort hervorzubringen.



Unterdessen war der König Saleh, als er den König, seinen Neffen, nicht mehr sah, in großer Sorge um ihn, fand aber Niemand, der ihm etwas von ihm sagen konnte. Er trennte sich von den übrigen Jägern, um ihn aufzusuchen, und erblickte ihn in der Ferne. Schon Tags zuvor, noch deutlicher aber am heutigen Tage, hatte er die Bemerkung gemacht, daß er nicht seine gewöhnliche Munterkeit zeigte, daß er gegen seine Weise nachdenklich war, und wenn man ihn etwas fragte, nicht schnell oder nicht passend antwortete. Allein er hatte nicht den geringsten Verdacht in Betreff der Ursache dieser Veränderung gehabt. Als er ihn nun aber in dieser Lage sah, zweifelte er nicht mehr daran, er müsse seine Unterredung mit der Königin Gülnare gehört haben und verliebt

seyn. Er stieg in ziemlicher Ferne von ihm ab, und nachdem er sein Pferd an einen Baum gebunden hatte, nahm er einen großen Umweg und trat ganz leise so nahe heran, daß er ihn folgende Worte aussprechen hörte:

„Liebenswürdige Prinzessin des Königreichs Samandal!“ rief er aus, „man hat mir ohne Zweifel nur einen schwachen Umriß von deiner unvergleichlichen Schönheit gemacht. Gewiß bist du noch weit schöner und übertriffst alle Prinzessinnen der Welt, so wie die Sonne den Mond und alle Gestirne sammt und sonders überstrahlt. Ich würde mich auf der Stelle auf den Weg machen, um dir mein Herz anzubieten, wenn ich nur wüßte, wo du zu finden bist, und nie wird es eine andere Prinzessin als du besigen.“

Der König Saleh wollte nichts mehr hören, er trat vor, zeigte sich dem König Beder und sagte zu ihm: „Wie ich sehe, lieber Nefte, hast du gehört, was die Königin, deine Mutter, und ich vorgestern von der Prinzessin Giauhare gesprochen haben. Es war dies nicht unsere Absicht; wir glaubten, du schliefst.“ — „Mein Oheim,“ antwortete der König Beder, „ich habe kein Wort davon verloren und die Wirkung empfunden, die du vorausahst, aber nicht vermeiden konntest. Ich habe dich hauptsächlich deshalb zurückgehalten, um vor deiner Abreise mit dir von meiner Liebe sprechen zu können, aber die Scham, dir meine Schwachheit zu bekennen, wenn es Schwachheit ist, eine so liebenswürdige Prinzessin zu lieben, hat mir den Mund verschlossen. Nun aber bitte ich dich bei deiner Freundschaft für einen Prinzen, der die Ehre hat, so nahe mit dir verwandt zu seyn, habe Mitleid mit mir und laß mich nicht so lange auf den Anblick der göttlichen Giauhare warten, bis du die Einwilligung des Königs, ihres Vaters, zu unserer Vermählung erhalten hast, wenn du nicht lieber willst, daß ich aus Liebe zu ihr sterbe, ehe ich sie gesehen habe.“

Diese Rede des Königs von Persien setzte den König Saleh in große Verlegenheit. Er stellte ihm vor, wie schwer es sey, seinen Wunsch zu erfüllen, indem dies nicht anders geschehen könne, als wenn er ihn mitnähme; überdies sey seine Gegenwart in seinem Reiche nothwendig und von seiner Abwesenheit wäre Alles zu befürchten; deshalb beschwor er ihn, seine Leidenschaft zu mäßigen, bis er die Sache so weit betrieben hätte, daß er ihn befriedigen könne; zugleich versicherte er ihn, er werde Alles so sehr als möglich beschleunigen und in wenigen Tagen zurückkommen, um ihm Bericht abzustatten. Der König von Persien aber hörte nicht auf diese Gründe. „Grausamer Oheim,“ antwortete er, „ich sehe wohl, daß du mich nicht so liebst, wie ich geglaubt hatte, und daß du mich lieber sterben lassen willst, als die erste Bitte gewähren, die ich in meinem Leben an dich gethan habe.“ — „Ich bin bereit, dir zu beweisen,“ versetzte der König

Saleh, „daß es nichts auf der Welt gibt, was ich nicht dir zu Gefallen gern thun würde; aber ich kann dich nicht mit mir nehmen, ohne daß du mit deiner Mutter darüber gesprochen hast. Was würde sie von dir und mir sagen? Wenn sie einwilligt, so will ich es gern thun, und ich selbst will sie mit dir darum bitten.“ — „Du weißt wohl,“ erwiderte der König von Persien, „daß die Königin, meine Mutter, nie zugeben wird, daß ich sie verlasse, und diese Kusstucht ist mir ein neuer Beweis, wie wenig ich dir gelte. Wenn du mich wirklich so liebst, wie du mich überreden willst, so mußt du auf der Stelle in dein Reich zurückkehren und mich mitnehmen.“

Scheherzad bemerkte den Tag und erzählte die folgende Nacht weiter:





Fünfhundert und achte Nacht.

Gedrungen, dem Willen des Königs von Persien nachzugeben, zog der König Saleh von seinem Finger einen Ring, worauf dieselben geheimnißvollen Namen Gottes eingegraben waren, wie auf dem Siegelring Salomo's, der kraft derselben so viele Wunder gethan hatte. Diesen überreichte er ihm mit den Worten: „Nimm diesen Ring, stecke ihn an deinen Finger und fürchte weder die Fluten des Meeres noch seine Tiefe.“ Der König von Persien nahm den Ring, und als er ihn an den Finger gesteckt hatte, sagte der König Saleh weiter zu ihm: „Mach' es wie ich,“ und zu gleicher Zeit erhoben sich beide leicht in die Luft, schwebten dem nahen Meere zu und tauchten darin hinab.

Der Meerkönig brauchte nicht viel Zeit, um mit dem König von Persien, seinem Neffen, in seinen Palast zu kommen, wo er ihn zuerst in's Zimmer der Königin führte und vorstellte. Der König von Persien küßte die Hand der Königin, seiner Großmutter, und die Königin umarmte ihn mit vieler Herzlichkeit und Freude. „Ich frage dich nicht

nach deinem Befinden," sagte sie zu ihm, „ich sehe wohl, daß du gesund bist, und bin darüber sehr erfreut; aber ich bitte dich, sag' an, wie befindet sich die Königin Gülzare, deine Mutter und meine Tochter?" Der König von Persien hütete sich wohl, ihr zu sagen, daß er abgereist sey, ohne Abschied von ihr zu nehmen; im Gegentheil versicherte er, er habe sie im besten Wohlseyn verlassen, und sie habe ihm viele Grüße an sie aufgegeben. Die Königin stellte ihm hierauf die Prinzessinnen vor, und während sie ihm Zeit ließ, sich mit ihnen zu unterhalten, ging sie mit dem König Saleh in ein anderes Zimmer, und dieser erzählte ihr, wie gegen seine Absicht der König von Persien sich in die Prinzessin Giauhare auf das bloße Hörensagen von ihrer Schönheit verliebt habe, wie er ihn nothgedrungen habe mitnehmen müssen, und daß er jetzt auf Mittel sinnen wolle, ihm ihre Hand zu verschaffen.

Obchon der König Saleh an der Leidenschaft des Königs von Persien eigentlich unschuldig war, so wußte ihm gleichwohl die Königin schlechten Dank, daß er so unvorsichtig vor ihm von der Prinzessin Giauhare gesprochen habe. „Deine Unbesonnenheit," sagte sie zu ihm, „ist unverzeihlich. Wie kannst du hoffen, daß der König von Samandal, dessen Gemüthsart dir so wohl bekannt ist, für dich mehr Achtung haben werde, als für so viele andere Könige, denen er seine Tochter mit so höhnischer Verachtung abgeschlagen hat?"

„Frau Mutter," antwortete der König Saleh, „ich habe dir bereits gesagt, daß der König, mein Neffe, wider meine Absicht mit angehört hat, was ich meiner Schwester von der Schönheit der Prinzessin Giauhare erzählte. Der Fehler ist nun einmal gemacht, und wir müssen jetzt nur bedenken, daß er sie leidenschaftlich liebt, und daß er vor Betrübniß und Schmerz sterben wird, wenn wir sie ihm nicht auf die eine oder andere Art verschaffen. Ich darf dabei nichts versäumen, weil ich es bin, der, obwohl unschuldig, das Uebel gestiftet hat, und ich werde Alles, was in meinen Kräften steht, anbieten, um es wieder zu heilen. Ich hoffe, Frau Mutter, du wirst meinen Entschluß billigen, mit einem reichen Geschenke an Edelsteinen selbst zu dem König von Samandal zu gehen und für den König von Persien, deinen Enkel, um die Prinzessin, seine Tochter, zu bitten. Ich habe einige Hoffnung, daß er sie mir nicht abschlagen und die Verbindung mit einem der mächtigsten Monarchen der Erde gern eingehen wird."

„Es wäre zu wünschen," entgegnete die Königin, „daß wir nicht in der Nothwendigkeit wären, diesen Antrag machen zu müssen, bei dem wir keineswegs des erwünschten Erfolgs sicher seyn können; aber da es sich um die Ruhe und das Glück des Königs, meines Enkels, handelt, so gebe ich meine Einwilligung. Vor allen Dingen bitte ich dich, da

du die Denkungsart des Königs von Samandal kennst, sey auf deiner Hut und sprich mit ihm mit aller ihm gebührenden Achtung und auf eine so verbindliche Weise, daß er sich nicht beleidigt fühlen kann."

Die Königin bereitete selbst das Geschenk, setzte es aus Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlenschnüren zusammen und legte es in ein kostbares, äußerst niedliches Kästchen. Am andern Morgen nahm der König Abschied von ihr und dem König von Persien und reiste mit einem zwar nicht zahlreichen, aber auserwählten Gefolge von Offizieren und Dienstmännern ab. Er kam bald im Reiche, in der Hauptstadt und im Palast des Königs von Samandal an, und dieser ertheilte ihm Audienz, sobald er seine Ankunft erfahren hatte. Er erhob sich von seinem Throne, als er ihn eintreten sah, und der König Saleh, der auf einige Augenblicke vergessen wollte, wer er selbst war, warf sich ihm zu Füßen und wünschte ihm Heil und Segen. Der



König von Samandal blickte sich sogleich, um ihn aufzuheben, und nachdem er ihn neben sich hatte Platz nehmen lassen, hieß er ihn willkommen und fragte ihn, ob er ihm mit irgend etwas dienen könne.

„Herr,“ antwortete der König Saleh, „wenn ich auch keine andern Gründe hätte, als einem der mächtigsten Fürsten von der Welt, einem durch seine Weisheit und seine Tapferkeit so ausgezeichneten König meine Ehrfurcht zu bezeigen, so wäre dies immer noch ein schwacher Ausdruck meiner Hochachtung gegen dich. Wenn du auf den Grund

meines Herzens schauen könntest, so würdest du die große Verehrung erkennen, von der es für dich erfüllt ist, und das heiße Verlangen, das ich hege, dir meine Ergebenheit zu bezeigen.“ Mit diesen Worten nahm er das Kästchen einem seiner Leute aus der Hand, öffnete es und überreichte es dem König mit der Bitte, es huldvoll annehmen zu wollen.

„Herr,“ erwiderte der König von Samandal, „du kannst mir kein so bedeutendes Geschenk machen, ohne eine demselben entsprechende Bitte an mich zu haben. Ist es etwas, das von meiner Macht abhängt, so soll es mir ein sehr großes Vergnügen seyn, es dir zu bewilligen. Sprich und sag mir offen, womit ich dich verbinden kann.“

„Es ist wahr, großer König,“ erwiderte der König Saleh, „ich habe dich um eine Gnade anzusprechen und würde mich wohl hüten, dich darum zu bitten, wenn es nicht in deiner Macht stände, sie zu gewähren. Die Sache hängt so ganz allein von dir ab, daß ich jeden Andern vergeblich darum bitten würde. Ich bitte dich daher so inständig, als man nur bitten kann, du mögest sie mir nicht abschlagen.“ — „Wenn dem so ist,“ entgegnete der König von Samandal, „so darfst du mir nur sagen, was du begehrst, und du wirst sehen, wie dienstfertig ich seyn kann, wenn ich es vermag.“ — „Herr,“ sagte hierauf der König Saleh, „nach dem Vertrauen, das du mir auf dein Wohlwollen einzuschößen die Gnade hast, will ich es nicht länger verhehlen, daß ich mit der Bitte komme, du möchtest uns durch die Vermählung der Prinzessin Stauhare, deiner verehrten Tochter, einer Familienverbindung mit dir würdigen und dadurch das gute Einverständniß mit dir befestigen, das beide Reiche schon seit so langer Zeit vereinigt.“

Bei diesen Worten schlug der König von Samandal ein schallendes Gelächter auf und sank auf eine für den König Saleh höchst beleidigende Weise auf das Kissen zurück, woran er den Rücken lehnte. „König Saleh,“ sprach er hierauf in höhnischem Tone zu ihm, „ich hatte dich für einen verständigen, klugen und bedachtsamen Fürsten gehalten: nun aber beweist mir deine Rede, wie sehr ich mich getäuscht habe. Sag’ mir doch, ich bitte dich, wo hattest du deinen Kopf, als du ein solches Hirngespinnst aushecktest, wie das, wovon du eben gesprochen hast? Hast du wirklich den Gedanken fassen können, an die Vermählung mit einer Prinzessin, der Tochter eines so großen und mächtigen Königs, zu denken, wie ich bin? Du hättest zuvor den großen Abstand zwischen mir und dir ermessen und dich nicht in einem Augenblick um die Achtung bringen sollen, die ich vor dir hege.“

Der König Saleh fühlte sich durch diese beleidigende Antwort im Innersten gekränkt und hatte große Mühe, seinen gerechten Zorn zurückzuhalten. Dennoch antwortete er mit aller möglichen Mäßigung also: „Möge dir Gott nach deinem Verdienste vergelten, Herr! nur erlaube mir, daß ich die Ehre habe, dir zu sagen, daß ich deine Prinzessin Tochter nicht für mich zur Ehe verlange. Wenn dem so wäre, so dürftest weder du, noch die Prinzessin sich dadurch beleidigt glauben; im Gegentheil denke ich, sollte es euch Beiden viele Ehre seyn. Du weißt, Herr, daß ich, wie du, einer der Meerkönige bin, daß die Könige, meine Vorfahren, keiner der andern königlichen Familien an Alter nachstehen, und daß das Reich, das ich von ihnen ererbt habe, nicht minder blühend und mächtig ist, als zu ihren Zeiten. Wenn du mich nicht unterbrochen hättest, so würdest du bald vernommen haben, daß ich diese Gnade nicht für mich erbitten wollte, sondern für den jungen König von Persien, meinen Neffen, dessen Macht und Größe so wie seine persönlichen Eigenschaften dir nicht unbekannt seyn können. Alle Welt erkennt an, daß die Prinzessin Giauhare die schönste Jungfrau unter dem Himmel ist, aber nicht minder wahr ist es, daß der junge König von Persien der wohlgebildetste und vollendetste aller Prinzen ist, die sich auf der Erde und in den Königreichen des Meeres befinden: darüber sind alle Stimmen einig. Da also meine Bitte für dich und die Prinzessin Giauhare nur zum großen Ruhme gereichen kann, so darfst du nicht zweifeln, daß deine Einwilligung in eine so angemessene Verbindung allgemeinen Beifall finden werde. Die Prinzessin ist des Königs von Persien würdig, und der König von Persien ist ihrer nicht minder würdig. Es gibt keinen König, noch Prinzen auf der Welt, der ihm dies streitig machen könnte.“

Der König von Samandal hätte den König Saleh nicht so lange sprechen lassen, wenn ihm nicht die Wuth, in die er durch seine Rede versetzt wurde, beinahe die Besinnung geraubt hätte. Er war so außer sich, daß er noch einige Zeit, nachdem Saleh bereits geendigt hatte, kein Wort hervorbringen konnte. Endlich machte er sich mit trotzigem und eines großen Königs unwürdigen Schimpfreden Luft: „Du Hund!“ rief er, „du wagst es, so mit mir zu sprechen und den Namen meiner Tochter vor mir in den Mund zu nehmen! Meinst du, der Sohn deiner Schwester Gálnare könne einen Vergleich mit meiner Tochter aushalten? Wer bist denn du? wer war dein Vater? wer ist deine Schwester und wer ist dein Neffe? War nicht sein Vater ein Hund und der Sohn eines Hundes, wie du? Man ergreife den Unverschämten und schneide ihm den Hals ab!“

Königs von Samandal, der alsbald von den Seinigen verlassen und nun festgenommen wurde. Der König Saleh ließ die nöthige Mannschaft bei ihm, um sich seiner Person zu versichern, und ging dann von Zimmer zu Zimmer, um das der Prinzessin Giauhare aufzufinden; allein die Prinzessin hatte sich auf den ersten Arm sammt den Frauen, die um sie waren, auf die Oberfläche des Meeres empor geschwungen und auf eine öde Insel geflüchtet.

Während dies im Palast des Königs von Samandal vorging, versetzten Diejenigen vom Gefolge des Königs Saleh, die gleich bei der ersten Drohung die Flucht ergriffen hatten, die Königin, seine Mutter, in große Unruhe durch Ankündigung der Gefahr, in der sie ihn verlassen hatten. Der junge König Beder, der bei ihrer Ankunft zugegen war, war darüber um so mehr bestürzt, da er sich als die Ursache des ganzen Unheils ansah, das daraus entstehen konnte. Er hatte nicht Muth genug, den Anblick der Königin, seiner Großmutter, zu ertragen, nachdem er den König Saleh um feinetwillen in solcher Gefahr wußte. Während er sie beschäftigt sah, die Befehle zu ertheilen, die sie unter diesen Umständen für nöthig erachtete, schwang er sich aus der Tiefe des Meeres empor, und da er den Weg nicht wußte, um nach dem Königreich Persien zurückzukehren, so flüchtete er sich auf dieselbe Insel, auf welche die Prinzessin Giauhare sich gerettet hatte.

Ganz außer sich, lagerte er sich am Fuße eines großen Baumes, der von mehreren andern umgeben war. Während er sich hier wieder zu sammeln suchte, hörte er sprechen: er lauschte sogleich; da er aber ein wenig zu weit entfernt war, um etwas von dem Gespräche zu verstehen, so stand er auf, näherte sich leise dem Orte, woher die Stimmen kamen, und erblickte durch das Laub eine Schönheit, von der seine Augen geblendet wurden. „Ohne Zweifel,“ sagte er bei sich selbst, indem er stille stand und sie mit Bewunderung betrachtete, „ohne Zweifel ist dies die Prinzessin Giauhare, die wahrscheinlich aus Angst den Palast des Königs, ihres Vaters, verlassen hat; und wenn sie es nicht ist, so verdient sie doch nicht minder, daß ich sie von ganzem Herzen liebe.“ Er zauderte nicht länger, sondern trat hervor und näherte sich der Prinzessin mit tiefer Ehrerbietung. „Schöne Jungfrau!“ sagte er zu ihr, „ich kann dem Himmel nicht genug danken für die Gnade, die er mir heute erweist, indem er meinen Augen das Schönste vorführt, auf was er niederblickt. Ich kann mir kein größeres Glück wünschen, als die Gelegenheit, dir meine unterthänigsten Dienste anzubieten. Ich bitte dich, edles Fräulein! sie anzunehmen: eine Person, wie du, befände sich nicht in dieser Einöde, wenn sie keiner Hülfe bedürfte.“



„Es ist wahr, Herr!“ erwiderte die Prinzessin Giauhare mit sehr trauriger Miene, „es ist etwas sehr Außerordentliches für eine Frau meines Standes, daß sie sich in einer solchen Lage befindet. Ich bin eine Prinzessin, Tochter des Königs von Samandal, und heiße Giauhare. Ruhig saß ich in seinem Palast und in meinen Gemächern, als ich auf einmal einen entsetzlichen Lärm hörte; man meldete mir sogleich, der König Saleh habe, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, den Palast gestürmt und sich der Person des Königs, meines Vaters, bemächtigt, nachdem er alle diejenigen von seiner Wache, welche ihm Widerstand geleistet, niedergemacht habe. Ich hatte kaum noch Zeit, mich zu retten und hier einen Zufluchtsort vor seiner Gewaltthätigkeit zu suchen.“

Als der König Beder die Prinzessin so reden hörte, schämte er sich, daß er die Königin, seine Großmutter, so voreilig verlassen hatte, ohne nähere Aufklärung über die eingelaufenen Nachrichten abzuwarten. Auf der andern Seite war er sehr erfreut, daß der König, sein Oheim, sich der Person des Königs von Samandal bemächtigt hatte; denn er zweifelte nicht, der König von Samandal würde ihm die Prinzessin geben, um seine Freiheit wieder zu erlangen.

„Anbetungswürdige Prinzessin!“ sagte er, „dein Schmerz ist sehr gerecht; aber sowohl ihm als der Gefangenschaft des Königs, deines Vaters, läßt sich leicht ein Ende machen. Du wirst mir beistimmen, wenn ich dir sage, daß ich Beder heiße und König von Persien bin, und daß der König Saleh mein Oheim ist. Ich kann dir bestimmt versichern, daß er keineswegs die Absicht hat, sich der Staaten des Königs, deines Vaters, zu bemächtigen; er hat keinen andern Zweck, als mir die Ehre und das Glück zu verschaffen, daß ich sein Eidam werde, indem ich dich aus seiner Hand als Gemahlin empfangen. Ich hatte dir schon auf die bloße Schilderung deiner Schönheit und deiner Reize mein Herz gewidmet, und bereue dies jetzt nicht, sondern bitte dich im Gegentheile, es anzunehmen, und überzeugt zu seyn, daß es immer nur für dich glücken wird. Ich hege die kühne Hoffnung, daß du es nicht ausschlagen und wohl bedenken werdest, daß ein König, der seine Staaten bloß in der Absicht verlassen hat, es dir darzubieten, einige Erkenntlichkeit verdient. Erlaube daher, schöne Prinzessin! daß ich die Ehre habe, dich dem König, meinem Oheim, vorzustellen. Sobald der König, dein Vater, seine Einwilligung zu unserer Vermählung gegeben haben wird, so wird ihn mein Oheim wieder seine Staaten beherrschen lassen, wie zuvor.“

Die Erklärung des Königs Beder brachte nicht die Wirkung hervor, die er erwartet hatte. Zwar hatte er der Prinzessin auf den ersten Anblick nicht mißfallen; seine schöne Gestalt, sein holdseliges Gesicht und der edle Anstand, womit er ihr nahe, hatten sie für ihn eingenommen; als sie aber aus seinem eigenen Munde erfuhr, daß er die Ursache der schlechten Behandlung sey, die der König, ihr Vater, so eben erlitten hatte, des Schmerzes, den sie darüber empfand, der Angst, die ihr für ihre eigene Person eingesagt worden, und der Nothwendigkeit, in die sie sich versetzt sah, die Flucht zu ergreifen, so betrachtete sie ihn als einen Feind, mit dem sie keine Gemeinschaft haben dürfte. So sehr sie auch für ihre Person geneigt seyn mochte, in die von ihm gewünschte Vermählung zu willigen, so bedachte sie doch, einer der Gründe, warum der König, ihr Vater, diese Verbindung verworfen habe, sey der, daß der König Beder von einem Landkönig abstamme, und war entschlossen, sich in diesem Punkte gänzlich seinem Willen zu unterwerfen. Nichtsdestoweniger wollte sie ihn ihren Unmuth nicht merken lassen, sondern sann nur auf ein Mittel, sich geschickt aus den Händen des Königs Beder zu befreien, und indem sie sich stellte, als ob ihr sein Anblick Vergnügen machte, sprach sie mit aller möglichen Höflichkeit zu ihm: „Herr, du bist also der Sohn der Königin Gülzare, die durch ihre ausgezeichnete Schönheit so berühmt ist? Es freut mich sehr, und mit großem Vergnügen erblicke ich in dir einen ihrer so

würdigen Prinzen. Der König, mein Vater, hat sehr unrecht, daß er sich unserer Verbindung so durchaus widersetzt; sobald er dich aber sieht, wird er nicht länger anstehen, uns Beide glücklich zu machen.“ So sprechend, reichte sie ihm die Hand als Zeichen der Freundschaft.

Der König Beder glaubte sich schon auf dem Gipfel seines Glücks; er streckte die Hand aus, und indem er die der Prinzessin ergriff, blühte er sich, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen. Die Prinzessin aber ließ ihm nicht Zeit dazu. „Berwegener!“ sagte sie, indem sie ihn zurückstieß und ihm in Ermangelung an Wasser in's Gesicht spie, „verlaß diese Menschengestalt und fahre in die eines weißen Vogels mit rothem Schnabel und rothen Füßen!“ Sobald sie diese Worte gesprochen hatte, verwandelte sich der König Beder mit eben so viel Verdruß als Erstaunen in einen Vogel von der besagten Gestalt. „Nimm ihn,“ sagte sie sofort zu einer ihrer Frauen, „und trage ihn auf die dürre Insel.“ Diese Insel war nichts als ein abscheulicher Fels, wo es keinen Tropfen Wasser gab.

Hier schloß die Sultanin Schehersad ihre Erzählung, die sie in der kommenden Nacht mit folgenden Worten fortsetzte:





Fünfhundert und neunte Nacht.

Die Frau nahm den Vogel; als sie aber den Befehl der Prinzessin Stauhare ausführen sollte, empfand sie Mitleid mit dem Schicksal des Königs Beder. „Es wäre Schade,“ sprach sie bei sich selbst, „wenn ein des Lebens so würdiger Prinz vor Hunger und Durst verschmachten müßte. Die Prinzessin ist doch sonst so gut und so sanft, vielleicht wird sie, wenn sich ihr heftiger Zorn gelegt hat, diesen grausamen Befehl bereuen: es ist besser, ich trage ihn an einen Ort, wo er angenehmer sterben kann.“ Sie trug ihn also auf eine wohlbevölkerte Insel und ließ ihn auf einem lieblichen Felde, das mit Fruchtbäumen aller Art bepflanzt und von mehreren Bächen durchzogen war.

Aber kehren wir jetzt zum König Saleh zurück. Nachdem er die Prinzessin Stauhare im ganzen Palaste selbst gesucht und hatte suchen lassen, ohne sie zu finden, ließ er den König von Samandal unter guter Bewachung in seinem eigenen Palast einsperren, und als er die nöthigen Befehle zur Verwaltung des Reichs während seiner Abwesenheit gegeben hatte, ging er wieder zur Königin, seiner Mutter, um ihr von Allem Bericht zu erstatten. Gleich bei seiner Ankunft fragte er nach seinem Neffen und erfuhr zu großer Verwunderung und bitterem Verdruß, daß er verschwunden war.

„Man hatte uns,“ sagte die Königin, „die große Gefahr gemeldet, worin du dich im Palaste des Königs von Samandal befindest, und während ich Befehle ertheilte, um dir neue Hülfsmannschaft zu schicken oder dich zu rächen, ist er verschwunden. Ohne Zweifel war er über die Nachricht von deiner Gefahr erschrocken und glaubte, er sey bei uns nicht mehr sicher.“

Diese Nachricht beugte den König Saleh tief; er bereute jetzt seine allzugroße Gefälligkeit, womit er den Wunsch des Königs Beder erfüllt hatte, ohne zuvor mit der Königin Gülnare Rücksprache zu treffen. Er ließ ihn nach allen Seiten suchen; aber soviel er sich auch Mühe geben mochte, man brachte ihm keine Kunde, und an die Stelle der Freude, daß er eine Heirath, die er als sein Werk betrachtete, schon so weit gefördert habe, trat schweres Herzeleid über diesen unerwarteten Zufall. Bis er indeß, seyen es nun gute oder schlimme, Nachrichten von ihm erhielt, ließ er sein Königreich unter der Verwaltung seiner Mutter, und reiste ab, um das des Königs von Samandal zu regieren, den er fortwährend mit großer Vorsicht, obwohl mit allen, seinem Range gebührenden Rücksichten, bewachen ließ.

Am selben Tag, da der König Saleh nach dem Königreich Samandal zurückgereist war, erschien die Königin Gülnare, Mutter des Königs Beder, bei der Königin, ihrer Mutter. Sie hatte sich nicht gewundert, als sie den König, ihren Sohn, am ersten Tage nicht zurückkommen sah, sondern war der Meinung, die Hitze der Jagd werde ihn, was schon oft vorgekommen war, weiter geführt haben, als er sich vorgesetzt. Als sie ihn aber auch am zweiten und dritten Tage nicht zurückkommen sah, so gerieth sie darüber in eine Unruhe, die man leicht nach ihrer Zärtlichkeit ermessen kann. Diese Unruhe ward noch viel größer, als sie von den Offizieren, die ihn begleitet hatten, und nach langem vergeblichen Fahnden auf ihn und den König Saleh, seinen Oheim, wieder umgekehrt waren, erfuhr, es müsse ihnen etwas Widriges begegnet, oder sie müssen an irgend einen Ort gerathen seyn, den sie nicht ausforschen können; man habe zwar ihre Pferde gefunden, aber von ihnen selbst habe man trotz der sorgfältigsten Bemühungen keine Kunde erlangen können. Auf diesen Bericht hin hatte sie sich entschlossen, ihren Kummer geheim zu halten, und sie beauftragt, sogleich wieder umzukehren und neue Nachsuchungen anzustellen. Während dieser Zeit hatte sie ihren Entschluß gefaßt, und nachdem sie ihren Frauen erklärt, sie wolle allein seyn, hatte sie sich, ohne Jemand in ihren Plan einzuweihen, in's Meer gestürzt, um Gewißheit über ihre Vermuthung zu erlangen, daß vielleicht der König Saleh den König von Persien mitgenommen habe.

Die große Königin wäre von der Königin, ihrer Mutter, mit ungemeiner Freude empfangen worden, wenn diese nicht sogleich bei ihrem Anblick die Veranlassung ihres Besuchs errathen hätte. „Meine Tochter,“ sagte sie zu ihr, „ich sehe wohl, daß du nicht kommst, um mich zu besuchen, sondern nur, um dich nach dem König, deinem Sohne, zu erkundigen. Aber Alles, was ich dir von ihm zu sagen weiß, kann deine Betrübniß, so wie die meinige, nur vermehren. Ich war sehr erfreut, als ich ihn mit dem König, seinem Oheim, ankommen sah; aber kaum hatte ich erfahren, daß er ohne dein Wissen abgereist war, als ich auch sogleich den Kummer theilte, den du darüber empfinden mußtest.“ Sofort erzählte sie ihr, mit welchem Eifer der König Saleh selbst abgereist sey, um um die Prinzessin Giauhare zu werben, und Alles, was bis zum Augenblick, da der König Beder verschwand, geschehen war. „Ich habe nach ihm suchen lassen,“ setzte sie hinzu, „und der König, mein Sohn, der so eben wieder abgereist ist, um das Reich Samandal zu regieren, hat sich ebenfalls alle Mühe gegeben. Bis jetzt ist Alles ohne Erfolg geblieben, aber wir müssen hoffen, daß wir ihn wieder sehen werden, wenn wir es am wenigsten vermuthen.“

Die trostlose Gülnare konnte sich damit nicht beruhigen: sie hielt den König, ihren theuern Sohn, für verloren und beweinte ihn bitterlich, indem sie alle Schuld auf ihren Bruder schob. Die Königin, ihre Mutter, stellte ihr vor, daß sie sich nothwendig Zwang anthun müsse, um ihrem Schmerz nicht zu erliegen. „Es ist wahr,“ sagte sie, „der König, dein Bruder, hätte nicht so unvorsichtig mit dir von dieser Heirath sprechen, und in keinem Fall den König, meinen Enkel, hieher bringen sollen, ohne dich zuvor davon zu benachrichtigen. Da es nun aber durchaus noch nicht ausgemacht ist, daß der König von Persien umgekommen seyn soll, so darfst du nichts verabsäumen, um ihm sein Reich zu erhalten. Verliere daher keine Zeit, und kehre nach deiner Hauptstadt zurück; deine Gegenwart ist dort nothwendig, und es wird dir eine Kleinigkeit seyn, Alles in Ordnung zu erhalten, wenn du nur bekannt machen lässest, es habe dem König von Persien gefallen, uns zu besuchen.“

Es bedurfte nicht weniger, als eines so starken Beweggrundes, wie dieser war, um die Königin Gülnare zur Nachgiebigkeit zu vermögen; sie nahm Abschied von der Königin, ihrer Mutter, und war schon wieder im Palaste der Hauptstadt von Persien, bevor Jemand ihre Entfernung bemerkt hatte. Sogleich fertigte sie Boten ab, um die Leute, die sie zur Auffuchung ihres Sohnes abgeschickt hatte, zurückzurufen, und ihnen zu sagen, sie wisse schon, wo er sey, und man werde ihn in Bälde wiedersehen. Sie ließ dies Gerücht in der ganzen Stadt verbreiten, und verwaltete indessen die

Regierungsgefchäfte in Gemeinschaft mit dem ersten Minister und dem Staatsrathe so ruhig, als wenn der König Bed er zugegen gewesen wäre.

Um nun auf den König Bed er zurückzukommen, welchen, wie schon gemeldet, die Frau der Prinzessin Siauhare auf die Insel getragen und dort gelassen hatte, so war dieser Monarch in großer Bestürzung, als er sich allein und in Gestalt eines Vogels sah. Er fühlte sich in diesem Zustande um so unglücklicher, weil er nicht wußte, wo er war, noch in welcher Gegend der Welt das Königreich Persien lag. Und wenn er dies auch gewußt und der Kraft seiner Flügel hinlänglich vertraut hätte, um sich über so viele Meere zu wagen und dorthin zu gelangen, was hätte er dann damit gewonnen? Hätte er nicht immer noch dieselbe Mühe und Schwierigkeit wie jetzt gehabt, wenn er sich für den König von Persien oder auch nur für einen Menschen hätte ausgeben wollen? So war er also gezwungen zu bleiben, wo er war, von derselben Nahrung, wie die Vögel seiner Gattung, zu leben und die Nacht auf einem Baume zuzubringen.

Nach Verlauf einiger Tage kam ein Bauer, der große Gewandtheit im Vogelfellen besaß, an den Ort, wo er war, und hatte eine große Freude, als er einen so schönen Vogel erblickte, von einer Gattung, die ihm noch unbekannt war, obwohl er sich schon lange Jahre mit dem Vogelfange beschäftigt hatte. Er bot alle seine Geschicklichkeit auf und stellte seine Neze so gut, daß er den Vogel wirklich fing. Hoch erfreut über



einen so guten Fang, der ihm, seiner Schätzung nach, der Seltenheit wegen mehr eintragen mußte, als viele andere Vögel, wie er sie gewöhnlich fing, zusammen, setzte er ihn in einen Käfig und trug ihn nach der Stadt. Als er auf den Markt kam, hielt ein Bürger ihn an und fragte, wieviel er für den Vogel verlange?

Statt auf diese Frage zu antworten, fragte der Bauer wiederum den Bürger, was er mit dem Vogel beginnen würde, wenn er ihn gekauft hätte. „Guter Freund,“ erwiderte der Bürger, „was soll ich mit ihm weiters anfangen? ich lasse ihn braten und esse ihn dann.“ — „In diesem Fall,“ versetzte der Bauer, „würdest du wohl glauben, ihn gut bezahlt zu haben, wenn du mir die kleinste Silbermünze für ihn gäbest? Ich halte ihn weit höher und du bekämest ihn nicht, wenn du mir auch ein Goldstück bieten würdest. Ich bin schon alt, aber so lange ich denken kann, habe ich noch nie Seinesgleichen gesehen. Ich will dem König ein Geschenk damit machen; er wird sich besser auf seinen Werth verstehen, als du.“

Ohne sich lange auf dem Markte aufzuhalten, ging der Bauer nach dem Palast und blieb vor der Wohnung des Königs stehen. Der König befand sich eben an einem Fenster, von wo aus er Alles sah, was auf dem Plage vorging. Als er den schönen Vogel erblickte, schickte er einen Offizier der Berschnittenen ab, mit dem Befehl, ihn zu kaufen. Der Offizier kam zu dem Bauersmann und fragte ihn, wie theuer er den Vogel verkaufen wolle. „Wenn es für den König ist,“ antwortete der Bauer, „so bitte ich, daß er mir erlaube, ihm ein Geschenk damit zu machen, und ersuche dich, ihn zu überbringen.“ Der Offizier brachte den Vogel dem König und der König fand ihn so merkwürdig, daß er dem Offizier befahl, dem Bauern zehn Goldstücke zu bringen, mit welchen dieser sehr vergnügt nach Hause ging. Hierauf setzte er den Vogel in einen prächtigen Käfig und gab ihm Körner und Wasser in kostbaren Gefäßen.

Der König, der eben im Begriff war zu Pferde zu steigen, um auf die Jagd zu reiten, so daß er nicht Zeit hatte, den Vogel genau zu betrachten, ließ sich denselben sogleich bringen, als er wieder nach Hause kam. Der Offizier brachte den Käfig, und um den Vogel besser betrachten zu können, öffnete der König selber die Thüre und nahm ihn auf die Hand. In dem er ihn nun mit großer Bewunderung ansah, fragte er den Berschnittenen, ob er ihn habe fressen sehen. „Herr,“ antwortete dieser, „du kannst sehen, daß sein Futtergefäß noch ganz voll ist, und ich habe nicht bemerkt, daß er es berührt hat. Der König befahl, man solle ihm Futter verschiedener Art vorsehen, damit er sich aussuchen könne, was ihm schmecke.

Da bereits der Tisch gedeckt war, so wurde eben aufgetragen, als der König diesen Befehl ertheilte. Kaum aber waren die Schüsseln aufgesetzt, so schlug der Vogel mit den Flügeln, entschlüpfte der Hand des Königs, flog auf den Tisch und fing an das Brod und die andern Speisen anzuspicken, bald in der einen, bald in einer andern Schüssel. Der König war darüber so erstaunt, daß er den Befehlshaber der Verschnittenen zu der Königin schickte, damit sie käme, um dies Wunder zu sehen. Der Offizier erzählte der Königin die Sache mit wenigen Worten und die Königin kam sogleich.



Aber kaum hatte sie den Vogel erblickt, so bedeckte sie ihr Gesicht mit dem Schleier und wollte wieder umkehren. Der König war über diese Handlung um so mehr verwundert, als nur Verschnittene und die Frauen von ihrem Gefolge im Zimmer waren, und fragte, warum sie sich so geberde.

„Herr,“ antwortete die Königin, „du wirst dich nicht mehr darüber wundern, wenn du vernimmst, daß dieser Vogel nicht, wie du wähnst, ein Vogel ist, sondern ein Mann.“ — „Herrin,“ erwiderte der König, noch erstaunter als zuvor, „du willst ohne Zweifel einen Scherz mit mir treiben? wie wirst du mich glauben machen, daß ein Vogel ein Mann sey.“ — „Herr, Gott behüte mich, daß ich mit dir Scherz treiben sollte! Nichts ist wahrer, als was ich die Ehre habe, dir zu sagen, und ich versichere dir, es ist der König von Persien, der Beder heißt, Sohn der berühmten Gülnare, der Prinzessin eines der größten Königreiche des Meeres, Nefte Salehs, des Königs

von diesem Lande, und Enkel der Königin Farasche, ¹ der Mutter Gülnare's und Salehs, und die Prinzessin Giauhare, Tochter des Königs von Samandal, hat ihn so verwandelt." Damit der König nicht länger daran zweifeln konnte, erzählte sie ihm, wie und warum die Prinzessin Giauhare auf diese Art die üble Behandlung gerächt hatte, die der König Saleh ihrem Vater, dem König von Samandal, hatte angedeihen lassen.

Der König ließ sich um so leichter bewegen, Alles zu glauben, was die Königin ihm von dieser Geschichte erzählte, als er wußte, daß sie eine der geschicktesten Zauberinnen war, die jemals auf der Welt gelebt haben, und weil sie ihn, da ihr nichts verborgen blieb, was vorging, von den bösen Absichten seiner Nachbarkönige gegen ihn zu unterrichten pflegte, so daß er ihnen zuvorkommen konnte. Er fühlte Mitleid für den König von Persien und bat die Königin inständig, den Zauber zu brechen, der ihn in diese Gestalt bannte.

Die Königin verstand sich dazu mit großem Vergnügen. „Herr," sagte sie zu dem König, „geruhe mit dem Vogel in dein Gemach zu treten, so will ich dich in wenigen Augenblicken einen König sehen lassen, welcher der Achtung würdig ist, die du für ihn hegst." Der Vogel, der aufgehört hatte zu essen, um auf die Unterredung des Königs und der Königin zu hören, ersparte dem König die Mühe, ihn zu fangen; er flog voran in das Gemach und bald darauf trat die Königin, mit einem Gefäß voll Wasser in der Hand, ebenfalls hinein. Sie sprach einige für den König unverständliche Worte über das Gefäß, bis das Wasser anfang zu sieden; sodann nahm sie schnell einiges davon in die Hand, bespritzte damit den Vogel und sprach: „Durch die Kraft der heiligen und geheimnißvollen Worte, welche ich so eben ausgesprochen habe, und im Namen des Schöpfers des Himmels und der Erde, welcher die Todten wieder auferweckt und das Weltall in seinem Stand erhält, verlaß diese Vogelgestalt und nimm diejenige wieder an, die du von deinem Schöpfer empfangen hast."

Raum hatte die Königin diese Worte gesprochen, als der König statt des Vogels einen stattlichen jungen Prinzen erscheinen sah, dessen edler Anstand und schönes Gesicht ihn bezauberte. Der König Beder warf sich sogleich zu Boden und dankte Gott für die Gnade, die er ihm erzeigt hatte. Alsdann ergriff er, indem er wieder aufstand, die Hand des Königs und küßte sie, um ihm seine innige Erkenntlichkeit auszudrücken; der König aber umarmte ihn mit großer Freude und erklärte ihm, daß es ihm ein

¹ Farasche bedeutet im Arabischen Freude, Ergötzen.



außerordentliches Vergnügen mache, ihn zu sehen. Er wollte auch der Königin danken, allein sie hatte sich bereits nach ihrem Gemach zurückgezogen. Der König hieß ihn mit sich zu Tische sitzen und nach dem Mahle bat er ihn, zu erzählen, wie die Prinzessin Siayahare so unmenschlich habe seyn können, einen so liebenswürdigen Prinzen, wie er, in einen Vogel zu verwandeln. Der König von Persien befriedigte sogleich seine Neugier. Als er geendigt hatte, konnte sich der König, empört über das Betragen der Prinzessin, nicht enthalten, sie zu tadeln. „Es war lobenswerth von der Prinzessin von Samandal,“ sagte er, „daß sie bei der Mißhandlung, die der König, ihr Vater, erlitten hat, nicht gleichgültig blieb; daß sie aber die Rache so weit trieb und zwar gegen einen Prinzen, der nicht daran Schuld war, dies wird sie vor Niemanden verantworten können. Aber lassen wir dies, und sag' mir jetzt, womit ich dir weiter dienen kann.“ — „Herr,“ antwortete, der König. Beder, „meine Verpflichtung gegen dich ist bereits so groß, daß ich mein ganzes Leben lang bei dir bleiben müßte, um dir meine Erkenntlichkeit dafür bezeigen' zu können. Da 'du aber deiner Großmuth keine Schranken gesetzt, so bitte ich dich um die Güte, mir eines deiner Schiffe zu bewilligen, das mich nach Persien zurückführe; denn ich fürchte, meine bereits nur allzulange Abwesenheit hat daselbst Unruhen veranlaßt, und vielleicht ist gar die Königin, meine Mutter, der ich meine Abreise verschwiegen habe, in der Ungewißheit über mein Schicksal vor Schmerz gestorben.“

Der König gewährte ihm mit der größten Willfährigkeit von der Welt seine Bitte und gab unverzüglich Befehl, eines der stärksten Schiffe und den schnellsten Segler von seiner zahlreichen Flotte auszurüsten. Das Schiff war bald mit allem Nöthigen versehen, mit Matrosen, Soldaten, Lebensmitteln und Kriegsvorrath, und so wie ein günstiger Wind blies, schiffte sich der König Beder ein, nachdem er von dem König Abschied genommen und ihm für alle die Wohlthaten, die er ihm erwiesen, gedankt hatte.

Als das Schiff in die See stach, hatte es in seinem Rücken einen Wind, der es binnen zehn Tagen bedeutend vorwärts trieb; am elften Tage wurde er etwas ungünstig; er nahm zu und wurde am Ende so heftig, daß ein wüthender Sturm daraus entstand. Das Schiff kam nicht allein aus seiner Bahn, sondern wurde auch mit solcher Gewalt hin und her geworfen, daß alle Masten zerbrachen und es endlich ein Spielzeug des Windes auf eine Sandbank gerieth und scheiterte.

Der größte Theil der Mannschaft ertrank sogleich; von den Andern vertrauten Einige der Kraft ihrer Arme, um sich durch Schwimmen zu retten, und Andere hielten sich an ein Stück Holz oder an ein Brett. Beder gehörte unter die Letzteren und bald von der Strömung, bald von den Wogen fortgerissen, war er in großer Ungewißheit über sein Schicksal, bis er endlich wahrnahm, daß er in der Nähe des Landes und nahe an einer Stadt war, die ihm ansehnlich erschien. Er strengte alle seine noch übrigen Kräfte an, um das Land zu erreichen, und kam endlich so nahe an's Ufer, wo das Meer ruhig war, daß er den Grund berührte. Nun ließ er sogleich das Stück Holz fahren, das ihm so große Hülfe gewährt hatte. Als er aber im Wasser weiter vorschritt, um das Trockene zu erreichen, sah er zu seinem großen Erstaunen von allen Seiten her Pferde, Kameele, Maulthiere, Esel, Ochsen, Kühe, Stiere und andere Thiere, die am Ufer standen, herbeilaufen, um ihn zu hindern, daß er es nicht betreten sollte. Er hatte unsägliche Mühe, ihren Widerstand zu überwinden und sich einen Weg durch sie zu bahnen. Als ihm dies endlich gelungen war, setzte er sich auf einen Felsen, bis er wieder ein wenig Athem geschöpft und seine Kleider an der Sonne getrocknet hatte.

Als der Prin weiter ging, um in die Stadt zu gelangen, stieß er abermals auf dieselbe Schwierigkeit mit denselben Thieren; es war, als wollten sie ihn von seinem Vorhaben abwendig machen, und ihm zu verstehen geben, daß Gefahr für ihn zu fürchten sey.

Der König Beder trat in die Stadt und sah hier viele schöne und breite Straßen, aber zu seiner großen Verwunderung begegnete er keinem Menschen. Diese Leerheit

brachte ihn auf den Gedanken, es sey vielleicht nicht umsonst, daß die vielen Thiere sich alle mögliche Mühe gegeben haben, ihm den Eintritt in die Stadt zu verwehren. Gleichwohl schritt er weiter und bemerkte mehrere offene Buden, die ihm anzeigten, daß die Stadt doch nicht so unbewohnt war, wie er gedacht hatte. Er näherte sich einer dieser Buden, worin mehrere Arten Früchte auf sehr einladende Weise zum Verkauf ausgestellt waren, und grüßte den Greis, der darin saß.

Scheherzad schwieg bei diesen Worten und setzte die Erzählung in der folgenden Nacht fort:





Funfhundert und zehnte Nacht.

Der Greis, der eben mit etwas beschäftigt war, blickte auf, und als er einen jungen Mann von viel versprechendem Aeußern sah, fragte er ihn im Tone großer Verwunderung, woher er komme und was für eine Angelegenheit ihn hierhergeführt. Der König Beder befriedigte ihn mit wenigen Worten, worauf der Greis weiter fragte, ob er auf seinem Wege Niemanden begegnet sey. „Du bist der Erste, den ich hier gesehen habe,“ antwortete der König, „und ich kann nicht begreifen, wie eine so schöne und ansehnliche Stadt so öde seyn kann.“ — „Tritt herein, bleib' nicht länger vor der Thüre,“ sagte der Greis, „es möchte dir sonst etwas Unangenehmes widerfahren. Ich will nachher mit mehr Muße deine Neugierde befriedigen und dir den Grund sagen, warum es gut ist, diese Vorsicht zu beobachten.“

Der König Beder ließ sich dies nicht zweimal sagen: er trat ein und setzte sich neben den Greis. Da aber der Alte aus der Erzählung seines Mißgeschicks geschlossen hatte, daß er Nahrung bedurfte, so reichte er ihm vor Allem etwas zur Stärkung, und obchon der König Beder ihn um eine Erklärung bat, warum er die Vorsicht gebraucht habe, ihn hereintreten zu lassen, so wollte er ihm doch nicht eher darauf antworten, als bis er sich satt gegessen hatte. Er fürchtete nämlich, die unangenehmen Nachrichten, die er ihm mitzutheilen hatte, möchten ihm den Appetit entleiden. Erst als er sah, daß er nicht mehr aß, sagte er zu ihm: „Du magst Gott danken, daß du ohne einen



Unfall zu mir gekommen bist.“ — „Und warum dies?“ fragte der König Beder erschrocken und bestürzt. „Du mußt wissen,“ erwiderte der Greis, „daß diese Stadt die Zauberstadt heißt und nicht von einem König, sondern von einer Königin beherrscht wird. Diese Königin, die schönste aller Frauen, von denen man je gehört hat, ist zugleich eine Zauberin, aber die berüchtigtste und gefährlichste, von der man weiß. Du wirst mir dies glauben, wenn ich dir sage, daß alle diese Pferde, Maulesel und andere Thiere, die du gesehen hast, Menschen sind, wie du und ich, die sie durch ihre teuflischen Künste so verwandelt hat. So oft junge Männer, die hübsch sind wie du, die Stadt betreten, werden sie von ihren zu diesem Behuf ausgestellten Leuten angehalten und mit Güte oder Gewalt zu ihr geführt. Sie empfängt sie außerordentlich freundlich, liebkost sie und gibt ihnen Gastmähler und prächtige Wohnungen, kurz so viele Veranlassungen, sie von ihrer Liebe zu überzeugen, daß es ihr ohne viele Mühe gelingt; allein sie läßt sie nicht lange dieses vermeintliche Glück genießen; es ist kein Einziger, den sie nicht nach Verlauf von vierzig Tagen in irgend ein Thier oder in einen Vogel, wie es ihr gerade einfällt, verwandelt hätte. Du hast mir von den vielen Thieren erzählt, welche dich verhindern wollten, an's Land zu kommen und in die Stadt zu gehen: das waren sie, und da sie dich auf keine andre Art auf die Gefahr

aufmerksam machen konnten, der du dich aussetzest, so thaten sie, was in ihren Kräften stand, um dich davon abzuhalten.“

Diese Rede machte den jungen König von Persien sehr bekümmert. „Ach!“ rief er aus, „welchen Unfällen bin ich durch mein schlimmes Geschick preisgegeben! Kaum bin ich von meiner Bezauberung befreit, die mich noch immer mit Grausen erfüllt, so sehe ich mich schon wieder von einer andern noch schrecklicheren bedroht.“ Dies veranlaßte ihn, dem Greise seine Geschichte ausführlicher zu erzählen: von seiner Geburt, seinem Stande, seiner Liebe zu der Prinzessin von Samandal und der Grausamkeit, womit sie ihn in einen Vogel verwandelt in demselben Augenblicke, da er sie zum ersten Male gesehen und ihr seine Liebe erklärt hatte.

Als der König seine Erzählung damit geendigt hatte, wie er so glücklich gewesen sey, eine Königin zu finden, die den Zauber gebrochen habe, und als er nun seine Befürchtung ausdrückte, er möchte jetzt in ein noch größeres Unglück gerathen, so suchte ihn der Greis zu beruhigen und sprach also: „So wahr auch Alles ist, was ich dir von dieser Zauberkönigin und ihrer Bosheit gesagt habe, so darfst du doch darüber nicht so sehr in Schrecken gerathen. Ich bin in der ganzen Stadt beliebt und auch der Königin nicht unbekannt; ich darf wohl sagen, daß sie viele Achtung vor mir hat. Deswegen ist es ein großes Glück für dich, daß dich dein guter Stern gerade zu mir und nicht zu einem Andern geführt hat. In meinem Hause bist du in Sicherheit, und ich rathe dir, hier zu bleiben, wenn es dir gefällt; sofern du dich nicht daraus entfernst, verbürge ich dir, daß dir nichts begegnen soll, was dich veranlassen könnte, über meine Unredlichkeit zu klagen. Du brauchst dir in gar keiner Beziehung einen Zwang anzuthun.“

Da die Sultanin Schehersad bei diesen Worten den Morgen dämmern sah, unterbrach sie ihre Erzählung; in der folgenden Nacht aber fuhr sie also fort:





Fünfhundert und elfte Nacht.

Der König Beder dankte dem Greise für die Gastfreundschaft, womit er ihn aufgenommen, und für den Schutz, den er ihm so gutherzig angedeihen ließ. Er setzte sich an den Eingang der Bude, und kaum hatte er sich hier gezeigt, als seine Jugend und seine schöne Gestalt die Augen aller Vorübergehenden auf sich zog. Mehrere blieben sogar stehen und wünschten dem Alten Glück, daß er einen so wohlgebildeten Sklaven bekommen habe, wofür sie ihn hielten. Sie schienen darüber um so mehr verwundert als es ihnen unbegreiflich war, wie ein so schöner junger Mann den Nachstellungen der Königin habe entgehen können. „Ihr dürft nicht glauben, daß es ein Sklave ist,“ sagte der Alte zu ihnen, „ihr wißt, daß ich weder reich noch vornehm genug bin, um einen so stattlichen zu kaufen. Nein, es ist mein Nefte, der Sohn meines verstorbenen Bruders, und da ich selbst keine Kinder besitze, so habe ich ihn kommen lassen, um mit

Gesellschaft zu leisten.“ Sie freuten sich mit ihm über das Vergnügen, das seine Ankunft ihm gewähren müsse, zugleich aber konnten sie nicht umhin, ihre Besorgnisse zu äußern, daß die Königin ihn rauben möchte. „Du kennst sie,“ sagten sie zu ihm, „und nach so manchen Vorgängen kann dir die Gefahr, in der du schwebst, nicht unbekannt seyn. Wie groß müßte dein Schmerz seyn, wenn sie ihn ebenso behandeln würde, wie so viele Andere, die wir kennen!“

„Ich bin euch,“ erwiderte der Greis, „sehr verbunden für die herzliche Freundschaft, die ihr mir bezeiget, und für den Antheil, den ihr an meinen Angelegenheiten nehmet, und ich danke euch dafür aus dem tiefsten Grunde meiner Seele. Aber ich darf den Gedanken nicht einmal aufkommen lassen, daß die Königin mir das geringste Leid anthun wollte, da sie sich unaufhörlich so gütig gegen mich zeigt. Für den Fall, daß sie etwas erfahren und mit mir davon sprechen sollte, wird sie hoffentlich nicht weiter an ihn denken, sobald ich ihr sage, daß er mein Neffe ist.“

Der Greis war hoch erfreut über die Lobsprüche, die dem jungen König von Persien ertheilt wurden; sie machten ihm so viel Vergnügen, wie wenn er wirklich sein eigener Sohn gewesen wäre, und er faßte eine herzliche Liebe zu ihm, die mit jedem Tage, da er ihn besser kennen lernte, zunahm. Es war ungefähr ein Monat, daß sie so beisammen lebten, als eines Tages, während der König Beder wie gewöhnlich am Eingange der Bude saß, die Königin Labe (so nannte sich die Zauberkönigin) mit großem Gepränge am Hause des Greises vorüberzog. Der König Beder hatte nicht sobald die Ersten von der voranreitenden Leibwache bemerkt, als er aufstand, in die Bude zurückging und den Greis, seinen Wirth, fragte, was dies zu bedeuten habe. „Die Königin wird hier vorüberkommen,“ antwortete er; „aber bleib' nur und fürchte nichts.“

Die Leibwache der Königin Labe, sämmtlich in purpurner Uniform, wohlberitten und ausgerüstet, zog in vier Reihen mit blanken Säbeln, tausend Mann an der Zahl, einher, und jeder der Offiziere begrüßte den Greis, als er an seiner Bude vorbeikam. Ihnen folgte eine gleiche Anzahl von Verschnittenen in Brocat gekleidet und noch besser beritten, und ihre Offiziere erwiesen ihm dieselbe Ehre. Nach ihnen kamen eben so viele junge Mädchen, fast alle gleich schön, reich gekleidet und mit Edelsteinen geschmückt; sie schritten feierlich einher, mit einer kleinen Pike in der Hand, und in ihrer Mitte erschien die Königin Labe auf einem ganz von Diamanten strahlenden Koffe mit goldenem Sattel und einer Schabrake von unschätzbarem Werthe. Die jungen Mädchen grüßten den Alten gleichfalls, indem sie an ihm vorbeikamen, und die Königin, verwundert über die Schönheit des Königs Beder, hielt vor der Bude still. „Abdallah,“ sagte

ſie zu dem Alten (ſo hieß er nämlich), „ſage mir, ich bitte dich, gehört dieſer wohlgebildete und reizende Sklave dir? Beſißeſt du ihn ſchon lange?“

Ehe Abdallah der Königin antwortete, warf er ſich auf die Erde, und als er wieder aufgeſtanden war, ſprach er alſo: „Königin, es iſt mein Neffe, der Sohn meines kürzlich verſtorbenen Bruders. Da der Himmel mich nicht mit Kindern geſegnet hat, ſo betrachte ich ihn als mein eigen Fleisch und Blut, und habe ihn kommen laſſen, daß er der Troſt meines Alters ſey und nach meinem Tode das Wenige, das ich hinterlaſſen werde, in Empfang nehme.“

Da bemerkte Scheherſad den Anbruch des Tages und unterbrach ihre Erzählung; in der nächſten Nacht fuhr ſie folgendermaßen fort:





Fünfhundert

und

z w ö l f t e N a c h t.

Die Königin Labe, die noch nie einen so schönen Jüngling gesehen hatte, wie der König Beder, und von so heftiger Leidenschaft für ihn entbrannte, wollte jetzt den Alten dahin bringen, daß er ihn ihr abtreten sollte. „Guter Vater,“ sagte sie zu ihm, „würdest du nicht die Freundschaft für mich haben und ihn mir zum Geschenke machen? Ich bitte dich, schlage mir meinen Wunsch nicht ab: ich schwöre bei dem Feuer und bei dem Lichte, ich will ihn so groß und so gewaltig machen, daß niemals ein Mann von seinem Stande eine solche hohe Stufe des Glücks erreicht haben soll. Wenn ich auch dem ganzen Menschengeschlechte Böses thun wollte, so sollte doch er der Einzige seyn, bei dem ich mich wohl hüten würde, ihm ein Leid anzuthun. Ich hoffe zuversichtlich, daß du mir meine Bitte gewährest, und zwar mehr wegen der Freundschaft, die du, wie ich weiß, für mich hast, als wegen der Hochachtung, die ich dir stets bewiesen habe und noch beweise.“

„Herrin,“ erwiderte der ehrliche Abdallah, „ich bin dir unendlich verpflichtet für alle Güte, die du mir erzeigst und für die Ehre, die du meinem Neffen anthun willst. Er ist nicht würdig einer so großen Königin zu nahen; deswegen bitte ich dich unterthänig, es ihm zu erlassen.“

„Abdallah,“ versetzte die Königin, „ich hatte mir geschmeichelt, daß du mich mehr liebtest, und ich hätte niemals geglaubt, daß du so offenkundig an den Tag legen würdest,

wie wenig du auf meine Bitten achtest. Aber ich schwöre nochmals bei dem Feuer und bei dem Lichte, ja bei dem Allerheiligsten, was meine Religion hat, daß ich nicht von dannen gehen werde, bevor ich deine Hartnäckigkeit überwunden habe. Ich begreife sehr wohl, was dir Sorge macht, aber ich verspreche dir, du sollst nicht die geringste Ursache haben, zu bereuen, wenn du mich so höflich verpflichtest.“

Der alte Abdallah war unaussprechlich betrübt, sowohl wegen seiner selbst, als wegen des Königs Beder, als er sich gezwungen sah, dem Willen der Königin nachzugeben. „Herrin,“ sagte er, „ich will nicht, daß du Ursache habest, eine so schlechte Meinung von meiner Ehrfurcht gegen dich zu hegen, und von meinem Eifer, zu Allem beizutragen, was dir nur Vergnügen machen kann. Ich setze volles Vertrauen in dein Wort und zweifle nicht, daß du es mir halten wirst. Nur bitte ich, du mögest die hohe Ehre, die du meinem Neffen zugebracht, noch bis auf den Tag verschieben, da du wieder hier vorbeikommen wirst.“ — „Das wäre also bis morgen,“ versetzte die Königin, und mit diesen Worten neigte sie das Haupt als Zeichen ihrer Dankbarkeit und zog nach ihrem Palaste zurück.

Als die Königin Labe mit dem ganzen Prunk, der sie umgab, vorübergezogen war, sprach der gute Abdallah zu dem König Beder: „Mein Sohn (so pflegte er ihn nämlich zu nennen, um sich nicht zu verrathen, wenn er öffentlich von ihm spräche), du hast selbst gesehen, daß ich der Königin ihre dringende Bitte nicht abschlagen konnte; sie wäre sonst gereizt worden und hätte gewiß entweder öffentlich oder heimlich durch ihre Zauberkraft Gewalt gebraucht und im Grimme gegen uns Beide dich noch weit grausamer und schändlicher behandelt, als Alle, die ihr bis jetzt in die Hände gerathen sind, und von denen ich dir bereits gesagt habe. Ich habe einigen Grund zu glauben, daß sie wegen der ganz besonderen Achtung, die sie für mich hat, ihr Versprechen halten und dich gut behandeln wird. Du hast dies selbst bemerken können an der Höflichkeit, die der ganze Hof mir bewiesen hat. Sie wäre verflucht von Gott, wenn sie mich betröge; aber sie würde mich auch nicht ungestraft betrügen und ich würde mich wohl zu rächen wissen.“

Diese Versicherungen, die sehr ungewiß lauteten, vermochten den König Beder nicht sonderlich zu beruhigen. „Nach Allem, was du mir von der Bosheit dieser Königin erzählt hast,“ sagte er zu dem Alten, „verhehle ich dir nicht, daß ich mich gewaltig fürchte, ihr zu nahen. Vielleicht würde ich mich über Alles, was du sagtest, wegsetzen, und mich von dem Glanze und der Herrlichkeit, die sie umgibt, blenden lassen, wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, was es heißt, in der Gewalt einer Zauberin zu stehen.“

Grausen erfüllt meine Seele, wenn ich des Zustandes gedenke, in welchen mich die Prinzessin Giauhare gezaubert hat, und aus dem ich, wie es scheint, nur befreit worden bin, um sogleich wieder in einen noch entseßlicheren zu gerathen.“ Seine Thränen hinderten ihn, mehr zu sagen, und gaben zu erkennen, mit welchem Widerwillen er sich in der traurigen Nothwendigkeit sah, der Königin La be ausgeliefert zu werden.

„Mein Sohn,“ sprach der alte Abdallah zu ihm, „betrübe dich nicht. Ich gestehe, daß man auf die Versprechungen und selbst auf die Schwüre dieser arglistigen Königin nicht sehr bauen darf. Dagegen sollst du jetzt erfahren, daß alle ihre Macht sich nicht bis auf mich erstreckt. Sie weiß dies wohl, und deshalb besonders, sonst aus keinem Grunde, hat sie so viele Rücksichten für mich. Ich werde sie schon zu verhindern wissen, dir das geringste Leid anzuthun, wenn sie auch treulos genug wäre, sich einer Bosheit gegen dich unterfangen zu wollen. Du kannst dich auf mich verlassen, und wenn du nur die Weisung genau befolgst, die ich dir geben werde, ehe ich dich ihr überliefere, so blürge ich dir dafür, daß sie eben so wenig Gewalt über dich haben wird, als über mich.“

Die Zauber Königin ermangelte nicht, am folgenden Tage mit demselben Gepränge, wie Tags zuvor, an der Bude des alten Abdallah zu erscheinen, und der Greis erwartete sie mit großer Ehrfurcht. „Guter Vater,“ sagte sie zu ihm, indem sie anhielt, „die Pünktlichkeit, womit ich komme, dich an dein Versprechen zu erinnern, sey dir ein Beweis von meiner Ungeduld zum Wunsche, deinen Neffen bei mir zu haben. Ich weiß, du bist ein Mann von Wort, und will nicht glauben, daß du deinen Sinn geändert hast.“

Abdallah, der sich sogleich bei der Annäherung der Königin zur Erde geworfen, stand wieder auf, als sie ausgeredet hatte, und da er Niemand hören lassen wollte, was er ihr zu sagen hatte, trat er ehrerbietig bis zum Kopfe ihres Pferdes vor und sagte leise zu ihr: „Mächtige Königin, ich bin überzeugt, du wirst es mir nicht übel nehmen, daß ich dir gestern nicht sogleich und ohne Bedenken meinen Neffen anvertraut habe; du selbst weißt meine Gründe gewiß zu würdigen. Heute nun übergebe ich ihn dir mit Vergnügen; aber ich bitte dich, in Beziehung auf ihn alle Geheimnisse dieser wunderbaren Kunst, die du in so ausgezeichnetem Grade besitzest, vergessen zu wollen. Ich betrachte meinen Neffen als meinen eigenen Sohn, und du würdest mich in Verzweiflung stürzen, wenn du ihn anders behandeln wolltest, als du die Güte hattest, mir zu versprechen.“

„Ich verspreche es dir abermals,“ antwortete die Königin, „und wiederhole es dir mit demselben Schwure wie gestern, daß ihr Beide, sowohl du als er, alle Ursache

haben sollt, mit mir zufrieden zu seyn. Ich sehe wohl, daß du mich noch nicht ganz kennst," fügte sie hinzu. Du hast mich bisher nur mit verschleiertem Gesichte gesehen; weil ich aber deinen Neffen meiner Freundschaft würdig finde, so will ich dir zeigen, daß ich auch der seinigen nicht unwürdig bin." Bei diesen Worten zeigte sie dem König Beder, der sich mit Abdallah genähert hatte, eine unvergleichliche Schönheit. Allein der König Beder war nicht sonderlich davon erbaut. „Wahrhaftig," sprach er bei sich selbst, „es ist nicht genug, schön zu seyn; die Handlungen müssen sich ebenfalls so makellos bewähren, als die Schönheit vollendet ist."

Schehersad bemerkte den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht erzählte sie weiter:





Fünfhundert

und

Dreizehnte Nacht.

Indeß der König Beder, die Augen auf die Königin Labe geheftet, also in seinem Innern dachte, drehte sich der alte Abdallah nach ihm um, faßte ihn bei der Hand und stellte ihn ihr vor mit den Worten: „Hier ist er, Herrin, ich flehe dich nochmals an, zu bedenken, daß er mein Nefte ist, und ihm zu erlauben, daß er mich hie und da besuche.“ Die Königin versprach es ihm und ließ ihm zum Zeichen ihrer Erkennlichkeit einen Beutel mit tausend Goldstücken überreichen, den sie hatte mitbringen lassen. Er weigerte sich anfangs, ihn anzunehmen; allein sie verlangte es durchaus, und so konnte er nicht anders. Für den König von Persien hatte sie ein Roß mitbringen lassen, das eben so prachtvoll aufgeschirrt war, wie das ihrige. Man führte es ihm vor, und während er den Fuß in den Steigbügel setzte, sagte die Königin zu Abdallah: „Ich habe vergessen, dich zu fragen, wie dein Nefte heißt,“ und auf seine Antwort, daß er Beder heiße, erwiderte sie: „Es ist dies ein Fehler, er sollte vielmehr Schems¹ heißen.“

Als der König Beder zu Pferde gestiegen war, wollte er seinen Platz hinter der Königin einnehmen; allein sie ließ ihn auf ihre linke Seite vorrücken und verlangte, er solle neben ihr reiten. Dabei blickte sie Abdallah an, und nachdem sie ihm mit dem Kopfe zugewandt, setzte sie ihren Weg fort.

¹ Schems, im Arabischen Sonne.

Statt in den Augen des Volks ein gewisses Vergnügen und zugleich Ehrerbietung beim Anblick der Königin zu bemerken, gewahrte der König im Gegentheil, daß man sie mit Verachtung ansah, und daß Mehrere sogar tausend Verwünschungen gegen sie ausstießen. „Die Zauberin,“ sagten Einige, „hat wieder eine neue Zielscheibe für ihre Bosheit gefunden: wird der Himmel niemals die Welt von ihrer Tyrannei befreien?“ — „Armer Fremdling!“ riefen Andere, „du bist schwer betrogen, wenn du glaubst, dein Glück werde lange dauern: du wirst nur deshalb so hoch gehoben, damit dein Fall um so furchtbarer sey.“ Aus diesen Reden erkannte er, daß der alte Abdallah ihm die Königin Labe geschildert hatte, wie sie wirklich war. Aber da es nicht mehr in seiner Macht stand, sich der Gefahr zu entziehen, worin er schwebte, so übergab er sich in den Schutz der Vorsehung und harrete geduldig, was dem Himmel gefallen würde, über ihn zu beschließen.

Die Zauberkönigin kam in ihren Palast, und als sie abgestiegen war, ließ sie sich vom König Beder die Hand reichen und trat in Begleitung ihrer Frauen und der



Offiziere ihrer Berschnittenen mit ihm hinein. Sie führte ihn selbst in allen Zimmern herum, wo nichts als eitel Gold, Edelsteine und Geräthschaften von ungemeiner Pracht zu erblicken waren. Endlich führte sie ihn in ihr Gemach und von da auf einen Balkon, wo sie ihm einen Garten von bezaubernder Schönheit zeigte. Der König Beder lobte

Alles, was er sah, mit vieler Feinheit, jedoch auf eine Art, daß sie nicht auf die Vermuthung kommen konnte, er sey etwas Anderes, als der Neffe des alten Abdallah. Sie unterhielten sich von verschiedenen gleichgültigen Dingen, bis der Königin gemeldet wurde, das Mahl sey aufgetragen.

Die Königin und der König Beder standen auf, gingen weg und setzten sich zu Tische. Der Tisch war von gediegenem Gold und die Schüsseln gleichfalls. Sie aßen, ohne beinahe etwas zu trinken, bis zum Nachtsch. Nun aber ließ die Königin ihre goldene Schale mit köstlichem Weine füllen, und nachdem sie auf die Gesundheit des Königs Beder getrunken hatte, ließ sie die Schale, die sie in ihrer Hand behielt, abermals füllen und reichte sie ihm dar. Der König Beder nahm sie mit großer Ehrerbietung an, und gab durch eine tiefe Verneigung des Hauptes zu verstehen, daß er nunmehr auf die Gesundheit der Königin trinke.

Zu gleicher Zeit traten zehn Frauen der Königin Labe mit Instrumenten herein und machten, indem sie dieselben mit ihren Stimmen begleiteten, ein angenehmes Concert, während der König und die Königin fortfuhren, bis tief in die Nacht zu trinken. Durch das viele Trinken wurden sie Beide endlich so erhitzt, daß der König Beder allmählig in der Königin die Zauberin vergaß und sie nur noch als die schönste Königin betrachtete, die auf der Welt lebe. Sobald die Königin bemerkte, daß sie ihn bis auf den Punkt gebracht hatte, wo sie ihn wünschte, gab sie den Verschnittenen und ihren Frauen ein Zeichen, sich zu entfernen. Sie gehorchten; der König Beder aber und die Königin gingen mit einander zu Bette.

Am folgenden Morgen, gleich nach dem Aufstehen, gingen die Königin und der König Beder in's Bad, und nach dem Bade brachten die Frauen, die den König darin bedient hatten, ihm weiße Wäsche und ein überaus prachtvolles Kleid. Die Königin, die ebenfalls ein noch köstlicheres Kleid angezogen hatte, als Tags zuvor, holte ihn ab, und sie gingen zusammen auf ihr Zimmer. Man trug ihnen ein gutes Mahl auf, und nach demselben brachten sie den Tag mit Lustwandeln im Garten und verschiedenen andern Ergötzlichkeiten angenehm zu.

Hier unterbrach die Sultantin Schehersad ihre Erzählung, die sie in der folgenden Nacht also fortsetzte:



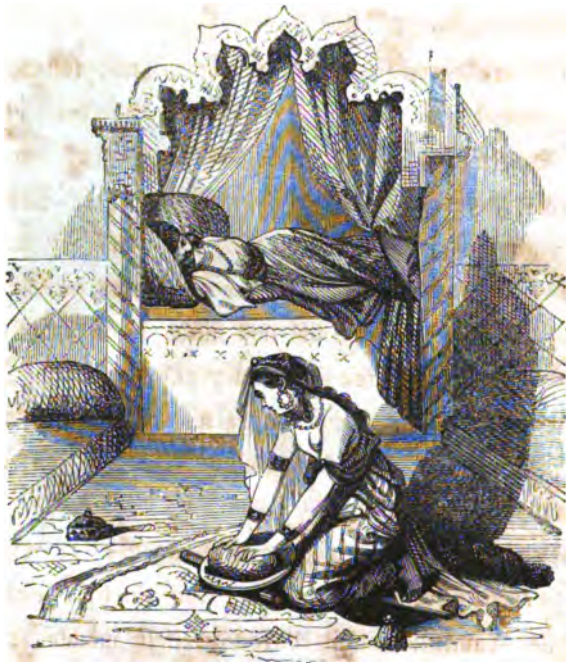
Fünfhundert

und

vierzehnte Nacht.

Auf diese Weise behandelte und bewirthete die Königin Labe den König Beder vierzig Tage lang, wie sie es mit allen ihren Liebhabern zu thun pflegte. Als sie sich in der Nacht vom vierzigsten Beder zu Bette gelegt hatten, und die Königin glaubte, der König Beder schlief, stand sie leise auf; der König Beder aber, der aufgewacht war und merkte, daß sie etwas im Schilde führte, stellte sich schlafend und gab auf alle ihre Handlungen Acht. Als sie aufgestanden war, öffnete sie ein Kästchen und nahm daraus eine Kapsel, die mit einem gewissen gelben Pulver gefüllt war. Dieses Pulver nahm sie und streute es in einer Reihe quer durch das Zimmer. Sogleich verwandelte sich dieser Strich in einen Bach sehr klaren Wassers zum großen Erstaunen des Königs Beder. Er zitterte vor Furcht, that sich aber dennoch den Zwang an, sich fortwährend schlafend zu stellen, um der Zauberin nicht zu verrathen, daß er wache.

Die Königin Labe schöpfe mit einem Gefäß Wasser aus dem Bache, goß davon in ein Beden, worin Mehl war, und machte daraus einen Teig, den sie sehr lange



knetete. Zuletzt schüttete sie noch Spezereien aus verschiedenen Schachteln dazu und bereitete daraus einen Kuchen, den sie in eine bedeckte Tortenpfanne legte. Da sie vor allen Dingen ein großes Feuer angezündet hatte, so nahm sie Kohlen und setzte die Pfanne darauf; während der Kuchen gebacken wurde, stellte sie die Gefäße und Schachteln, die sie gebraucht hatte, wieder an ihren Ort, und auf gewisse Worte, welche sie aussprach, verschwand der Bach wieder, der mitten im Zimmer rieselte. Als der Kuchen fertig war, nahm sie ihn von den Kohlen und trug ihn in ein Gemach; sodann legte sie sich wieder zu dem König Beder in's Bett, der sich so gut zu verstellen wußte, daß sie nicht den geringsten Verdacht hatte, er möchte etwas von dem, was sie eben gethan, gesehen haben.

Der König Beder, der über all diesen Vergnügungen und Ergötzlichkeiten den guten alten Abdallah ganz vergessen hatte, erinnerte sich jetzt wieder seiner und glaubte, nach dem, was er die Königin Labe in der Nacht hatte thun sehen, seines Rathes zu bedürfen.

Sobald er aufgestanden war, äußerte er gegen die Königin den Wunsch, ihn zu besuchen, und bat sie um ihre gütige Erlaubniß dazu. „Ei wie, mein lieber Beder!“ antwortete die Königin, „langweilt es dich schon, ich will nicht sagen in einem so prächtigen Palaste zu wohnen, worin du Annehmlichkeiten aller Art findest, sondern in

der Gesellschaft einer Königin zu leben, die dich so leidenschaftlich liebt und dir so viele Beweise ihrer Liebe gibt?"

„Große Königin!“ erwiderte der König Beder, „wie könnte ich mich langweilen bei so hoher Anmuth und bei so vielen Günstbezeugungen, deren ich mich zu erfreuen habe? Nein, meine Herrin! ich wünsche diese Erlaubniß nur, um meinem Oheim von den unendlichen Verpflichtungen zu erzählen, die ich gegen dich habe, und um ihm zu beweisen, daß ich ihn nicht vergeffe. Ich verhehle es nicht, daß ich hauptsächlich diesen Grund habe: da ich weiß, daß er mich zärtlich liebt und es schon vierzig Tage sind, daß er mich nicht gesehen hat, so will ich ihm nicht durch mein längeres Ausbleiben Anlaß geben zu glauben, daß ich seine Gesinnung nicht erwidere.“ — „So geh' denn,“ antwortete die Königin, „ich habe nichts dagegen; aber bleib' nicht lange aus und bedenke wohl, daß ich nicht ohne dich leben kann.“ Sie ließ ihm ein reich aufgeschirrtes Roß vorsühren und er ritt von dannen.

Der alte Abdallah war sehr erfreut, den König Beder wieder zu sehen. Ohne Rücksicht auf seinen hohen Stand, umarmte er ihn zärtlich, und der König Beder umarmte ihn gleichfalls, damit Niemand daran zweifeln möchte, daß er sein Neffe sey. Als sie sich gesetzt hatten, fragte Abdallah den König: „Nun, wie hast du dich bei dieser Ungläubigen, dieser Zauberin, befunden und wie befindest du dich noch bei ihr?“

„Bis jetzt,“ antwortete der König Beder, „kann ich sagen, daß sie alle nur erdenkliche Rücksichten für mich hat, und daß sie mir alle mögliche Achtung und Aufmerksamkeiten erweist, um mich zu überzeugen, wie sie mich von ganzem Herzen liebt; aber heute Nacht habe ich etwas bemerkt, was mir gegründete Ursache gibt, zu argwöhnen, daß Alles, was sie gethan hat, nur Verstellung ist. Während sie mich schlafend wächte, bemerkte ich, daß sie mit großer Behutsamkeit von mir wegrückte und aufstand. Diese Behutsamkeit veranlaßte mich, statt wieder einzuschlafen, sie genau zu beobachten, indeß ich mich fortwährend stellte, als schlief ich noch.“ Und so erzählte er weiter, wie und unter welchen Umständen er sie den Kuchen backen gesehen habe, und schloß mit den Worten: „Ich will es nur gestehen, bis jetzt hatte ich dich sammt allen deinen Warnungen wegen ihrer Bosheit beinahe ganz vergessen: aber diese Handlung läßt mich fürchten, daß sie weder die Versprechungen, die sie dir gegeben, noch ihre feierlichen Schwüre halten wird. Ich habe sogleich an dich gedacht und schätze mich glücklich, daß sie mir mit mehr Bereitwilligkeit, als ich erwartete, die Erlaubniß gegeben hat, dich zu besuchen.“

„Du hast dich nicht getäuscht,“ antwortete der alte Abdallah mit einem Lächeln, das zu verstehen gab, daß er selbst geglaubt habe, sie würde nicht anders verfahren. „Nichts ist im Stande, die Schändliche zu bessern. Aber fürchte nichts, ich weiß ein Mittel, wodurch das Uebel, das sie dir anthun will, auf ihr eignen Haupt zurückfallen soll. Du hast noch zur rechten Zeit Verdacht geschöpft und konntest nichts Besseres thun, als dich sogleich an mich wenden. Da sie ihre Liebhaber nicht länger als vierzig Tage behält und sie, statt sie anständig zu entlassen, in Thiere verwandelt, womit sie ihre Wälder, Parke und Felder anfüllt, so habe ich gestern schon meine Maßregeln getroffen, um sie zu verhindern, daß sie dir nicht dasselbe Schicksal bereiten kann. Schon zu lange trägt die Erde dieses Ungeheuer; die Schändliche soll nun endlich selbst behandelt werden, wie sie verdient.“

Als die Sultantin Schehersad bei diesen Worten den Tag anbrechen sah, schwieg sie und fuhr in der folgenden Nacht in ihrer Erzählung fort:





und

fünfzehnte Nacht.

Mit diesen Worten gab Abdallah dem König Beder zwei Kuchen in die Hand und sagte ihm, er solle sie aufbewahren und den Gebrauch davon machen, den er jetzt sogleich hören werde: „Du hast mir gesagt,“ fuhr er fort, „daß die Zauberin heute Nacht einen Kuchen gebacken hat: er ist dazu bestimmt, daß du ihn essen sollst; aber hüte dich wohl, davon zu kosten. Du kannst ihn zwar annehmen, wenn sie dir davon darbietet, aber statt ihn an den Mund zu bringen, mußt du es so einrichten, daß du, ohne von ihr bemerkt zu werden, von einem der beiden Kuchen issest, die ich dir so eben gegeben habe. Wenn sie nun glaubt, du habest von dem ihrigen gegessen, so wird sie nicht ermangeln, dich in irgend ein Thier verwandeln zu wollen. Es wird ihr nicht gelingen, und sie wird nun der Sache eine scherzhafte Wendung zu geben versuchen, wie wenn sie es bloß zum Spasse gethan hätte, und um dir einen kleinen Schreck einzujagen; indessen wird ein tödtlicher Grimm ihre Seele zerfressen, und sie wird glauben, sie habe in der Zubereitung des Kuchens einen Fehler gemacht. Mit dem andern Kuchen nun wirst du ihr ein Geschenk machen und in sie bringen, daß sie davon esse. Sie wird davon essen, und wäre es auch nur, um dir zu zeigen, daß sie dir nicht mißtraut, nachdem sie selbst dir Anlaß gegeben hat, ihr zu mißtrauen. Sobald sie davon gegessen, so nimm etwas Wasser in die hohle Hand, spritze es ihr in's

Gesicht und sprich: Verlaß diese Gestalt und nimm die Gestalt dieses Thieres an (welches du gerade willst); komm dann mit dem Thiere hierher, so will ich dir sagen, was weiter zu thun ist.“

Der König Beder gab dem alten Abdallah mit den ausdrucksvollsten Worten zu verstehen, wie sehr er ihm dafür verbunden sey, daß er es sich so angelegen seyn lasse, einer so gefährlichen Zauberin die Mittel zu entreißen, ihre Bosheit an ihm auszuüben; er unterhielt sich noch einige Zeit mit ihm und nahm dann Abschied, um in den Palast zurückzukehren. Bei seiner Ankunft meldete man ihm, die Zauberin erwarte ihn mit großer Ungeduld im Garten. Er ging dahin, um sie aufzusuchen, und die Königin



Labe hatte ihn nicht sobald bemerkt, als sie mit großer Hast auf ihn zutrat. „Wein lieber Beder,“ sagte sie zu ihm, „mit allem Recht sagt man, daß nichts die Stärke und den hohen Grad der Liebe besser erkennen lasse, als die Entfernung des Gegenstandes, den man liebt. Ich habe keine Ruhe gehabt, seit ich dich aus dem Auge verlor, und es ist mir, als hätte ich dich Jahre lang nicht gesehen. Wenn du noch ein wenig länger ausgeblieben wärest, so hatte ich bereits im Sinn, dich selbst aufzusuchen.“

„Herrin!“ erwiderte der König Beder, „ich kann dich versichern, daß ich nicht weniger Ungeduld empfand, wieder zu dir zu kommen; aber ich habe einem Oheim, der mich liebt und schon so lange Zeit nicht mehr gesehen hatte, einige kurze Augenblicke nicht versagen können. Er wollte mich noch länger aufhalten, aber ich habe mich seiner Zärtlichkeit entzogen, um dahin zu eilen, wohin mich die Liebe rief. Er hatte mir ein großes Mahl bereitet, allein ich habe mich mit einem Kuchen begnügt, den ich für dich mitbringe.“ Der König Beder, der einen der beiden Kuchen in ein sehr hübsches Tuch gewickelt hatte, zog ihn jetzt hervor und bot ihn ihr dar mit den Worten: „Hier ist er, Herrin! ich bitte dich, ihn huldvoll anzunehmen.“

„Herzlich gern,“ antwortete die Königin, indem sie sich ihn geben ließ; „ich werde mit Vergnügen davon essen, sowohl dir, als deinem Oheim zu Liebe, der mein guter Freund ist; zuvor aber verlange ich, daß du mir zu Liebe von diesem hier essest, den ich während deiner Abwesenheit gemacht habe.“ — „Schöne Königin!“ sagte der König Beder, indem er ihn ehrfurchtsvoll annahm, „Hände, wie die deinigen, können nichts als Ausgezeichnetes bereiten, und du erweistest mir eine Gnade, wofür ich dir meinen Dank nicht stark genug ausdrücken kann.“

Der König Beder vertauschte geschickt den Kuchen der Königin mit dem andern, den der alte Abdallah ihm gegeben hatte, brach ein Stück davon ab und nahm es in den Mund. „Ach, Königin!“ rief er aus, indem er davon aß, „nie habe ich etwas Köstlicheres gegessen!“ Da sie nahe an einem Springbrunnen waren und die Zauberin sah, daß er den Bissen verschluckt hatte und eben einen andern essen wollte, so schöpfte sie mit der hohlen Hand Wasser aus dem Becken und spritzte es ihm in's Gesicht mit den Worten: „Unglücklicher! verlaß diese Menschengestalt und nimm die Gestalt eines garstigen einäugigen und lahmen Pferdes an!“

Bei dieser Stelle bemerkte die Sultanin Schehersad den Anbruch des Tages und verschob die Erzählung bis zur folgenden Nacht, wo sie also sprach:





und

sechzehnte Nacht.

Diese Worte blieben ohne Wirkung, und die Zauberin war äußerst betroffen, als sie den König Beder unverwandelt sah und nur den Ausdruck eines heftigen Schrecks an ihm bemerkte. Feuerröthe stieg ihr in's Gesicht, und als sie sich überzeugte, daß ihr Kunstgriff mißlungen war, sprach sie zu ihm: „Es ist nichts, lieber Beder, beruhige dich, ich habe dir kein Leid anthun wollen; ich habe es bloß gethan, um zu sehen, was du dazu sagen würdest. Ich müßte fürwahr die elendeste und fluchwürdigste aller Frauen seyn, wenn ich, ich will nicht sagen, nach den Schwüren, die ich gethan, sondern selbst nach den Beweisen der Liebe, die ich dir gegeben habe, eine solche schwarze Handlung begehen könnte.“

„Mächtige Königin!“ antwortete der König Beder, „so sehr ich überzeugt bin, daß du es nur zur Belustigung gethan hast, so konnte ich mich doch einer Ueberraschung nicht erwehren. Wie könnte man aber auch ohne eine innere Bewegung bleiben, wenn man Worte hört, die im Stande sind, eine so seltsame Verwandlung zu bewirken? Aber, Herrin! schweigen wir jetzt davon, und da ich von deinem Kuchen gegessen habe, so erweise mir jetzt die Gnade, auch den meinigen zu kosten.“

Die Königin Labe, die sich nicht besser rechtfertigen konnte, als wenn sie dem König von Persien diesen Beweis ihres Vertrauens gab, brach ein Stück von dem

Kuchen ab und aß es. Kaum aber hatte sie es verschluckt, so schien sie ganz verwirrt und blieb regungslos stehen. Der König Beder verlor keine Zeit; er schöpfte aus demselben Becken Wasser und spritzte es ihr in's Gesicht, indem er ausrief: „Verfluchte Zauberin! verlass diese Gestalt und verwandle dich in eine Stute.“

In demselben Augenblick wurde die Königin Labe in eine sehr schöne Stute



verwandelt, und ihre Bestürzung über diese Verwandlung war so groß, daß sie einen Strom von Thränen vergoß. Sie senkte das Haupt bis zu den Füßen des Königs Beder, wie wenn sie ihm Mitleid einflößen wollte. Aber wenn er auch geneigt gewesen wäre, sich erweichen zu lassen, so stand es doch nicht in seiner Macht, das Uebel wieder gut zu machen, das er angerichtet hatte. Er führte die Stute in den königlichen Marstall und übergab sie einem Reitknecht, um sie zu satteln und aufzuzäumen; aber unter allen Zäumen, die der Reitknecht ihr anlegte, wollte keiner passen. Er ließ daher noch zwei Pferde satteln und zäumen, eines für sich und das andere für den Reitknecht, und der Reitknecht mußte ihm mit der Stute in der Hand zum alten Abdallah folgen.

Als Abdallah den König Beder und die Stute von Weitem erblickte, zweifelte er nicht, daß Beder gethan hätte, was er ihm empfohlen. „Verwünschte Zauberin!“

sprach er sogleich voll Freude bei sich, „endlich hat dich der Himmel gezüchtigt, wie du verdienst.“ Der König Beder stieg alsbald vor Abdallahs Bude ab, ging zu dem Alten hinein, umarmte ihn und dankte ihm für alle die Dienste, die er ihm geleistet habe. Hierauf erzählte er, wie sich Alles zugetragen, und bemerkte, daß er keinen passenden Zaum für die Stute gefunden habe. Abdallah, der einen für alle Pferde passenden hatte, zäumte die Stute selbst damit auf, und nachdem der König Beder den Stallknecht mit den beiden Pferden zurückgeschickt hatte, sagte er zu ihm: „Herr! du brauchst dich jetzt nicht länger in dieser Stadt aufzuhalten; besteig die Stute und kehre zurück in dein Königreich. Das Einzige, was ich dir noch zu empfehlen habe, ist das: wenn du einmal die Stute veräußerst, so hüte dich ja, sie mit dem Zaume wegzugeben.“ Der König Beder versprach, dies nicht zu vergessen, und nachdem er ihm Lebewohl gesagt hatte, reiste er ab.

Der junge König von Persien war nicht sobald außerhalb der Stadt, als er sich kaum fassen konnte vor Freude, aus einer so großen Gefahr befreit zu seyn und die Zauberin, die er so große Ursache hatte zu fürchten, in seiner Gewalt zu sehen. Drei Tage nach seiner Abreise kam er in eine große Stadt. In der Vorstadt begegnete ihm ein Greis von einigem Ansehen, der zu Fuß nach einem Lusthause ging, das er dort hatte. „Herr!“ redete ihn der Greis an, indem er stehen blieb, „darf ich wohl fragen, woher du kommst?“ Beder machte ebenfalls Halt, um ihn zu befriedigen, und während der Greis noch einige Fragen that, kam ein altes Weib dazu, das ebenfalls stehen blieb und anfing zu weinen, indem sie die Stute mit tiefen Seufzern betrachtete.

Der König Beder und der Greis unterbrachen ihr Gespräch, um die Alte anzusehen, und der König Beder fragte sie, warum sie so weine? „Ach, Herr!“ antwortete sie, „weil deine Stute einer Stute, die mein Sohn hatte und die ich noch immer ihm zu Liebe bedauere, so vollkommen gleicht, daß ich sie für dieselbe halten würde, wenn sie nicht todt wäre. Ich bitte dich, verkaufe sie an mich; ich will dir bezahlen, so viel sie werth, und dir dabei immer noch großen Dank schuldig bleiben.“

„Gutes Mütterchen!“ erwiderte der König Beder, „es thut mir leid, daß ich dir deine Bitte nicht gewähren kann: meine Stute ist mir nicht feil.“ — „Ach, Herr!“ fuhr die Alte dringend fort, „ich beschwöre dich im Namen Gottes, versage sie mir nicht. Mein Sohn und ich würden vor Gram sterben, wenn du uns diese Gnade nicht gewährtest.“ — „Liebe Frau!“ entgegnete der König Beder, „ich würde deinen Wunsch sehr gerne erfüllen, wenn ich im Sinne hätte, eine so gute Stute zu verkaufen; aber wenn dies auch wäre, so glaube ich nicht, daß du mir tausend Goldstücke darum

geben wolltest: denn in diesem Fall würde ich den Preis nicht niedriger stellen.“ — „Warum sollte ich dir nicht so viel geben?“ erwiderte die Alte: „du darfst nur Ja sagen, so will ich sie dir sogleich ausbezahlen.“

Der König Beder, der die Alte ziemlich armselig gekleidet sah, konnte sich nicht denken, wie sie im Stande seyn sollte, eine so große Summe zu erschwingen. Um zu erproben, ob sie den Handel einhalten würde, sagte er zu ihr: „Gib mir das Geld und die Stute gehört dir.“ Sogleich band die Alte einen Beutel von ihrem Gürtel los und überreichte ihm denselben mit den Worten: „Bemühe dich abzustiegen, damit wir zählen, ob die Summe richtig ist. Sollte etwas daran fehlen, so will ich es bald herbeischaffen; mein Haus ist nicht weit von hier.“

Der König Beder war außerordentlich erstaunt, als er die Börse sah. „Gute Mutter!“ sprach er hierauf, „siehst du denn nicht, daß ich alles dies bloß zum Scherz gesagt habe? Ich wiederhole dir, meine Stute ist mir nicht feil.“

Der Greis, der Zeuge der ganzen Verhandlung gewesen war, nahm hierauf das Wort und sprach zu dem König Beder also: „Mein Sohn! ich muß dir etwas sagen, das dir, wie ich sehe, unbekannt ist: es ist in der Stadt bei Todesstrafe verboten, auf irgend eine Art zu lügen. Du kannst die Sache also nicht mehr ändern, du mußt von dieser ehrlichen Frau das Geld nehmen und ihr deine Stute überlassen, da sie die Summe bezahlt, die du dafür verlangt hast. Du wirst besser thun, die Sache ohne Lärm abzumachen, als dich dem Unglück auszusetzen, das für dich daraus entstehen könnte.“

Scheherzad hielt inne, um in der folgenden Nacht fortzufahren:





und

siebenzehnte Nacht.

Der König Beder war sehr ärgerlich, daß er sich so unbesonnen in diesen bösen Handel verwickelt hatte, und stieg mit großem Verdruss ab. Die Alte bemächtigte sich schnell des Zaumes, säumte die Stute ab, und noch mehr, sie schöpft mit der Hand Wasser aus dem Bache, der mitten in der Straße floß, und besprizte die Stute damit, indem sie folgende Worte sprach: „Meine Tochter! verlaß die fremde Gestalt und nimm die deinige wieder an.“ Die Verwandlung geschah in einem Augenblick, und der König Beder, der ohnmächtig wurde, als er die Königin Labe vor ihm erscheinen sah, würde zu Boden gesunken seyn, wenn der Greis ihn nicht gehalten hätte.

Die Alte, welche die Mutter der Königin Labe war, und sie in alle Geheimnisse der Zauberei eingeweiht hatte, hatte nicht sobald ihre Tochter umarmt und ihr ihre

Freude bezeigt, als sie plötzlich durch ein Pfeifen einen schenßlichen Geist auf die Stelle zauberte, von riesenhafter Gestalt und Größe. Der Geist nahm sogleich den König Beder auf eine Schulter, die Alte und die Zauberkönigin auf die andere, und versetzte sie in wenig Augenblicken nach dem Palast der Königin Labe in der Zauberstadt.



Als die Zauberkönigin nun wieder in ihrem Palaste war, machte sie in ihrer Wuth dem König Beder heftige Vorwürfe. „Undankbarer!“ sagte sie zu ihm, „dies ist also die Art, wie dein unwürdiger Oheim und du mir für all das Gute danken, das ich euch erwiesen habe! Ihr sollt es mir Beide empfinden, wie ihr verdient.“ Wehr sprach sie nicht, sondern nahm Wasser und spritzte es ihm in's Gesicht mit den Worten: „Verlaß diese Gestalt und fahre in die eines garstigen Uhu!“ Auf diese Worte folgte sogleich ihre Wirkung, und sie befahl alsbald einer ihrer Frauen, den Uhu in einen Käfig zu sperren und ihm weder Trank noch Speise zu reichen.

Die Frau trug den Käfig weg, achtete aber nicht auf das Verbot der Königin, sondern stellte etwas Futter und Wasser hinein. Da sie noch überdies eine Freundin des alten Abdallah war, so schickte sie heimlich zu ihm und that ihm kund, auf welche Art die Königin seinen Neffen behandelt, und daß sie im Sinn habe, sie Beide zu Grunde zu richten: er solle sie daran zu verhindern suchen und auf seine eigene Rettung bedacht seyn.

Abdallah sah wohl, daß gegen die Königin Labe keine Schonung mehr am Plage war. Er piff nun auf eine gewisse Art, und alsbald erschien vor ihm ein großer Geist mit vier Flügeln, welcher fragte, warum er ihn gerufen habe. „Bliz,“ sagte er zu ihm (so hieß nämlich der Geist), „es handelt sich jetzt davon, dem König Veder, Sohn der Königin Gülnare, das Leben zu retten. Eile in den Palast der Zauberin und verführe unverzüglich die mitleidige Frau, der sie den Käfig in Verwahrung gegeben hat, nach der Hauptstadt Persiens, damit sie die Königin Gülnare von der Gefahr unterrichte, in der ihr Sohn schwebt, und wie nöthig ihm ihre Hilfe ist. Nimm dich in Acht, daß du sie nicht erschreckst, indem du vor ihr erscheinst, und sage ihr in meinem Namen, was sie zu thun habe.“

Bliz verschwand und erschien augenblicklich im Palaste der Zauberin. Er belehrte die Frau, schwang sich mit ihr in die Luft und brachte sie so nach der Hauptstadt Persiens, wo er sie auf das flache Dach niederlegte, das mit dem Gemach der Königin Gülnare in Verbindung stand. Die Frau stieg die Treppe hinab, die dahin führte, und traf die Königin Gülnare und die Königin Farasche, ihre Mutter, beisammen, wie sie sich eben von dem traurigen Gegenstand ihrer gemeinsamen Betrübniß unterhielten. Sie beugte sich vor ihnen tief, und aus ihrem Berichte erkannten die beiden Königinnen, wie sehr der König Veder schleuniger Hülfе bedurfte.

Die Königin Gülnare war über diese Nachricht so entzückt, daß sie von ihrem Sitz aufsprang und die gefällige Frau umarmte, um ihr zu zeigen, wie sehr sie ihr für den so eben geleisteten Dienst dankbar sey. Sie ging sogleich hinaus und befahl im Palaste die Trompeten zu blasen und die Pauten und Trommeln zu rühren, um der ganzen Stadt anzukündigen, daß der König von Persien bald zurückkommen werde. Als sie in's Zimmer zurückkam, traf sie den König Saleh, ihren Bruder, den die Königin Farasche bereits durch eine gewisse Räucherung herbeigerufen hatte. „Ach, mein Bruder!“ sagte sie zu ihm, „der König, dein Neffe, mein geliebter Sohn, befindet sich in der Zauberstadt in der Gewalt der Königin Labe. Laß uns eilen, ihn zu befreien, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche von Scheherzad in der nächsten Nacht folgendermaßen fortgesetzt wurde:



Fünfhundert und achtzehnte Nacht.

Der König Saleh versammelte in seinen Meerstaaten ein gewaltiges Kriegsbeer, das sich alsbald aus dem Meere erhob; er rief auch die mit ihm verbündeten Geister zu Hülfе, die mit einem noch zahlreichern Heere, als das seinige, erschienen. Als die beiden Heere sich vereinigt hatten, stellte er sich an die Spitze mit der Königin Farasche, der Königin Gülzare und den Prinzessinnen, die ebenfalls an dem Feldzuge Theil nehmen wollten. Sie schwangen sich Alle in die Luft und stürzten alsbald über den Palast und die Zauberstadt her, wo die Zauberkönigin, ihre Mutter und alle Anbeter des Feuers in einem Augenblicke vertilgt wurden. Die Königin Gülzare hatte die Frau der Königin Labe mitgenommen, welche ihr die Nachricht von der Verzauberung und der Gefangenschaft des Königs, ihres Sohnes, gebracht hatte, und ihr empfohlen, in dem Getümmel auf nichts Anderes bedacht zu seyn, als den Käfig zu nehmen und ihr zu bringen. Dieser Auftrag wurde nach Wunsch ausgeführt. Sie öffnete den Käfig

mit eigener Hand, zog den Uhu heraus, bespritzte ihn mit Wasser, das sie sich hatte bringen lassen, und sprach dabei: „Mein theurer Sohn! verlaß diese fremde Gestalt und nimm deine eigene Menschengestalt wieder an!“

Im Augenblick sah die Königin Gülzare nicht mehr den garstigen Uhu, sondern den König Beder, ihren Sohn. Sie umarmte ihn mit überschwänglicher Freude, so daß sie in ihrem Entzücken nicht im Stande war, sie mit Worten auszusprechen: ihre Thränen ergänzten es aber auf die ausdrucksvollste Weise.

Die Königin Gülzare ließ sich nun vor Allem angelegen seyn, den alten Abdallah aufsuchen zu lassen, dem sie die Rettung des Königs von Persien verdankte. Als er vor sie geführt wurde, sprach sie zu ihm: „Meine Verpflichtung gegen dich ist so groß, daß es nichts gibt, wozu ich nicht bereit wäre, um dir meine Erkenntlichkeit zu zeigen. Sage mir selbst, wodurch ich dies kann, und du sollst befriedigt werden.“ „Große Königin!“ erwiderte er, „wenn die Frau, die ich zu dir gesandt habe, meine Hand annehmen will, die ich ihr hiemit biete, und wenn der König von Persien die Gnade haben will, mich an seinem Hofe zu dulden, so weihe ich von Herzen gern meine übrigen Tage seinem Dienste.“ Die Königin Gülzare wandte sich sogleich zu der Frau, die gegenwärtig war, und da diese mit süßsamem Erröthen zu erkennen gab, daß sie keine Abneigung gegen diese Heirath habe, so fügte die Königin die Hände Beider in einander, und der König von Persien und sie übernahmen es, für ihr Glück zu sorgen.

Diese Heirath gab dem König von Persien Anlaß, das Wort zu ergreifen und die Königin, seine Mutter, anzureden: „Frau Mutter,“ sagte er lächelnd zu ihr, „ich bin sehr erfreut über die Heirath, die du gestiftet hast: es ist aber noch eine andre übrig, an die du auch wohl denken solltest.“ Die Königin Gülzare verstand nicht sogleich, welche Heirath er meinte; sie besann sich einen Augenblick, und als es ihr einfiel, sagte sie: „Du willst von deiner eigenen Vermählung sprechen; ich gebe von Herzen gern meinen Segen dazu.“ Hierauf wandte sie sich zu den Meervölkern des Königs, ihres Bruders, und zu den Geistern, die gegenwärtig waren, und sprach zu ihnen: „Eilet, durchsuchet alle Paläste des Meeres und der Erde und bringet uns Kunde von der schönsten Prinzessin, die ihr bemerkt; denn diese allein ist des Königs, meines Sohnes, würdig.“

„Frau Mutter,“ erwiderte der König Beder, „alle diese Mühe ist unnöthig. Du weißt ohne Zweifel, daß ich der Prinzessin von Samandal auf die bloße Erzählung von ihrer Schönheit hin mein Herz geschenkt habe. Nun aber haben meine Augen sie

gesehen und ich bereue das Geschenk nicht, das ich ihr gemacht habe. Wahrlich, es kann weder auf Erden noch unter den Wassern eine Prinzessin leben, die mit ihr zu vergleichen wäre. Sie hat mich zwar allerdings, als ich ihr meine Liebe erklärte, auf eine Weise behandelt, welche die Flamme jedes andern minder entbrannten Liebhabers hätte auslöschen können; allein sie ist zu entschuldigen, und sie konnte mich nicht gelinder behandeln nach der Gefangennahme des Königs, ihres Vaters, deren Veranlassung ich immerhin war, wenn auch ohne meine Schuld. Vielleicht, daß der König von Samandal seine Gesinnung jetzt geändert und auch sie keine Abneigung mehr hat, mich zu lieben und mir ihr Herz zu schenken, sobald er darein willigt."

Scheherzad schwieg und erzählte in der nächsten Nacht weiter:





Fünfhundert

und

neunzehnte Nacht.

„Mein Sohn,“ antwortete die Königin Gülnare, „wenn die Prinzessin Giaubare allein auf der Welt im Stande ist, dich glücklich zu machen, so will ich mich keineswegs der Vereinigung mit ihr widersetzen, im Fall sie nur möglich ist. Der König, dein Oheim, darf nur den König von Samandal kommen lassen, und wir werden bald sehen, ob er immer noch so ungeberdig ist, wie vorher.“

Der König von Samandal war zwar bis jetzt von Anfang an in strengem Gewahrsam auf Befehl des Königs Saleh gehalten, aber doch immer mit vieler Achtung behandelt worden, und hatte sich mit den Offizieren, die ihn bewachten, auf einen freundlichen Fuß gesetzt. Der König Saleh ließ sich ein Feuerbeden bringen, warf eine gewisse Mischung hinein und sprach dabei geheimnißvolle Worte aus. Sobald der Rauch anfang emporzusteigen, verspürte man eine Erschütterung im Palast, und alsbald sah man den König von Samandal mit den Offizieren des Königs Saleh, die um ihn waren, erscheinen. Der König von Persien warf sich sogleich ihm zu Füßen, und mit einem Knie auf der Erde sprach er also zu ihm: „Herr, es ist nicht mehr der König Saleh, der dich um die Ehre einer Verbindung mit dir für den



König von Persien bittet: der König von Persien steht dich jetzt in eigener Person an, ihm diese Gnade zu erweisen; ich kann mich nicht überzeugen, daß du den Tod eines Königs wollest, der nicht länger leben kann, außer mit der liebenswürdigen Prinzessin Schahare.“

Der König von Samandal duldete nicht, daß der König von Persien länger zu seinen Füßen blieb. Er umarmte ihn und nöthigte ihn aufzustehen. „Herr!“ sagte er hierauf, „es sollte mir sehr leid thun, wenn ich irgend etwas zum Tode eines Königs beigetragen hätte, der so würdig ist, zu leben. Wenn es wahr ist, daß ein so kostbares Leben ohne den Besitz meiner Tochter nicht erhalten werden kann, so lebe, Herr, sie ist die deinige. Sie ist immer sehr gehorsam gegen mich gewesen und ich glaube nicht, daß sie sich diesmal meinem Willen widersetzen wird.“ Als er dies gesagt, befahl er einem seiner Offiziere, welche der König Saleh bei ihm gelassen

hatte, die Prinzessin Giauhare aufzufuchen und unverzüglich an Ort und Stelle zu bringen.

Die Prinzessin Giauhare war immer an demselben Orte geblieben, wo der König von Persien sie angetroffen hatte. Der Offizier fand sie dort, und bald sah man ihn mit ihr und ihren Frauen zurückkommen. Der König von Samandal umarmte die Prinzessin und sprach zu ihr: „Meine Tochter, ich habe dir einen Gemahl auserwählt; es ist der König von Persien, den du hier siehst, der vortrefflichste Monarch, der heutzutage auf der ganzen Welt zu finden ist. Der Vorzug, den er dir vor allen andern Prinzessinnen gegeben hat, verpflichtet sowohl dich, als mich, ihm unsere Erkenntlichkeit dafür zu beweisen.“

„Herr,“ antwortete die Prinzessin Giauhare, „du weißt wohl, daß ich es nie an dem schuldigen Gehorsam habe fehlen lassen, in Allem, was du von mir gefordert hast. Auch jetzt bin ich bereit zu gehorchen, und ich hoffe, der König von Persien wird die Güte haben, mir die schlechte Behandlung zu verzeihen, die ich ihm habe angedeihen lassen: ich glaube, daß er billig genug ist, sie nur dem Drange meiner Pflicht zuzuschreiben.“

Die Hochzeit wurde im Palast der Zauberstadt mit um so größerer Festlichkeit gefeiert, als alle Liebhaber der Zauberkönigin, die im Augenblicke ihres Todes ihre ursprüngliche Gestalt wieder angenommen hatten, und gekommen waren, um dem König von Persien, der Königin Gülhare und dem König Saleh zu danken, an dem Feste Theil nahmen. Es waren sämmtlich Königsöhne, Prinzen oder sonst junge Männer von ausgezeichnetem Rang.

Der König Saleh führte den König von Samandal nach seinem Reiche zurück und setzte ihn wieder auf seinen Thron. Der König von Persien, der nun auf dem Gipfel seiner Wünsche angekommen war, kehrte mit der Königin Giauhare, der Königin Gülhare, der Königin Farasche und den Prinzessinnen nach der Hauptstadt Persiens zurück. Die Königin Farasche und die Prinzessinnen blieben bei ihm, bis der König Saleh sie abholte und in sein Reich unter die Kluten des Meeres zurückführte.

Mit diesen Worten endigte Schehersab ihre Geschichte. Der Sultan, für welchen Schehersabs Erzählungen stets neuen Reiz erhielten, ersuchte sie um Mittheilung einer andern; worauf sie in der folgenden Nacht also begann:



Fünfhundert

und

zwanzigste Nacht.

Geschichte des Prinzen Zeyn Alasnam und des Königs der Geister.

Ein König von Balsora besaß große Reichthümer. Seine Unterthanen liebten ihn, aber er hatte keine Kinder, und das betrückte ihn über die Maßen. Indeß veranlaßte er alle heilige Männer in seinen Staaten durch namhafte Geschenke, den Himmel für ihn um einen Sohn zu bitten, und ihre Gebete waren nicht erfolglos: die Königin ward schwanger und genas glücklich eines Sohnes, welcher den Namen Zeyn Alasnam, d. h. Zierde der Bildsäulen, erhielt.

Der König ließ alle Sterndeuter seines Reichs zusammenrufen und befahl ihnen, dem Kind das Horoskop zu stellen. Sie entdeckten durch ihre Beobachtungen, daß er

lange leben und viel Muth besitzen würde, daß er dieses Muthes aber auch bedürfe, um das vielfache Unglück, das ihn bedrohe, mannhast zu ertragen. Der König erschrad nicht über diese Weissagung. „Wenn mein Sohn Muth hat,“ sagte er, „so ist er nicht zu beklagen. Es ist gut, wenn die Prinzen manchmal in ein Unglück kommen; Widerwärtigkeiten läutern ihre Tugend, sie lernen dadurch nur um so besser regieren.“

Er belohnte die Sterndenter und entließ sie in ihre Heimath. Seinen Sohn aber ließ er mit aller erdenklichen Sorgfalt erziehen. Er gab ihm Lehrer, sobald er alt genug war, ihren Unterricht benutzen zu können. Der gute König wünschte einen vollendeten Prinzen aus ihm zu machen; aber auf einmal wurde er von einer Krankheit befallen, welche seine Aerzte nicht zu heilen vermochten. Als er nun sein Ende nahen sah, ließ er seinen Sohn rufen und empfahl ihm unter Anderem, er solle sich mehr die Liebe als die Furcht seines Volks zu erwerben suchen, niemals den Schmeichlern sein Ohr leihen und eben so langsam im Belohnen als im Strafen seyn; denn gar häufig lassen sich die Könige durch falschen Schein verführen, schlechte Leute mit Wohlthaten zu überhäufen und die Unschuld zu unterdrücken.

Als der König gestorben war, legte der Prinz Zeyn Trauerkleider an und trug sie sieben Tage lang. Am achten bestieg er den Thron, nahm von dem königlichen Schatz das Siegel seines Vaters weg, legte das seinige daran und begann nun die Süßigkeit des Herrschens zu kosten. Der Anblick, wie seine Höflinge sich vor ihm beugten und zur höchsten Aufgabe ihres Lebens machten, ihren Gehorsam und Eifer an den Tag zu legen, mit einem Worte, die unumschränkte Herrschergewalt hatte allzugroßen Reiz für ihn. Er dachte nur an die Pflichten seiner Unterthanen, nicht aber an das, was er ihnen schuldig war, und kümmerte sich wenig um die Regierungsgeschäfte. Dagegen ergab er sich allen Arten von Ausschweifungen mit jungen Wüstlingen, die er mit den höchsten Würden des Staats bekleidete. Er wußte in Nichts Maß und Ziel. Seine angeborne Freigebigkeit verwandelte sich in zügellose Verschwendung, und unbemerkt hatten Frauen und Günstlinge die ganze Schatzkammer erschöpft.

Die Königin, seine Mutter, lebte noch. Sie war eine weise und verständige Fürstin und hatte mehrmals vergeblich dem Strome der Verschwendung und der Ausschweifung des Königs, ihres Sohnes, Einhalt zu thun versucht, indem sie ihm vorstellte, wenn er seinen Lebenswandel nicht ändere, so werde er nicht nur in Kurzem seinen ganzen Reichthum einbüßen, sondern sich auch seine Völker abwendig machen und eine Revolution veranlassen, die ihn leicht Krone und Leben kosten könne. Wenig fehlte, so wäre ihre Weissagung in Erfüllung gegangen: die Unterthanen fingen an, gegen die Regierung

zu murren, und es wäre unfehlbar zur offenen allgemeinen Empörung gekommen, wenn nicht die Königin durch ihre Gewandtheit vorgebeugt hätte. Unterrichtet von dem Stand der Dinge, benachrichtigte sie den König davon, der sich endlich überreden ließ, und nun das Ministerium weisen, bejahrten Männern anvertraute, welche die Unterthanen in ihrer Pflicht zu erhalten wußten.

Als aber Zeyn alle seine Reichthümer verschwendet sah, bereute er, daß er keinen bessern Gebrauch davon gemacht hatte. Er versank in düstere Schwermuth, und nichts vermochte ihn zu trösten. Eines Nachts sah er im Traum einen ehrwürdigen Greis, der auf ihn zutrat und mit lächelnder Miene zu ihm sagte: „O Zeyn, wisse, daß es kein Leid gibt, dem nicht Freude folgte, kein Unglück, das nicht irgend ein Glück nach sich zöge. Willst du deinem Kummer ein Ende machen, so stehe auf, reise nach Egypten und zwar nach Kairo: dorten erwartet dich ein großes Glück.“



Als der Fürst erwachte, machte er sich allerlei Gedanken über diesen Traum. Er erzählte ihn sehr ernsthaft der Königin, seiner Mutter, die nur darüber lachte. „Mein Sohn,“ sagte sie, „willst du nicht vielleicht auf diesen schönen Traum hin nach Egypten reisen?“ — „Warum nicht, Mütterchen?“ antwortete Zeyn. „Glaubst du denn, alle Träume seyen bloß Hirngespinnste? Nein, nein, es gibt welche, in denen tiefe Wahrheit

verborgen liegt. Meine Lehrer haben mir tausend Geschichten erzählt, die mich nicht daran zweifeln lassen. Wäre ich übrigens auch nicht davon überzeugt, so könnte ich doch nicht umhin, meinem Traume Beachtung zu schenken. Der Greis, der mir erschienen ist, hat etwas Uebernatürliches. Er war Keiner von denen, die bloß ihr Alter ehrwürdig macht: etwas Göttliches, das ich nicht näher bezeichnen kann, war über seine ganze Person ausgegossen. Er glich vollkommen dem Bilde, das man von unserm großen Propheten macht, und um dir Alles aufrichtig zu gestehen, ich glaube, daß er es selbst ist, daß er sich meines Kammers erbarmt und ihn lindern will. Er hat mir ein Vertrauen eingefloßt, auf das ich alle meine Hoffnung setze. Seine Versprechungen klingen mir noch im Ohr, und ich bin entschlossen, seiner Stimme zu folgen.“ Umsonst bemühte sich die Königin, ihn davon abzubringen, der Fürst übertrug ihr die Verwaltung des Reichs, verließ eines Nachts ganz heimlich den Palast und begab sich ohne Begleiter auf den Weg nach Kairo.

Nach vielen Beschwerden und Mühseligkeiten langte er in dieser berühmten Stadt an, die sowohl in Beziehung auf Größe als Schönheit wenige ihres Gleichen hat. Er stieg an der Pforte einer Moschee ab und legte sich, von Müdigkeit übermannt, daselbst nieder. Kaum war er eingeschlafen, als ihm derselbe Greis erschien und zu ihm sprach: „O mein Sohn, ich bin zufrieden mit dir, du hast meinen Worten geglaubt und hast dich nicht von der Länge und Beschwerlichkeit des Weges abschrecken lassen, hierher zu kommen. Vernimm jetzt, daß ich dich zu dieser großen Reise nur veranlaßt habe, um dich auf die Probe zu stellen. Ich sehe, du hast Muth und Charakterfestigkeit: du verdienst, daß ich dich zum reichsten und glücklichsten aller Könige der Erde mache. Kehre nach Balsora zurück; du wirst in deinem Palast unermessliche Reichthümer finden. Nie hat ein König so viele besessen, als dort aufgehäuft liegen.“

Der König war von diesem Traume nicht sonderlich erbaut. Ach! sagte er bei sich selbst, als er erwachte, wie sehr habe ich mich getäuscht! dieser Greis, den ich für unsern großen Propheten hielt, ist ein bloßes Erzeugniß meiner aufgeregten Phantasie. Ich hatte den Kopf so voll davon, daß es kein Wunder ist, wenn ich zum zweiten Male so geträumt habe. Am besten, ich gehe nach Balsora zurück. Wozu soll ich mich länger hier aufhalten? Nur gut, daß ich den Grund meiner Reise Niemand als meiner Mutter mitgetheilt habe. Wenn meine Untertanen ihn erführen, sie würden mit Fingern auf mich deuten.“

Er kehrte also nach seinem Königreiche zurück, und als er ankam, fragte ihn die Königin, ob er mit seiner Reise zufrieden sey? Er erzählte ihr Alles haarklein und

schien über seine allzugroße Leichtgläubigkeit so betrübt, daß seine Mutter, statt durch Vorwürfe oder Spöttereien seinen Verdruß zu vermehren, sich Mühe gab, ihn zu trösten. „Beruhige dich, mein Sohn,“ sagte sie; „wenn Gott dir Reichthümer bestimmt hat, so wirst du sie ohne Mühe erwerben. Sey deswegen unbekümmert; Alles, was ich dir empfehlen kann, ist, tugendhaft zu seyn. Entsage den Freuden des Tanzes, der Flöten und des purpurfarbigen Weines. Fliehe diese Lüste, sie waren schon nahe daran, dich an den Rand des Verderbens zu bringen. Bemühe dich, deine Unterthanen glücklich zu machen: durch ihr Glück sicherst du das deine.“

Der König Zeyn gelobte, fortan allen Rathschlägen seiner Mutter und der weisen Beziere zu folgen, welche sie erwählt hatte, um ihm die Last der Regierung tragen zu helfen. Aber gleich in der ersten Nacht, die er wieder in seinem Palaste zubrachte, sah er den Greis zum dritten Male im Traume. „Muthvoller Zeyn,“ sprach dieser zu ihm, „endlich ist der Augenblick deines Glücks gekommen. Morgen früh, so bald du aufgestanden bist, nimm eine Haue und durchsuche das Cabinet des seligen Königs, dort wirst du einen großen Schatz finden.“

Sobald der König erwachte, stand er auf und ging sogleich zu seiner Mutter und erzählte ihr mit großer Lebhaftigkeit seinen neuen Traum. „Wahrhaftig, mein Sohn,“ sagte die Königin lächelnd, „der Greis ist sehr beharrlich; es ist ihm nicht genug, dich zweimal betrogen zu haben. Bist du vielleicht gesonnen, ihm abermals zu trauen?“ — „Nein, meine Mutter,“ antwortete Zeyn, „ich glaube ihm keineswegs, doch will ich zum Spasß das Cabinet meines Vaters untersuchen.“ — „O, ich dachte es wohl!“ rief die Königin mit lautem Gelächter; „gehe, mein Sohn, gib dich zufrieden. Mein einziger Trost ist, daß die Sache nicht so ermüdend ist, wie die Reise nach Egypten.“

„Nun ja, liebe Mutter,“ versetzte der König, „ich will dir nur gestehen, dieser dritte Traum hat mir wieder Vertrauen eingeffloßt, er steht in genauem Zusammenhang mit den beiden andern, und wenn wir alle Worte des Greises gehörig erwägen, so hat er mir zuerst aufgegeben, nach Egypten zu reisen, und dort hat er mir gesagt, er habe mich nur zur Probe auf die Reise geschickt. Kehre nach Balsora zurück, sagte er hierauf, dort sollst du Schätze finden. Heute Nacht nun hat er mir den Ort, wo sie sind, genau angegeben. Diese drei Träume hängen, scheint mir's, zusammen; es gibt nichts daran zu deuteln, die ganze Sache ist klar. Sie können allerdings chimärisch seyn, allein ich will lieber vergebens suchen, als mir mein ganzes Lebenlang vorwerfen, daß ich vielleicht große Reichthümer verschertzt habe, indem ich zur Unzeit den starken Geist spielte.“ So sprechend verließ er das Zimmer der Königin, ließ sich eine Haue geben und ging allein in das Gemach

seines seligen Vaters. Dort fing er an zu hauen und hatte bereits mehr als die Hälfte der viereckigen Platten des Fußbodens aufgehoben, ohne die mindeste Spur von einem



Schätze zu entdecken. Er ruhte aus und sagte zu sich selbst: „Ich fürchte sehr, meine Mutter hat mich mit Recht verspottet;“ gleichwohl ließ er es sich nicht verdrücken und machte sich auf's Neue an die Arbeit. Er hatte das nicht zu bereuen; denn auf einmal entdeckte er einen weißen Stein, den er aufhob, und unter demselben fand er eine verschlossene Thüre mit einem stählernen Vorlegeschloß. Er zerbrach dasselbe, öffnete die Thüre und erblickte eine Treppe von weißem Marmor. Flugß zündete er eine Wachskerze an, stieg diese Treppe hinab und kam in ein mit chinesischem Porzellan gepflastertes Gemach, dessen Wände und Decke von Krystall waren. Was aber seine Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog, waren vier Erhöhungen, auf deren jeder zehn Porphyrt-urnen waren. Er dachte, sie werden voller Wein seyn, und sprach bei sich: „Auch gut, dieser Wein ist recht alt und ohne Zweifel wird er köstlich munden.“ So näherte er sich denn

einer der Urnen, nahm den Deckel weg und sah mit eben so großer Ueberraschung als Freude, daß sie voll Goldstücke war. Nun untersuchte er alle vierzig Urnen eine nach der andern und fand sie voll Zechinen. Er nahm eine Hand voll davon und lief zu seiner Mutter.

Scheherzad schwieg, indem sie die Annäherung des Tages bemerkte. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:





Fünfhundert
und
einundzwanzigste Nacht.

Man kann sich das Erstaunen der Königin denken, als sie von ihrem Sohne hörte, was er gesehen hatte. „O mein Sohn,“ rief sie, „hüte dich nur, daß du diese Reichthümer nicht auch so thöricht verschwendest wie den königlichen Schatz! Du solltest schon deinen Feinden nicht diese Freude gönnen.“ — „Nein, meine Mutter,“ antwortete Zeyn, „ich werde von nun an so leben, daß du gewiß zufrieden bist.“

Die Königin bat ihren Sohn, sie in das wundervolle Gemach zu führen, das ihr verstorbenen Gemahl so heimlich hatte machen lassen, daß sie nie davon hatte reden hören. Zeyn führte sie in's Cabinet, half ihr die Marmortreppe hinabsteigen und zeigte ihr dann das Zimmer, wo die Urnen standen. Sie betrachtete all diese Sachen mit forschenden Blicken und gewahrte in einem Winkel eine kleine Urne aus demselben Stoffe wie die andern, die der König noch nicht bemerkt hatte. Sie nahm dieselbe, öffnete sie und fand darin einen goldenen Schlüssel. „Mein Sohn,“ sagte hierauf die Königin, „dieser Schlüssel verschließt ohne Zweifel noch einen andern Schatz. Laß uns überall suchen, ob wir nicht entdecken können, zu welchem Gebrauch er bestimmt ist.“

Sie untersuchten das Gemach mit der höchsten Aufmerksamkeit und fanden endlich mitten in der Wand ein Schloß. Sie dachten, dazu werde der Schlüssel gehören, und der König machte sogleich einen Versuch. Als bald ging die Thür auf und sie erblickten ein zweites Gemach, in dessen Mitte neun Fußgestelle von gediegenem Golde waren, wovon acht jedes eine Bildsäule aus einem einzigen Diamant trugen, und diese Bildsäulen strahlten solchen Glanz aus, daß das ganze Zimmer davon erleuchtet war.

„Guter Gott!“ rief Zeyn ganz erstaunt aus, „wo hat mein Vater diese schönen Sachen erhalten?“ Beim neunten Fußgestell verwunderte er sich noch mehr, denn auf demselben lag ein Stück weißer Atlas, worauf folgende Worte geschrieben standen: „O mein lieber Sohn! diese acht Bildsäulen haben mich große Mühe gekostet, bis ich sie erworben hatte. Sie sind sehr schön, aber du mußt wissen, daß es noch eine neunte auf der Welt gibt, welche sie übertrifft. Sie allein ist mehr werth als eintausend solche wie du hier siehst. Willst du dich in ihren Besitz setzen, so mach' dich auf und gehe in die Stadt Kairo in Egypten, dort wohnt einer meiner alten Sklaven, Namens Robarek; du wirst ihn ohne Mühe ausfindig machen; die erste Person, die du begegnest, wird dir seine Wohnung sagen. Geh, suche ihn auf und sage ihm, was dir begegnet ist. Er wird dich als meinen Sohn erkennen und nach dem Orte führen, wo diese wunderbare Bildsäule ist, deren Besitz dir Heil und Segen bringen wird.“

Als der König diese Worte gelesen hatte, sagte er zu seiner Mutter: „Ich will diese neunte Bildsäule nicht entbehren; es muß ein sehr seltenes Stück seyn, wenn sie mehr werth ist, als diese hier alle zusammen. Ich gedenke sogleich nach Kairo zu reisen; du wirst hoffentlich meinen Entschluß nicht mißbilligen?“ — „Nein, mein Sohn,“ antwortete die Königin, „ich habe nichts dagegen einzuwenden. Du siehst offenbar unter dem Schutze unsers großen Propheten, und er wird dich auf dieser Reise nicht umkommen lassen. Reise ab sobald du willst. Ich werde mit Hülfe deiner Bezieren die Regierungsgeschäfte besorgen.“ Der König ließ sogleich alle Vorbereitungen zur Reise treffen und nahm nur eine kleine Anzahl Sklaven mit.

Bei diesen Worten bemerkte Schehersab den Anbruch des Tages und schwieg. In der nächsten Nacht erzählte sie weiter:



Fünfhundert und zweiundzwanzigte Nacht.

Es begegnete ihm kein Unfall auf der Reise. Er kam in Kairo an und erkundigte sich sogleich nach Mobarek. Man sagte ihm, er sey einer der reichsten Bürger in der Stadt, der wie ein großer Herr lebe, und sein Haus stehe vornehmlich für Fremde immer offen. Zeyn ließ sich dahin führen und klopfte an die Thüre; ein Sklave öffnete und sprach: „Was wünschest du und wer bist du?“ — „Ich bin ein Fremder,“ antwortete der König, „ich habe von der Großmuth des Herrn Mobarek gehört und komme, um bei ihm zu wohnen.“ Der Sklave bat ihn, einen Augenblick zu warten, dann ging er hin und meldete es seinem Herrn, der ihm befahl, den Fremden eintreten zu lassen. Der Sklave kam wieder an die Thüre und sagte zum König, er sey willkommen.

Zeyn trat ein, ging durch einen großen Hof und gelangte in ein prächtig geschmücktes Zimmer, wo Mobarek ihn erwartete und sehr höflich empfing. Er dankte ihm für die Ehre, die ihm dadurch widerfahre, daß er bei ihm wohnen wolle. Der König erwiderte diese Höflichkeit und sagte dann zu Mobarek: „Ich bin der Sohn des verstorbenen Königs von Balsora und heiße Zeyn Alasnam.“ — „Dieser König,“ sagte Mobarek, „war früher mein Herr, hatte aber, so viel ich weiß, keinen Sohn. Wie alt bist du?“ — „Zwanzig Jahre alt,“ antwortete der Fürst. „Wie lange ist

es, daß du den Hof meines Vaters verlassen hast?" — „Beinahe zweiundzwanzig Jahre," sagte Mobarek. „Aber wie willst du mich überzeugen, daß du sein Sohn bist?" — „Mein Vater," versetzte Zeyn, „hatte unter seinem Cabinet ein unterirdisches Gemach, in welchem ich vierzig Porphyurnen, alle voll Gold, gefunden habe." — „Und was noch mehr?" fragte Mobarek. — „Neun Fußgestelle von gebiegem Gold," sagte der Fürst; „auf acht davon sind Bildsäulen aus Diamant, auf dem neunten aber liegt ein Stück weißer Atlas, auf welches mein Vater geschrieben hat, was ich zu thun habe, um eine neunte Bildsäule zu erlangen, die noch kostbarer sey, als die übrigen mit einander: du weißt den Ort, wo diese Bildsäule sich befindet, denn auf dem Atlas steht geschrieben, daß du mich dahin führen werdest."

Er hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als Mobarek sich zu seinen Füßen warf und ihm zu wiederholten Malen die Hand küßte. „Gott sey gedankt!" rief er aus, „daß er dich hierhergeführt hat. Ich erkenne dich als den Sohn des Königs von Balsora. Wenn du mit mir an den Ort gehen willst, wo die wunderbare Bildsäule ist, so will ich dich dahin führen. Zuvor aber mußt du einige Tage hier ausruhen. Ich gebe heute den Großen von Kairo ein Festmahl, und wir waren eben bei Tisch, als man mir deine Ankunft meldete. Würdest du es wohl verschmähen, Herr, hereinzutreten und dich mit uns zu freuen?" — „Gewiß nicht," antwortete Zeyn; „ich nehme mit dem größten Vergnügen Antheil an deinem Festmahl." Bei diesen Worten führte ihn Mobarek in einen Kuppelsaal, wo sich die Gesellschaft befand. Er wies ihm einen Platz an der Tafel an und bediente ihn in eigener Person kniend. Die Großen von Kairo waren darüber sehr verwundert und sprachen leise unter einander: „Ei, wer mag doch wohl der Fremdling seyn, den Mobarek mit solcher Ehrfurcht bedient?"

Nachdem sie gegessen, nahm Mobarek das Wort und sprach: „Ihr Großen von Kairo, wundert euch nicht, daß ich diesen jungen Fremdling auf diese Art bedient habe. Wißt, es ist der Sohn des Königs von Balsora, meines ehemaligen Herrn. Sein Vater kaufte mich für sein eigenes Geld. Er ist gestorben, ohne mir die Freiheit zu schenken; somit bin ich immer noch Sklave, und folglich gehört all mein Hab und Gut von Rechts wegen diesem jungen Fürsten, seinem einzigen Erben." Hier unterbrach ihn Zeyn mit den Worten: „O Mobarek, ich erkläre vor all diesen edlen Herren, daß ich dir in diesem Augenblick die Freiheit schenke, und daß ich sowohl dich selbst, als alle deine Besitztümer von meinem Eigenthum absondere. Ueberdies sag' mir jetzt, womit ich dir einen Dienst erweisen kann." Mobarek küßte die Erde und bezeugte dem



Fürsten großen Dank. Hierauf wurde Wein vorgesetzt: sie tranken den ganzen Tag, und am Abend wurden Geschenke an die Gäste ausgetheilt, ehe sie nach Hause gingen.

Den andern Morgen sprach Zeyn zu Mobarek: „Ich habe jetzt genug ausgeruht, denn ich bin nicht nach Kairo gekommen, um lustig zu leben, sondern um die neunte Bildsäule zu erhalten. Es ist Zeit, daß wir uns auf den Weg machen, um sie zu erobern.“ — „Herr,“ antwortete Mobarek, „ich bin bereit, deinem Wunsche zu willfahren, aber du kennst die vielfachen Gefahren nicht, die mit der Eroberung dieser kostbaren Beute verknüpft sind.“ — „Ich fürchte keine Gefahr,“ antwortete der Fürst, „und bin entschlossen, das Wagstück zu unternehmen. Ich will entweder meinen Zweck erreichen oder umkommen. Alles, was geschieht, kommt von Gott. Begleite mich nur und bleibe eben so standhaft, als ich.“

Als Mobarek ihn entschlossen sah, rief er seiner Dienerschaft und befahl ihr, alle Anstalten zur Abreise zu treffen. Der König und er verrichteten die im Gesetz vorgeschriebene Abwaschung und das Gebet Farz. Auf ihrer Reise bemerkten sie zahllose seltene und wunderbare Dinge. Sie ritten mehrere Tage, bis sie auf ein sehr anmuthiges Gefilde kamen, wo sie abstiegen. Hier sprach Mobarek zu seinem Gefolge: „Bleibt

an diesem Orte und habt genau auf unser Reisezeug Acht, bis wir zurückkommen.“ Sodann sagte er zu Zeyn: „Komm, mein Herr, und laß uns allein fürbaß gehen. Wir sind nahe an dem schrecklichen Orte, wo die neunte Bildsäule verwahrt ist. Du wirst deines ganzen Muthes bedürfen.“

Bald gelangten sie an's Ufer eines großen Sees; Mobarek setzte sich hier nieder und sprach zu dem Fürsten: „Wir müssen über dieses Meer.“ — „Aber wie?“ fragte Zeyn; „wir haben ja kein Schiff.“ — „Du wirst im Augenblick eins erscheinen sehen,“ antwortete Mobarek. „Das Zauberschiff des Königs der Geister wird kommen und uns abholen, vergiß aber ja nicht, was ich dir jetzt sage: Man muß ein tiefes Stillschweigen beobachten. Sprich kein Wort mit dem Fährmann. Wie seltsam dir auch seine Gestalt vorkommen und was du auch Außerordentliches bemerken magst, sprich keine Sylbe: denn ich sage dir, beim ersten Wort, das von deinen Lippen kömmt, wenn wir uns einmal eingeschifft haben, versinkt die Barke in die Fluten.“ — „Ich werde zu schweigen wissen,“ sagte der Fürst. „Du darfst mir nur sagen, was ich zu thun habe; ich werde Allem genau nachkommen.“



Während er so sprach, bemerkte er auf einmal im See ein Schiff von rothem Sandelholz. Es hatte einen Mast von feinem Ambra und eine Flagge von blauem Atlas. Darinnen war Niemand als der Schiffmann, dessen Kopf dem eines Elephanten gleich, während sein übriger Leib von einem Tiger war. Als das Fahrzeug sich dem Prinzen und Mobarek genähert hatte, nahm der Fährmann einen um den andern mit seinem Rüssel und stellte sie in sein Schiff. Sodann führte er sie in einem Augenblick nach der andern Seite des Sees. Hier nahm er sie wieder mit seinem Rüssel, setzte sie an's Land und verschwand alsbald sammt seiner Barke.

Scheherzad unterbrach ihre Erzählung mit diesen Worten und fuhr in der nächsten Nacht also fort:





und

dreiundzwanzigste Nacht.

„Jetzt können wir sprechen,“ sagte Mobarek. „Wir sind hier auf der Insel des Königs der Geister; es gibt keine Ähnliche auf der ganzen Welt. Steh dich einmal nach allen Seiten um, mein König; kannst du dir einen reizendern Aufenthalt denken? Gewiß, dies ist ein wahres Abbild jenes wonnevollen Ortes, welchen Gott für die gläubigen Beobachter unsers Gesetzes bestimmt. Du siehst, wie die Gefilde mit Blumen und allen Arten von duftenden Kräutern geschmückt sind; bewundere diese schönen Bäume, deren Zweige sich unter ihren köstlichen Früchten bis zur Erde herabbeugen; erfreue dich der harmonischen Gesänge, womit tausend Vögel von tausend in andern Ländern unbekanntem Gattungen die Lust erfüllen.“ Zeyn konnte nicht müde werden, die Schönheit der ihn umgebenden Dinge zu betrachten, und je weiter er auf der Insel fortging, bemerkte er immer neue Reize.

Endlich gelangten sie zu einem Palast von feinen Smaragden, umgeben von einem breiten Graben, auf dessen Rande in abgemessenen Zwischenräumen hohe Bäume standen,

die mit ihrem Schatten den ganzen Palast bedeckten. Gegenüber von der Thür, die von gebiegenem Golde war, befand sich eine Brücke, die aus einer einzigen Fischschuppe bestand, dabei aber wenigstens sechs Klafter lang und drei Klafter breit war. Born an der Brücke sah man eine Schaar Geister von ungeheurer Größe, die mit dicken Keulen aus chinesischem Stahl den Eingang in das Schloß vertheidigten.

„Wir wollen nicht weiter vorrücken“ sagte Mobarek; „diese Geister würden uns todt schlagen, und wenn wir sie verhindern wollen, zu uns zu kommen, so müssen wir eine magische Vorrichtung machen.“ Mit diesen Worten zog er aus seinem Beutel, den er unter seinem Rock hatte, vier Streifen gelben Taft hervor. Mit dem einen umwand er seinen Gürtel und den zweiten befestete er auf seinen Rücken; die beiden andern gab er dem König, der denselben Gebrauch davon machte. Darnach breitete Mobarek zwei große Tischtücher auf der Erde aus, und auf den Rand derselben legte er einige Edelsteine mit Moschus und Ambra. Sodann setzte er sich auf eines der Tücher und Zeyn auf das andere. Hierauf sprach Mobarek also zu dem König: „Herr, ich werde jetzt den König der Geister beschwören, der diesen Palast hier bewohnt. Gott gebe, daß er ohne Zorn zu uns komme! Ich gestehe, daß mir wegen des Empfanges bange ist. Wenn unsere Ankunft auf seiner Insel ihm mißfällt, so wird er uns in Gestalt eines abscheulichen Ungeheuers erscheinen; heißt er aber deine Absicht gut, so wird er sich in Gestalt eines freundlichen Mannes zeigen. Sobald er vor uns tritt, mußt du aufstehen und ihn begrüßen, ohne von deinem Tuche hinwegzutreten; denn wenn du es verlässest, bist du ein Kind des Todes. Dann sprich zu ihm: „Gewaltiger Beherrscher der Geister! mein Vater, der dein Diener war, ist von dem Engel des Todes hinweggeführt worden. Möchtest du mich in deinen Schutz nehmen, wie du meinen Vater immer beschützt hast! Wenn dich dann,“ fuhr Mobarek fort, „der Geisterkönig fragt, welche Gnade du von ihm erbittest, so antworte: Herr, ich bitte dich unterthänigst, mir die neunte Bildsäule zu schenken.“

Nachdem Mobarek auf diese Weise den König Zeyn unterrichtet hatte, fing er seine Beschwörungen an. Als bald wurden ihre Augen von einem langen Blitze geblendet, auf den ein Donnerschlag folgte. Die ganze Insel hüllte sich in dichte Finsterniß. Es erhob sich ein fürchterlicher Sturm und hierauf hörte man einen entsetzlichen Schrei. Die Erde erzitterte und man verspürte ein Erdbeben, ähnlich dem, das Asrafyel am Tage des Gerichts erregen wird.

Dem König Zeyn war nicht ganz wohl zu Muth; er hielt dieses Getöse für eine sehr schlimme Vorbedeutung, aber Mobarek, der besser wußte, was davon zu halten war, fing an zu lächeln und sagte zu ihm: „Beruhige dich, mein Fürst, es geht Alles

gut.“ Wirklich erschien in demselben Augenblick der Geisterkönig in Gestalt eines schönen Mannes. Gleichwohl hatte er immerhin etwas Wildes in seinem Wesen.



Sobald der König Jeyn ihn bemerkte, begrüßte er ihn auf die Art, die Robarek ihm angegeben hatte. Der Geisterkönig antwortete lächelnd: „Mein Sohn, ich liebe deinen Vater, und so oft er kam, mir seine Ehrfurcht zu bezeigen, schenkte ich ihm eine Bildsäule, die er nach Hause nahm. Auch dir bin ich nicht minder gewogen. Ich nöthigte deinen Vater einige Tage vor seinem Tode, das zu schreiben, was du auf dem weißen Atlas gelesen hast. Ich versprach ihm, dich unter meinen Schutz zu nehmen und dir die neuente Bildsäule zu schenken, deren Schönheit die andern bei weitem überstrahlt. Schon habe ich angefangen, mein Versprechen zu erfüllen, denn ich bin es, den du im Traum in Gestalt eines Greises gesehen hast. Ich habe dich die unterirdischen Gemächer mit den Urnen und Bildsäulen entdecken lassen. Ich habe großen Theil an Allem, was

dir begegnet ist, oder vielmehr ich bin die Ursache davon. Ich weiß, was dich hierher geführt hat, und dein Wunsch soll erfüllt werden. Hätte ich auch deinem Vater nicht versprochen, es dir zu schenken, so würde ich es dir selbst gern zu Gefallen thun. Zuvor aber mußt du mir bei Allem, was einen Eid unverletzlich macht, schwören, daß du wieder auf diese Insel kommen und mir eine fünfzehnjährige Jungfrau bringen wirst, die noch von keinem Manne weiß und sich auch nicht wünscht, einen zu erkennen. Sie muß überdies ausgezeichnet schön seyn, und du mußt soviel Selbstbeherrschung haben, daß du das Verlangen nach ihrem Besitze nicht aufkommen lässest, während du sie hierher führst."

Zeyn leistete den verwegenen Eid, den man von ihm forderte. „Aber, Herr," sagte er hierauf, „wenn ich nun auch so glücklich bin, eine solche Jungfrau zu sehen, wie du sie von mir verlangst, woran soll ich erkennen, daß ich sie gefunden habe?" — „Ich gestehe," antwortete der König der Geister lächelnd, „daß dich der Anschein täuschen könnte. Diese Kenntniß ist den Söhnen Adams nicht gegeben, auch bin ich keineswegs gesonnen, mich hierin ganz dir anzuvertrauen. Ich werde dir einen Spiegel geben, der zuverlässiger ist, als deine Vermuthung. Sobald du eine vollkommen schöne fünfzehnjährige Jungfrau siehst, brauchst du nur in diesen Spiegel zu schauen; du wirst darin das Bild dieser Jungfrau sehen, und wenn sie keusch ist, so wird das Glas rein und klar bleiben; wenn dagegen das Glas sich trübt, so ist dies ein sicheres Kennzeichen, daß das Mädchen nicht immer tugendhaft gewesen ist, oder wenigstens schon den Wunsch gehegt hat, es nicht mehr zu bleiben. Vergiß den Eid nicht, den du mir geschworen hast. Halte ihn als Mann von Ehre, sonst nehme ich dir das Leben, so werth du mir auch im Uebrigen bist." Der König Zeyn Alasnam bekehrte auf's Neue, daß er sein Wort halten werde.

Hierauf gab ihm der Geisterkönig einen Spiegel und sagte: „Mein Sohn, du kannst zu mir kommen, wann es dir beliebt. Hier ist der Spiegel, dessen du dich bedienen mußt." Zeyn und Mobarek verabschiedeten sich und wandelten dem See zu. Der elefantentöpfige Fährmann kam mit der Barke zu ihnen und fährt sie auf dieselbe Art wieder hinüber, wie er sie hergebracht hatte. Sie begaben sich wieder zu ihrem Gefolge und kehrten nach Kairo zurück.

Der König Alasnam ruhte einige Tage bei Mobarek aus; darnach sprach er zu ihm: „Laß uns nach Bagdad gehen und für den König der Geister ein Mädchen suchen." — „Ei, sind wir denn nicht in Groß-Kairo?" antwortete Mobarek, „sollten nicht auch hier schöne Jungfrauen zu finden seyn?" — „Du hast Recht," versetzte der

König, „aber wie sollen wir sie auffinden?“ — „Laß uns das nicht kümmern,“ sagte Robarek. „Ich kenne eine sehr gewandte alte Frau, an diese will ich mich wenden, sie wird die Sache gut besorgen.“

Wirklich war die Alte geschickt genug, den König eine große Menge sehr schöne fünfzehnjährige Mädchen sehen zu lassen; aber wenn er sie lange genug betrachtet hatte und dann seinen Spiegel befragte, so trübte sich der fatale Probirstein ihrer Tugend, das Glas, bei jeder. Alle fünfzehnjährige Mädchen bei Hof und in der Stadt mußten eine um die andere die Prüfung bestehen; aber bei keiner blieb das Glas rein und hell.

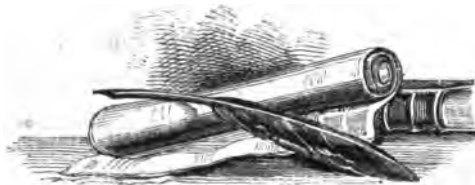


Als sie nun sahen, daß in Kairo keine keusche Jungfrau zu finden war, reisten sie nach Bagdad. Dort mietheten sie einen prächtigen Palast in einer der schönsten Gegenden der Stadt. Sie lebten herrlich und in Freuden, hielten offene Tafel, und wenn alle Gäste im Palast genug gegessen hatten, wurde das Uebrige den Derwischen gebracht, die sich dabei gute Tage machten.

Nun wohnte in diesem Stadtviertel ein Imam, Namens Subekir Muezin, ein eitler, hochmüthiger und neidischer Kamerad. Er haßte alle reiche Leute, bloß weil er arm war. Sein Elend machte ihn bitter gegen wohlhabendere Nebenmenschen. Dieser hörte auch von Zeyn Alasnam und dem Ueberflusse sprechen, der bei ihm herrschte. Mehr brauchte es nicht für ihn, um seinen Haß auf diesen Fürsten zu werfen. Er trieb

die Sache so weit, daß er einmal in seiner Moschee nach dem Abendgebet zu dem Volke sprach: „Lieben Brüder, ich habe gehört, daß ein Fremder sich in unserm Stadtviertel einquartirt hat, der täglich unermessliche Summen verschwendet. Wer weiß, ob dieser Unbekannte nicht vielleicht ein Verbrecher ist, der in seinem Lande dies viele Geld zusammengehohlet hat und nun in diese große Stadt kommt, um sich gütlich zu thun. Laßt uns auf der Hut seyn, lieben Brüder. Wenn der Kalif erfährt, daß ein solcher Mann in unserm Viertel wohnt, so könnte er uns leicht bestrafen, weil wir ihn nicht davon benachrichtigt haben. Ich für meine Person erkläre euch, daß ich meine Hände in Unschuld wasche, und wenn ein Unglück daraus entsteht, so ist es nicht meine Schuld.“ Das Volk, das in der Regel leicht beweglicher Natur ist, rief dem Redner einstimmig zu: „Das ist deine Sache, Imam, zeige es der Behörde an!“ Hierauf ging der Imam zufrieden nach Hause und schickte sich an, eine Schrift aufzusetzen, die er am andern Tage dem Kalifen überreichen wollte.

Schehersad unterbrach hier ihre Erzählung und setzte sie in der nächsten Nacht mit folgenden Worten wieder fort:





und

vierundzwanzigste Nacht.

Aber Mobarek, der dem Gebete angewohnt und wie die Andern die Rede des Geistlichen gehört hatte, band fünfhundert Goldstücke in ein Tuch, packte mehrere Seidenstoffe zusammen und ging damit zu Bubeikir. Der Imam fragte ihn in barschem Ton, was sein Begehrt sey. „Großer Lehrer,“ antwortete ihm Mobarek mit freundlichem Tone, indem er ihm das Gold und die Seidenstoffe in die Hand drückte, „ich bin dein Nachbar und Diener. Der König Zeyn, der in diesem Viertel wohnt, schickt mich zu dir. Er hat gehört, was für ein ausgezeichnete Mann du bist, und mich beauftragt, dir zu sagen, daß er deine Bekanntschaft zu machen wünsche. Einstweilen bittet er dich, dies kleine Geschenk anzunehmen.“ Bubeikir war außer sich vor Freude und antwortete Mobarek: „Ich ersuche dich, lieber Herr, bitte den König um Verzeihung für mich. Ich bin ganz beschämt, ihn noch nicht besucht zu haben, aber ich will meinen Fehler wieder gut machen und gleich morgen ihm meine Ehrfurcht bezeigen.“

Am andern Tage sagte er nach dem Abendgebet zum Volke: „Ihr wißt, lieben Brüder, kein Mensch ist ohne Feinde. Der Neid tastet vornehmlich Diejenigen an, die

großes Vermögen haben. Der Fremdling, von dem ich euch gestern Abend sagte, ist kein Bösewicht, wie übelwollende Leute mich bereden wollten, sondern ein junger Fürst, der tausend Tugenden besitzt. Hüthen wir uns wohl, dem Kalifen einen nachtheiligen Bericht über ihn zu hinterbringen.“

Nachdem Bube kir durch diese Rede die schlechte Meinung wieder vertilgt, die er Tags zuvor dem Volke in Betreff Zeyns beigebracht hatte, ging er nach Hause, zog seine Feierkleider an und besuchte den jungen König, der ihn sehr buldvoll empfing. Nach mehreren Complimenten von beiden Seiten sagte Bube kir zu dem König: „Herr, gedenkst du lange in Bagdad zu bleiben?“ — „Ja,“ antwortete Zeyn, „so lange, bis ich ein fünfzehnjähriges ausgezeichnet schönes Mädchen gefunden habe, die aber so keusch seyn muß, daß sie von keinem Manne weiß und ihr auch nicht gelüftet, solche Bekanntschaft zu machen.“ — „Du suchst ein gar seltenes Ding,“ versetzte der Imam, „und ich würde sehr fürchten, daß deine Nachforschungen vergeblich seyn würden, wenn ich nicht wüßte, wo ein Mädchen von diesen Eigenschaften zu finden ist. Ihr Vater war ehemals Bezir, aber er hat den Hof verlassen und lebt seit langer Zeit in einem abgelegenen Hause, wo er sich gänzlich der Erziehung seiner Tochter widmet. Wenn du willst, Herr, so gehe ich hin und halte für dich um sie an. Ich zweifle nicht, daß er mit Vergnügen einen Schwiegersohn von deinem Rang annehmen wird.“ — „Nicht zu rasch,“ versetzte der König; „ich will dieses Mädchen nicht heirathen, bevor ich mich überzeugt habe, daß sie für mich paßt. In Beziehung auf Schönheit kann ich mich wohl auf dich verlassen, aber welche Bürgschaft kannst du mir für ihre Tugend geben?“ — „Zeyn, was für Bürgschaften verlangst du denn?“ sagte Bube kir. — „Ich muß sie von Angesicht sehen,“ antwortete Zeyn; „mehr verlange ich nicht, um mich zu entschließen.“ — „Demnach scheinst du dich gut auf Physiognomien zu verstehen?“ versetzte der Imam lächelnd. „Nun gut, gehe mit mir zu ihrem Vater, ich will ihn bitten, daß er sie dich in seiner Gegenwart auf einen Augenblick sehen läßt.“ Muezin führte den König zu dem Bezir, der nicht so bald von dem Rang und der Absicht Zeyns gehört hatte, als er seine Tochter kommen ließ und ihr befahl, den Schleier abzunehmen. Der junge König von Balsora hatte noch nie eine so vollendete und reizende Schönheit gesehen. Er war ganz geblendet, und sobald er die Probe anstellen konnte, ob das Mädchen eben so keusch als schön sey, zog er seinen Spiegel hervor, und siehe da! das Glas blieb rein und hell.

Als er nun sah, daß er endlich eine Jungfrau gefunden habe, wie er sie wünschte, bat er den Bezir, sie ihm zu geben. Sogleich wurde nach dem Kadi geschickt; er kam,



setzte den Heirathsvertrag auf und verrichtete das gebräuchliche Gebet. Nach dieser Ceremonie führte Zeyn den Bezier in sein Haus, wo er ihn prächtig bewirthete und ihm ansehnliche Geschenke machte. Der Braut schickte er durch Mobarek einen reichen Juwelenschmuck, und dieser führte sie in sein Haus, wo die Hochzeit mit aller dem Range Zeyns angemessenen Pracht gefeiert wurde. Als die Gäste sich entfernt hatten, sagte Mobarek zu seinem Gebieter: „Auf, Herr, laß uns nicht länger in Bagdad verweilen, sondern nach Kairo zurückkehren. Gedanke des Versprechens, das du dem König der Geister gegeben hast.“ — „Allerdings, wir wollen abreisen,“ antwortete der König, „ich muß mein Wort getreulich erfüllen. Gleichwohl kann ich nicht läugnen, mein lieber Mobarek, daß es mich sehr schwer ankommt, dem Geisterkönig zu gehorchen. Die Jungfrau, die ich geheirathet habe, ist bezaubernd schön, und ich hätte fast Lust, sie nach Balsora zu führen und auf den Thron zu setzen.“ — „Ach, Herr,“ antwortete Mobarek, „hüte dich wohl, deinem Gelüste Gehör zu geben. Beherrsche deine Leidenschaften und halte dem König der Geister Wort, was es dich auch kosten mag.“ —

„Nun gut, Mobarek,“ sagte der König, „so Sorge nur, daß du das liebenswürdige Mädchen vor mir verbirgst und sie mir nicht unter die Augen kommt. Ich habe sie vielleicht nur zu viel schon gesehen.“

Mobarek ließ Anstalten zur Abreise machen; sie gingen nach Kairo zurück und nahmen von dort den Weg nach der Insel des Geisterkönigs. Als sie dort waren, sprach die Jungfrau, welche die ganze Reise in der Stänfte gemacht und den König seit dem Hochzeitstage nicht wieder gesehen hatte, zu Mobarek: „Wo sind wir? werden wir nicht bald in den Staaten meines königlichen Gemahls anlangen?“ — „Herrin,“ antwortete Mobarek, „es ist Zeit, daß ich dir die Augen öffne. Der König Zeyn hat dich nur geheirathet, um dich aus dem Hause deines Vaters zu bekommen. Nicht um dich zur Beherrscherin von Balsora zu machen, hat er dir seine Hand gegeben, sondern um dich dem König der Geister zu überliefern, der ein Mädchen deiner Art von ihm verlangt hat.“ Bei diesen Worten fing sie an bitterlich zu weinen, so daß der König und Mobarek über die Massen gerührt wurden. „Habt Mitleid mit mir,“ sagte sie zu ihnen, „ich bin eine Fremde, ihr werdet eure Verrätherie an mir vor Gott verantworten müssen.“

Bergeblich waren ihre Thränen und Klagen. Sie wurde dem König der Geister vorgestellt, der sie mit forschenden Blicken betrachtete und dann also zu Zeyn sprach: „Ich bin mit dir zufrieden, Fürst. Die Jungfrau, die du mir gebracht hast, ist reizend und keusch, und es gefällt mir sehr, daß du so viel Selbstüberwindung gezeigt hast, um mir Wort zu halten. Kehre jetzt in deine Staaten zurück, und wenn du das unterirdische Gemach mit den acht Bildsäulen betrittst, so wirst du darin die neunte finden, die ich dir versprochen habe. Ich werde sie durch meine Geister dahin bringen lassen.“ Zeyn dankte dem König und reiste mit Mobarek nach Kairo zurück, hielt sich aber nicht lange in dieser Stadt auf, denn er brannte vor Ungeduld, die neunte Bildsäule zu sehen. Dabei konnte er nicht umhin, fleißig an die Jungfrau zu denken, die er geheirathet hatte; er machte sich Vorwürfe, daß er sie betrogen, und betrachtete sich als die Ursache und das Werkzeug ihres Unglücks. „Ach,“ sprach er bei sich selbst, „ich habe sie aus den Armen ihres zärtlichen Vaters gerissen, um sie einem Geiste zu opfern. O Schönheit sonder Gleichen, du hättest ein besseres Schicksal verdient!“

Unter solchen Gedanken kam der König Zeyn endlich nach Balsora, wo seine Unterthanen die Rückkehr ihres Fürsten mit großen Freudenfesten feierten. Er ging sogleich zur Königin, seiner Mutter, um ihr von seiner Reise Bericht abzufassen, und sie war sehr erfreut zu vernehmen, daß er die neunte Bildsäule erhalten habe. „Komm,

mein Sohn," sprach sie, „daß wir sie sehen, denn sie ist ohne Zweifel jetzt in dem unterirdischen Gemach, da der König der Geister dir gesagt hat, du werdest sie dort treffen.“ Der junge König und seine Mutter stiegen, voll Ungeduld, diese Säule zu sehen, in das unterirdische Gemach hinab und traten in das Zimmer, wo die Säulen standen; aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie statt der diamantenen Säule auf dem neunten Fußgestell ein Mädchen von ausgezeichneteter Schönheit erblickten, die der Prinz sogleich als diejenige erkannte, welche er auf die Geisterinsel geführt hatte! „Mein König," sprach die Jungfrau zu ihm, „du erwartetest etwas Kostbareres zu sehen, als mich, und bereuest jetzt ohne Zweifel, daß du dir so viele Mühe gegeben hast. Du hattest eine



schönere Belohnung gehofft.“ — „Nein, meine Geliebteste," antwortete Zeyn, „Gott ist mein Zeuge, daß ich mehr als einmal im Begriff war, dem Geisterkönig mein Wort zu brechen und dich mir zu erhalten. Wie kostbar auch eine diamantene Säule seyn mag, so ist sie doch nichts gegen die Wonne, dich zu besitzen. Ich liebe dich mehr als alle Diamanten und alle Reichthümer von der Welt.“

Während er so sprach, hörte man einen Donner, von dem das unterirdische Gemach erbebt. Zeyn's Mutter erschrock, aber nun erschien der Geisterkönig und beruhigte sie. „Herrin,“ sprach er zu ihr, „dein Sohn steht in meinem Schutze, ich liebe ihn. Ich habe sehen wollen, ob er in seiner Jugend fähig ist, seine Leidenschaften zu bezähmen. Es ist mir nicht entgangen, daß die Reize dieser Jungfrau gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht haben, und daß er sein Versprechen, ihren Besitz nicht einmal zu wünschen, nicht auf's gewissenhafteste gehalten hat; aber ich kenne die Schwachheit der menschlichen Natur zu gut, um ihm darob zu zürnen, und seine Zurückhaltung erfreut mich. Hier ist die neunte Bildsäule, die ich ihm bestimmt habe; sie ist seltener und kostbarer als alle die andern.“ Dann wandte er sich zu dem König und sagte: „Lebe glücklich mit dieser jungen Frau, sie ist deine Gemahlin, und willst du, daß sie dir treu und beständig sey, so liebe sie immerdar, aber liebe nur sie allein. Gib ihr keine Nebenbuhlerinnen und ich bürge dir für ihre Treue.“ Mit diesen Worten verschwand der Geisterkönig, und Zeyn, entzückt über seine Braut, vollzog noch am selben Tage seine Ehe und ließ sie als Königin von Balsora ausrufen; die beiden Gatten blieben sich treu und verlebten glücklich und zufrieden mit einander eine lange Reihe von Jahren.

Raum hatte die Sultania von Indien die Geschichte des Königs Zeyn Alasnam geendigt, so bat sie schon wieder um Erlaubniß, eine andere erzählen zu dürfen. Der König Scheherban ertheilte dieselbe für die nächste Nacht, weil der Tag bereits herandämmerte.





und

fünfundzwanzigste Nacht.

Als sich der Sultan von Indien wieder bei Schehersab eingefunden hatte, erinnerte sie ihn an die ertheilte Erlaubniß zu einer neuen Erzählung; der Sultan gab seine Genehmigung nochmals zu erkennen, und Schehersab begann hierauf mit folgenden Worten die

Geschichte Codabads und seiner Brüder.

Die Geschichtschreiber des Königreichs Dyarbekir erzählen von einem sehr reichen und mächtigen Könige, der einst in der Stadt Harran herrschte. Er liebte seine Unterthanen sehr und wurde auch von ihnen geliebt. Er hatte tausend Tugenden und es fehlte ihm nichts zum vollkommenen Glück, als ein Erbe. Obschon er die schönsten Frauen von der Welt in seinem Serail hatte, so konnte er doch keine Kinder erhalten. Da er unaufhörlich den Himmel um diese Gnade bat, so erschien ihm eines Nachts, während er die Süßigkeit des Schlafes kostete, ein freundlicher Mann oder vielmehr

ein Prophet und sprach zu ihm: „Deine Gebete sind erhört, du erhältst wonach du dich sehnst. Sobald du erwacht, stehe auf, verrichte dein Gebet und mache zwei Kniebeugungen, sodann gehe in den Garten deines Palastes, rufe deinen Gärtner und laß dir von ihm einen Granatapfel geben; von diesem ist so viele Kerne, als dir behagt, und deine Wünsche werden in Erfüllung gehen.“

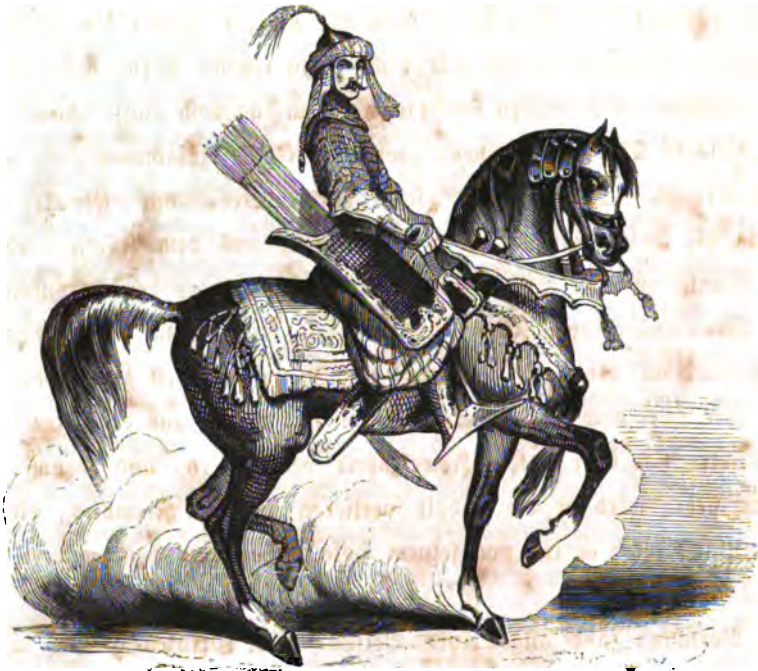
Als der König erwachte, erinnerte er sich dieses Traumes und dankte dem Himmel dafür. Er stand auf, verrichtete sein Gebet und machte zwei Kniebeugungen; hierauf ging er in den Garten, zählte fünfzig Kerne von einem Granatapfel genau ab und aß sie. Er hatte fünfzig Frauen, die sein Bett theilten, und alle wurden schwanger. Nur Eine war darunter, Namens Viruza, deren Schwangerschaft nicht sichtbar wurde. Er hatte deswegen einen solchen Abscheu vor ihr, daß er sie tödten lassen wollte. „Ihre Unfruchtbarkeit,“ sagte er, „ist ein sicheres Zeichen, daß der Himmel Viruza nicht würdig findet, Mutter eines Prinzen zu werden. Ich muß die Welt von einem Wesen reinigen, welches dem Herrn verhaßt ist.“ Schon hatte er diesen grausamen Entschluß gefaßt, als sein Beizer ihm vorstellte, nicht alle Frauen seyen von gleichem Schlage, und Viruza könne wohl schwanger seyn, wenn ihre Schwangerschaft sich auch noch nicht deutlich zeige. „Nun gut,“ versetzte der König, „so mag sie leben, aber sie soll sogleich meinen Hof verlassen, denn ich kann sie hier nicht länger dulden.“ — „Großer König,“ entgegnete der Beizer, „schicke sie dem Prinzen Samer, deinem Vetter.“ Dem König gefiel dieser Rath, und er schickte Viruza nach Samarien mit einem Brief an seinen Vetter, worin er ihn bat, sie gut zu behandeln, und im Fall sie schwanger sey, ihm von ihrer Niederkunft Nachricht zu geben.

Viruza war noch nicht in diesem Lande angelangt, als man deutlich sah, daß sie sich in gesegneten Umständen befand, und am Ende gebar sie einen Prinzen, schöner als der Tag. Der Fürst von Samarien schrieb sogleich an den König von Harran, meldete ihm die glückliche Geburt dieses Sohnes und wünschte ihm Glück dazu. Der König hatte große Freude darüber und schrieb dem Prinzen Samer folgendermaßen: „Lieber Vetter, alle meine andern Frauen haben gleichfalls Prinzen geboren, so daß wir hier jetzt eine große Menge Kinder haben. Ich ersuche dich deshalb, den Sohn der Viruza aufzuziehen, ihm den Namen Cobadad¹ zu geben und ihn mir zu schicken, wenn ich ihn von dir fordere.“

¹ Cobadad ist persisch und zusammengesetzt aus Coda, Gott, und daban, geben, entsprechend dem französischen Namen Dieudonné, dem griechischen Theodor, ungekehrt Dorotheus.

Der Fürst von Samarien versäumte nichts, um seinem Neffen eine gute Erziehung zu geben. Er ließ ihm Unterricht im Reiten, im Bogenschießen und allen andern Sachen, die sich für Königsöhne ziemten, ertheilen, so daß Eodadad in seinem achtzehnten Jahre für ein wahres Wunder gelten konnte. Dieser junge Prinz besaß einen seiner Geburt würdigen Muth und sagte eines Tages zu seiner Mutter: „Ich fange an mich in Samarien zu langweilen. Ich fühle Begierde nach Ruhm in mir, deswegen erlaube, daß ich ausziehe und Gelegenheiten suche, ihn in den Gefahren des Kriegs zu erwerben. Der König von Harran, mein Vater, hat Feinde. Einige seiner Nachbarn beabsichtigen, seine Ruhe zu stören. Warum ruft er mich nicht zu Hülfe? Warum läßt er mich so lange Kind seyn? Sollte ich mich nicht bereits an seinem Hofe gezeigt haben? Soll ich hier mein Leben im Müßiggang verbringen, während alle meine Brüder das Glück haben, an seiner Seite zu sechten?“ — „Mein Sohn,“ antwortete Piruzza, „ich sehne mich eben so sehr wie du, deinen Namen berühmt zu sehen. Ich wollte, du hättest dich bereits gegen die Feinde deines Vaters ausgezeichnet; aber du mußt warten, bis er dich auffordert.“ — „Nein, liebe Mutter,“ antwortete Eodadad, „ich habe nur zu lange schon gewartet. Ich sterbe vor Verlangen, den König zu sehen, und habe große Lust hinzuzutreten und ihm als ein junger Unbekannter meine Dienste anzubieten. Er wird sie ohne Zweifel annehmen und ich werde mich nicht eher zu erkennen geben, als bis ich tausend ruhmvolle Thaten vollbracht habe. Ich will seine Achtung verdienen, ehe er mich anerkennt.“ Piruzza billigte diesen hochherzigen Entschluß, und um von dem Fürsten Samer keinen Widerspruch zu erfahren, sagte ihm Eodadad kein Wort davon, sondern verließ eines Tags Samarien unter dem Vorgeben, er wolle auf die Jagd reiten.

Er ritt ein weißes Pferd mit goldenem Zügel und Hufbeschlag; Sattel und Schabrake waren von blauem Atlas und ganz mit Perlen besät. Der Griff seines Säbels bestand aus einem einzigen Diamant, die Scheide war von Sandelholz und ganz mit Smaragden und Rubinen besetzt. Ueber seine Schultern hing ein Köcher und ein Bogen. In diesem Aufzuge, welcher seine schöne Gestalt in's glänzendste Licht treten ließ, kam er in der Stadt Harran an. Er fand bald Mittel und Wege, sich dem König vorstellen zu lassen, auf den seine Schönheit und sein stattlicher Wuchs den angenehmsten Eindruck machte. Vielleicht war es aber auch die Macht des Blutes, was sein Herz so zu dem Jüngling hingog; kurz, er empfing ihn auf's huldreichste und fragte ihn nach seinem Namen und Stand. „Großer König,“ antwortete Eodadad, „ich bin der Sohn eines Emirs von Kairo. Wanderlust hat mich aus meinem



Vaterlande getrieben, und da ich auf meiner Reise durch deine Staaten erfuhr, daß du mit einigen deiner Nachbarn in Fehde liegest, so bin ich an deinen Hof gekommen, um dir meinen Arm anzubieten.“ Der König war ungemein gnädig gegen den Jüngling und gab ihm eine Anstellung in seinem Heere.

Der junge Prinz säumte nicht, seine Tapferkeit an den Tag zu legen. Er erwarb sich die Achtung der Offiziere und die Bewunderung der Soldaten, und da er eben so viel Geist als Muth besaß, so gewann ihn der König so lieb, daß er ihn bald zu seinem Günstling machte. Die Minister und andern Höflinge besuchten Codabad tagtäglich und bewarben sich aufs angelegentlichste um seine Freundschaft, während sie die übrigen Söhne des Königs vernachlässigten. Die jungen Prinzen konnten dies nicht ohne Aerger geschehen lassen und ihr Herz entbrannte von heftigem Haß gegen den Fremdling. Der König aber fühlte von Tag zu Tag mehr Liebe gegen ihn und gab ihm fortwährend neue Beweise seiner Zuneigung. Er wollte ihn stets um seine Person haben; er bewunderte seine geistvollen und weisen Reden, und um Jedermann zu zeigen, wie hoch er seine Weisheit und Klugheit achte, vertraute er ihm die Aufsicht über die andern Prinzen an, obschon er mit ihnen in gleichem Alter stand, so daß Codabad der Hofmeister seiner Brüder wurde.

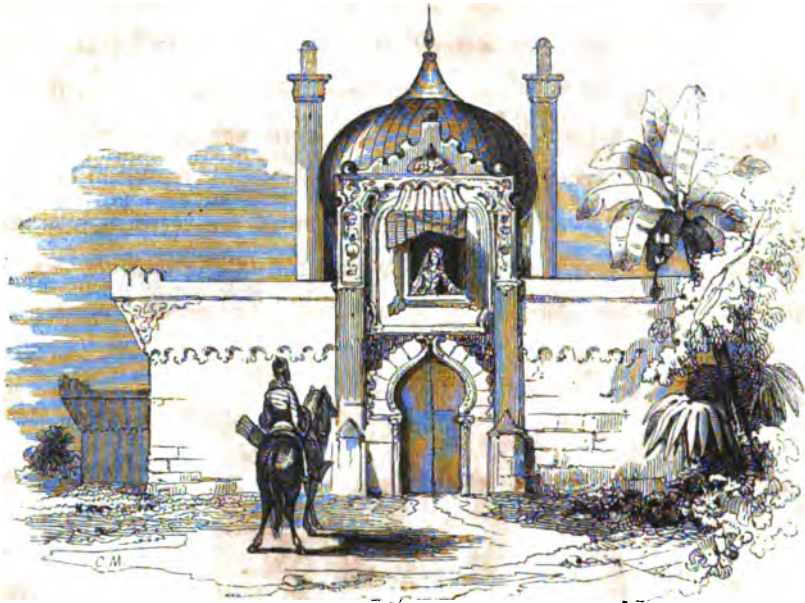
Dies reizte ihren Haß nur um so mehr. „Wie!“ sagten sie, „ist's nicht genug, daß der König einen Fremdling mehr liebt als uns, er macht ihn sogar zu unserm Hofmeister, ohne dessen Erlaubniß wir nichts thun sollen! Nein, das können wir uns nicht gefallen lassen. Wir müssen uns diesen Fremdling vom Halse schaffen.“ — „Das Kürzeste ist,“ sagte Einer von ihnen, „wir fallen alle zusammen über ihn her und schlagen ihn todt.“ — „Nein, nein,“ sagte ein Anderer, „auf diese Art würden wir uns selbst in die Grube stürzen. Sein Tod würde uns dem König verhaßt machen, und dieser könnte uns zur Strafe leicht sammt und sonders der Thronfolge unwürdig erklären. Wir müssen dem Fremdling mit List beikommen. Wir wollen ihn um Erlaubniß bitten, auf die Jagd zu reiten, und wenn wir weit genug vom Palast sind, so schlagen wir uns nach irgend einer Stadt und halten uns dort eine Zeitlang auf. Der König wird sich über unsere Abwesenheit verwundern, und wenn er uns nicht zurückkommen sieht, wird er die Geduld verlieren und den Fremdling vielleicht tödten lassen. Jedenfalls wird er ihn von seinem Hofe verbannen, weil er uns erlaubt hat, seinen Palast zu verlassen.“

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Die Prinzen gingen zu Eodadad und baten ihn um Erlaubniß zu einer Jagdpartie, zugleich versprachen sie, noch an demselben Tage zurückzukommen. Piruza's Sohn ging in die Schlinge, er gab seinen Brüdern die erbetene Erlaubniß. Sie ritten weg und kamen nicht wieder. Schon waren sie drei Tage abwesend, als der König zu Eodadad sagte: „Wo sind die Prinzen? Ich habe sie lange nicht gesehen.“ — „Herr,“ antwortete dieser mit einer tiefen Verbeugung, „sie sind seit drei Tagen auf der Jagd. Sie haben mir indes versprochen, früher zurückzukommen.“ Der König wurde unruhig, und seine Unruhe vermehrte sich, als die Prinzen auch am folgenden Tage noch nicht erschienen. Nun konnte er seinen Zorn nicht mehr zurückhalten. „Unvorsichtiger Fremdling,“ sagte er zu Eodadad, „wie konntest du meine Söhne wegreiten lassen, ohne sie zu begleiten? Verwaltest du so das Amt, das ich dir anvertraut habe? Geh, suche sie sogleich auf und führe sie zu mir; wo nicht, so bist du ein Mann des Todes.“

Diese Worte erfüllten den unglücklichen Sohn Piruza's mit schauerndem Entsetzen. Er legte seine Rüstung an, schwang sich auf sein Roß und ritt zur Stadt hinaus. Wie ein Hirt, der seine Heerde verloren hat, suchte er überall im Gefilde seine Brüder, fragte in allen Dörfern, ob man sie nicht gesehen habe, und da er nichts von ihnen erfahren konnte, überließ er sich dem heftigsten Schmerz. „Ach, meine lieben Brüder!“ rief er aus, „was ist aus euch geworden? Seyd ihr vielleicht unsern Feinden in die

Hände gefallen? Sollte ich nur dazu an den Hof von Harran gekommen seyn, um dem König ein so grausames Herzeleid zu bereiten?" Er war untröstlich, daß er den Prinzen die Jagd erlaubt oder sie nicht begleitet hatte.

Nach mehrtägigen vergeblichen Nachforschungen gelangte er in eine ungeheuer weite Ebene, in deren Mitte ein Palast von schwarzem Marmor stand. Er ritt darauf zu und erblickte an einem Fenster ein wunderschönes Fräulein, aber bloß mit ihrer Schönheit geschmückt; denn ihre Haare waren zerstreut, ihre Kleider zerrissen, und auf ihrem Gesichte bemerkte man den Ausdruck der tiefsten Betrübniß. Sobald sie den



Fremden erblickte und gehört zu werden glaubte, rief sie ihm zu: „O Jüngling, entferne dich von diesem unseligen Palaste, oder du wirst bald in die Hände des Ungeheuers gerathen, das ihn bewohnt. Hier haust ein Schwarzer, der sich nur von Menschenblut nährt; er ergreift alle Leute, die ihr schlimmes Geschick in diese Ebene führt, und sperrt sie in finstere Kerker ein, aus denen er sie nur hervorzieht, um sie zu verschlingen.“

„Herrin,“ antwortete Eoda dad, „sag’ mir, wer du bist, und sey wegen des Uebrigen unbesorgt.“ — „Ich bin aus Kairo gebürtig und aus vornehmem Hause,“ antwortete das Fräulein; „gestern kam ich auf meiner Reise nach Bagdad nahe an diesem Schlosse vorbei, wo mir der Schwarze begegnete, alle meine Leute tödtete und mich hieher

führte. Ach! wenn ich nichts Anderes zu fürchten hätte, als den Tod! Aber um mein Unglück zu vollenden, verlangt das Ungeheuer noch Gefälligkeit von mir, und wenn ich mich morgen nicht gutwillig seinen viebischen Lüsten ergebe, so muß ich der äußersten Gewaltthat entgegensehen. Noch einmal," fuhr sie fort, „rette dich, der Schwarze wird bald zurückkommen. Er ist ausgezogen, um einige Reisende zu verfolgen, die er von ferne auf der Ebene bemerkt hat. Du hast keine Zeit zu verlieren, ja, ich weiß nicht einmal, ob du ihm durch schleunige Flucht wirst entrinnen können.“

Noch hatte sie nicht ausgesprochen, als der Schwarze erschien. Es war ein Kerl von ungeheurer Größe und furchtbarem Ansehen. Er ritt ein gewaltiges tartarisches Ross und führte ein breites gewichtiges Schwert, das nur er allein handhaben konnte. Als der Prinz ihn erblickte, verwunderte er sich über die ungeheure Gestalt. Er empfahl sich dem Schutze Gottes, zog dann seinen Säbel und erwartete unerschrocken den Schwarzen, der einen so schwachen Feind verachtete und ihn aufforderte, sich ohne Schwertsreich zu ergeben. Todabad aber gab deutlich zu erkennen, daß er entschlossen war, sein Leben zu verteidigen; denn er ritt auf ihn zu und versetzte ihm einen derben Hieb in's Genick. Als der Schwarze sich verwundet fühlte, stieß er ein entsetzliches Geschrei aus, von dem die ganze Ebene widerballte. Schäumend vor Wuth erhob er



sich in den Steigbügel und wollte Eodadad mit seinem furchtbaren Schwerte zu Boden schlagen. Der Streich wurde mit solcher Kraft geführt, daß es um den jungen Prinzen geschehen gewesen wäre, wenn er nicht die Gewandtheit gehabt hätte, durch eine Schwentung seines Rosses ihm auszuweichen. Das Schwert fauste grauenvoll durch die Luft. Ehe nun der Schwarze Zeit hatte, zu einem zweiten Schläge auszuholen, hieb ihm Eodadad mit einem gewaltigen Streiche den rechten Arm ab. Das furchtbare Schwert fiel zugleich mit der Hand, die es hielt, zu Boden, und der Schwarze war durch die Gewalt des Schläges so erschüttert, daß er die Bügel verlor und die Erde von seinem Fall erdröhnte. Flugs stieg der Prinz von seinem Roffe, warf sich über seinen Feind her und hieb ihm den Kopf ab. Das Fräulein, deren Augen Zeugen des Kampfes gewesen waren, und die fortwährend für den jungen Helden, den sie bewunderte, heiße Gebete zum Himmel geschickt hatte, that einen Freudenschrei und sprach dann zu Eodadad: „Prinz, (denn der schwere Sieg, den du soeben errungen, so wie dein edler Anstand, überzeugt mich, daß du nicht aus gemeinem Blute stammst,) vollende jetzt dein Werk: der Schwarze hat die Schlüssel zum Schlosse bei sich; nimm sie und befreie mich aus diesem Gefängnisse.“ Der Prinz durchsuchte die Taschen des Elenden, der im Staube dahin gestreckt lag, und fand darin mehrere Schlüssel.

Bei diesen Worten unterbrach Scheherzad ihre Erzählung, setzte sie aber in der nächsten Nacht mit folgenden Worten wieder fort:





Fünfhundert

und

sechszwanzigste Nacht.

Godabad öffnete die erste Pforte und trat in einen großen Hof, wo er das Fräulein, die ihm entgegengekommen war, bereits antraf. Sie wollte sich zum Zeichen ihrer herzlichsten Dankbarkeit ihm zu Füßen werfen, aber er gab es nicht zu. Sie pries seine Tapferkeit und erhob ihn über alle Helden der Welt. Er erwiderte ihre Höflichkeiten, und da sie ihm in der Nähe noch liebenswürdiger erschien, als von ferne, so weiß ich nicht, ob sie über ihre Befreiung aus so schrecklicher Gefahr mehr Freude empfand, oder er darüber, daß er einem so schönen Fräulein einen solch wichtigen Dienst geleistet hatte.

Ihr Gespräch wurde durch Geschrei und Gestöhn unterbrochen. „Was höre ich?“ rief Godabad, „woher kommen diese kläglichsten Töne, die an mein Ohr schlagen?“ — „Herr,“ antwortete das Fräulein, indem sie mit dem Finger auf eine niedrige Thüre innerhalb des Hofes wies, „sie kommen von dorthier. Es stecken hier eine Menge Unglückliche, die ihr böser Stern in die Hände des Schwarzen fallen ließ. Sie sind alle gefesselt, und jeden Tag zog das Ungeheuer Einen hervor, um ihn zu fressen.“

„Ich bin sehr erfreut,“ versetzte der junge Prinz, „daß ich durch meinen Sieg diesen Unglücklichen das Leben retten kann. Komm, edles Fräulein, und theile mit mir

das Vergnügen, sie in Freiheit zu setzen. Du kannst die Freude, die wir ihnen machen werden, an dir selbst ermessen.“ So sprechend näherten sie sich der Thüre des Gefängnisses, und je näher sie kamen, je deutlicher hörten sie die Klagen der Gefangenen. Dem Prinzen Codadad ging dies durch Mark und Bein. Um ihren Leiden so schnell als möglich ein Ende zu machen, stieß er schleunig einen Schlüssel in das Schloß. Anfangs bekam er nicht den rechten, und nahm dann einen andern. Bei diesem Geräusch wähten die Unglücklichen, der Neger komme, um ihnen wie gewöhnlich zu essen zu bringen und zugleich einen der Unglücksgefährten zu seinem Fraß zu holen, und ihr Angstgeschrei und Gestöhn wurde immer kläglich. Es war, als ob aus dem Mittelpunkte der Erde klagende Stimmen heraufstönt.

Indeß öffnete der Prinz die Thüre und fand eine sehr steile Treppe, auf der er in eine tiefe und weite Höhle hinabstieg, die durch ein Lustloch spärlich beleuchtet wurde, und worin mehr als hundert Menschen mit gefesselten Händen an Pfähle gebunden waren. „Unglückliche Reisende,“ sagte er zu ihnen, „arme Schlachtopfer, die ihr nur den Augenblick eines grausamen Todes erwartet, dankt dem Himmel, der euch heute mittelst meines Arms befreite. Ich habe den abscheulichen Schwarzen, dessen Beute ihr werden solltet, getödtet, und komme, eure Ketten zu zerbrechen.“ Als die Gefangenen diese Worte hörten, stießen sie vor Verwunderung und Freude ein lautes Geschrei aus. Codadad und das Fräulein fingen an sie loszubinden, und so wie Einer von seinen Ketten befreit war, half er auch den Andern aus den ibrigen, so daß binnen kurzer Zeit Alle sich ihrer Erlösung erfreuten.

Jetzt warfen sie sich dem Prinzen zu Füßen, dankten ihm für ihre Befreiung und stiegen aus dem Gewölbe heraus. Aber wie erstaunte Codadad, als sie nun im Hofe waren und er unter den Gefangenen auch seine Brüder erblickte, die er suchte und zu finden bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte. „Ach, liebe Prinzen,“ rief er aus, „täusche ich mich nicht? Seyd ihr es wirklich? Darf ich mir schmeicheln, daß ich euch dem König, euerm Vater, zurückbringen kann, der über euern Verlust untröstlich ist? Haben wir nicht vielleicht Einen von euch zu beweinen? Seyd ihr Alle noch am Leben? Ach, der Tod eines Einzigen könnte mir die ganze Freude vergiften, die ich über eure Rettung empfinde.“

Die neunundvierzig Prinzen gaben sich Codadad zu erkennen, der einen um den andern umarmte und ihnen erzählte, in welche Unruhe ihre Abwesenheit den König versetzt habe. Sie ertheilten ihrem Befreier alle Lobsprüche, die er verdiente, desgleichen auch die andern Gefangenen, die keine Ausdrücke stark genug fanden, um den Dank,



von dem sie durchdrungen waren, an den Tag zu legen. Coda dad durchsuchte hierauf mit ihnen das Schloß und fand darin unermessliche Reichthümer, seine Leinwand, Goldbrokate, persische Teppiche, chinesischen Atlas und eine Menge anderer Waaren, die der Schwarze den ausgeplünderten Karavanen abgenommen hatte, und wovon der größte Theil den von Coda dad befreiten Gefangenen angehörte. Jeder erkannte sein Eigenthum und machte seine Ansprüche darauf geltend. Der Prinz ließ sie ihre Ballen nehmen und vertheilte auch noch die übrigen Waaren unter sie. Hierauf sprach er zu ihnen: „Wie wollt ihr aber eure Waaren fortschaffen? Wir sind hier in einer Wüste, wo ihr wahrscheinlich keine Pferde finden werdet.“ — „Herr,“ antwortete einer der Gefangenen, „der Schwarze hat uns außer unsern Wagen auch unsere Kameele geraubt; vielleicht stehen sie noch in den Ställen dieses Schlosses.“ — „Wohl möglich,“ versetzte Coda dad, „wir wollen einmal nachforschen.“ Sie gingen nun in die Ställe und fanden daselbst nicht nur die Kameele der Kaufleute, sondern auch die Pferde der Prinzen, worüber Alle ungemeine Freude empfanden. In den Ställen waren auch einige schwarze Sklaven, die, als sie die Gefangenen alle befreit sahen, woraus sie auf den Tod ihres Herrn schließen mußten, in Schreck geriethen und auf Auswegen, die ihnen bekannt waren, entflohen. Man dachte nicht daran, sie zu verfolgen. Die Kaufleute waren voll Freude, mit ihrer Freiheit auch ihre Kameele und Wagen wieder

erhalten zu haben, und rüsteten sich zur Heimkehr; zuvor aber dankten sie nochmals ihrem Befreier.



Als sie abgereist waren, wandte sich Codabad an das Fräulein und sprach zu ihr: „Wohin gedenkst du zu reisen, edles Fräulein? Was war dein Plan, als du von dem Schwarzen überfallen wurdest? Ich werde dich nach dem Orte führen, den du zu deinem Aufenthalt ausersehen hast, und ich zweifle nicht, daß diese Prinzen sämmtlich eben so gesonnen sind.“ Die Söhne des Königs von Harran betheuertem dem Fräulein, daß sie sie nicht eher verlassen würden, bis sie sie den Ihrigen wiedergegeben hätten.

„Prinz,“ sagte sie zu Codabad, „ich bin aus einem zu fernem Lande, und es hiesse deine Großmuth mißbrauchen, wenn ich dich einen so weiten Weg machen ließe; übrigens muß ich auch bekennen, daß ich auf immer von meinem Vaterlande geschieden bin. Ich habe dir vorhin gesagt, ich sey ein Fräulein aus Kairo; aber nach der Güte, die du mir bewiesen, und nach der Verpflichtung, die ich gegen dich habe, Herr,“ fügte sie mit einem bedeutungsvollen Blick auf Codabad hinzu, „wäre es Undank, wenn ich dir die Wahrheit länger verhehlen wollte. Ich bin die Tochter eines Königs. Ein Kronräuber hat sich des Thrones meines Vaters bemächtigt, nachdem er ihm das Leben geraubt hat; und um das meinige zu retten, war ich genöthigt, die Flucht zu ergreifen.“ Nach diesem Geständnisse baten Codabad und seine Brüder die Prinzessin, ihnen ihre Geschichte zu erzählen, und versicherten ihr, daß sie allen möglichen Antheil an ihrem

Unglück nähmen und bereit seyen, Alles aufzubieten, um sie wieder glücklich zu machen. Sie dankte ihnen für diese neue Versicherung ihrer Dienstwilligkeit und konnte nicht umhin, ihre Neugierde zu befriedigen. Sie begann daher folgendermaßen:

Hier unterbrach Scheherzad ihre Erzählung, und begann in der nächsten Nacht mit folgenden Worten die





Fünfhundert

und

siebenundzwanzigste Nacht.

Geschichte der Prinzessin von Deryabar. ¹

Auf einer Insel liegt eine große Stadt, Namens Deryabar. Hier herrschte lange Zeit ein mächtiger, reicher und tugendhafter König. Er hatte keine Kinder, und dies allein mangelte zu seinem Glück. Unablässig bat er den Himmel darum, aber er wurde nur halb erhört, denn nach langem Harren brachte die Königin, seine Gemahlin, nur eine Tochter zur Welt.

Diese unglückliche Prinzessin bin ich. Mein Vater war über meine Geburt mehr ärgerlich, als erfreut; doch unterwarf er sich dem Willen Gottes. Er ließ mich mit aller erdenklichen Sorgfalt erziehen, und da er keinen Sohn hatte, beschloß er, mich die Regierungskunst zu lehren, damit ich einst nach ihm seinen Thron besteigen sollte.

¹ Deryabar bedeutet im Arabischen: Gegend der Brunnen, brunnenreicher Ort.

Eines Tags, als er sich auf der Jagd erlustigte, erblickte er einen wilden Esel. Er verfolgte ihn, kam von seiner Jagdbegleitung ab und seine Hitze verleitete ihn, ihm bis in die Nacht nachzusetzen, ohne an ein Verirren zu denken. Endlich stieg er vom Pferde und setzte sich am Eingang eines Gehölzes, in das sich der Esel geworfen hatte. Kaum war die Nacht angebrochen, als er zwischen den Bäumen ein Licht bemerkte, woraus er schloß, daß er nicht weit von einem Dorfe entfernt sey. Er freute sich deß in der Hoffnung, die Nacht dort zuzubringen und Jemand zu seinem Gefolge schicken zu können, um ihnen zu melden, wo er wäre. Er stand also auf und ging gegen das Licht zu, das ihm als Leitstern diente.

Bald erkannte er, daß er sich getäuscht hatte. Das Licht war nichts Anderes als ein Feuer, das in einer Hütte brannte. Er näherte sich und sah mit Erstaunen einen großen schwarzen Mann, oder vielmehr einen schrecklichen Riesen, der auf einem Sopha saß. Das Ungeheuer hatte einen großen Krug mit Wein vor sich stehen und briet auf den Kohlen einen Döfen, dem er soeben die Haut abgezogen hatte. Bald nahm er den Krug an den Mund, bald zerstückte er den Döfen und fraß davon. Was aber die Aufmerksamkeit des Königs, meines Vaters, am meisten auf sich zog, war eine sehr



schöne Frau, die er in der Hütte erblickte. Sie schien in tiefe Traurigkeit versunken, ihre Hände waren gebunden, und zu ihren Füßen lag ein kleines Kind von zwei bis drei Jahren, das ohne Unterlaß weinte und die Luft mit seinem Geschrei erfüllte, gleich als ob es das Unglück seiner Mutter mit empfände.

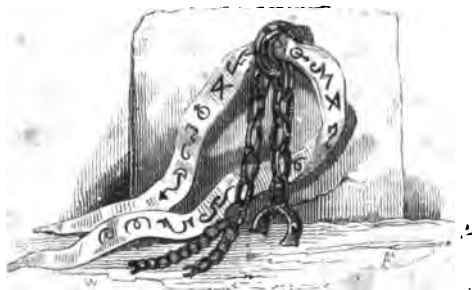
Verührt von diesem jammervollen Anblick wollte mein Vater anfangs in die Hütte stürzen und den Riesen angreifen; allein der Gedanke, daß der Kampf gar zu ungleich seyn würde, hielt ihn zurück, und er beschloß, da er mit offener Gewalt nichts ausrichten konnte, ihn durch List zu überwältigen. Indes wandte sich der Riese, nachdem er den Krug geleert und den Döfen mehr als zur Hälfte aufgefressen hatte, zu der Frau und sagte zu ihr: „Schöne Prinzessin, warum zwingst du mich durch deine Hartnäckigkeit, dich mit Strenge zu behandeln? Es steht ganz in deiner Hand, glücklich zu werden: du darfst dich nur entschließen, mich zu lieben und mir treu zu bleiben, so werde ich viel sanfter gegen dich seyn.“ — „Garstiger Waldteufel!“ antwortete die Frau, „hoffe nicht, daß die Zeit meinen Abscheu vor dir vermindere, du wirst in meinen Augen immer ein Ungeheuer seyn.“ Diese Worte wurden mit so viel Schimpfreden begleitet, daß der Riese in Zorn gerieth. „Das ist zu viel!“ rief er mit wüthendem Tone; „meine verschmähte Liebe verwandelt sich in Wuth. Dein Haß erregt nunmehr auch den meinigen; ich fühle, daß er über meine Begierden siegt, und ich wünsche jetzt noch heißer deinen Tod, als ich bisher deinen Besitz gewünscht hatte.“ So sprechend ergriff er die Frau an den Haaren, hob sie mit der einen Hand in die Luft, zog mit der andern seinen Säbel und war eben im Begriff, ihr den Kopf abzuhaueu, als der König, mein Vater, einen Pfeil abschöß, der dem Riesen in den Bauch fuhr, so daß er taumelte und alsbald todt niederstürzte.

Mein Vater trat nun in die Hütte, band die Frau los und fragte sie, wer sie wäre, und in Folge welches Abenteuers sie sich hier befände. „Herr,“ antwortete sie, „am Ufer des Meeres wohnen einige sarazensche Stämme, deren Oberhaupt und Fürst mein Gemahl ist. Der Riese, den du soeben getödtet hast, war einer seiner vornehmsten Offiziere; der Eelde entbrannte von heftiger Leidenschaft gegen mich, die er aber sorgfältig verhehlte, bis er eine günstige Gelegenheit fand, seinen Plan in's Werk zu setzen und mich zu rauben. Das Glück begünstigt öfter schlechte Unternehmungen, als gute Vorsätze. Eines Tages überfiel mich der Riese sammt meinem Kind an einem abgelegenen Orte, nahm uns Beide mit sich fort, und um allen Nachforschungen, die er von Seite meines Gemahls zu fürchten hatte, zu vereiteln, verließ er das Land der Sarazenen und brachte uns in dieses Gehölz, wo er mich seit einigen Tagen festhielt.

So beklagenswerth nun auch mein Schicksal ist, so ist es mir immerhin ein geheimer Trost, daß der Riese, obgleich er viehisch roh und verliebt war, doch keine Gewalt gebraucht hat, um das zu erlangen, was ich seinen Bitten stets versagt habe. Er hat mir zwar hundertmal gedroht, er würde zum Aeußersten schreiten, wenn er meinen Widerstand nicht anders überwinden könne; und ich gestehe dir, daß ich so eben, als ich durch meine Reden seinen Zorn reizte, mehr für meine Ehre als für mein Leben in Sorgen war.

„Dies, mein Herr,“ fuhr die Gemahlin des sarazenschen Herrn fort, „ist meine Geschichte; ich zweifle nicht, daß du sie mitleidswürdig genug finden wirst, um die großmüthige Hilfe, die du mir gebracht hast, nicht zu bereuen.“ — „Ja, edle Frau,“ sagte mein Vater, „dein Unglück hat mich gerührt, es geht mir tief zu Herzen; ich werde jedoch nichts versäumen, um dir ein besseres Loos zu bereiten. Morgen, sobald der Tag die Schatten der Nacht zerstreut haben wird, wollen wir diesen Wald verlassen und den Weg nach der großen Stadt Deryabar suchen, deren Beherrscher ich bin, und wenn es dir so genehm ist, so wirst du in meinem Palaste wohnen, bis dein königlicher Gemahl kommt, um dich abzuholen.“

Schehersad unterbrach ihre Erzählung, um den Sultan von Indien aufstehen und an seine Geschäfte gehen zu lassen. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:





Funfhundert und achtundzwanzigste Nacht.

Die sarazenische Fürstin nahm den Vorschlag an und ging am folgenden Tag mit dem König, meinem Vater, der am Ausgang des Waldes alle seine Leute traf. Sie hatten ihn die ganze Nacht durch gesucht und waren sehr in Sorgen um ihn. Um so größer war ihre Freude, als sie ihn wieder fanden; aber sie verwunderten sich sehr, da sie ihn in Gesellschaft einer Frau sahen, deren Schönheit sie in Erstaunen setzte. Er erzählte ihnen, auf was Art er sie gefunden und welcher Gefahr er sich ausgesetzt, indem er sich der Hütte näherte; denn der Riese würde ihn unfehlbar getödtet haben, wenn er ihn bemerkt hätte. Einer der Offiziere nahm die Fürstin hinter sich auf sein Pferd, und ein Anderer trug das Kind.

In diesem Aufzuge gelangten sie in den Palast des Königs, meines Vaters, welcher der schönen Sarazentn eine Wohnung einräumte und ihr Kind mit vieler Sorgfalt erziehen ließ. Die Fürstin war nicht unempfindlich gegen die Güte des Königs und

bewies sich ihm so erkenntlich, als er nur wünschen mochte. Anfangs war sie sehr unruhig und ungeduldig darüber, daß ihr Gemahl sie nicht abholte, nach und nach aber beruhigte sie sich, die Aufmerksamkeiten meines Vaters beschwichtigten ihre Ungeduld und ich glaube, sie hätte es dem Schicksal weniger Dank gewußt, wenn es sie zu den Ihrigen zurückgeführt hätte, als daß es sie von ihnen entfernt hatte.

Indessen wurde der Sohn der Fürstin groß. Er war sehr wohlgebildet, und da es ihm auch nicht an Geist fehlte, so wurde es ihm leicht, dem König, meinem Vater, zu gefallen, der große Zuneigung zu ihm faßte. Alle Höflinge bemerkten dies und dachten, der Jüngling würde mich heirathen. In dieser Voraussetzung, und da sie ihn bereits als den Kronerben betrachteten, machten sie ihm den Hof und Jeder beeiferte sich, sein Vertrauen zu gewinnen. Er durchschaute den Grund ihrer Anhänglichkeit, freute sich darüber, verlor den Abstand zwischen uns gänzlich aus den Augen und schmeichelte sich mit der Hoffnung, mein Vater liebe ihn so sehr, daß er ihn bei dieser Verbindung allen Prinzen der Welt vorziehen würde. Er that noch mehr: da der König für seine Wünsche zu lange säumte, ihm meine Hand anzubieten, so hatte er die Kühnheit, ihn darum zu bitten. So strafbar nun auch diese Dreistigkeit war, so begnügte sich mein Vater doch mit der Erklärung, er habe andere Absichten mit mir und sehe ihn darum nicht scheel an. Den jungen Mann aber erbitterte diese abschlägige Antwort; der Stolz fühlte sich durch diese Verschmähung seiner Bewerbung so beleidigt, wie wenn er um ein Mädchen aus dem gemeinen Volk angehalten hätte, oder von gleicher Geburt mit mir gewesen wäre. Er ließ es dabei nicht bewenden, sondern beschloß, sich an dem König zu rächen, und mit einer Undankbarkeit, wovon es wenige Beispiele gibt, zettelte er eine Verschwörung gegen ihn an, ermordete ihn und ließ sich von einer großen Anzahl Mißvergnügter, deren Unzufriedenheit er zu benutzen wußte, zum König von Deryabar ausrufen. Als er nun meinen Vater aus dem Wege geräumt hatte, war sein Erstes, daß er an der Spitze eines Theiles seiner Mitverschwornen in mein Zimmer drang. Er wollte mich entweder tödten oder mit Gewalt zwingen, ihn zu heirathen; aber ich hatte Zeit gehabt, ihm zu entinnen. Während er meinen Vater erwürgte, war der Großvezier, ein stets getreuer Diener seines Herrn, gekommen, hatte mich aus dem Palaste geführt und bei einem seiner Freunde in Sicherheit gebracht. Dort hielt er mich so lange verborgen, bis ein Schiff, das er heimlich hatte ausrüsten lassen, im Stande war, unter Segel zu gehen. Alsdann verließ ich die Insel ohne eine andere Begleitung als eine Hofmeisterin und diesen edelmüthigen Minister, der lieber der Tochter seines Herrn folgen und ihr Unglück theilen, als dem Tyrannen gehorchen wollte.

Der Großvezier beabsichtigte, mich an die Höfe der benachbarten Könige zu führen, sie um Beistand anzuflehen und zur Rache der Ermordung meines Vaters aufzufordern; allein der Himmel begünstigte einen Vorsatz, der uns so vernünftig schien, nicht. Nachdem wir einige Tage fortgesegelt waren, erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß unser Schiff, trotz der Geschicklichkeit unserer Matrosen, durch die Gewalt der Winde und Wellen an einen Felsen geschleudert wurde und scheiterte. Ich will mich nicht mit der Beschreibung dieses Schiffbruchs aufhalten. Meine Schilderung, wie die Hofmeisterin, der Großvezier und die ganze Mannschaft des Schiffes von den Abgründen des Meeres verschlungen wurde, könnte nur schlecht ausfallen. Der Schreck, der sich meiner bemächtigt hatte, erlaubte mir nicht, die ganze Entsetzlichkeit unsers Looses einzusehen. Ich verlor das Bewußtseyn, und sey es nun, daß einige Trümmer des Schiffes mich an das Ufer trugen, oder daß der Himmel, der mich zu weiterem Unglück aufsparte, ein Wunder that, um mich zu retten: genug, als ich wieder zur Besinnung kam, befand ich mich am Ufer.

Das Unglück macht uns oft ungerecht. Statt Gott für die besondere Gnade, die er mir angedeihen ließ, zu danken, erhob ich die Augen nur zum Himmel, um ihm Vorwürfe über meine Rettung zu machen. Es fiel mir nicht ein, den Vezier und meine Hofmeisterin zu beweinen, im Gegentheil beneidete ich ihr Schicksal, und nach und nach wurde meine Vernunft durch die furchtbaren Vorstellungen, die mich beunruhigten, so



verwirrt, daß ich den Entschluß faßte, mich in's Meer zu stürzen. Schon war ich im Begriff hineinzuspringen, als ich hinter mir ein großes Getöse von Menschen und Pferden hörte. Ich drehte mich sogleich um, um zu sehen, was es wäre, und erblickte mehrere bewaffnete Reiter, unter denen einer ein arabisches Pferd ritt. Er hatte einen silbergestickten Rock mit einem Gürtel aus Edelsteinen und eine Krone auf dem Haupt. Hätte ich ihn auch nicht an seiner Kleidung als den Herrn der Uebrigen erkannt, so hätte ich es aus dem edlen Anstand schließen müssen, den seine ganze Erscheinung hatte. Es war ein ausgezeichnet wohlgebildeter Jüngling und schöner als der Tag. Bewundert, an diesem Ort ein junges Mädchen allein zu finden, schickte er einige seiner Offiziere ab und ließ mich fragen, wer ich wäre. Ich antwortete ihnen nur durch Thränen. Da das Ufer mit den Trümmern unsers Schiffes bedeckt war, so schlossen sie daraus, ein Fahrzeug müsse hier geschettert seyn, und ohne Zweifel habe ich mich aus dem Schiffsbruch gerettet. Diese Vermuthung und die tiefe Betrübniß, die ich an den Tag legte, reizten die Neugierde der Offiziere; sie fingen an, tausend Fragen an mich zu stellen, und versicherten mich, ihr König sey ein großmüthiger Fürst, an dessen Hof ich gewiß Trost finden würde.

Der König, dem seine Offiziere zu lange ausblieben und der sehr gern auf der Stelle erfahren hätte, wer ich wäre, ritt nun selbst auf mich zu. Er betrachtete mich mit vieler Aufmerksamkeit, und da ich vor lauter Thränen und Jammern denen, die mich fragten, nicht antworten konnte, verbot er ihnen, mich länger mit ihren Fragen zu belästigen, und wandte sich selbst zu mir mit folgenden Worten: „Mein Fräulein, ich beschwöre dich, deine ungemessene Betrübniß zu mäßigen. Wenn dich der Himmel im Zorn seine schwere Hand fühlen läßt, ist dies wohl ein Grund, dich der Verzweiflung hinzugeben? Ich bitte dich, sey standhafter. Das Schicksal, das dich verfolgt, ist wechselnd; dein Loos kann sich bald ändern. Ja, ich versichere dir, wenn du irgendwo Trost in deinem Unglücke finden kannst, so ist es in meinen Staaten. Ich biete dir meinen Palast an; dort magst du bei der Königin, meiner Mutter, weilen, die sich bemühen wird, durch freundliche Behandlung deine Leiden zu lindern. Ich weiß noch nicht, wer du bist, aber ich fühle schon, daß ich herzlichen Antheil an dir nehme.“

Ich dankte dem jungen König für seine Güte, nahm sein verbindliches Anerbieten an, und um zu zeigen, daß ich desselben nicht unwürdig sey, entdeckte ich ihm meine Herkunft. Ich schilderte ihm die Frechheit des jungen Sarazenen, und die einfache schmucklose Erzählung meiner Unglücksfälle reichte hin, sein und aller seiner Offiziere Mitleid zu erwecken. Als ich mit meinem Berichte zu Ende war, nahm der Fürst das

Wort und versicherte mir auf's Neue, daß er den innigsten Antheil an meinem Unglück nehme; darauf führte er mich in den Palast und stellte mich der Königin, seiner Mutter, vor. Hier mußte ich meine Unglücksfälle auf's Neue erzählen und einen Strom von Thränen vergießen. Die Königin zeigte sich ebenfalls sehr theilnehmend und gewann mich außerordentlich lieb. Der König, ihr Sohn, verliebte sich sterblich in mich und bot mir bald seine Krone und Hand an. Ich aber war mit meinem Unglück noch so beschäftigt, daß dieser Fürst, so liebenswürdig er auch war, nicht den ganzen Eindruck auf mich machte, den er zu einer andern Zeit hätte machen können. Gleichwohl wollte ich aus Dankbarkeit seinem Glücke nicht im Wege stehen, und unsere Vermählung wurde mit aller ersinnlichen Pracht vollzogen.

Während das ganze Volk mit den Vermählungsfeierlichkeiten seines Königs beschäftigt war, landete eines Nachts ein benachbarter feindlicher Fürst mit einem gewaltigen Kriegsheere auf der Insel. Dieser furchtbare Feind war der König von Zanguebar. Er schlug alle Unterthanen meines Gemahls mit der Schärfe des Schwerts. Wenig fehlte, so hätte er uns Beide gefangen genommen; denn er war schon mit einem Theil seiner Leute in den Palast gedrungen, aber wir waren so glücklich, uns zu retten und das Ufer des Meeres zu erreichen, wo wir uns in eine Fischerbarke warfen, die wir dort zufällig antrafen. Zwei Tage lang segelten wir, ein Spiel der Winde und Wogen, dahin, ohne zu wissen, was aus uns werden sollte. Am dritten erblickten wir ein Schiff, das mit vollen Segeln auf uns zusteuerte. Anfangs freuten wir uns darüber in der Meinung, es sey ein Kauffschiff, das uns aufnehmen könne; aber wer beschreibt unsere Verwunderung, als das Schiff näher kam und wir auf dem Verdeck zehn bis zwölf bewaffnete Seeräuber erblickten. Fünf bis sechs warfen sich in unser Fahrzeug, bemächtigten sich unserer Beider, banden den Fürsten, meinen Gemahl, und brachten uns auf ihr Schiff, wo sie mir sogleich den Schleier abnahmen. Meine Jugend und meine Gesichtszüge machten großen Eindruck auf die Räuber und Alle erklärten, sie seyen von meinem Anblicke bezaubert. Statt das Loos zu werfen, verlangte Jeder den Vorzug und mich als Beute zu haben. Sie wurden hitzig, geriethen in Streit und schlugen wie wüthend auf einander los. In einem Augenblick war das ganze Verdeck mit Leichnamen übersät. Mit Einem Wort, Alle wurden erschlagen bis auf einen Einzigen, der sich nun im Besitz meiner Person sah und zu mir sagte: „Du bist mein, ich werde dich nach Kairo führen und einem meiner Freunde übergeben, dem ich eine schöne Sklavin versprochen habe. Aber,“ fügte er mit einem Blick auf den König, meinen Gemahl, hinzu, „wer ist dieser Mann da? Welche Bande knüpfen ihn an

dich? Bande des Blutes oder der Liebe?" — „Herr," antwortete ich, „es ist mein Gemahl." — „Wenn dem so ist," versetzte der Corsar, „so muß ich mich aus Mitleid seiner entledigen. Er würde gar zu viel leiden, wenn er dich in den Armen meines Freundes sehen müßte." So sprechend ergriff er den unglücklichen Fürsten, der gebunden war, und stürzte ihn in's Meer, so sehr ich mir auch Mühe gab, es zu verhindern.



Bei dieser grausamen That erhob ich ein fürchterliches Geschrei und hätte mich ganz gewiß in die Wellen gestürzt, wenn der Seeräuber mich nicht zurückgehalten hätte. Er sah wohl, daß ich keinen andern Wunsch mehr hatte; deswegen band er mich mit Stricken an den großen Mast, spannte sodann die Segel auf und schiffte an's Land, wo er ausstieg. Hier band er mich los und führte mich in eine kleine Stadt, wo er Kameele, Zelte und Sklaven kaufte; dann nahm er seinen Weg nach Kairo, in der Absicht, wie er immer sagte, mich seinem Freunde zu bringen und so sein Wort zu lösen.

Wir waren schon mehrere Tage unterwegs, als wir gestern durch diese Ebene zogen und den Schwarzen erblickten, der das Schloß hier bewohnte. Anfangs hielten wir ihn für einen Thurm, und als er schon in unserer Nähe war, konnten wir kaum

glauben, daß es ein Mensch sey. Er zog sein breites Schlachtschwert und forderte den Seeräuber auf, sich sammt allen seinen Sklaven und der Frau, die er mit sich führte, zu ergeben. Der Seeräuber war ein Mann von Muth, und mit Hülfe seiner Sklaven, die ihm Treue gelobten, griff er den Schwarzen an. Der Kampf dauerte lange. Endlich erlag der Seeräuber unter den Streichen seines Feindes und ebenso alle seine Sklaven, die lieber sterben, als ihn verlassen wollten. Hierauf führte mich der Schwarze in das Schloß, wohin er auch den Leichnam des Seeräubers brachte, den er zu seinem Abendbrod verzehrte. Am Ende dieser gräßlichen Mahlzeit sagte er zu mir, da er sah, daß ich unaufhörlich weinte: „Mägdelein, mache dich bereit, meine Begierden zu befriedigen, statt dich so zu betrüben. Ergib dich gutwillig der Nothwendigkeit; ich lasse dir bis Morgen Zeit, die Sache zu überlegen, dann aber will ich dich ganz getröstet über dein Unglück wiedersehen, und du solltest dich freuen, für mein Bett bestimmt zu seyn.“ Mit diesen Worten führte er mich in ein Zimmer und legte sich in dem seinigen zu Bette, nachdem er mit eigener Hand alle Thüren im Hause geschlossen hatte. Heute früh hatte er sie geöffnet und sogleich wieder geschlossen, um einigen Reisenden nachzusetzen, die er in der Ferne bemerkte. Sie scheinen ihm entwischt zu seyn, denn er kam allein und ohne Beute zurück, als du ihn angriffest.“

Scheherzad bemerkte den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht begann sie mit folgenden Worten:





und

neunundzwanzigste Nacht.

Sobald die Prinzessin die Erzählung ihrer Unglücksfälle beendigt hatte, bezeigte ihr Eodabad seine herzlichste Theilnahme. „Aber, meine Herrin,“ setzte er hinzu, „es steht ganz in deiner Hand, von nun an ruhig zu leben. Die Söhne des Königs von Harran bieten dir am Hofe ihres Vaters eine Zuflucht an; ich bitte dich, schlage sie nicht aus. Du wirst dem Fürsten theuer und von aller Welt geehrt seyn, und wenn du die Hand deines Befreiers nicht verschmähst, so erlaube, daß ich sie dir vor allen diesen Prinzen anbiete und dich heirathe. Sie mögen die Zeugen unserer Verbindung seyn.“ Die Prinzessin willigte ein, und noch am selben Tage wurde die Hochzeit im Schlosse gefeiert, wo sich alle möglichen Vorräthe fanden. Die Küchen waren voll Fleisch und solchen Gerichten, die der Schwarze zu sich zu nehmen pflegte, wenn er genug Menschenfleisch gegessen hatte. Auch fanden sich hier eine Menge Früchte, alle ausgezeichnet in ihrer Art, und um das Maß der Freude voll zu machen, eine Fülle von gebrannten Wassern und ausgesuchten Weinen.

Sie setzten sich alle zu Tische, und nachdem sie gegessen und getrunken hatten, so viel ihnen behagte, nahmen sie die noch übrigen Vorräthe mit und verließen das Schloß,

um sich an den Hof des Königs von Harran zu begeben. Sie reiseten mehrere Tage und lagerten an den angenehmsten Orten, die sie finden konnten. Als sie nur noch eine Tagreise von Harran entfernt waren, machten sie Halt und tranken den übrigen Wein vollends aus, weil sie nun nicht mehr zu sparen brauchten. Nun ergriff Codadad das Wort und sagte: „Prinzen, ich will euch nicht länger verbergen, wer ich bin. Ihr erblickt in mir euern Bruder Codadad. Ich stamme so gut als ihr von dem Könige von Harran ab. Der Fürst von Samarien hat mich erzogen und die Prinzessin Piruzza ist meine Mutter. Geliebte,“ fügte er gegen die Prinzessin von Deryabar hinzu, „verzeih, daß ich auch dir aus meiner Geburt ein Geheimniß gemacht habe. Vielleicht hätte ich dir durch frühere Entdeckung derselben einige unangenehme Gedanken erspart, welche die Rücksicht auf die Ungleichheit unsers Standes in dir hat hervorrufen können.“ — „Mein Herr,“ antwortete ihm die Prinzessin, „die Empfindungen, die du mir gleich Anfangs eingefloßt, haben mit jedem Augenblick an Stärke gewonnen, und um mein Glück zu machen bedurftest du nicht dieser hohen Geburt.“

Die Prinzen wünschten Codadad Glück zu seiner Abkunft und äußerten große Freude darüber; im Grunde ihres Herzens aber war ihnen die Sache durchaus nicht angenehm, und ihr Haß gegen einen so liebenswürdigen Bruder vermehrte sich nur dadurch. Sie versammelten sich bei Nacht an einem abgelegenen Orte, während Codadad und seine Gemahlin in ihrem Zelte die Süßigkeit des Schlafes genossen. Diese undankbaren und neidischen Brüder vergaßen, daß sie ohne Piruzza's mutigen Sohn sammt und sonders die Beute des Schwarzen geworden wären, und beschloffen unter sich, ihn meuchlings zu ermorden. „Es bleibt uns nichts Anderes übrig,“ sagte einer der Bösewichter; „sobald der Vater erfährt, daß dieser Fremdling, den er so sehr liebt, sein Sohn ist, und daß er allein tapfer genug war, einen Riesen zu überwältigen, den wir alle zusammen nicht bestiegen konnten, so wird er ihn lieblosen, ihm tausend Lobsprüche ertheilen und ihn mit Hintansetzung aller seiner übrigen Söhne zum Thronerben erklären. Wir werden dann gezwungen seyn, uns vor unserm Bruder zu Boden zu werfen und ihm zu gehorchen.“ Diese und ähnliche Worte machten auf die neidischen Burschen solchen Eindruck, daß sie auf der Stelle hingingen und Codadad im Schlafe überfielen. Sie durchbohrten ihn mit tausend Dolchstößen und ließen ihn für todt in den Armen seiner Gattin. Sodann setzten sie ihren Weg nach der Stadt Harran fort, wo sie am folgenden Tage anlangten.

Der König, ihr Vater, war über ihre Ankunft um so erfreuter, als er bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, sie je wieder zu sehen. Er fragte sie nach der Ursache ihres

langen Ausbleibens, allein sie hüteten sich wohl, die Wahrheit zu gestehen; sie erwähnten weder des Schwarzen noch Codadads, und sagten bloß, sie haben der Begierde nicht widerstehen können, das Land zu sehen, und sich zu diesem Behuf in einigen benachbarten Städten aufgehalten.

Indessen lag Codadad im Blute und wie todt unter seinem Zelte; bei ihm die Prinzessin, seine Gemahlin, die nicht minder beklagenswerth war, als er. Sie erfüllte die Luft mit ihrem Wehgeschrei, riß sich die Haare aus und badete das Gesicht ihres Mannes mit Thränen. „Ach, Codadad!“ rief sie jeden Augenblick, „mein



theurer Codadad, muß ich dich in's Grab sinken sehen? Welche grausamen Hände haben dich in diesen Zustand versetzt? Kann ich es glauben, daß es deine eigenen Brüder sind, die dich so mitleidlos zerfleischt haben! Deine Brüder, die dein tapferer Arm gerettet hat! Nein, Teufel haben diese geliebten Züge angenommen und sind hierher gekommen, um dir das Leben zu rauben. Ha, ihr Unmenschen, wer ihr auch seyn möget, konntet ihr mit so schwarzem Undank den Dienst vergelten, den er euch geleistet hat! Doch warum soll ich deinen Brüdern grollen, unglücklicher Codadad? Ich allein bin an deinem Tode schuld! Du wolltest dein Schicksal an das meine knüpfen, und all das Unheil, das mich verfolgt, seit ich den Palast meines Vaters

verlassen habe, hat sich über dich ausgegossen. O Himmel, der du mich zu einem unfrühen und unglückseligen Leben verdammt hast, wenn du mir keinen Gatten gönnst, warum lässest du mich einen finden? Dies ist der zweite, den du mir entreißest, nachdem ich gerade angefangen habe, ihn lieb zu gewinnen.“

In solchen und noch weit rührenderen Wehklagen machte die bejammernswerthe Prinzessin von Deryabar ihrem Schmerze Lust, indem sie unaufhörlich den unglücklichen Codabad anblickte, der sie nicht hören konnte. Dennoch war er nicht todt, und als seine Gattin bemerkte, daß er noch athmete, lief sie nach einem großen Flecken, den sie in der Ebene bemerkte, um dort einen Wundarzt zu holen. Man wies sie zu einem, der sogleich mit ihr ging. Als sie aber in's Zelt kamen, fanden sie Codabad nicht mehr darin, woraus sie schlossen, irgend ein wildes Thier habe ihn weggetragen und gefressen. Die Prinzessin begann von Neuem ihre Wehklagen auf die jammervollste Weise von der Welt. Der Wundarzt wurde im Innersten gerührt und wollte sie in ihrem schrecklichen Zustande nicht verlassen. Er schlug ihr vor, in den Flecken zurückzukehren, und bot ihr sein Haus und seine Dienste an.

Sie ließ sich bereden und ging mit dem Wundarzt, der sie, ohne zu wissen wer sie war, mit aller erdenklichen Achtung und Ehrfurcht behandelte. Er bemühte sich, ihr Trost einzusprechen, aber vergeblich bekämpfte er ihren Schmerz, er reizte ihn nur noch mehr, statt ihn zu lindern. „Herrin,“ sagte er eines Tages zu ihr, „ich bitte dich, erzähle mir deine Unglücksfälle; sage mir, aus welchem Lande und von welchem Stande du bist. Vielleicht kann ich dir einen guten Rath geben, wenn ich von allen Umständen deines Mißgeschicks unterrichtet bin. Du härmst dich ab und bedenkst nicht, daß es auch gegen die verzweifeltsten Uebel noch Mittel gibt.“

Der Wundarzt sprach so eindringlich, daß die Prinzessin sich überreden ließ, ihm ihre ganze Geschichte zu erzählen. Als sie damit zu Ende war, sprach er zu ihr: „Herrin, da sich die Sache so verhält, so erlaube mir, dir vorzustellen, daß du dich deinem Kummer nicht hingeben solltest; waffne dich vielmehr mit Standhaftigkeit und thue, was der Name und die Pflicht einer Gattin von dir fordern. Räche deinen Gemahl; ich will, wenn du es wünschest, dein Begleiter seyn. Laß uns an den Hof des Königs von Harran gehen, er ist ein guter und sehr gerechter Fürst. Du darfst ihm nur mit lebhaften Farben die Behandlung schildern, die der Prinz Codabad von seinen Brüdern erfahren hat, und ich bin überzeugt, daß er dir Gerechtigkeit verschaffen wird.“ — „Du hast Recht,“ antwortete die Prinzessin. „Ja, es ist meine Pflicht, Codabad zu rächen, und da du so gefällig und großmüthig bist, mich begleiten zu

wollen, so bin ich bereit, mit dir zu gehen.“ Sobald sie diesen Entschluß gefaßt hatte, ließ der Wundarzt zwei Kameele bereit halten, welche die Prinzessin und er bestiegen, und sich dann nach der Stadt Harran begaben.

Sie stiegen in der ersten besten Karavanserei ab und fragten den Wirth, was es Neues am Hofe gebe. „Er ist,“ antwortete dieser, „gegenwärtig in großer Unruhe. Der König hatte einen Sohn, der sich bei ihm sehr lange als Unbekannter aufgehalten hat, und man weiß nicht, was aus diesem jungen Prinzen geworden ist. Eine der Frauen des Königs, Namens Viruza, ist seine Mutter, und sie hat schon tausend vergebliche Nachforschungen anstellen lassen. Alle Welt bedauert den Verlust dieses Prinzen, denn er war ein vorzüglicher junger Mann. Der König hat noch neunundvierzig andere Söhne, alle von verschiedenen Müttern, aber unter diesen ist kein einziger, der ihn vermöge seiner Tugenden über Codadads Tod zu trösten vermöchte. Ich sage über seinen Tod, denn es ist unmöglich, daß er noch lebt, wenigstens hat man ihn trotz aller Nachforschungen nicht finden können.“

Auf diesen Bericht des Wirthes hin meinte der Wundarzt, die Prinzessin von Deryabar könne nichts Besseres thun, als hinzugehen und sich der Frau Viruza vorzustellen. Dieser Schritt war aber nicht ohne Gefahr und erforderte große Vorsicht. Es war zu fürchten, daß die Söhne des Königs von Harran die Ankunft und Absicht ihrer Schwägerin erfahren und sie auf die Seite schaffen könnten, bevor sie Gelegenheit hätte, mit Codadads Mutter zu sprechen. Der Wundarzt sann hin und her und bedachte auch seine eigene Gefahr dabei. Er wollte daher behutsam bei der Sache zu Werke gehen und bat die Prinzessin, in der Karavanserei zu bleiben, während er selbst nach dem Palaste ging, um zu erkunden, auf was Art er sie sicher zu Viruza bringen könnte.

Er ging also in die Stadt und näherte sich dem Palaste, wie Einer, den bloß die Neugier, den Hof zu sehen, dahin zieht, als er eine Frau auf einem reich geschmückten Maulthiere erblickte; sie war von mehreren Fräulein, ebenfalls auf Maulthieren, ferner von einer starken Abtheilung Soldaten und einer Menge schwarzer Sklaven begleitet.

Alle Leute stellten sich in Reihen, um sie vorbeiziehen zu sehen, und begrüßten sie mit dem Gesicht auf den Boden fallend. Der Wundarzt begrüßte sie ebenso und fragte einen neben ihm stehenden Kalender, ob dies eine von den Frauen des Königs sey. „Ja, mein Bruder,“ antwortete der Kalender, „es ist eine von seinen Frauen und zwar Diejenige, die das Volk am meisten ehrt und liebt, weil sie die Mutter des Prinzen Codadad ist, von dem du gewiß schon gehört hast.“



Mehr wollte der Wundarzt nicht hören; er folgte der Frau Piruza bis in eine Moschee, welche sie betrat, um Almosen zu vertheilen und dem öffentlichen Gebet anzuwohnen, das der König für Codadads Rückkehr verrichten ließ. Das Volk, welches an dem Schicksale dieses jungen Prinzen außerordentlich viel Antheil nahm, lief scharenweise herbei, um sein Gebet mit dem der Priester zu vereinigen, und die Moschee war voll Menschen. Der Wundarzt bahnte sich einen Weg durch's Gedränge und gelangte bis zu Piruza's Wachen. Er hörte alle Gebete mit an, und als die Prinzessin wieder hinausging, näherte er sich einem der Sklaven und flüsterte ihm in's Ohr: „Bruder, ich habe der Prinzessin Piruza ein wichtiges Geheimniß zu entdecken: könnte ich nicht durch deine Vermittlung in ihr Zimmer geführt werden?“ — „Wenn dieses Geheimniß,“ antwortete der Sklave, „den Prinzen Codadad betrifft, so kann ich dir noch heute die gewünschte Audienz versprechen; wo nicht, so hoffst du vergeblich, der Prinzessin vorgestellt zu werden, denn sie ist einzig und allein mit ihrem Sohne beschäftigt und will von nichts Anderem reden hören.“ — „Eben nur von diesem geliebten Sohne will ich mit ihr sprechen,“ sagte der Wundarzt. — „In diesem Falle,“ versetzte der Sklave, „darfst du uns nur nach dem Palaste folgen und du wirst bald mit ihr sprechen können.“

Es war dem wirklich so. Piruza war kaum auf ihr Zimmer zurückgekehrt, als ihr der Sklave meldete, ein unbekannter Mann habe ihr etwas Wichtiges mitzutheilen, was den Prinzen Codadad betreffe. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als

Piruzza eine lebhaftige Ungeduld an den Tag legte, den Unbekannten zu sehen. Der Sklave ließ ihn sogleich in's Gemach der Prinzessin treten, die alle ihre Frauen wegschickte, mit Ausnahme von zweien, vor denen sie kein Geheimniß hatte. Sobald sie den Wundarzt ansichtig wurde, fragte sie ihn hastig, welche Nachricht er ihr von Eodadab zu bringen habe. „Herrin,“ antwortete dieser, nachdem er sich mit dem Gesicht auf den Boden geworfen hatte, „ich habe dir eine lange Geschichte zu erzählen und Dinge, worüber du dich ohne Zweifel verwundern wirst.“ Hierauf erzählte er ihr umständlich Alles, was zwischen Eodadab und seinen Brüdern vorgefallen war. Sie hörte ihn mit grieriger Aufmerksamkeit an; als er aber auf den Meuchelmord zu sprechen kam, fiel die zärtliche Mutter, gleich als würde sie von denselben Stichen durchbohrt, wie ihr Sohn, ohnmächtig auf einen Sopha. Die beiden Frauen kamen ihr schleunig zu Hülfe und brachten sie wieder zu Besinnung. Der Wundarzt fuhr nun in seinem Berichte fort, und als er geendigt hatte, sagte die Prinzessin zu ihm: „Gehe schnell zur Prinzessin von Deryabar zurück und verkündige ihr in meinem Namen, daß der König sie alsbald als Schwiegertochter anerkennen wird; was aber dich betrifft, so sey überzeugt, deine Dienste werden dir gut belohnt werden.“

Als der Wundarzt sich entfernt hatte, blieb Piruzza auf dem Sopha in einem Zustand der Traurigkeit, den man sich wohl denken kann. Durchdrungen von der Erinnerung an Eodadab rief sie aus: „O mein Sohn, so bin ich denn auf immer deines Anblicks beraubt! Als ich dich aus Samarien ziehen ließ, um an diesen Hof zu reisen, als du mir Lebenswohl sagtest, ach! da ahnte ich nicht, daß ein grauenvoller Tod fern von mir deiner harrete. O unglücklicher Eodadab, warum hast du mich verlassen? Du hättest dir freilich nicht so hohen Ruhm erworben, aber du lebstest noch und würdest deiner Mutter nicht so viele Thränen kosten.“ Bei diesen Worten weinte sie bitterlich, und ihre beiden Vertrauten, gerührt von ihrem Schmerz, vermischten ihre Thränen mit den Thränen ihrer Gebieterin.

Während sie so alle Drei in maßloser Betrübniß dasaßen, trat der König in's Zimmer, und als er sie in diesem Zustande erblickte, fragte er Piruzza, ob sie vielleicht traurige Nachrichten von Eodadab erhalten habe. „Ach, Herr,“ sagte sie, „es ist um ihn geschehen: mein Sohn ist todt, und um das Maß meines Kummer's voll zu machen, kann ich ihm nicht einmal die Ehre des Begräbnisses erweisen, denn allem Anschein nach haben ihn wilde Thiere gefressen.“ Hierauf erzählte sie ihm, was sie von dem Wundarzt gehört hatte, und ließ sich namentlich über die grausame Art aus, wie Eodadab von seinen Brüdern ermordet worden war.

Der König ließ Piruzza nicht Zeit, ihre Erzählung zu vollenden; er fühlte sich von Zorn entbrannt und sagte in seiner Entrüstung zu ihr: „Geliebtes Weib, die Schurken, die deine Thränen fließen machen und ihrem Vater einen tödtlichen Schmerz bereiten, sollen ihre gerechte Strafe erleiden.“ So sprechend begab sich der König mit wuthfunkelnden Augen in den Audiensaal, wo alle seine Höflinge und diejenigen von seinen Unterthanen, die ihn um etwas bitten wollten, versammelt waren. Alle erstaunten, als sie die Wuth auf seinem Gesichte sahen; schon fürchteten sie, er möchte über sein Volk erbost seyn, und ihre Herzen erstarrten vor Schreck. Er bestieg den Thron, hieß den Großvezier nahen und sagte zu ihm: „Hassan, ich habe dir einen Befehl zu geben. Geh auf der Stelle hin, nimm tausend Mann von meiner Leibwache und verhafte alle Prinzen, meine Söhne. Sperre sie in den Thurm der Meuchelmörder und vollziehe dies sogleich.“ Bei diesem außerordentlichen Befehl erbebten alle Anwesenden; der Großvezier legte, ohne ein einziges Wort zu sprechen, die Hand auf seinen Kopf, um



zu zeigen, daß er bereit sey, zu gehorchen, und verließ den Saal, um einen Befehl zu vollziehen, der ihn so sehr überraschte. Indes schickte der König alle Personen, die Audiens bei ihm verlangten, zurück und erklärte, er wolle binnen Monatsfrist von keinem Geschäfte mehr hören. Er war noch im Saale, als der Vezier zurückkam. „Nun, Vezier,“ sagte er zu ihm, „sind alle meine Söhne im Thurm?“ — „Ja, Herr,“ antwortete der Minister, „dein Befehl ist erfüllt.“ — „Ich habe dir noch einen andern zu geben,“ sagte der König. Mit diesen Worten verließ er den Audiensaal und kehrte

in Piruzza's Zimmer zurück, wohin der Bezir ihm folgte. Er fragte die Fürstin, wo die Wittwe Codabads wohne. Piruzza's Frauen sagten es ihm, denn der Wundarzt hatte es in seinem Berichte nicht vergessen. Sofort wandte sich der König zu seinem Minister und sprach: „Geh in diese Karavanserei und führe eine junge Prinzessin, die daselbst wohnt, hierher. Behandle sie aber mit aller Ehrfurcht, die einer Frau von ihrem Range gebührt.“

Der Bezir vollzog auch diesen Befehl sogleich. Er stieg sammt allen Emiren und den übrigen Hofleuten zu Pferde, begab sich nach der Karavanserei, wo die Prinzessin von Deryabar war, eröffnete ihr seinen Auftrag und ließ ihr auf Befehl des Königs ein schönes weißes Maulthier vorsehren, dessen Sattel und Zaum von Gold und mit Rubinen und Smaragden besetzt war. Sie bestieg es und ritt mitten unter diesen Herren nach dem Palaste. Der Wundarzt begleitete sie ebenfalls auf einem schönen tartarischen Rosse, das der Bezir ihm hatte geben lassen. Alles Volk stand an den Fenstern oder auf den Gassen, um den prächtigen Zug vorbeikommen zu sehen, und als bekannt wurde, daß die Prinzessin, die man so feierlich nach Hof geleitete, die Gemahlin Codabads war, so entstand ein allgemeiner Jubel. Die Luft erscholl von tausendfältigem Freudengeschrei, das sich ohne Zweifel in Wehklagen verwandelt hätte, wenn das traurige Schicksal dieses Prinzen bekannt gewesen wäre; so sehr war er bei aller Welt beliebt.

Scheherzad schwieg, um in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzufahren:





Fünfhundert und dreißigste Nacht.

Die Prinzessin von Deryabar traf den König an der Pforte des Palastes, wo er sie erwartete und empfing. Er nahm sie bei der Hand und führte sie in Piruzas Gemach, woselbst ein höchst rührender Austritt stattfand. Die Gemahlin Coda dads fühlte sich beim Anblick des Vaters und der Mutter ihres Gatten aufs Neue vom ganzen Gewicht ihres Kummers darnieder gedrückt, so wie der Vater und die Mutter die Gemahlin ihres Sohnes nicht ohne gewaltige innere Bewegung ansehen konnten. Sie warf sich zu den Füßen des Königs, badete sie mit ihren Thränen und konnte vor Kummer und Herzeleid kein Wort hervorbringen. Nicht minder beklagenswerth war Piruzas Zustand; ihr Unglück schien ihr das Herz abdrücken, und der König, der diesem rührenden Anblick nicht widerstehen konnte, überließ sich seiner eigenen Trostlosigkeit. So vermischten diese drei Personen ihre Seufzer und Thränen und beobachteten eine Zeitlang das Stillschweigen tiefen Seelenleids. Endlich erholte sich die Prinzessin von Deryabar und erzählte das Abenteuer im Schlosse und das Unglück Coda dads. Schließlich bat sie um Gerechtigkeit für den Meuchelmord des Prinzen. „Ja, meine

Tochter," sagte der König, „die Undankbaren sollen sterben; zuvor aber muß ich Eobadads Tod öffentlich bekannt machen lassen, damit die Hinrichtung seiner Brüder keinen Aufruhr im Volk erweckt. Uebrigens wollen wir, obschon wir den Leichnam meines Sohnes nicht haben, dennoch nicht unterlassen, ihm die letzte Ehre zu erweisen.“ Nach diesen Worten wandte er sich an seinen Bezier und befahl ihm, auf der schönen Ebene, in deren Mitte die Stadt Harran liegt, ein Grabmal mit einer Kuppel von weißem Marmor erbauen zu lassen; inzwischen aber wies er der Prinzessin von Deryabar, die er als Schwiegertochter anerkannte, eine prächtige Wohnung in seinem Palaste an.

Hassan ließ mit solcher Emsigkeit arbeiten und verwendete so viele Handwerksleute dazu, daß das Kuppelgebäude in wenigen Tagen vollendet war. Unter der Kuppel wurde ein Grabmal errichtet und auf dasselbe Eobadads Bildsäule gestellt. Sobald das Werk fertig war, befahl der König, Gebete anzustellen, und setzte einen Tag zur Todesfeier seines Sohnes fest.

Als dieser Tag erschien, strömten alle Einwohner der Stadt auf die Ebene, um der Feierlichkeit anzuwohnen, die auf folgende Weise geschah. Der König zog in Begleitung des Großveziers und der vornehmsten Herren seines Hofes nach dem Kuppelgebäude, und als er hier angekommen war, trat er hinein und setzte sich mit ihnen auf goldgeblümete schwarze Atlassteppiche. Hierauf zog eine zahlreiche Schaar der Leibwache zu Pferd mit gesenktem Haupt und halbgeschlossenen Augen vor das Gebäude. Sie ritten zweimal in tiefem Schweigen rings umher, beim drittenmal aber hielten sie vor der Thüre still und sprachen Einer nach dem Andern mit lauter Stimme folgende Worte: „O Prinz, Sohn des Königs, wenn wir durch die Schärfe unsers Schwertes und durch menschliche Tapferkeit dein Mißgeschick irgend erleichtern könnten, so solltest du bald das Licht wieder schauen; aber der König der Könige hat geboten und der Engel des Todes hat gehorcht.“ Nach diesen Worten zogen sie sich zurück, um hundert Greifen mit langen weißen Bärten Platz zu machen, die sämmtlich auf schwarzen Maulthieren ritten.

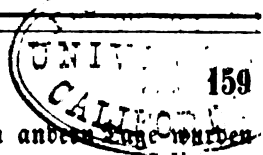
Es waren Einsiedler, die sich ihr Lebenlang in Höhlen verborgen hielten und niemals den Augen der Menschen zeigten, außer um den Leichenbegängnissen der Könige von Harran und der Prinzen seines Hauses anzuwohnen. Diese ehrwürdigen Alten trugen auf dem Kopfe jeder ein dickes Buch, das sie mit einer Hand hielten. Sie machten dreimal die Runde um das Gebäude, ohne ein Wort zu sagen; hierauf hielten sie an der Thüre still, und einer von ihnen sprach folgende Worte: „O Prinz, was können wir für dich thun? Wenn man durch Gebet oder Wissenschaft dir das Leben

wieder geben könnte, so würden wir unsere weißen Bärte an deinen Füßen reiben und Gebete versagen; aber der Beherrscher des Weltalls hat dich auf immer hinweggenommen.“



Nachdem die Greise also gesprochen, entfernten sie sich von dem Gebäude, und alsbald nahen sich fünfzig Fräulein von ausgezeichneteter Schönheit. Sie ritten kleine weiße Pferde, waren ohne Schleier und trugen goldene Körbe voll kostbarer Edelsteine. Auch sie machten dreimal die Runde um das Gebäude, hielten dann an derselben Stelle wie die Andern an, worauf die jüngste das Wort ergriff und also sprach: „O Prinz, der du einst so schön warst! welche Hülfe kannst du von uns erwarten? Wenn wir dich durch unsere Reize wieder beleben könnten, so wollten wir alle deine Sklavinnen seyn; aber du hast kein Gefühl mehr für die Schönheit und bedarfst unser nicht mehr.“

Nachdem die jungen Mädchen sich entfernt hatten, stand der König mit seinen Höflingen auf, machte ebenfalls dreimal die Runde um's Gebäude, nahm dann selbst das Wort und sprach: „O mein theurer Sohn, Licht meiner Augen, so habe ich dich denn auf immer verloren!“ Er begleitete diese Worte mit Seufzern und benetzte das Grab mit seinen Thränen; die Höflinge weinten ebenfalls. Hierauf verschloß man die



Thüre des Grabmals und Alles kehrte nach der Stadt zurück. Am andern ~~Tag~~ wurden in den Moscheen öffentliche Gebete gehalten und dies acht Tage hinter einander fortgesetzt. Den neunten beschloß der König, die Prinzen, seine Söhne, enthaupten zu lassen. Das ganze Volk war empört über ihre Missethat an Eodabad und schien ihrer Hinrichtung mit Ungeduld entgegenzusehen. Schon fing man an, Schaffotte zu errichten; allein die Execution mußte verschoben werden, weil plötzlich die Nachricht kam, daß die benachbarten Fürsten, die den König von Harran schon früher bekriegt hatten, mit zahlreicheren Heeren als das erste Mal heranrückten und nicht mehr weit von der Stadt entfernt wären. Man hatte zwar schon lange gewußt, daß sie sich zum Kriege rüsteten, allein man hatte sich über diese Rüstungen nicht beunruhigt. Diese Nachricht verbreitete allgemeine Bestürzung und gab neuen Anlaß, Eodabad zu beklagen, der sich in dem frühern Kriege gegen eben diese Feinde so herrlich hervorgethan hatte. „Ach!“ sagten die Leute, „wenn der hochherzige Eodabad noch lebte, so würden wir uns wenig um diese Fürsten bekümmern, die uns überfallen.“ Der König aber gab sich nicht feiger Furcht hin; er hob schleunigst Mannschaft aus, brachte ein ansehnliches Kriegsheer zusammen, und zu muthig, um sich von den Feinden in seinen Mauern aufsuchen zu lassen, zog er ihnen entgegen. Die Feinde ihrerseits, als sie von ihren Rundschaftern vernommen, daß der König von Harran heranrückte, um mit ihnen zu streiten, machten auf einer Ebene Halt und stellten ihr Heer in Schlachtordnung.

Sobald der König sie erblickte, ordnete er seine Truppen ebenfalls zum Kampf, ließ zum Angriff blasen und griff mit ungemeiner Tapferkeit die Feinde an. Sie leisteten hartnäckigen Widerstand; von beiden Seiten wurde viel Blut vergossen und der Sieg blieb lange schwankend. Endlich aber wollte er sich schon für die Feinde des Königs von Harran erklären, die an Anzahl überlegen waren und ihn umzingelten, als man plötzlich auf der Ebene eine große Schaar Reiter in schönster Ordnung auf das Schlachtfeld daher sprengen sah. Der Anblick dieser neuen Streiter machte beide Theile stutzig, und sie wußten nicht, was sie davon denken sollten. Doch blieben sie nicht lange in dieser Ungewißheit, denn die Reiter faßten die Feinde des Königs von Harran in der Seite und drangen mit solcher Wuth auf sie ein, daß sie sie bald in Unordnung brachten und in die Flucht schlugen. Damit noch nicht zufrieden, verfolgten sie die Fliehenden lebhaft und machten fast alle nieder.

Der König von Harran hatte mit großer Aufmerksamkeit den ganzen Vorgang beobachtet und die Kühnheit dieser Reiter bewundert, deren unverhoffte Hülfe den Sieg zu seinem Gunsten entschied. Ganz besonderes Wohlgefallen hatte er an ihrem Anführer



gefunden, den er mit Löwenmüthiger Tapferkeit fechten sah. Er wünschte sehr den Namen dieses edlen Helden zu erfahren, und voll Ungeduld ihn zu sehen und ihm zu danken, ritt er auf ihn zu; dieser aber eilte, ihm zuvorzukommen. Die beiden Fürsten begegneten sich und der König von Harran erkannte seinen Sohn Cobadad in dem tapfern Krieger, der ihm zu Hülfe gekommen oder vielmehr seine Feinde geschlagen hatte. Er blieb lange Zeit sprachlos vor Ueberraschung und Freude. „Herr,“ sagte Cobadad, „du bist ohne Zweifel erstaunt, auf einmal wieder einen Menschen erscheinen zu sehen, den du vielleicht todt glaubtest: ich wäre es auch, wenn mich der Himmel nicht erhalten hätte, um dir gegen deine Feinde zu dienen.“ — „Ach, mein Sohn!“ rief der König, „ist's möglich, daß du mir wieder geschenkt bist! Ach, ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben.“ So sprechend streckte er seine Arme gegen den jungen Prinzen aus und drückte ihn voll Zärtlichkeit an seine Brust.

„Ich weiß Alles, mein Sohn,“ hub der König an, nachdem er ihn lange in seinen Armen gehalten hatte; „ich weiß, wie deine Brüder dir für ihre Befreiung aus der Hand des Schwarzen lohneten; aber du sollst morgen gerächt werden. Laß uns jetzt nach dem Palaste gehen. Deine Mutter, die viele Thränen um dich vergossen hat,

erwartet mich, um sich mit mir über die Niederlage unsrer Feinde zu freuen. Wie groß wird ihr Entzücken seyn, wenn sie erfährt, daß mein Sieg dein Werk ist!“ — „Herr,“ antwortete Codadad, „erlaube mir, dich zu fragen, wie du das Abenteuer im Schlosse erfahren konntest; sollte es vielleicht einer meiner Brüder, durch Gewissensbisse gepeinigt, gestanden haben?“ — „Nein,“ erwiderte der König, „die Prinzessin von Deryabar hat uns von Allem unterrichtet; sie weiß in meinem Palaste, wohin sie gekommen ist, um Rache für den Frevel deiner Brüder zu fordern.“ Codadad war außer sich vor Freude, daß die Prinzessin, seine Gemahlin, am Hofe war. Entzückt rief er aus: „Laß uns essen, Herr, zu meiner Mutter, die uns erwartet; ich brenne vor Ungeduld, ihre Thränen und die der Prinzessin von Deryabar zu trocknen.“ Der König kehrte alsbald mit seinem Heere in die Stadt zurück und verabschiedete dasselbe. Er zog siegreich in seinem Palast ein unter dem Zuschauchen des Volks, das ihm schaaarenweise folgte, indem es den Himmel um Verlängerung seiner Jahre anrief und den Namen Codadads bis zu den Sternen erhob. Die beiden Fürsten trafen Piruzä und ihre Schwiegertochter beisammen, die den König erwarteten, um ihm Glück zu wünschen; aber wer vermöchte das freudige Entzücken der beiden Frauen zu beschreiben, als sie den jungen Prinzen an seiner Seite erblickten! Bei diesen Umarmungen flossen ganz andere Thränen, als sie bisher um ihn vergossen hatten. Nachdem die vier Glücklichen allen Eingebungen des Blutes und der Liebe Genüge gethan hatten, fragte man Piruzä's Sohn, durch welches Wunder er noch am Leben sey.

Er antwortete, ein Bauer auf einem Maulthier sey zufällig in das Zelt gekommen, worin er ohnmächtig gelegen, und als er ihn allein, verwundet und von Stichen durchbohrt gesehen, habe er ihn auf sein Thier gelegt und in sein Haus gebracht; dort habe er ihm gewisse gekaute Kräuter auf seine Wunden gelegt, wodurch sie in wenigen Tagen geheilt worden seyen. „Als ich mich wieder hergestellt fühlte,“ fügte er hinzu, „dankte ich dem Bauer und gab ihm alle Diamanten, die ich bei mir hatte. Hierauf näherte ich mich der Stadt Harran; da ich aber unterwegs erfuhr, daß einige benachbarte Fürsten Truppen gesammelt hatten, um den König zu überfallen, so gab ich mich in den Dörfern umher zu erkennen und ermunterte den Eifer des Volks, sich zur Vertheidigung zu erheben. Ich bewaffnete eine große Anzahl junger Leute, stellte mich an ihre Spitze und langte in dem Augenblicke an, als die beiden Heere handgemein waren.“

Als er seine Erzählung geendigt hatte, sprach der König: „Laßt uns Gott danken, daß er Codadad erhalten hat. Die Schurken aber, die ihn tödten wollten, müssen noch heute sterben.“ — „Herr,“ entgegnete der edelmüthige Sohn Piruzä's, „so

undankbar und böshaft sie auch seyn mögen, so bedenke doch, daß sie aus deinem Blute entsprungen sind. Es sind meine Brüder, ich verzeihe ihnen ihr Verbrechen und bitte dich um Gnade für sie.“ Diese edlen Gesinnungen entlockten dem König Thränen; er ließ sein Volk zusammenrufen und erklärte Codadad für seinen Thronerben. Hierauf ließ er die gefangenen Prinzen in ihren schweren Ketten vorführen. Piruzza's Sohn nahm ihnen ihre Fesseln ab und umarmte sie Einen nach dem Andern eben so herzlich,



wie er es im Schloßhose des Schwarzen gethan hatte. Das Volk war entzückt über Codadads Gutherzigkeit und gab ihm auf tausenderlei Arten seinen Beifall zu erkennen. Schließlich wurde auch der Wundarzt mit Gnadenbezeugungen überschüttet, zur Anerkennung der Dienste, die er der Prinzessin von Deryabar geleistet hatte.

Die Sultanin Scheherfad hatte diese Geschichte so anmuthsvoll erzählt, daß der Sultan von Indien, ihr Gemahl, nicht umhin konnte, ihr sein Wohlgefallen darüber zu bezeigen. „Wenn du,“ antwortete sie, „auch die Geschichte Aladdin's anhören wolltest, diese würde dir gewiß recht viel Vergnügen machen.“ Der Sultan wollte die Geschichte sogleich anhören, allein es war Zeit aufzustehen, daher sie auf die folgende Nacht verschoben wurde, in welcher Scheherfad folgendermaßen erzählte:



und

einunddreißigste Nacht.

Geschichte Aladdins oder die Wunderlampe.

Herr, in einer sehr reichen und großen Hauptstadt China's, deren Name mir im Augenblick entfallen ist, lebte ein Schneider, Namens Mustafa, der sich von andern Menschenkindern weiter durch nichts unterschied, als durch sein Gewerbe. Dieser Schneider Mustafa war sehr arm, und seine Arbeit warf ihm kaum so viel ab, daß er, seine Frau und ein Sohn, den Gott ihnen geschenkt hatte, davon leben konnten.

Die Erziehung dieses Sohnes, welcher Aladdin¹ hieß, war sehr vernachlässigt worden, so daß er allerhand lasterhafte Neigungen angenommen hatte. Er war boshaft,

¹ Im Arabischen Adel der Religion.

halsstarrig und ungehorsam gegen Vater und Mutter. Kaum war er ein wenig herangewachsen, so konnten ihn seine Eltern nicht mehr im Hause zurückhalten. Er ging schon am frühen Morgen aus und that den ganzen Tag nichts, als auf den Straßen und öffentlichen Plätzen mit kleinen Tagdieben spielen, die jünger waren, als er.

Als er in die Jahre gekommen war, wo er ein Handwerk erlernen sollte, nahm ihn sein Vater, der nicht im Stande war, ihn ein anderes lernen zu lassen, als das seinige, in seine Bude und fing an, ihn in der Handhabung der Nadel zu unterrichten. Allein weder gute Worte noch Drohungen des Vaters vermochten den flatterhaften Sinn des Sohnes zu fesseln. Er konnte es nicht dahin bringen, daß er seine Gedanken beisammenhielt und emsig und anhaltend bei der Arbeit blieb, wie er es wünschte. Kaum hatte Mustafa ihm den Rücken gekehrt, so entwischte Aladdin und ließ sich den ganzen Tag nicht wieder sehen. Der Vater züchtigte ihn, aber Aladdin war unverbesserlich, und Mustafa mußte ihn mit großem Bedauern zuletzt seinem lieberlichen Leben überlassen. Dies verursachte ihm großes Herzeleid, und der Kummer darüber, daß er seinen Sohn nicht zur Pflicht zurückrufen konnte, zog ihm eine hartnäckige Krankheit zu, an der er nach einigen Monaten starb.

Da Aladdins Mutter sah, daß ihr Sohn keine Miene machte, das Gewerbe des Vaters zu erlernen, so schloß sie die Bude und machte den ganzen Handwerkszeug zu Geld, um sowohl davon, als von dem Wenigen, was sie mit Baumwollspinnen erward, mit ihrem Sohne leben zu können.

Aladdin, der jetzt nicht mehr durch die Furcht vor seinem Vater in Schranken gehalten wurde, bekümmerte sich so wenig um seine Mutter, daß er sogar die Frechheit hatte, ihr bei den geringsten Vorstellungen zu drohen, und wurde immer lieberlicher. Er suchte noch mehr als zuvor junge Leute von seinem Alter auf und spielte mit ihnen unaufhörlich noch leidenschaftlicher als bisher. Diesen Lebenswandel setzte er bis in sein fünfzehntes Jahr fort, ohne für irgend etwas Anderes Sinn zu haben und ohne zu bedenken, was dereinst aus ihm werden sollte.

Eines Tags, als er nach seiner Gewohnheit mit einem Haufen Gassenjungen auf einem freien Plage spielte, ging ein Fremder vorüber, der stehen blieb und ihn ansah. Dieser Fremde war ein berühmter Zauberer, und die Geschichtschreiber, welche uns diese Erzählung aufbewahrt haben, nennen ihn den afrikanischen Zauberer. Wir wollen ihn gleichfalls mit diesem Namen bezeichnen, um so mehr, da er wirklich aus Afrika stammte und erst seit zwei Tagen angekommen war.

Sey es nun, daß der afrikanische Zauberer, der sich auf Physiognomien verstand, in Aladdin's Gesicht Alles bemerkte, was zur Ausführung des Planes, der ihn hierher geführt, nothwendig war, oder mochte er einen andern Grund haben, genug, er erkundigte sich, ohne daß es Jemand auffiel, nach seiner Familie, seinem Stande und seinen Neigungen. Als er von Allem, was er wünschte, gehörig unterrichtet war, ging er auf den jungen Menschen zu, nahm ihn einige Schritte von seinen Kameraden bei Seite und fragte ihn: „Mein Sohn, ist dein Vater nicht der Schneider Mustafa?“ — „Ja, lieber Herr,“ antwortete Aladdin, „aber er ist schon lange todt.“

Bei diesen Worten fiel der afrikanische Zauberer Aladdin um den Hals, umarmte ihn und küßte ihn zu wiederholten Malen mit Thränen in den Augen und seufzend.



Aladdin bemerkte diese Thränen und fragte, warum er weine. „Ach, mein Sohn!“ rief der afrikanische Zauberer, „wie könnte ich mich da enthalten! Ich bin dein Oheim und dein Vater war mein geliebter Bruder. Schon mehrere Jahre bin ich auf der Reise und in dem Augenblick, da ich hier anlange, voll Hoffnung ihn wiederzusehen und durch meine Rückkehr zu erfreuen, sagst du mir, daß er todt ist! Ich versichere dir, daß es mich empfindlich schmerzt, mich des Trostes beraubt zu sehen, den ich erwartete. Was meine Betrübniß allein ein wenig mildern kann, ist, daß ich, sofern ich mich

recht erinnere, seine Züge auf deinem Gesichte wiederfinde, und ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe, als ich mich an dich wandte.“

Er fragte hierauf Aladdin, indem er seinen Beutel herauszog, wo seine Mutter wohne. Aladdin erteilte ihm sogleich Auskunft, und der afrikanische Zauberer gab ihm im Augenblick eine Handvoll kleines Geld mit den Worten: „Mein Sohn, gehe schnell zu deiner Mutter, grüße sie von mir und sage ihr, daß ich, wofern es meine Zeit erlaubt, sie morgen besuchen werde, um mir den Trost zu verschaffen, den Ort zu sehen, wo mein lieber Bruder so lange gelebt und seine Tage beschloffen hat.“

Sobald der afrikanische Zauberer den Neffen, den er sich so eben selbst geschaffen, verlassen hatte, lief Aladdin voll Freude über das Geld, das sein Oheim ihm geschenkt, zu seiner Mutter. „Mütterchen,“ sagte er gleich beim Eintreten, „ich bitte dich, sage mir, ob ich einen Oheim habe.“ — „Nein, mein Sohn,“ antwortete die Mutter, „du hast keinen Oheim, weder von Seiten deines seligen Vaters, noch von der meinigen.“ — „Und doch,“ fuhr Aladdin fort, „habe ich so eben einen Mann gesehen, der sich für meinen Oheim von väterlicher Seite ausgab und versicherte, daß er der Bruder meines Vaters sey. Er hat sogar geweint und mich umarmt, als ich ihm sagte, daß mein Vater todt wäre. Zum Beweis, daß ich die Wahrheit sage,“ fügte er hinzu, indem er das empfangene Geld zeigte, „sieh einmal, was er mir geschenkt hat. Er hat mir überdies aufgegeben, dich in seinem Namen zu grüßen und dir zu sagen, daß er, wenn er Zeit hat, morgen dir seine Aufwartung machen wird, um das Haus zu sehen, wo mein Vater gelebt hat und wo er gestorben ist.“

„Mein Sohn,“ antwortete die Mutter, „es ist wahr, dein Vater hatte einen Bruder; aber er ist schon lange todt und ich habe ihn nie sagen gehört, daß er noch einen andern hätte.“

Damit wurde das Gespräch über den afrikanischen Zauberer abgebrochen.

Den andern Tag näherte sich dieser zum zweiten Male Aladdin, als er auf einem andern Plage in der Stadt mit andern Kindern spielte. Er umarmte ihn, wie Tags zuvor, und drückte ihm zwei Goldstücke in die Hand, mit den Worten: „Mein Sohn, bring' dies deiner Mutter, sage ihr, ich werde sie auf den Abend besuchen und sie möge dafür etwas zum Nachtessen kaufen, damit wir zusammen speisen können. Zuvor aber sage mir, wie ich das Haus finden kann.“ Er bezeichnete es ihm und der afrikanische Zauberer ließ ihn gehen.

Aladdin brachte die zwei Goldstücke seiner Mutter und sagte ihr, was sein Oheim zu thun Willens sey. Sie ging, um das Geld zu verwenden, kam mit gutem

Mundvorrath zurück und da es ihr an einem großen Theil der nöthigen Tischgeräthschaften fehlte, so entlehnte sie dieselben von ihren Nachbarinnen. Sie brachte den ganzen Tag mit Vorbereitungen zu dem Mahle zu und Abends, als Alles fertig war, sagte sie zu Aladdin: „Mein Sohn, dein Oheim weiß vielleicht unser Haus nicht, gehe ihm entgegen und führe ihn hierher, wenn du ihn siehst.“

Obchon Aladdin dem afrikanischen Zauberer das Haus bezeichnet hatte, so wollte er sich dennoch eben entfernen, als man an die Thüre klopfte. Aladdin öffnete und erkannte den Afrikaner, der mit mehreren Weinflaschen und Früchten von allerlei Gattungen hereintrat.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherzad mit folgenden Worten fortgesetzt wurde:





Fünfhundert und zweiunddreißigste Nacht.

Nachdem der afrikanische Zauberer seinen Beitrag Aladdin eingehändigt hatte, begrüßte er seine Mutter und bat sie, ihm die Stelle auf dem Sopha zu zeigen, wo sein Bruder Mustafa gewöhnlich gefessen sey. Sie zeigte ihm dieselbe. Nun warf er sich sogleich zur Erde, küßte die Stelle mehrere Male und rief mit Thränen in den Augen: „Armer Bruder, wie unglücklich bin ich, daß ich nicht zeitig genug gekommen bin, um dich vor deinem Tode noch einmal zu umarmen!“ So sehr ihn nun auch Aladdins Mutter bat, so wollte er sich doch nicht auf diesen Platz setzen. „Nein,“ sagte er, „ich werde mich wohl hüten, aber erlaube, daß ich mich gegenüber setze, damit ich, wenn mir auch das Vergnügen versagt ist, ihn persönlich als Vater einer mir so theuren Familie zu sehen, mir wenigstens einbilden kann, er sitze noch dort.“ Aladdins Mutter drang nun nicht weiter in ihn und ließ ihn Platz nehmen, wo er Lust hatte.

Als der afrikanische Zauberer sich da gesetzt hatte, wo es ihm am besten behagte, fing er ein Gespräch mit Aladdins Mutter an: „Meine liebe Schwester,“ sagte er

zu ihr, „wundere dich nicht, daß du während der ganzen Zeit, da du mit meinem Bruder Mustafa, seligen Angedenkens, verheirathet warst, mich nie gesehen hast. Es sind schon vierzig Jahre, daß ich dieses Land, das sowohl meine, als meines seligen Bruders Heimath ist, verlassen habe. Seitdem habe ich Reisen nach Indien, Persien, Arabien, Syrien und Egypten gemacht, mich in den schönsten Städten dieser Länder aufgehalten und bin dann nach Afrika gegangen, wo ich einen längern Aufenthalt nahm. Da es indeß dem Menschen angeboren ist, sein Heimathland, so wie seine Eltern und Jugendgespielen, auch in der weitesten Ferne nie aus dem Gedächtniß zu verlieren, so hat auch mich ein so gewaltiges Verlangen ergriffen, mein Vaterland wieder zu sehen und meinen geliebten Bruder zu umarmen, jetzt, da ich noch Kraft und Muth zu einer so langen Reise in mir fühle, daß ich ohne weitern Aufschub meine Vorbereitungen traf und mich auf den Weg machte. Ich sage dir nichts von der Länge der Zeit, die ich dazu brauchte, noch von den Hindernissen, die mir aufstießen, noch von all den Beschwerden und Mühsalen, die ich überstehen mußte, um hieher zu kommen. Ich sage dir bloß, daß mich auf allen meinen Reisen nichts so tief gekränkt und geschmerzt hat, als die Nachricht von dem Tode eines Bruders, den ich immer mit ächt brüderlicher Freundschaft geliebt hatte. Ich bemerkte einige Züge von ihm auf dem Gesicht meines Neffen, deines Sohnes, und dies machte, daß ich ihn aus all den übrigen Kindern, bei denen er war, herausfand. Er hat dir vielleicht erzählt, wie sehr die traurige Nachricht vom Tode meines Bruders mich ergriff. Indeß, was Gott thut, das ist wohlgethan; ich tröste mich, ihn in seinem Sohne wiederzufinden, der so auffallende Aehnlichkeit mit ihm hat.“

Als der afrikanische Zauberer sah, daß Aladdin's Mutter bei der Erinnerung an ihren Mann gerührt wurde und auf's Neue in Schmerz versank, so brach er das Gespräch ab, wandte sich zu Aladdin und fragte ihn um seinen Namen. — „Ich heiße Aladdin,“ antwortete dieser. — „Nun gut, Aladdin,“ fuhr der Zauberer fort, „mit was beschäftigst du dich? Verstehst du auch ein Gewerbe?“

Bei dieser Frage schlug Aladdin die Augen nieder und gerieth in Verlegenheit. Seine Mutter aber nahm das Wort und sagte: „Aladdin ist ein Taugenichts. Sein Vater hat, so lang er lebte, alles Mögliche gethan, um ihn sein Gewerbe zu lehren; allein er konnte seinen Zweck nicht erreichen, und seit er todt ist, streicht er, trotz meinen täglichen Ermahnungen, die ganze Zeit auf den Straßen herum und spielt mit Kindern, wie du gesehen hast, ohne zu bedenken, daß er kein Kind mehr ist; wenn du ihn deshalb nicht beschämst und er sich diese Ermahnung nicht zu Nutzen macht, so gebe ich alle

Hoffnung auf, daß jemals etwas aus ihm wird. Er weiß, daß sein Vater kein Vermögen hinterlassen hat, und sieht selbst, daß ich mit meinem Baumwollspinnen den ganzen Tag über kaum das Brod für uns Beide verdienen kann. Ich bin entschlossen, ihm nächster Tage einmal die Thüre zu verschließen und ihn fortzuschicken, daß er sich seine Unterkunft anderswo suchen kann.“

Als Aladdins Mutter unter vielen Thränen so gesprochen hatte, sagte der afrikanische Zauberer zu dem Jungen: „Das ist nicht gut, mein Nefte; du mußt darauf denken, dir selbst fortzuhelfen und deinen Lebensunterhalt zu verschaffen. Es gibt ja so viele Gewerbe in der Welt; besinne dich einmal, ob nicht eines darunter ist, zu dem du mehr Neigung hast, als zu den andern. Vielleicht gefällt dir bloß das deines Vaters nicht und du würdest dich besser zu einem andern anschicken; verhehle mir deine Gesinnung hierüber nicht, ich will ja bloß dein Bestes.“ Als er sah, daß Aladdin nichts antwortete, fuhr er fort: „Ist es dir überhaupt zuwider, ein Handwerk zu erlernen und willst du ein angesehenen Mann werden, so will ich für dich eine Bude mit kostbaren Stoffen und feinen Tinnenzeugen einrichten; du kannst dann diese Sachen verkaufen, mit dem Gelde, das du daraus lösest, den Einkauf neuer Waaren bestreiten und auf diese Art ein anständiges Unterkommen finden. Frage dich selbst und sage mir offen, was du denkst. Du wirst mich stets bereit finden, mein Versprechen zu halten.“

Dieses Anerbieten schmeichelte Aladdin sehr; ein jedes Handwerk war ihm zuwider, um so mehr, da er bemerkt hatte, daß solche Kaufläden, wovon sein Oheim gesprochen hatte, immer hübsch und stark besucht und die Kaufleute gut gekleidet und sehr geachtet waren. Er erklärte daher dem afrikanischen Zauberer, daß seine Neigung nach dieser Seite mehr hingelerichtet sey, als nach jeder andern, und daß er ihm zeitlebens für die Wohlthat danken würde, die er ihm erweisen wolle. „Da dieses Gewerbe dir angenehm ist,“ erwiderte der afrikanische Zauberer, „so werde ich dich morgen mitnehmen und dich so hübsch und reich kleiden lassen, wie es sich für einen der ersten Kaufleute in dieser Stadt geziemt; übermorgen wollen wir dann darauf denken, einen solchen Laden zu errichten, wie ich im Sinn habe.“

Aladdins Mutter, die bis jetzt nicht geglaubt hatte, daß der afrikanische Zauberer der Bruder ihres Mannes sey, zweifelte nach solch glänzenden Versprechungen nicht mehr daran. Sie dankte ihm für seine guten Gesinnungen, und nachdem sie Aladdin ermahnt hatte, sich der Wohlthaten, die sein Oheim ihn hoffen ließ, würdig zu zeigen, trug sie das Abendessen auf. Die Unterhaltung während des ganzen Mahles drehte sich immer um denselben Gegenstand, bis endlich der Zauberer bemerkte, daß die Nacht

schon weit vorgerückt war. Er verabschiedete sich von Mutter und Sohn und ging nach Hause.

Am andern Morgen ermangelte der afrikanische Zauberer nicht, sich versprochenemmaßen bei der Wittwe des Schneiders Mustafa wieder einzufinden. Er nahm Aladdin mit sich und führte ihn zu einem bedeutenden Kaufmann, der bloß ganz fertige Kleider von allen möglichen Stoffen und für Leute jedes Alters und Standes verkaufte. Von diesem ließ er sich mehrere zeigen, die für Aladdin paßten, und nachdem er die, die ihm am besten gefielen, ausgesucht und die andern, die nicht so schön waren, als er wünschte, zurückgelegt hatte, sagte er zu Aladdin: „Lieber Nefte, wähle dir unter all diesen Kleidern dasjenige aus, das dir am besten gefällt.“ Aladdin, der über die Freigebigkeit seines neuen Oheims ganz entzückt war, wählte eines, und der Zauberer kaufte es mit Allem, was dazu gehörte, gegen baare Bezahlung, ohne zu markten.



Als Aladdin sich von Kopf zu Fuß so prachtvoll gekleidet sah, dankte er seinem Oheim, so sehr man nur danken kann, und der Zauberer versprach ihm, ihn auch ferner nicht zu verlassen, sondern stets bei sich zu behalten. Wirklich führte er ihn in die besuchtesten Gegenden der Stadt, besonders in diejenigen, wo die Läden der reichen Kaufleute standen, und in der Straße, wo die Läden mit den schönsten Stoffen und der feinsten Leinwand sich befanden, sagte er zu Aladdin: „Da du bald auch ein solcher

Kaufmann seyn wirst, wie diese hier, so ist es gut, wenn du sie besuchst, damit sie dich kennen lernen.“ Er zeigte ihm auch die schönsten und größten Moscheen, und führte ihn in den Khan, wo die fremden Kaufleute wohnten, und an alle diejenigen Orte im Palaste des Sultans, zu denen man freien Zutritt hatte. Endlich, nachdem sie die schönsten Gegenden der Stadt mit einander durchstreift hatten, kamen sie in den Khan, wo der Zauberer wohnte. Es waren dort einige Kaufleute, deren Bekanntschaft er seit seiner Ankunft gemacht, und die er ausdrücklich eingeladen hatte, um sie gut zu bewirthen und ihnen seinen angeblichen Neffen vorzustellen.

Der Tag hinderte Schehersab, weiter zu erzählen; in der folgenden Nacht fuhr sie also fort:





Fünfhundert
und
dreiunddreißigste Nacht.

Das Gastmahl endigte erst den späten Abend. Aladdin wollte sich von seinem Dheim verabschieden, um nach Hause zurückzukehren; aber der afrikanische Zauberer wollte ihn nicht allein gehen lassen und geleitete ihn selbst zu seiner Mutter zurück. Als diese ihren Sohn in so schönen Kleidern erblickte, war sie außer sich vor Freude und wollte nicht aufhören, Segnungen über das Haupt des Zauberers herabzurufen, der für ihren Sohn so viel Geld ausgegeben. „Großmüthiger Schwager,“ sagte sie zu ihm, „ich weiß nicht, wie ich dir für deine Freigebigkeit danken soll; aber das weiß ich, daß mein Sohn die Wohlthaten, die du ihm erweist, nicht verdient, und er würde derselben ganz unwürdig seyn, wenn er nicht-erkennlich wäre und den guten Absichten, die du mit ihm hast, ihm eine so glänzende Einrichtung zu geben, nicht entspräche. Ich für meine Person,“ fügte sie hinzu, „danke dir von ganzem Herzen und wünsche dir ein recht langes Leben, um Zeuge von der Dankbarkeit meines Sohnes zu seyn, der sie nicht besser an den Tag legen kann, als wenn er sich von deinen guten Rathschlägen leiten läßt.“

„Aladdin ist ein guter Junge,“ erwiderte der afrikanische Zauberer; „er hört auf mich und ich glaube, wir können etwas Tüchtiges aus ihm machen. Es thut mir nur

leid, daß ich mein Versprechen nicht schon morgen halten kann. Es ist nämlich Freitag, wo alle Läden verschlossen sind, und man gar nicht daran denken kann, einen zu mietzen und mit Waaren zu versehen; denn die Kaufleute sinnen an diesem Tage nur auf Vergnügungen aller Art. Somit werden wir die Sache auf Samstag verschieben müssen. Uebrigens werde ich ihn morgen wieder mitnehmen und in die Gärten spazieren führen, wo sich die schöne Welt gewöhnlich einfindet. Er hat vielleicht noch keinen Begriff von den Vergnügungen, die man dort genießt; bisher war er immer nur mit Kindern beisammen, jetzt muß er auch erwachsene Menschen sehen.“ Der afrikanische Zauberer verabschiedete sich endlich von Mutter und Sohn und ging. Aladdin aber, der schon über seine schönen Kleider höchlich vergnügt war, freute sich jetzt im Voraus sehr auf den Spaziergang nach den Umgebungen der Stadt. In der That war er noch nie vor die Thore gekommen und hatte noch nie die Umgebungen gesehen, die über die Mäßen schön und anmuthig waren.

Am andern Morgen stand Aladdin in aller Frühe auf und kleidete sich an, um fertig zu seyn, sobald sein Oheim ihn abholen würde. Nachdem er, wie es ihn bedünkte, lange gewartet, öffnete er endlich voll Ungebuld die Thüre und ging hinaus, um zu sehen, ob er immer noch nicht käme. Sobald er ihn bemerkte, sagte er es seiner Mutter, nahm Abschied von ihr, verschloß die Thüre und eilte ihm entgegen.

Der afrikanische Zauberer bewillkommte Aladdin auf's freundlichste. „Wohlan, mein lieber Junge,“ sagte er mit lächelnder Miene zu ihm; „heute werde ich dir schöne Sachen zeigen.“ Er führte ihn zu einem Thor hinaus, an großen und schönen Häusern oder vielmehr an prächtigen Palästen vorüber, von denen jeder einen sehr schönen Garten hatte, in welchen man frei eintreten durfte. Bei jedem Palaste, an dem sie vorbeikamen, fragte er Aladdin, ob er ihm gefiele, und Aladdin, der ihm gewöhnlich zuvorkam, sagte, sobald er wieder einen andern sah: „Ach! lieber Oheim, dieser ist noch viel schöner als alle bisherigen.“ Indes gingen sie immer weiter und der listige Zauberer, der dies nur that, um den Plan, den er im Kopf hatte, ausführen zu können, nahm Gelegenheit, in einen dieser Gärten zu treten. Er setzte sich neben ein großes Becken, in welches durch einen bronzenen Löwenrachen krystalhelles Wasser sprudelte, und stellte sich ermüdet, damit Aladdin ebenfalls ausruhen sollte. „Lieber Nefte,“ sagte er zu ihm, „du wirst eben so müde seyn, wie ich; laß uns hier ein wenig ausruhen, um neue Kräfte zu sammeln; wir werden dann mehr Muth haben, unsern Spaziergang fortzusetzen.“

Als sie sich gesetzt hatten, zog der afrikanische Zauberer aus einem Buche, das an seinem Gürtel befestigt war, Kuchen und mehrere Arten von Früchten hervor, die er als

Mundvorrath mitgenommen hatte, und brettete sie auf dem Rande des Beckens aus. Er theilte einen Kuchen mit Aladdin und in Hinsicht der Früchte ließ er ihn nach Belieben wählen. Während dieses kleinen Mahles ermahnte er seinen angeblühen Neffen, sich von dem Umgange mit Kindern loszumachen, dagegen sich an kluge und verständige Männer anzuschließen, dieselben anzuhören und von ihren Unterhaltungen Nutzen zu ziehen. „Bald,“ sagte er zu ihm, „wirfst du ein Mann seyn, wie sie, und du kannst dich nicht früh genug daran gewöhnen, nach ihrem Beispiele verständige Reden zu führen.“ Als sie die kleine Mahlzeit vollendet hatten, standen sie auf und setzten ihren Spaziergang quer durch die Gärten fort, die von einander bloß durch schmale Gräben getrennt waren, welche die Grenzscheide bildeten, ohne jedoch die Verbindung zu hemmen. Das gegenseitige Zutrauen, das die Bewohner dieser Hauptstadt zu einander hatten, ließ ihnen alle weitem Vorsichtsmaßregeln, um böswillige Beeinträchtigungen zu verhindern, unnöthig erscheinen. Unvermerkt führte der afrikanische Zauberer Aladdin ziemlich weit über die Gärten hinaus und durchwandelte mit ihm die Ebene, die ihn allmählig in die Nähe der Berge leitete.

Aladdin, der in seinem Leben nie einen so weiten Weg gemacht hatte, fühlte sich durch diesen Marsch sehr ermüdet und sagte zu dem afrikanischen Zauberer: „Wohin gehen wir denn, lieber Oheim? Wir haben die Gärten schon weit hinter uns und ich sehe nichts mehr, als Berge. Wenn wir noch länger so fortgehen, so weiß ich nicht, ob ich noch Kräfte genug haben werde, um in die Stadt zurückzukehren.“ — „Nur den Muth nicht verloren,“ antwortete der falsche Oheim; „ich will dir noch einen andern Garten zeigen, der alle, die du bis jetzt gesehen hast, weit übertrifft; er ist nur ein paar Schritte von da, und wenn wir einmal dort sind, so wirst du selbst sagen, daß es dir sehr leid gewesen wäre, wenn du ihn nicht gesehen hättest, nachdem du einmal so nahe dabei warst.“ Aladdin ließ sich überreden, und der Zauberer führte ihn noch sehr weit, indem er ihn mit verschiedenen anmuthigen Geschichten unterhielt, um ihm den Weg weniger langweilig und die Ermüdung erträglicher zu machen.

Endlich gelangten sie zwischen zwei Berge von mittelmäßiger Höhe, die sich ziemlich gleich und nur durch ein sehr schmales Thal getrennt waren. Dies war die merkwürdige Stelle, wohin der afrikanische Zauberer Aladdin hatte bringen wollen, um einen großen Plan mit ihm auszuführen, dem zu Liebe er von dem äußersten Ende Afrika's bis nach China gereist war. „Wir sind jetzt an Ort und Stelle,“ sagte er zu Aladdin; „ich werde dir hier außerordentliche Dinge zeigen, die allen übrigen Sterblichen unbekannt sind. Wenn du sie gesehen haben wirst, so wirst du mir gewiß Dank dafür wissen, daß

ich dich zum Zeugen so vieler Wunderdinge gemacht habe, die außer dir noch Niemand gesehen hat. Während ich jetzt mit dem Stahl Feuer schlage, häufe du hier so viel trockenes Reisig zusammen, als du nur aufstreiben kannst, damit wir ein Feuer anmachen.“

Es gab hier so viel Reisig, daß Aladdin bald einen mehr als hinlänglichen Haufen beisammen hatte, indeß der Zauberer das Schwefelhölzchen anzündete. Er machte nun das Feuer an, und in dem Augenblick, wo das Reisig aufloderte, warf der afrikanische Zauberer Räucherwerk hinein, das er schon in Bereitschaft hatte. Ein dicker Rauch stieg



empor, den er bald auf diese, bald auf jene Seite wendete, indem er allerlei Zauberworte sprach, von denen Aladdin nichts verstand.

In diesem Augenblick erbehte die Erde ein wenig, öffnete sich vor dem Zauberer und Aladdin, und ließ einen Stein hervorscheinen, der etwa anderthalb Fuß in's Gevierte hatte, ungefähr einen Fuß dick war und wagrecht lag, mit einem in der Mitte versiegelten bronzenen Ringe, um ihn daran herauszuheben. Aladdin erschrak über das, was vor seinen Augen vorging, und wollte die Flucht ergreifen. Allein er war zu dieser geheimnißvollen Handlung nothwendig, darum hielt ihn der Zauberer zurück, zankte ihn

tüchtig aus und gab ihm eine so verbe Ohrseige, daß er zu Boden fiel; um ein Kleines hätte er ihm die Vorderzähne eingeschlagen und sein Mund blutete sehr. Zitternd und mit Thränen in den Augen rief der arme Aladdin: „Mein Oheim, was habe ich denn gethan, daß du mich so grausam schlägst?“ — „Ich habe meine Gründe dazu,“ antwortete der Zauberer. „Ich bin dein Oheim, der jetzt Vaterstelle an dir vertritt, und du darfst mir in Nichts widersprechen. Aber,“ fügte er in etwas milderem Tone hinzu: „du brauchst dich nicht zu fürchten, mein Sohn; ich verlange bloß, daß du mir pünktlich gehorchst, wofern du dich der großen Vortheile, die ich dir zudenke, würdig machen und sie benutzen willst.“ Diese schönen Versprechungen des Zauberers beruhigten den ängstlichen und erzürnten Aladdin ein wenig, und als der Zauberer ihn wieder ganz gut gestimmt sah, fuhr er fort: „Du hast gesehen, was ich durch die Kraft meines Rauchwerks und die Worte, die ich sprach, bewirkt habe. Vernimm jetzt, daß unter diesem Steine hier ein Schatz verborgen liegt, der für dich bestimmt ist und dich dereinst reicher machen wird, als die größten Könige von der Welt. Dies ist so gewiß wahr, daß keinem Menschen auf der ganzen Welt außer dir erlaubt ist, diesen Stein anzurühren oder wegzuheben, um hier hinein zu gelangen. Ja ich selbst darf ihn nicht berühren oder auch nur einen Fuß in dieses Schaggewölbe setzen, wenn es geöffnet seyn wird. Deshalb mußt du genau und Punkt für Punkt ausführen, was ich dir sage, ohne etwas zu versäumen. Die Sache ist sowohl für dich als für mich von großer Wichtigkeit.“

Aladdin, immer noch voll Verwunderung über das, was er sah, und den Zauberer von einem Schage reden hörend, der ihn auf immer glücklich machen sollte, vergaß Alles, was vorgefallen war. „Nun gut, lieber Oheim,“ sagte er zu dem Zauberer, indem er aufstand, „was soll ich thun? befehl nur, ich bin bereit zu gehorchen.“ — „Es freut mich sehr, liebes Kind,“ sagte der afrikanische Zauberer, indem er ihn umarmte, „daß du dich hiezu entschlossen hast. Komm her, fasse diesen Ring an und hebe den Stein in die Höhe.“ — „Aber, Oheim,“ erwiderte Aladdin, „ich bin zu schwach, um ihn zu küssen: du mußt mir dabei helfen.“ — „Nein,“ versetzte der afrikanische Zauberer, „du bedarfst meiner Hülfe nicht und wir würden beide Nichts ausrichten, wenn ich dir helfe: du mußt ihn ganz allein aufheben. Sprich nur den Namen deines Vaters und deines Großvaters, wenn du den Ring in die Hand nimmst, und hebe ihn in die Höhe; du wirst sehen, daß er sich ohne Schwierigkeit dir fügen wird.“ Aladdin that, wie der Zauberer ihm gesagt hatte, hob den Stein mit Leichtigkeit auf und legte ihn bei Seite.

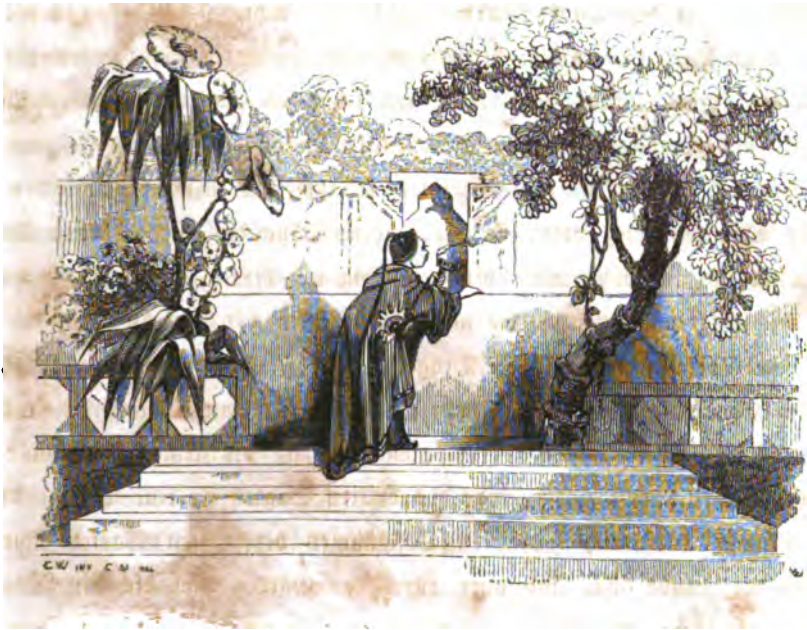
Als der Stein weggenommen war, sah er eine drei bis vier Fuß tiefe Höhle mit einer kleinen Thüre und Stufen, um noch weiter hinabzusteigen. „Mein Sohn,“ sprach

setzt der afrikanische Zauberer zu Aladdin, „hab' genau Acht auf das, was ich dir nunmehr sagen werde. Steig' in diese Höhle hinab und wenn du unten auf der letzten Stufe bist, so wirst du eine offene Thüre finden, die dich in einen großen gewölbten Ort führen wird, welcher in drei große an einander stoßende Säle abgetheilt ist. In jedem derselben wirst du rechts und links vier bronzene Vasen, so groß wie Kufen, voll Gold und Silber stehen sehen; aber hüte dich wohl, sie anzurühren. Ehe du in den ersten Saal trittst, hebe' dein Kleid in die Höhe und schließe es eng um deinen Leib. Wenn du drinnen bist, so gehe, ohne dich aufzuhalten, nach dem zweiten und von da ebenfalls ohne still zu stehen in den dritten. Vor allen Dingen hüte dich wohl, den Wänden zu nahe zu kommen, oder sie auch nur mit dem Kleide zu berühren; denn im Fall du sie berührtest, würdest du auf der Stelle sterben. Deswegen habe' ich dir gesagt, daß du dein Kleid knapp an dich halten sollest. Am Ende des dritten Saales ist eine Thüre, die dich in einen mit schönen und reich beladenen Obstbäumen bepflanzten Garten führen wird. Gehe nur immer gerade aus, und quer durch den Garten wird dich ein Weg zu einer Treppe von fünfzig Stufen führen, auf denen du zu einer Terrasse emporsteigen kannst. Sobald du oben auf der Terrasse bist, wirst du eine Nische vor dir sehen, und in der Nische eine brennende Lampe. Diese Lampe nimm, lösche sie aus, wirf den Docht sammt der brennbaren Flüssigkeit auf den Boden, stecke sie dann vorn in den Busen und bring sie mir. Du darfst nicht fürchten, dein Kleid möchte beschmutzt werden, denn die Flüssigkeit ist kein Del und die Lampe wird sogleich trocken seyn, sobald du sie ausgegossen hast. Gellüftet es dich nach den Früchten im Garten, so kannst du davon abpflücken, so viel du willst; dies ist dir nicht verboten.“

So sprechend zog der afrikanische Zauberer einen Ring von seinem Finger und steckte ihn an einen Finger Aladins. Dies, sagte er zu ihm, sey ein Verwahrungsmittel gegen alles Unglück, das ihm begegnen könnte, wosfern er nur seine Vorschriften genau befolgte. „So gehe denn, mein Sohn,“ fügte er hinzu, „steige dreißt hinab; dann haben wir Beide für unser ganzes Leben Geld wie Heu.“

Scheherzad schwieg, um in der folgenden Nacht also fortzufahren:





Fünfhundert und vierunddreißigste Nacht.

Uaddin hüpfte leichtfüßig in die Höhle hinein und stieg die Stufen hinab. Er fand die drei Säle, die ihm der afrikanische Zauberer beschrieben hatte, und ging um so behutsamer durch sie hin, weil er zu sterben fürchtete, wosern er nicht Alles, was ihm vorgeschrieben war, auf's genaueste beobachtete. Ohne zu verweilen ging er durch den Garten, stieg die Terrasse hinan, nahm die brennende Lampe aus der Nische, warf den Docht und die Flüssigkeit zu Boden, und da er sie trocken sah, wie der Zauberer ihm gesagt hatte, so steckte er sie in seinen Busen und ging die Terrasse wieder hinab. Im Garten verweilte er beim Anschauen der Früchte, die er vorher bloß im Vorübergehen gesehen hatte. • Die Bäume dieses Gartens trugen alle ganz außerordentliche Früchte und zwar jeder verschiedenfarbige. Da gab es denn weiße, hellleuchtende und wie Krystall durchsichtige; rothe, theils dunkel, theils hell; grüne, blaue, violette, gelbliche und so von allen möglichen Farben. Die weißen waren Perlen, die hellleuchtenden und durchsichtigen Diamanten, die dunkelrothen Rubine, die hellrothen Ballasrubine, die grünen Smaragde,

die blauen Türkisse, die violetten Amethyste, die gelblichen Saphire u. s. f. Und diese Früchte waren alle so groß und vollkommen, daß man auf der ganzen Welt nichts Aehnliches gesehen hat. Aladdin, der ihren Werth nicht kannte, wurde vom Anblick dieser Früchte, die nicht nach seinem Geschmack waren, schlecht erbaut; Feigen, Trauben und andere edle Obstarten, die in China gewöhnlich sind, wären ihm lieber gewesen. Er war aber auch noch nicht in dem Alter, wo man sich auf dergleichen versteht, und so bildete er sich ein, diese Früchte seyen bloß gefärbte Gläser und haben keinen andern Werth. Gleichwohl machte ihm die Mannigfaltigkeit der schönen Farben und die außerordentliche Größe und Schönheit jeder Frucht Lust, von jeglicher Sorte einige zu pflücken. Er nahm daher von jeder Farbe etliche, füllte damit seine beiden Taschen und zwei ganz neue Beutel, die der Zauberer zugleich mit dem Kleide, das er ihm geschenkt, gekauft hatte, damit er lauter neue Sachen hätte; und da die beiden Beutel in seinen Taschen, die schon ganz voll waren, keinen Platz mehr hatten, so band er sie auf jeder Seite an seinen Gürtel. Einige von den Früchten hüllte er auch in die Falten seines Gürtels, der von dickem Seidenstoff und doppelt gefüttert war, und befestigte sie so, daß sie nicht herabfallen konnten; auch vergaß er nicht, etliche in den Busen zwischen das Kleid und das Hemd zu stecken.

Nachdem er sich so, ohne es zu wissen, mit Reichthümern beladen hatte, trat Aladdin schnell seinen Rückzug durch die drei Säle an, um den afrikanischen Zauberer nicht zu lange warten zu lassen; er ging mit derselben Vorsicht, wie das erste Mal, quer durch dieselben, stieg da wieder hinauf, wo er herabgestiegen war, und zeigte sich am Eingang der Höhle, wo der Afrikaner ihn mit Ungeduld erwartete. Sobald ihn Aladdin erblickte, rief er ihm zu: „Lieber Oheim, ich bitte dich, reich' mir die Hand und hilf mir heraus.“ — „Mein Sohn,“ antwortete der afrikanische Zauberer, „gib mir zuvor die Lampe, sie könnte dir hinderlich seyn.“ — „Verzeih, lieber Oheim,“ sagte Aladdin, „sie hindert mich nicht; ich werde sie dir geben, sobald ich oben bin.“ Der afrikanische Zauberer bestand darauf, daß Aladdin ihm die Lampe einhändigen sollte, ehe er ihn aus der Höhle herauszöge, und Aladdin, der die Lampe mit all den Früchten, die er zu sich gesteckt, verpackt hatte, weigerte sich durchaus, sie ihm zu geben, bevor er aus der Höhle wäre. Da gerieth der afrikanische Zauberer in großer Wuth, warf etwas von seinem Rauchwerk in das Feuer, das er sorgfältig unterhalten hatte, und kaum hatte er zwei Zaubervorte gesprochen, als der Stein, welcher als Deckel zur Eingangsöffnung der Höhle diente, sich von selbst wieder, nebst der Erde darüber, an seine Stelle rückte, so



daß Alles wieder in denselben Stand kam, wie vor der Ankunft des afrikanischen Zauberers und Aladdins.

Der afrikanische Zauberer war in der That kein Bruder des Schneiders Mustafa, wofür er sich ausgegeben hatte, und somit auch nicht Aladdins Oheim. Er war wirklich aus Afrika gebürtig, und da Afrika ein Land ist, wo man mehr als irgend anderswo auf die Zauberei erpicht ist, so hatte er sich von Jugend an darauf gelegt, und nachdem er sich etwa vierzig Jahre lang mit Zaubereien, mit der Punktirkunst, mit Räucheropfern und der Lectüre von Zauberbüchern beschäftigt hatte, war er endlich auf die Entdeckung gekommen, daß es eine Wunderlampe in der Welt gebe, deren Besiz ihn mächtiger als alle Könige der Erde machen würde, wosfern er ihrer habhaft werden könnte. Durch einen letzten Versuch in der Punktirkunst hatte er ausgemittelt, daß diese Lampe sich an einem unterirdischen Orte mitten in China befand, und zwar in der Gegend und mit all den Umständen, die uns bereits bekannt sind. Im festen Glauben an die Wahrheit seiner Entdeckung war er, wie gesagt, von dem äußersten Ende Afrika's ausgereist und nach langer beschwerlicher Wanderung in die Stadt gekommen, welche in der Nähe seines Schazes lag. Aber obschon die Lampe sich ganz gewiß an dem bewußten Orte befand, so war es ihm doch nicht gestattet, sie selbst zu holen oder persönlich in das unterirdische

Gewölbe einzutreten, wo sie zu finden war. Es mußte durchaus ein Anderer hinabsteigen, sie abholen und ihm einhändigen. Deshalb hatte er sich an Aladdin gewandt, den er für einen geringfügigen jungen Burschen und für sehr geeignet hielt, ihm den erforderlichen Dienst zu leisten; dabei war er fest entschlossen, sobald er die Lampe in Händen haben würde, die letzte schon erwähnte Räucherung zu thun, die zwei Zauberworte auszusprechen, welche die bereits angeführte Wirkung haben sollten, und so den armen Aladdin seinem Geize und seiner Bosheit aufzuopfern, um an ihm keinen Zeugen zu haben. Die Ohrfeige, die er Aladdin gab, und das Ansehen, das er sich über ihn angemacht hatte, sollten diesen bloß gewöhnen, ihn zu fürchten und ihm pünktlich zu gehorchen, damit er ihm die berühmte Zauberlampe sogleich übergäbe, sobald er sie forderte. Indes erfolgte gerade das Gegentheil von dem, was er beabsichtigt hatte. Am Ende beeilte sich der Boshafte bloß deshalb so sehr, den armen Aladdin zu verderben, weil er fürchtete, wenn er sich länger mit ihm herumzankte, so könnte irgend ein Anderer es hören und sein wichtiges Geheimniß offenbaren.

Mit diesen Worten unterbrach Schehersab ihre Erzählung, setzte sie aber in der nächsten Nacht folgendermaßen wieder fort:





fünfunddreißigte Nacht.

Als der afrikanische Zauberer seine großen und schönen Hoffnungen auf immer gescheitert sah, blieb ihm nichts Anderes übrig, als nach Afrika zurückzukehren, was er denn auch an demselben Tage noch that. Er machte einen Umweg, um die Stadt nicht mehr zu betreten, die er mit Aladdin verlassen hatte; denn er mußte wirklich fürchten, daß er mehreren Leuten da auffallen könnte, die ihn mit diesem Jungen hatten gehen sehen, wenn er jetzt ohne ihn zurückkäme.

Allem Anscheine nach war Aladdin verloren. Aber derselbe, der ihn auf immer zu verderben glaubte, hatte nicht bedacht, daß er ihm einen Ring an den Finger gesteckt hatte, der zu seiner Rettung dienen konnte. Wirklich wurde Aladdin durch eben diesen Ring, dessen Kräfte er nicht kannte, gerettet, und es ist zu verwundern, daß dieser Verlust, verbunden mit dem der Lampe, den Zauberer nicht mit der äußersten Verzweiflung erfüllte; allein die Zauberer sind so sehr an Unfälle und an das Geshlagen ihrer Wünsche gewöhnt, daß sie, solange sie leben, nicht aufhören, sich mit Rauch und Dunst, Luftschlößern und Traumgebilden zu ergößen.

Aladdin, der nach so vielen Liebfungen und Geschenken auf diese Bosheit seines angeblichen Oheims keineswegs gefaßt war, befand sich in einer Bestürzung, die sich leichter denken als mit Worten beschreiben läßt. Als er sich so lebendig begraben sah, rief er tausendmal seinen Oheim mit Namen und erklärte, daß er ihm die Lampe ja gerne geben wolle: allein sein Rufen war vergeblich, er konnte nicht mehr gehört werden

und mußte also in schwarzer Finsterniß bleiben. Endlich, nachdem er seine Thränen getrocknet hatte, stieg er wieder die Treppe der Höhle hinab, um in den Garten, durch den er bereits gekommen war, und in's helle Tageslicht zu gelangen. Aber die Mauer, die sich ihm durch Zauber geöffnet hatte, hatte sich indeß durch einen neuen Zauber wieder geschlossen und zusammengefügt. Er tappte mehrmals rechts und links vorwärts, ohne eine Thüre zu finden. Nun fing er auf's Neue an zu schreien und zu weinen, und setzte sich endlich auf die Stufen der Höhle, ohne Hoffnung, jemals das Tageslicht wieder zu sehen, sondern im Gegentheil mit der traurigen Gewißheit, aus der Finsterniß, worin er sich jetzt befand, in die eines nahen Todes versetzt zu werden.

Zwei Tage blieb Aladdin in diesem Zustande, ohne zu essen und zu trinken. Endlich am dritten, da er seinen Tod als unvermeidlich betrachtete, hob er die gefalteten Hände empor und rief mit völliger Ergebung in den Willen Gottes aus: „Es gibt keine Kraft und keine Macht, als bei Gott dem Allerhöchsten und Größten!“ Während er so die Hände gefaltet hatte, rieb er, ohne daran zu denken, an dem Ring, den ihm der afrikanische Zauberer an den Finger gesteckt hatte, und dessen Kraft er noch nicht kannte. Als bald stieg vor ihm ein Geist von ungeheurer Größe und fürchterlichem Ansehen, der



mit seinem Kopf das oberste Gewölbe berührte, wie aus der Erde hervor und sprach folgende Worte zu Aladdin: „Was willst du? Ich bin bereit, dir zu gehorchen als dein Sklave und als Sklave aller derer, die den Ring am Finger haben, sowohl ich, als die andern Sklaven des Rings.“

Zu jeder andern Zeit und bei jeder andern Gelegenheit wäre Aladdin, der an dergleichen Erscheinungen nicht gewöhnt war, bei dem Anblick einer so außerordentlichen Gestalt von Schreck ergriffen worden, so daß er die Sprache verloren hätte. Jetzt aber, da er einzig und allein mit der Gefahr beschäftigt war, in der er schwebte, antwortete er ohne Stocken: „Wer du auch seyn magst, hilf mir aus diesem Orte, wosfern es in deiner Macht steht.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als die Erde sich öffnete und er sich außerhalb der Höhle befand, gerade an der Stelle, wohin der Zauberer ihn geführt hatte.

Man wird es nicht befremdlich finden, daß Aladdin, der so lange in der dichtesten Finsterniß geblieben war, im Anfang das Tageslicht kaum ertragen konnte. Erst nach und nach gewöhnte er sich daran, und als er um sich blickte, war er sehr überrascht, keine Oeffnung in der Erde zu sehen; es war ihm unbegreiflich, auf was Art er so auf einmal aus ihrem Schooße hervorgekommen war. Nur an dem Flecke, wo das Reisig verbrannt worden war, erkannte er die Stelle wieder, unter der sich die Höhle befand. Als er sich hierauf gegen die Stadt hinwandte, erblickte er sie mitten in den sie umgebenden Gärten und erkannte auch den Weg, auf welchem ihn der afrikanische Zauberer hergeführt hatte. Diesen wandelte er zurück und dankte Gott, daß er sich noch einmal auf der Welt sah, nachdem er bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, wieder dahin zurückzukommen. So gelangte er zur Stadt und schleppte sich mit vieler Mühe bis in seine Wohnung. Als er in's Zimmer seiner Mutter trat, fiel er aus Freude über das Wiedersehen, verbunden mit der von dreitägigem Fasten herrührenden Schwäche, in eine Ohnmacht, die einige Zeit dauerte. Seine Mutter, die ihn bereits als verloren oder als todt beweint hatte, ließ es jetzt, da sie ihn in diesem Zustande erblickte, an keiner Pflege und an keinem Mittel fehlen, ihn wieder zum Leben zu bringen. Endlich erholte er sich und seine ersten Worte waren: „Liebe Mutter, vor allen Dingen bitte ich dich, gib mir zu essen; ich habe seit drei Tagen nichts über den Mund gebracht.“ Seine Mutter brachte ihm, was sie gerade hatte, setzte es ihm vor und sagte: „Lieber Sohn, übereile dich ja nicht, denn es könnte dir schaden; isß ganz langsam und nach deiner Bequemlichkeit, und nimm dich wohl in Acht, so heißhungrig du auch bist. Ich wünsche nicht einmal, daß du mit mir sprechen sollst. Du hast immer noch Zeit, mir deine Schicksale zu

erzählen, wenn du wiederhergestellt bist. Nach der großen Betrübniß, in der ich mich seit Freitag befunden, und nach der unsäglichen Mühe, die ich mir gegeben habe, um nach dir zu fragen, als es Nacht wurde und du nicht nach Hause kamst, bin ich vollkommen getröstet, daß ich dich nur wiedersehe.“

Aladdin folgte dem Rath seiner Mutter, aß langsam und ruhig, und trank ebenso. Als er fertig war, sagte er: „Liebe Mutter, ich könnte dir eigentlich große Vorwürfe machen, daß du mich so ohne alles Bedenken auf Treue und Glauben einem Manne anvertrauest, der den Plan hatte, mich in's Verderben zu stürzen, und in diesem Augenblick fest überzeugt ist, daß ich bereits nicht mehr lebe, oder wenigstens zu jeder Stunde sterben könne; doch du glaubtest, es sey mein Oheim, und ich glaubte es ebenfalls. Wie hätten wir auch anders von einem Manne denken können, der mich mit Liebkosungen und Geschenken überhäufte und mir so glänzende Versprechungen machte? Du mußt aber wissen, liebe Mutter, daß er ein Verräther, ein Bösewicht, ein Schurke ist. Er hat mir bloß deswegen so viele Geschenke und Versprechungen gemacht, weil er mich in's Verderben stürzen wollte, ohne daß weder du, noch ich im Stande wäre, die Ursache zu errathen. Ich meinerseits kann versichern, daß ich ihm nie die mindeste Veranlassung gegeben habe, mich zu mißhandeln. Du kannst dies selbst aus dem getreuen Bericht abnehmen, den ich dir jetzt von Allem machen werde, was von unserer Trennung an bis zur Ausführung seines verderblichen Planes vorgegangen ist.“



Aladdin fing nun an, seiner Mutter zu erzählen, was ihm seit Freitag geschehen war, wo der Zauberer ihn abgeholt hatte, um die Paläste und Gärten außerhalb der Stadt mit ihm zu besehen; ferner was ihm unterwegs bis zu dem Orte zwischen den zwei Bergen, wo das große Zauberwerk vor sich gehen sollte, zugestoßen, und wie in Folge eines Rauchwerks, das in's Feuer geworfen worden, und einiger Zauberworte, sich augenblicklich die Erde geöffnet habe, und der Eingang einer Höhle sichtbar geworden sey, die zu einem unschätzbaren Schatz geführt habe. Auch die Ohrfeige vergaß er nicht, und die Art, wie der Zauberer, nachdem er sich wieder ein wenig beruhigt, ihn durch große Versprechungen und durch die Schenkung eines Ringes vermocht habe, in die Höhle hinabzusteigen. Sodann erzählte er ausführlich, was er auf seinem Hin- und Rückwege in den drei großen Sälen, im Garten und auf der Terrasse gesehen, und wie er dort die Wunderlampe geholt habe. Zugleich zog er sie aus seinem Busen und zeigte sie seiner Mutter samt den durchsichtigen und buntfarbigten Früchten, die er auf dem Rückwege aus dem Garten abgepflückt hatte. Auch gab er ihr die zwei vollen Beutel, aus denen sie sich aber wenig machte. Gleichwohl waren diese Früchte Edelsteine, deren sonnenheller Glanz beim Schein der Lampe, welche das Zimmer erhellte, auf ihren großen Werth hätte aufmerksam machen sollen; allein Aladdins Mutter verstand sich auf dergleichen Sachen eben so wenig als ihr Sohn. Sie war in großer Dürftigkeit aufgewachsen und ihr Mann war nicht vermöglich genug gewesen, um ihr solche Kostbarkeiten zu schenken; auch bei ihren Verwandten und Nachbarinnen hatte sie nie dergleichen gesehen. Kein Wunder also, daß sie dieselben als werthlose Dinge betrachtete, die höchstens dazu gut wären, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben das Auge zu ergötzen; daher Aladdin sie hinter eines von den Polstern des Sopha's schob, auf dem er saß. Er vollendete sodann die Erzählung des Abenteuers und sagte, wie er aus der Höhle habe wieder heraussteigen wollen, wie der Zauberer ihm die Lampe abgefordert und wie sich dann auf seine Weigerung in Folge des Rauchwerks, das der Zauberer in das noch brennende Feuer geworfen, und einiger dazu gesprochenen Worte die Oeffnung der Höhle augenblicklich wieder verschlossen habe. Nicht ohne Thränen vermochte er ihr den unglücklichen Zustand zu schildern, in dem er sich befunden, als er sich in der fatalen Höhle lebendig begraben gesehen habe, bis zu dem Augenblick, wo er in Folge der Berührung des Ringes, dessen Eigenschaften er noch nicht gekannt, wieder hervor und so zu sagen zum zweiten Mal auf die Welt gekommen sey. Als er seine Erzählung geendet hatte, sagte er zu seiner Mutter: „Das Uebrige brauche ich dir nicht erst zu sagen, es ist dir bekannt. Du siehst jetzt, welche Abenteuer und Gefahren ich seit unserer Trennung bestanden habe.“

Aladdins Mutter hatte die Geduld, diese wunderbare und seltsame, zugleich aber für eine Mutter, die ihren Sohn trotz seiner Fehler zärtlich liebte, so schmerzliche Geschichte ohne Unterbrechung anzuhören. Nur bei den rührendsten Stellen, wo die Schändlichkeit des afrikanischen Zauberers recht an's Tageslicht kam, konnte sie ihren Abscheu nicht verbergen. Jetzt aber, da Aladdin geendet hatte, ließ sie sich in tausend Schmähworte gegen den Betrüger aus; sie nannte ihn einen Verräther, einen Schurken, einen Unmenschen, einen Meuchelmörder, Lügner, Zauberer, einen Feind und Verderber des menschlichen Geschlechts. „Ja, mein Sohn,“ fügte sie hinzu, „es ist ein Zauberer, und die Zauberer sind eine wahre Pest der Menschheit; sie haben vermöge ihrer Zaubereien und Hexereien Verkehr mit den bösen Geistern. Gott sey gelobt, der verhütet hat, daß seine entsetzliche Bosheit ihren Zweck an dir erreichte. Du bist ihm für die Gnade, die er an dir gethan hat, großen Dank schuldig; dein Tod wäre unvermeidlich gewesen, wenn du dich nicht seiner erinnert und ihn um Hilfe angefleht hättest.“ So sprach sie noch vieles Andere, um ihren Abscheu gegen den Verrath des Zauberers auszudrücken. Endlich aber bemerkte sie, daß Aladdin, der seit drei Tagen nicht geschlafen hatte, der Ruhe bedürftig war; sie brachte ihn daher zu Bette und legte sich bald darauf ebenfalls nieder.

Scheherzad unterbrach ihre Erzählung und setzte sie in der nächsten Nacht folgendermaßen fort:





und

sechsendreißigste Nacht.

Aladdin, der an dem unterirdischen Orte, wo er mörderischerweise begraben gewesen, keine Ruhe genossen hatte, schlief die ganze Nacht fest und erwachte am andern Morgen erst sehr spät. Er stand auf und das Erste, was er zu seiner Mutter sagte, war, daß er Hunger habe und sie ihm kein größeres Vergnügen machen könnte, als wenn sie ihm ein Frühstück gäbe. „Ach, lieber Sohn,“ antwortete sie, „ich habe auch nicht einen einzigen Bissen Brod; du hast gestern Abend den wenigen Vorrath, der noch zu Hause war, aufgeessen. Aber gedulde dich einen Augenblick, so werde ich dir bald etwas bringen. Ich habe etwas Baumwolle gesponnen, diese will ich verkaufen, um Brod und Einiges zum Mittagessen anzuschaffen.“ — „Liebe Mutter,“ erwiderte Aladdin, „hebe deine Baumwolle für ein andermal auf und gib mir die Lampe, die ich gestern mitbrachte. Ich will sie verkaufen, und vielleicht löse ich so viel daraus, daß wir Frühstück und Mittagessen, und am Ende gar noch etwas für den Abend bestreiten können.“

Aladdins Mutter holte die Lampe und sagte zu ihrem Sohne: „Da hast du sie, sie ist aber sehr schmutzig. Ich will sie ein wenig putzen, dann wird sie schon etwas mehr gelten.“ Sie nahm Wasser und feinen Sand, um sie blank zu machen, aber kaum

hatte sie angefangen, die Lampe zu reiben, als augenblicklich in Gegenwart ihres Sohnes ein scheyßlicher Geist von riesenhafter Gestalt vor ihr aufstand, und mit einer Donnerstimme zu ihr sprach: „Was willst du? Ich bin bereit, dir zu gehorchen als dein Sklave und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, sowohl ich, als die andern Sklaven der Lampe.“

Aladdin's Mutter war nicht im Stande zu antworten. Ihr Auge vermochte die abscheuliche und schreckliche Gestalt des Geistes nicht zu ertragen, und sie war gleich bei seinen ersten Worten vor Angst in Ohnmacht gefallen.

Aladdin dagegen, der schon in der Höhle eine ähnliche Erscheinung gehabt hatte, ergriff, ohne die Zeit oder Besinnung zu verlieren, schnell die Lampe und antwortete



statt seiner Mutter mit festem Tone: „Ich habe Hunger, bring' mir etwas zu essen.“ Der Geist verschwand und kam im Augenblick wieder mit einem großen silbernen Becken auf dem Kopfe, worin sich zwölf verdeckte Schüsseln von demselben Metall voll der ausgezeichnetsten Speisen, nebst sechs Broden vom weißesten Mehl befanden, und zwei

Flaschen des köstlichsten Weines, nebst zwei silbernen Schalen in der Hand. Er stellte Alles zusammen auf den Sopha und verschwand sogleich.

Dies geschah in so kurzer Zeit, daß Aladdins Mutter sich noch nicht von ihrer Ohnmacht erholt hatte, als der Geist zum zweiten Male verschwand. Aladdin, der bereits, aber ohne Erfolg, angefangen hatte, ihr Wasser in's Gesicht zu spritzen, wollte dies eben wiederholen; allein sey es, daß ihre entflohenen Lebensgeister sich wieder gesammelt hatten, oder daß der Duft der Speisen, die der Geist gebracht, etwas dazu beitrug, kurz sie kam augenblicklich wieder zu sich. „Liebe Mutter,“ sagte Aladdin zu ihr, „es ist weiter Nichts, steh' auf und is: hier sind Sachen genug, um dein Herz zu stärken und zugleich meinen großen Hunger zu befriedigen. Wir wollen diese guten Speisen nicht kalt werden lassen, sondern essen.“

Aladdins Mutter war außerordentlich erstaunt, als sie das große Becken, die zwölf Schüsseln, die sechs Brode, die zwei Flaschen nebst den zwei Schalen erblickte und den köstlichen Duft einathmete, der aus all den Platten emporstieg. „Mein Sohn,“ sagte sie zu Aladdin, „woher kommt uns dieser Ueberfluß, und wem haben wir für solch reiches Geschenk zu danken? Sollte vielleicht der Sultan von unserer Armuth gehört und sich unser erbarmt haben?“ — „Liebe Mutter,“ antwortete Aladdin, „wir wollen uns jetzt zu Tische setzen und essen, du bedarfst dessen so gut als ich; deine Frage werde ich beantworten, wenn wir geküßt haben.“ Sie setzten sich zu Tische und speisten mit um so größerem Appetit, als Beide, Mutter und Sohn, sich nie an einer so wohlbelegten Tafel befunden hatten.

Während der Mahlzeit konnte Aladdins Mutter nicht aufhören, das Becken und die Schüsseln zu betrachten und zu bewundern, obgleich sie nicht recht wußte, ob sie von Silber oder einem andern Metall waren; so ungewöhnlich war ihr der Anblick von dergleichen Dingen. Eigentlich war es bloß die Neuheit und nicht der Werth derselben, was sie in solche Bewunderung versetzte, denn sie verstand sich darauf so wenig, als ihr Sohn Aladdin.

Aladdin und seine Mutter, die nur ein einfaches Frühstück einzunehmen gedacht hatten, befanden sich um die Stunde des Mittagessens noch bei Tisch. Die trefflichen Speisen hatten ihre Eßlust noch mehr rege gemacht, und da sie noch warm waren, glaubten sie nicht übel zu thun, wenn sie beide Mahlzeiten auf einmal abmachten, statt sich zweimal an den Tisch zu setzen. Nachdem die Doppelmahlzeit geendigt war, blieb ihnen noch so viel übrig, daß sie nicht nur ein Abendessen, sondern auch noch am folgenden Tage zwei tüchtige Mahlzeiten halten konnten.

Als Aladdin's Mutter abgetragen und das Fleisch, welches unberührt geblieben war, aufgehoben hatte, setzte sie sich zu ihrem Sohn auf den Sopha und sagte zu ihm: „Aladdin, ich erwarte jetzt von dir, daß du meine Neugierde befriedigst und mir die versprochene Auskunft ertheilst.“ Aladdin erzählte ihr umständlich Alles, was während ihrer Ohnmacht zwischen dem Geist und ihm vorgegangen war.

Aladdin's Mutter gerieth in große Verwunderung über die Erzählung ihres Sohnes und die Erscheinung des Geistes. „Aber, mein Sohn,“ fragte sie, „was willst du denn eigentlich sagen mit deinen Geistern? So lange ich auf der Welt bin, habe ich nie sagen gehört, daß Jemand von allen meinen Bekannten einen Geist gesehen hätte. Durch welchen Zufall ist dieser garstige Geist zu mir gekommen? Warum hat er sich an mich gewendet und nicht an dich, da er dir doch schon in der Schatzhöhle einmal erschienen war?“

„Liebe Mutter,“ erwiderte Aladdin, „der Geist, welcher dir erschienen, ist nicht derselbe, der mir erschien. Sie haben zwar einige Aehnlichkeit in Beziehung auf ihre Riesengröße, aber an Gesichtsbildung und Kleidung sind sie gänzlich von einander verschieden und gehören auch verschiedenen Herren an. Du wirst dich noch erinnern, daß derjenige, den ich sah, sich einen Sklaven des Rings nannte, den ich am Finger habe, während der so eben erschienene sagte, er sey Sklave der Lampe, die du in der Hand hattest; doch ich glaube nicht, daß du es gehört hast, denn, wie mich dünkt, fielst du sogleich in Ohnmacht, als er zu reden anfing.“

„Wie!“ rief Aladdin's Mutter, „also deine Lampe ist Schuld, daß dieser verwünschte Geist sich an mich gewendet hat, statt an dich? Ach, lieber Sohn, schaffe sie mir sogleich aus den Augen und hebe sie auf, wo du willst, ich mag sie nicht mehr anrühren. Eher lasse ich sie wegwerfen oder verkaufen, als daß ich Gefahr laufe, bei Berührung derselben vor Angst zu sterben. Folge mir und thue auch den Ring ab. Man muß keinen Verkehr mit Geistern haben: es sind Teufel und unser Prophet hat es gesagt.“

„Mit deiner Erlaubniß, liebe Mutter,“ antwortete Aladdin, „werde ich mich jetzt wohl hüten, eine Lampe, die uns Beiden so nützlich werden kann, zu verkaufen, wie ich so eben noch im Sinne hatte. Siehst du denn nicht, was sie uns erst vor einigen Augenblicken verschafft hat? Sie soll uns jetzt fortwährend Nahrung und Lebensunterhalt besorgen. Du kannst dir, wie ich, leicht denken, daß mein garstiger falscher Oheim sich nicht ohne Grund so viele Mühe gegeben und eine so weite und beschwerliche Reise unternommen hat, da er nach dem Besiß dieser Wunderlampe

trachtete, die er allem Gold und Silber, das er in den Sälen wußte, und das ich, wie er es mir beschrieb, mit meinen eigenen Augen sah, vorgezogen hatte. Er kannte den Werth und die herrlichen Eigenschaften dieser Lampe zu gut, um sich von dem übrigen reichen Schätze noch etwas zu wünschen. Da nun der Zufall uns ihre geheime Kraft entdeckt hat, so wollen wir den möglichst vortheilbafte Gebrauch davon machen, aber ohne Aufsehen zu erregen, damit unsere Nachbarn nicht neidisch und eifersüchtig werden. Ich will sie dir übrigens gern aus den Augen schaffen und an einem Orte aufheben, wo ich sie finden kann, wann ich sie brauche, da du so große Angst vor den Geistern hast. Auch den Ring wegzwerfen kann ich mich unmöglich entschließen. Ohne diesen Ring hättest du mich nie wieder gesehen, und ohne ihn würde ich jetzt entweder nicht mehr, oder höchstens noch auf einige Augenblicke leben. Du wirst mir daher erlauben, daß ich ihn behalte und immer mit großer Behutsamkeit am Finger trage. Wer weiß, ob mir nicht irgend einmal eine andere Gefahr zustoßt, die wir Beide nicht voraussehen können, und aus der er mich vielleicht befreit?" Da Aladdin's Bemerkung sehr richtig schien, so wußte seine Mutter nichts mehr einzuwenden. „Lieber Sohn," sagte sie zu ihm, „du kannst handeln, wie du es für gut hältst; ich für meinen Theil mag mit Geistern nichts zu thun haben. Ich erkläre dir hienit, daß ich meine Hände in Unschuld wasche, und nie mehr mit dir davon sprechen werde."

Schehersab schwieg, indem sie die Annäherung des Tages bemerkte. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:





Fünfhundert und siebenunddreißigste Nacht.

Am andern Tag nach dem Abendessen war von den herrlichen Speisen, die der Geist gebracht hatte, nichts mehr übrig; Aladdin, der nicht so lange warten wollte, bis der Hunger ihn drängte, nahm daher am dritten Morgen eine der silbernen Schüsseln unter seine Kleider und ging aus, um sie zu verkaufen. Er wandte sich an einen Juden, der ihm begegnete, nahm ihn bei Seite, zeigte ihm die Schüssel und fragte, ob er wohl Lust dazu hätte.

Der Jude, ein schlauer und verschmitzter Bursche, nahm die Schüssel, untersuchte sie, und da er erkannte, daß sie von ächtem Silber war, fragte er Aladdin, was er dafür verlange. Aladdin, der ihren Werth nicht verstand und nie mit solchen Waaren Handel getrieben hatte, sagte ihm bloß, er werde wohl am besten wissen, was die Schüssel werth sey, und er verlasse sich hierin ganz auf seine Ehrlichkeit. Der Jude gerieth wirklich in Verlegenheit über die Offenherzigkeit Aladdins. Da er nicht wußte, ob Aladdin den Werth seiner Waare wirklich kannte oder nicht, zog er ein

Goldstück aus seinem Beutel, das höchstens den zweiundsiebzigsten Theil vom wahren Werth der Schüssel betrug, und bot es ihm an. Aladdin nahm das Goldstück mit großer Freude, und sobald er es in der Hand hatte, lief er so schnell davon, daß der Jude, mit seinem ungeheuern Gewinn bei diesem Kaufe nicht zufrieden, sich sehr darüber ärgerte, daß er Aladdins gänzliche Unwissenheit über den Werth für die Schüssel nicht besser errathen und ihm noch weit weniger geboten hatte. Er gerieth in Versuchung, dem jungen Menschen nachzulaufen, ob er nicht etwas von seinem Goldstück herausbekommen könnte; allein Aladdin ging schnell und war schon so weit entfernt, daß er ihn schwerlich eingeholt hätte.

Auf dem Heimwege blieb Aladdin bei einem Bäckerladen stehen, kaufte einen Vorrath Brod und bezahlte ihn mit dem Goldstück, das der Bäcker ihm wechselte. Als er nach Hause kam, gab er das übrige Geld seiner Mutter, die auf den Markt ging, um für sie Beide die nöthigen Lebensmittel auf einige Tage einzukaufen.

So lebten sie eine Zeitlang fort, d. h. Aladdin verkaufte alle zwölf Schüsseln, eine nach der andern, so wie das Geld im Hause ausgegangen war, an den Juden. Der Jude, der für die erste ein Goldstück gegeben hatte, wagte es nicht, für die übrigen weniger zu bieten, und bezahlte alle mit derselben Münze, um einen so guten Handel nicht hinauszulassen. Als das Geld von der letzten Schüssel ausgegeben war, nahm Aladdin seine Zuflucht zu dem Becken, das allein zehnmal mehr wog als jede Schüssel. Er wollte es einem gewöhnlichen Kaufmann bringen, allein es war ihm zu schwer. Somit mußte er den Juden aufsuchen und in sein Haus führen; dieser prüfte das Gewicht des Beckens und zahlte ihm auf der Stelle zehn Goldstücke aus, womit Aladdin auch zufrieden war.

So lange die Goldstücke dauerten, wurden sie für die täglichen Ausgaben der Hauswirtschaft verwendet. Aladdin hatte indeß, obschon er an's Müßiggehen gewöhnt war, seit seinem Abenteuer mit dem afrikanischen Zauberer nicht mehr mit den jungen Leuten seines Alters gespielt. Er brachte seine Tage mit Spazierengehen zu, oder unterhielt sich mit älteren Leuten, deren Bekanntschaft er gemacht hatte. Oft blieb er auch bei den Läden der großen Kaufleute stehen und horchte aufmerksam auf die Gespräche vornehmer Männer, die sich hier eine Zeitlang aufhielten, oder sich hierher bestellt hatten: und diese Gespräche gaben ihm allmählig einigen Anstrich von Weltkenntniß.

Als von den zehn Goldstücken nichts mehr übrig war, nahm Aladdin seine Zuflucht zur Lampe. Er nahm sie in die Hand, suchte die Stelle, welche seine Mutter

berührt hatte, und als er sie an dem Eindruck des Sandes erkannte, rieb er sie eben so, wie sie gethan hatte. Sogleich erschien ihm wieder derselbe Geist, der sich schon einmal gezeigt hatte; da aber Aladdin die Lampe sanfter gerieben hatte, als seine Mutter, so sprach er diesmal in einem mildern Tone dieselben Worte wie vorhin: „Was willst du? ich bin bereit, dir zu gehorchen als dein Sklave und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, sowohl ich als die andern Sklaven der Lampe.“ Aladdin antwortete ihm: „Mich hungert, bring' mir zu essen.“ Der Geist verschwand und erschien in einigen Augenblicken wieder mit einem ähnlichen Tafelzeug, wie das erste Mal, stellte es auf den Sopha und verschwand wieder.

Aladdins Mutter war, da sie das Vorhaben ihres Sohnes wußte, absichtlich ausgegangen, um bei der Erscheinung des Geistes nicht zu Hause zu seyn. Sie kam bald darauf zurück, und als sie die Tafel und den Schenktisch so wohlbesetzt sah, erstaunte sie über die wunderbare Wirkung der Lampe beinahe eben so wie das erste Mal. Aladdin und seine Mutter setzten sich zu Tische, und nach dem Mahle blieb ihnen noch so viel übrig, daß sie die beiden folgenden Tage behaglich davon leben konnten.



Als Aladdin sah, daß weder Brod, noch Lebensmittel, noch Geld mehr zu Hause war, nahm er eine silberne Schlüssel und suchte den Juden, den er kannte, auf, um sie zu verkaufen. Auf dem Wege zu ihm kam er an dem Laden eines Goldschmieds

vorüber, der durch sein Alter ehrwürdig und zugleich ein ehrlicher und rechtschaffener Mann war. Der Goldschmied bemerkte ihn und rief ihm, er möchte hereintreten. „Mein Sohn,“ sagte er zu ihm, „ich habe dich schon mehrere Mal mit derselben Waare wie jetzt vorbeigehen, den und den Juden auffuchen und bald darauf mit leeren Händen zurückkommen sehen. Dies hat mich auf den Gedanken gebracht, daß du das, was du trägst, jedesmal an ihn verkaufft. Aber du weißt vielleicht nicht, daß dieser Jude ein Betrüger und zwar ein ärgerer Betrüger ist, als die andern Juden, und daß Niemand, der ihn kennt, mit ihm zu thun haben will. Im Uebrigen sage ich dir dieses bloß aus Gefälligkeit. Wenn du mir zeigen willst, was du jetzt in der Hand hast, und es dir feil ist, so will ich dir den wahren Werth getreulich ausbezahlen, wofern ich es brauchen kann; wo nicht, so will ich dich an andere Kaufleute weisen, die dich nicht betrügen werden.“

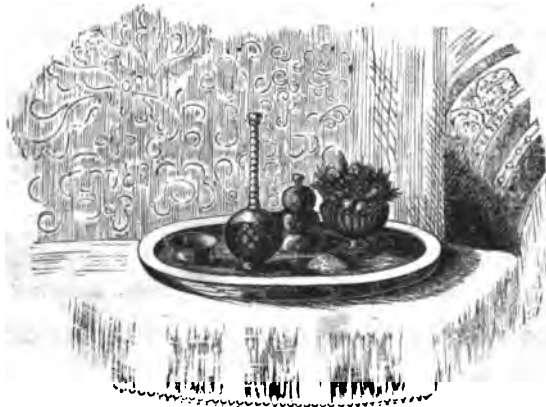
In der Hoffnung, noch mehr Geld für seine Schüssel zu lösen, zog Aladdin sie sogleich unter seinem Kleide hervor und zeigte sie dem Goldschmied. Der Greis, der auf den ersten Blick erkannte, daß sie vom feinsten Silber war, fragte ihn, ob er wohl schon ähnliche an den Juden verkauft und was er von ihm dafür erhalten habe. Aladdin gestand offenherzig, daß er schon zwölf solche verkauft und der Jude ihm für jede ein einziges Goldstück bezahlt habe. „Ha, der Spigbube!“ rief der Goldschmied. „Mein Sohn,“ fügte er hinzu, „was geschehen ist, ist geschehen, und man muß nicht mehr daran denken; aber wenn ich dir jetzt den wahren Werth deiner Schüssel entdecke, die vom feinsten Silber ist, das nur irgend von uns verarbeitet wird, so wirst du einsehen, wie sehr der Jude dich betrogen hat.“

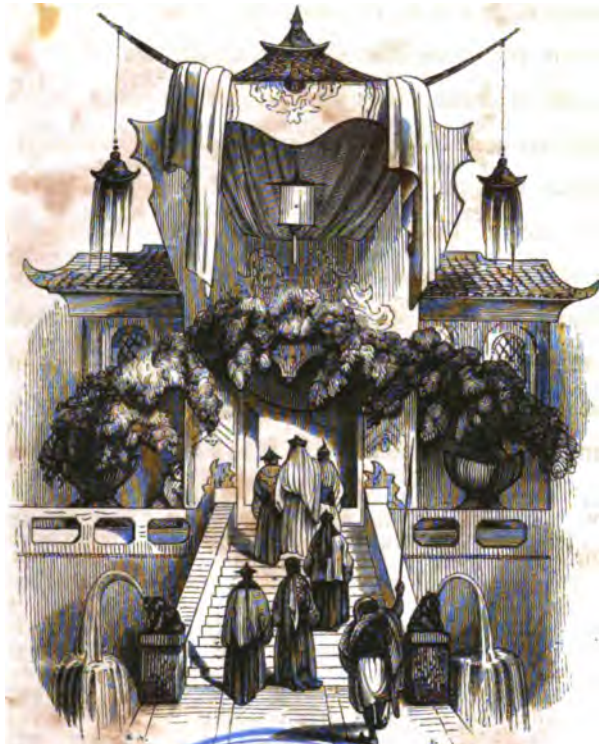
Der Goldschmied nahm die Wage, wog die Schüssel und nachdem er Aladdin auseinander gesetzt hatte, was eine Mark Silber sey, welchen Werth und welche Unterabtheilungen sie habe, machte er ihm begreiflich, daß die Schüssel ihrem Gewichte nach zweiundsiebzig Goldstücke werth sey, die er ihm sogleich blank ausbezahlte. „Da hast du,“ sagte er, „den wahren Betrag deiner Schüssel. Wenn du noch daran zweifelst, so kannst du dich nach Belieben an jeden andern von unsern Goldschmieden wenden, und wenn dir einer sagt, daß sie mehr werth sey, so mache ich mich anheißig, dir das Doppelte dafür zu bezahlen. Wir gewinnen an dem Silberwerk, das wir kaufen, nichts, als die Arbeit und die Form, und damit begnügt sich kein Jude, wenn er auch noch so ehrlich wäre.“

Aladdin dankte dem Goldschmied sehr für den guten Rath, den er ihm gegeben hatte, und von dem er bereits einen so großen Nutzen zog. In der Folge verkaufte er

auch die übrigen Schüsseln, sowie das Becken, bloß noch an ihn und erhielt von Allen den vollen Werth je nach dem Gewichte. Obwohl nun Aladdin und seine Mutter eine unverstegbare Geldquelle an ihrer Lampe hatten, kraft der sie sich nach Herzenswunsch mit Geld versehen konnten, sobald es ihnen ausging, so lebten sie dennoch fortwährend eben so mäßig wie zuvor, nur daß Aladdin Einiges auf die Seite legte, um anständig auftreten zu können und verschiedene Bequemlichkeiten für ihre kleine Wirthschaft anzuschaffen. Seine Mutter dagegen verwendete auf ihre Kleider nichts, als was ihr das Baumwollspinnen einbrachte. Bei dieser nüchternen Lebensweise kann man sich leicht denken, daß das Gold, das Aladdin für seine zwölf Schüsseln und das Becken von dem Goldschmied erhalten hatte, lange ausreichte. So lebten sie denn mehrere Jahre lang von dem guten Gebrauch, den Aladdin von Zeit zu Zeit von seiner Lampe machte.

Scheherzad hielt inne, um in der folgenden Nacht fortzufahren:





Funshundert und achtunddreißigste Nacht.

In dieser Zwischenzeit hatte Aladdin, der es nicht unterließ, sich sehr fleißig bei den Zusammenkünften angesehenen Personen in den Läden der bedeutendsten Kaufleute, die mit Gold, Silber, Seidenstoffen, den feinsten Schleiertüchern und Juwelen handelten, einzufinden und bisweilen sogar an ihren Unterhaltungen Theil zu nehmen, sich vollends ausgebildet und allmählig alle Manieren der feinen Weltleute angenommen. Namentlich bei den Juwelenhändlern kam er von dem Irrwahn ab, als wären die durchsichtigen Früchte, die er in dem Garten, wo die Lampe stand, gepflückt hatte, bloß buntfarbiges Glas; er erfuhr hier, daß es sehr kostbare Edelsteine waren. Da er täglich in diesen Läden alle Arten solcher Edelsteine kaufen und verkaufen sah, lernte er sie nach ihrem Werthe kennen und schätzen, und da er nirgends so schöne und große

bemerkte, wie die feinigern, so begriff er wohl, daß er statt der Glascherben, die er für Kleinigkeiten geachtet hatte, einen Schatz von unschätzbarem Werth besaß. Indeß war er klug genug, Niemanden etwas davon zu sagen, selbst seiner Mutter nicht, und ohne Zweifel verdankte er diesem Stillschweigen das hohe Glück, zu dem wir ihn in der Folge emporsteigen sehen werden.

Eines Tags, als er in der Stadt spazieren ging, hörte Aladdin mit lauter Stimme einen Befehl des Sultans ausrufen, daß Jedermann seinen Laden und seine Hausthüre schließen und sich in's Innere seiner Wohnung zurückziehen solle, bis die Prinzessin Badruldudur,¹ die Tochter des Sultans, die sich baden wollte, vorübergegangen und wieder zurückgekehrt seyn würde.²

Dieser öffentliche Aufruf erweckte in Aladdin den Wunsch, die Prinzessin entschleiert zu sehen. Er mußte sich zu diesem Behuf in das Haus eines Bekannten begeben und dort hinter ein Gitterfenster stellen; allein dies war ihm nicht genug, da die Prinzessin, dem Brauche gemäß, auf ihrem Weg in's Bad einen Schleier vor ihrem Gesichte haben mußte. Um seine Neugierde zu befriedigen, ersann er endlich ein Mittel, das ihm glückte. Er stellte sich nämlich hinter die Thüre des Bades, das so eingerichtet war, daß er sie unfehlbar von Angesicht sehen mußte.

Aladdin durfte nicht lange warten: die Prinzessin erschien und er betrachtete sie durch einen Riß, der groß genug war, daß er sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Sie kam in Begleitung von einer großen Anzahl ihrer Frauen und Verschnittenen, die theils neben ihr, theils hinter ihr hergingen. Drei oder vier Schritte vor der Thüre des Bades nahm sie den Schleier ab, der ihr Gesicht bedeckte und ihr sehr unbequem war, und auf diese Art sah Aladdin sie um so bequemer, da sie gerade auf ihn zukam.

Aladdin hatte bis dahin noch nie eine Frau mit entschleiertem Gesichte gesehen, als seine Mutter, die schon alt und überhaupt niemals so hübsch gewesen war, daß er von ihr einen Schluß auf die Schönheit anderer Frauen hätte machen können. Zwar hatte er wohl gehört, daß es Frauen von ausgezeichneteter Schönheit gebe, allein alle auch noch so begeisterte Schilderungen von einer Schönheit können nie einen so tiefen Eindruck machen, wie ihr Anblick selbst.

Als Aladdin die Prinzessin Badruldudur gesehen hatte, gab er seine bisherige Meinung, als ob alle Frauen mehr oder weniger seiner Mutter glichen, auf. Ganz

¹ Auf Arabisch Bollaund.

² Noch heutzutage ist es den Persern verboten, die Frauen des Königs auf der Straße zu sehen.

andere Empfindungen stiegen in ihm auf und sein Herz konnte dem bezaubernden Mädchen die höchste Zuneigung nicht versagen. Wirklich war die Prinzessin auch die schönste Brünette, die man nur auf der Welt sehen kann. Sie hatte große, regelmäßige, lebhaft und feurige Augen, einen sanften und süßsamen Blick, eine proportionirte Nase, ohne allen Tadel, einen kleinen Mund, rosenrothe und durch ihr schönes Ebenmaß wahrhaft bezaubernde Lippen; mit Einem Wort, alle ihre Gesichtszüge waren höchst anmuthig und regelmäßig. Was Wunder, daß Aladdin bei dem Anblick einer so seltenen Vereinigung von Schönheiten, die ihm ganz neu waren, geblendet wurde und beinahe außer sich gerieth! Außer diesen Vollkommenheiten hatte die Prinzessin einen üppigen Wuchs und eine majestätische Haltung, deren Anblick allein schon die ihr gebührende Ehrfurcht einflößte.

Als die Prinzessin in's Bad hineingegangen war, blieb Aladdin eine Weile ganz verwirrt und wie entzückt stehen, indem er sich unaufhörlich das reizende Bild vor die Seele rief, das ihn im Innersten seines Herzens ergriffen und bezaubert hatte. Endlich kam er wieder zur Besinnung, und da er bedachte, daß die Prinzessin bereits vorübergegangen war, und er vergebens seinen Posten länger behaupten würde, um sie beim Herausgehen aus dem Bade wiederzusehen, indem sie ihm da den Rücken kehren und verschleiert seyn mußte, so beschloß er, den Ort zu verlassen und sich hinwegzubegeben.

Als Aladdin nach Hause kam, konnte er seine Verwirrung und Unruhe nicht so verbergen, daß seine Mutter nichts gemerkt hätte. Sie war sehr erstaunt, ihn gegen seine Gewohnheit so traurig und nachdenklich zu sehen, und fragte ihn, ob ihm etwas Unangenehmes begegnet sey, oder ob er sich unwohl befinde. Aladdin aber gab keine Antwort, sondern setzte sich nachlässig auf den Sopha, wo er unverändert in derselben Stellung blieb, fortwährend damit beschäftigt, sich das reizende Bild der Prinzessin Badrulbudur zu vergegenwärtigen. Seine Mutter bereitete das Abendessen und drang nicht weiter in ihn. Als das Mahl fertig war, stellte sie es neben ihn auf den Sopha und setzte sich zu Tische; da sie aber sah, daß ihr Sohn gar nicht darauf achtete, so sprach sie ihm zu, er solle doch essen, und nur mit vieler Mühe brachte sie ihn dahin, daß er seine Lage änderte. Er aß viel weniger als gewöhnlich, hatte die Augen immer niedergeschlagen und beobachtete ein so tiefes Stillschweigen, daß es seiner Mutter unmöglich war, ihm auch nur ein einziges Wort zu entlocken, so sehr sie auch in ihn drang, er solle ihr die Ursache dieser außerordentlichen Veränderung mittheilen.

Nach dem Abendessen wollte sie von Neuem anfangen, ihn zu fragen, warum er denn so schwermüthig sey, allein sie konnte nichts aus ihm herausbringen, und Aladdin ging zu Bette, ohne seine Mutter im Mindesten zufrieden gestellt zu haben.

Wir wollen es ununtersucht lassen, wie Aladdin, dem die Schönheit und die Reize der Prinzessin Badrulbudur den Kopf verrückt hatten, die Nacht zubachte; nur so viel wollen wir bemerken, daß er sich am andern Morgen wieder auf den Sopha setzte und mit seiner Mutter, die ihm gegenüber saß und wie gewöhnlich Baumwolle spann, folgendes Gespräch anfang. „Liebe Mutter,“ sagte er zu ihr, „ich will jetzt das Stillschweigen brechen, das ich seit meiner Nachhausekunft gestern beobachtet habe. Es hat dir Kummer gemacht und das ist mir nicht entgangen. Ich war nicht krank, wie du zu glauben schienst, und bin es auch jetzt nicht. Aber soviel kann ich dir sagen, daß das, was ich empfand und was ich noch fortwährend empfinde, etwas weit Schlimmeres ist, als eine Krankheit. Zwar weiß ich nicht recht, wie man dieses Uebel nennt, aber ich zweifle nicht, daß du es aus dem erkennen wirst, was ich dir jetzt sagen will.

„Es ist,“ fuhr Aladdin fort, „in diesem Stadtviertel nicht bekannt geworden, und so kannst du es auch nicht wissen, daß die Prinzessin Badrulbudur, die Tochter des Sultans, gestern Nachmittag in's Bad gegangen ist. Ich hörte es, als ich in der Stadt umher spazierte. Man rief nämlich den Befehl aus, daß alle Läden geschlossen werden und Jeder sich in sein Haus begeben solle, um der Prinzessin die ihr gebührende Ehre zu erzeigen und ihr auf den Straßen, durch welche sie ginge, freien Durchgang zu lassen. Da ich nicht weit vom Bade entfernt war, so brachte mich die Neugierde, sie mit entschleiertem Gesichte zu sehen, auf den Einfall, mich hinter die Thüre des Bades zu verstecken; denn ich dachte, sie werde vielleicht noch vor ihrem Eintritt in's Bad den Schleier abnehmen. Du kennst die Lage der Thüre und kannst daher leicht abnehmen, daß ich sie mit Bequemlichkeit sehen mußte, wenn das geschah, was ich vermuthete. Wirklich nahm sie vor ihrem Eintritt den Schleier ab und ich hatte das Glück, zu meinem unaussprechlichen Vergnügen diese liebenswürdige Prinzessin zu sehen. Siehst du, Mutter, das ist die Ursache des Zustandes, in dem du mich gestern sahst, als ich nach Hause kam, und deswegen habe ich bis jetzt den Mund nicht aufgethan. Ich liebe die Prinzessin mit einer Glut, die ich dir nicht beschreiben kann, und da meine heiße Leidenschaft mit jedem Augenblicke zunimmt, so fühle ich wohl, daß sie nur durch den Besitz der liebenswürdigen Prinzessin Badrulbudur befriedigt werden kann; daher ich denn auch entschlossen bin, sie vom Sultan mir zur Frau zu erbitten.“

Aladdin's Mutter hatte die Rede ihres Sohnes bis auf die letzten Worte mit vieler Aufmerksamkeit angehört; als sie aber vernahm, daß er im Sinn habe, um die Hand der Prinzessin Badrulbudur anzuhalten, so konnte sie nicht umhin, ihn durch lautes Gelächter zu unterbrechen. Aladdin wollte fortfahren, allein sie ließ ihn nicht zum Wort kommen und sagte zu ihm: „Ei, ei, mein Sohn, was fällt dir ein? Bist du wahnsinnig geworden, daß du solche Reden führen kannst?“



„Liebe Mutter,“ erwiderte Aladdin, „ich kann dir versichern, daß ich nicht wahnsinnig, sondern ganz bei gutem Verstande bin. Ich habe mir zum voraus gedacht, daß du mich thöricht und albern nennest; allein dies soll mich nicht hindern, dir noch einmal zu erklären, daß mein Entschluß feststeht, den Sultan um die Hand der Prinzessin Badrulbudur zu bitten.“

„Wahrhaftig, mein Sohn,“ erwiderte die Mutter sehr ernsthaft, „ich kann nicht umhin, dir zu sagen, daß du dich ganz vergiffest; und wenn du deinen Entschluß auch ausführen wolltest, so sehe ich nicht ein, durch wen du es wagen könntest, deine Bitte vortragen zu lassen.“ — „Durch Niemand anders als dich selbst,“ antwortete der Sohn ohne Bedenken. — „Durch mich!“ rief die Mutter voll Erstaunen und Ueberraschung; „und an den Sultan? O ich werde mich wohl hüten, mich in eine

Unternehmung der Art einzulassen. Und wer bist du denn, mein Sohn," fuhr sie fort, „daß du die Kühnheit haben dürftest, deine Gedanken zur Tochter deines Sultans zu erheben? Hast du vergessen, daß du der Sohn eines der geringsten Schneider seiner Hauptstadt und auch von mütterlicher Seite nicht von höherer Abkunft bist? Weißt du denn nicht, daß die Sultane ihre Töchter selbst Sultansöhnen verweigern, die keine Hoffnung haben, einst zur Regierung zu gelangen?"

„Liebe Mutter," antwortete Aladdin, „ich habe dir bereits bemerkt, daß ich Alles vorausgesehen habe, was du mir so eben gesagt hast, und eben so sehe ich Alles voraus, was du etwa noch hinzufügen könntest. Weder deine Reden, noch deine Vorstellungen werden mich von meinem Entschlusse abbringen. Ich habe dir gesagt, daß ich durch deine Vermittlung um die Hand der Prinzessin Badrulbudur anhalten will; es ist dies die einzige Gefälligkeit, um die ich dich mit aller schuldigen Ehrerbietung bitte, und du kannst sie mir nicht abschlagen, wenn du mich nicht lieber sterben sehen, als mir zum zweiten Male das Leben schenken willst.“

Bei dieser Stelle bemerkte Schehersad den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht fuhr sie folgendermaßen fort:





neununddreißigte Nacht.

Uladins Mutter befand sich in großer Verlegenheit, als sie die Hartnäckigkeit sah, womit er auf einem so unverständigen Plane beharrte. „Mein Sohn,“ sagte sie nochmals zu ihm, „ich bin deine Mutter, und als eine gute Mutter, die dich unter dem Herzen getragen, bin ich bereit, aus Liebe zu dir Alles zu thun, was vernünftig und für meinen und deinen Stand schicklich ist. Wenn es sich davon handelte, für dich um die Tochter eines unserer Nachbarn anzuhalten, der von gleichem oder wenigstens nicht viel höherem Stande wäre, als du, so würde ich nichts verschäumen, und von Herzen gern Alles aufbieten, was in meiner Macht steht; aber auch dann müßtest du einiges Vermögen oder Einkünfte besitzen, oder ein Gewerbe erlernt haben, um deinen Zweck zu erreichen. Wenn arme Leute, wie wir, heirathen wollen, so ist das Erste, woran sie denken müssen, ob sie auch zu leben haben. Aber ohne an deine niedrige Abkunft, an deinen geringen Stand und deine Armuth zu denken, willst du dich auf den höchsten Gipfel des Glücks schwingen und verlangst nichts Geringeres, als die Tochter deines Herrn und Gebieters, der nur ein Wort zu sagen braucht, um dich zu verderben und zu zermalmen. Ich will hier nicht erwähnen, was dich selbst betrifft, denn das mußt du in deinem Innern in Erwägung ziehen, wosfern du nur halbwegs

bei gutem Verstande bist. Ich will nur von dem sprechen, was mich angeht. Wie hat dir ein so seltsamer Gedanke in den Kopf kommen können, daß ich zum Sultan hingehen und ihm den Antrag machen soll, dir die Prinzessin, seine Tochter, zum Weibe zu geben? Gesezt auch, ich hätte, ich will nicht sagen die Kühnheit, sondern die Unverschämtheit, vor seine geheiligte Person zu treten, um eine so ungereimte Bitte vorzutragen, an wen müßte ich mich denn wenden, um nur vorgelassen zu werden? Glaubst du nicht, daß der Erste, den ich anredete, mich als Narrin behandeln und mit Schmach und Schimpf fortjagen würde, wie ich es auch verdiente? Wir wollen aber auch annehmen, daß es keine Schwierigkeit gebe, Audienz bei dem Sultan zu erhalten: denn ich weiß, daß man leicht zu ihm gelangen kann, wenn man um Gerechtigkeit bittet, und daß er sie seinen Unterthanen gern gewährt, sobald sie ihn darum angehen; ich weiß auch, daß er mit Vergnügen eine Gnade bewilligt, um die man ihn bittet, sobald er sieht, daß man sie verdient hat und ihrer würdig ist; aber bist du denn in demselben Fall und glaubst du die Gnade verdient zu haben, die ich für dich erbitten soll? Bist du ihrer würdig? Was hast du für deinen Fürsten oder für dein Vaterland gethan und wodurch hast du dich ausgezeichnet? Wenn du nun nichts geleistet hast, um eine so hohe Gnade zu verdienen, und auch im Uebrigen ihrer nicht würdig bist: mit welcher Stirn könnte ich dann darum bitten? Wie könnte ich auch nur den Mund öffnen, um dem Sultan diesen Vorschlag zu machen? Sein majestätisches Ansehen und der Glanz seines Hofes würden mir sogleich den Mund verschließen, mir, die ich schon vor meinem verstorbenen Mann, deinem Vater, zitterte, wenn ich ihn nur um eine Kleinigkeit zu bitten hatte. Auch ein anderer Grund ist noch vorhanden, - mein Sohn, an den du nicht gedacht hast, nämlich, daß man vor unsern Sultanen, wenn man sie um etwas bitten will, nicht erscheinen darf, ohne ein Geschenk in der Hand zu haben. Die Geschenke haben wenigstens das Gute, daß sie, wenn sie auch aus irgend einem Grunde die Bitte abschlagen, den Bittsteller wenigstens ohne Widerwillen anhören. Aber welches Geschenk könntest denn du ihm bieten? Und wenn du auch etwas hättest, das der Beachtung eines so großen Monarchen im mindesten werth schiene, in welchem Verhältniß stände dann dein Geschenk mit der Bitte, die du an ihn thun willst? Geh' in dich und bedenke, daß du nach etwas trachtest, das du unmöglich erreichen kannst."

Aladdin hörte Alles, was seine Mutter zu ihm sagte, um ihn von seinem Plane abzubringen, mit großer Gemüthsruhe an, und nachdem er ihre Vorstellungen Punkt für Punkt in Erwägung gezogen, nahm er endlich das Wort und sprach: „Ich gestehe, liebe Mutter, daß es eine große Verwegenheit von mir ist, so hoch hinauf zu wollen,

und zugleich sehr unüberlegt, daß ich von dir mit solcher Hitze und Hastigkeit verlangte, du sollst beim Sultan für mich anhalten, ohne zuvor die geeigneten Maßregeln zu ergreifen, um dir Gehör und einen günstigen Empfang zu verschaffen. Verzeih mir diesmal. In der Hitze der Leidenschaft, die sich meiner bemächtigt hat, darfst du dich nicht wundern, wenn ich nicht auf einmal Alles, was mir die gesuchte Ruhe geben kann, in's Auge gefaßt habe. Ich liebe die Prinzessin Badrulbudur weit mehr als du dir denken kannst, ja ich bete sie an und beharre fest auf dem Entschlusse, sie zu heirathen. Ich bin darüber vollkommen mit mir einig und entschieden. Uebrigens danke ich dir für die Eröffnung, die du mir so eben gemacht hast, denn ich betrachte sie als den ersten Schritt zu dem glücklichen Erfolg, den ich mir verspreche.

„Du sagst mir, es sey nicht Brauch, ohne ein Geschenk in der Hand vor dem Sultan zu erscheinen, und ich habe nichts, was seiner würdig wäre. Ich theile deine Meinung in Beziehung auf das Geschenk und gestehe, daß ich nicht daran gedacht hatte; was aber deine Behauptung betrifft, daß ich nichts besitze, das ihm überreicht werden könnte, so glaube ich doch, liebe Mutter, daß die Sachen, die ich aus der unterirdischen Höhle, wo mir unvermeidlicher Tod drohte, mitgebracht habe, dem Sultan gewiß viel Vergnügen machen würden. Ich spreche nämlich von den Steinen in den zwei Beuteln und im Gürtel, die wir beide anfangs für farbige Gläser hielten; jetzt sind mir die Augen aufgegangen, und ich sage dir, liebe Mutter, daß es Juwelen von unschätzbarem Werthe sind, die nur großen Königen gebühren. In den Läden der Juweliere habe ich mich von ihrem Werthe überzeugt und du kannst mir auf's Wort glauben: alle, die ich bei diesen Herren gesehen habe, halten mit den unsern durchaus keinen Vergleich aus, weder in Beziehung auf Größe noch auf Schönheit, und doch verkaufen sie dieselben um ungeheure Summen. Wir können zwar allerdings den wahren Werth der unsrigen nicht angeben, aber dem mag seyn wie ihm wolle, soviel verstehe ich doch, um überzeugt zu seyn, daß das Geschenk dem Sultan die größte Freude machen muß. Du hast da eine ziemlich große Porzellanvase, die gerade dazu paßt; bring' sie einmal her, und laß uns sehen, welche Wirkung sie machen, wenn wir sie nach ihren verschiedenen Farben ordnen.“

Aladdins Mutter brachte die Vase, und Aladdin nahm die Edelsteine aus den beiden Beuteln heraus und legte sie in der besten Ordnung hinein. Die Wirkung, die sie durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben und ihren strahlenden Glanz beim hellen Tageslicht machten, war so groß, daß Mutter und Sohn beinahe davon geblendet wurden und sich über die Maßen wunderten; denn sie hatten dieselben bisher nur beim



Lampenschein betrachtet. Aladdin zwar hatte sie auf den Bäumen gesehen, wo sie ihm als Früchte erschienen, die einen herrlichen Anblick gewährten; allein er war damals noch Kind gewesen und hatte diese Edelsteine nur als Spielzeug betrachtet und bloß aus dieser Rücksicht ohne Ahnung ihres Werthes mitgenommen.

Nachdem sie die Schönheit des Geschenks eine Weile betrachtet hatten, nahm Aladdin wieder das Wort und sagte: „Du hast jetzt keine Ausrede mehr, liebe Mutter, und kannst dich nicht damit entschuldigen, daß wir kein passendes Geschenk anzubieten hätten. Hier ist eines, wie mich dünkt, das dir gewiß einen recht freundlichen Empfang verschaffen wird.“

Obwohl Aladdins Mutter dieses Geschenk, ungeachtet seiner Schönheit und seines Glanzes, nicht für so werthvoll hielt, wie ihr Sohn, so dachte sie doch, es könne vielleicht angenommen werden, und sah ein, daß in dieser Beziehung nichts mehr einzuwenden war. Dagegen kam sie immer wieder auf Aladdins Forderung zurück, die durch das Geschenk unterstützt werden sollte, und dies machte ihr viel Unruhe. „Mein Sohn,“ sprach sie zu ihm, „ich begreife wohl, daß dein Geschenk Wirkung thun und Gnade in den Augen des Sultans finden wird; aber wenn ich dann deine Bitte vortragen soll, so fühle ich zum voraus, daß ich dazu keine Kraft haben und stumm bleiben werde. Auf diese Art wird nicht nur mein Gang vergeblich, sondern auch das

Geschenk, das nach deiner Behauptung so außerordentlich kostbar ist, verloren seyn, und ich werde mit Schmach abziehen müssen, um dir zu verkündigen, daß du dich in deiner Hoffnung getäuscht hast. Ich habe es dir schon einmal gesagt, und du wirst sehen, daß es so kommt.

„Aber,“ setzte sie hinzu, „gesetzt auch, ich könnte mir so viel Gewalt anthun, mich nach deinem Wunsche zu fügen, und ich hätte Kraft genug, um eine solche Bitte zu wagen, wie du mir zumutest, so wird sich doch der Sultan ganz gewiß entweder über mich lustig machen und mich als eine Närrin nach Hause schicken, oder wird er in gerechten Zorn gerathen, dessen Opfer unfehlbar wir Beide seyn werden.“

Aladdin's Mutter führte noch mehrere solche Gründe an, um ihren Sohn auf andere Gedanken zu bringen; allein die Reize der Prinzessin Badrulbudur hatten einen zu starken Eindruck auf sein Herz gemacht, als daß er sich von seinem Plane hätte abwendig machen lassen. Aladdin beharrte also auf seiner Bitte, und theils aus Zärtlichkeit, theils aus Furcht, er möchte irgend einen tollern Streich machen, überwand seine Mutter ihre Abneigung und verstand sich endlich dazu, ihm zu willfahren.

Scheherzad schwieg, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:





Hünshundert und vierzigste Nacht.

Da es schon spät und die Zeit, in den Palast zu gehen und vor den Sultan zu treten, an diesem Tage bereits vorüber war, so wurde die Sache auf den folgenden Tag verschoben. Mutter und Sohn sprachen von nichts Anderem mehr und Aladdin strengte seinen ganzen Verstand an, um seine Mutter in ihrem Entschlusse zu bestärken. Aber trotz aller Ueberredungskünste des Sohnes konnte sich die Mutter doch nicht überzeugen, daß ihr Unternehmen gelingen werde, und man muß wirklich gestehen, daß sie alle Ursache hatte, daran zu zweifeln. „Mein Sohn,“ sagte sie zu Aladdin, „wenn mich der Sultan so günstig aufnimmt, wie ich es aus Liebe zu dir wünsche, wenn er auch den Vorschlag, den ich ihm machen soll, ruhig anhört, aber sich dann einfallen läßt, nach deinem Vermögen und Stande zu fragen — und darüber wird er sich vor Allem erkundigen wollen — sage mir, was soll ich ihm dann antworten?“

„Liebe Mutter,“ antwortete Aladdin, „wir wollen uns nicht zum voraus über eine Sache bekümmern, die vielleicht gar nicht vorkommen wird. Wir müssen jetzt abwarten, wie der Sultan dich empfängt und was für eine Antwort er dir gibt. Wenn er dann wirklich über das, was du sagst, Auskunft haben will, so werde ich mich

schon auf eine Antwort besinnen, und ich glaube zuversichtlich, daß die Lampe, die uns schon seit einigen Jahren ernährt, mich in der Noth nicht verlassen wird.“

Aladdins Mutter wußte hierauf nichts zu erwidern, denn sie dachte, daß die Lampe, von der er sprach, auch noch weit größere Wunder bewirken könnte, als ihnen bloß ihren Lebensunterhalt verschaffen. Dies beruhigte sie und löste in ihrem Innern alle Schwierigkeiten, die sie noch hätten abhalten können, ihrem Sohne den versprochenen Dienst beim Sultan zu erweisen. Aladdin, der die Gedanken seiner Mutter errieth, sagte zu ihr: „Jedenfalls, liebe Mutter, halte die Sache geheim; davon hängt der ganze glückliche Erfolg ab, den wir erwarten können.“ Hierauf trennten sie sich, um zu Bette zu gehen; allein die heftige Liebe und die großartigen unermesslichen Glückspläne, die Aladdins Gemüth erfüllten, ließen ihn keine Ruhe finden. Er stand vor Tagesanbruch auf, weckte sogleich seine Mutter und bestürmte sie, sie solle sich auf's schleunigste ankleiden, an das Thor des königlichen Palastes gehen und, sowie es geöffnet würde, zugleich mit dem Großvezier, den untergeordneten Vezieren und den übrigen hohen Staatsbeamten hineintreten, die sich zur Sitzung des Divans begäben, welcher der Sultan immer in Person bewohnte.

Aladdins Mutter that Alles, was ihr Sohn wünschte. Sie nahm die mit Edelsteinen gefüllte Porzellanvase und hüllte sie in doppelte Leinwand, zuerst in sehr



feine und schneeweisse, sodann in minder feine, welche letztere sie an den vier Zipfeln zusammenband, um die Sache bequemer tragen zu können. Endlich ging sie zur großen Freude Aladdins fort und nahm ihren Weg nach dem Palaste des Sultans. Der Großvezier nebst den übrigen Vezieren und die angesehensten Herren vom Hofe waren bereits hineingegangen, als sie an's Thor kam. Die Zahl derer, die beim Divan etwas zu suchen hatten, war sehr groß. Man öffnete und sie ging mit ihnen in den Divan. Dies war ein über die Maßen schöner, tiefer und geräumiger Saal und hatte einen großen, prächtigen Eingang; sie stellte sich so, daß sie den Sultan gerade gegenüber, den Großvezier aber und die übrigen Herren, die im Rathe saßen, rechts und links hatte. Man rief die verschiedenen Partien eine nach der andern vor in der Ordnung, wie sie ihre Bittschriften eingereicht hatten, und ihre Angelegenheiten wurden vorgetragen, verhandelt und entschieden bis zur Stunde, wo der Divan wie gewöhnlich geschlossen wurde. Dann stand der Sultan auf, entließ die Versammlung und ging in seine Zimmer zurück, wohin ihm der Großvezier folgte. Die übrigen Veziere und Mitglieder des Staatsraths begaben sich nach Hause, ebenso die, welche wegen Privatangelegenheiten erschienen waren; die Einen vergnügt, daß sie ihren Prozeß gewonnen hatten, die Andern unzufrieden, weil gegen sie entschieden worden war, und noch Andere in der Hoffnung, daß ihre Sache in einer andern Sitzung vorkommen werde.

Als Aladdins Mutter sah, daß der Sultan aufstand und fortging, so schloß sie daraus, daß er an diesem Tage nicht wieder erscheinen werde, und ging, wie die Andern alle, nach Hause. Aladdin, der sie mit dem für den Sultan bestimmten Geschenk zurückkommen sah, wußte anfangs nicht, was er von dem Erfolg seiner Sendung denken sollte. Er fürchtete eine schlimme Botschaft und hatte kaum Kraft genug, den Mund zu öffnen und sie zu fragen, welche Nachricht sie bringe. Die gute Frau, die nie einen Fuß in den Palast des Sultans gesetzt und keine Ahnung von dem hatte, was dort Brauch war, machte der Verlegenheit ihres Sohnes ein Ende, indem sie mit vieler Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit also zu ihm sprach: „Mein Sohn, ich habe den Sultan gesehen und bin fest überzeugt, daß er mich ebenfalls gesehen hat. Ich stand gerade vor ihm und Niemand hinderte mich, ihn zu sehen, allein er war so sehr mit denen beschäftigt, die zu seiner Rechten und Linken saßen, daß ich Mitleiden mit ihm hatte, als ich die Mühe und Geduld sah, womit er sie anhörte. Dies dauerte so lang, daß er, glaube ich, zuletzt Langeweile bekam; denn er stand auf einmal ganz unerwartet auf und ging schnell weg, ohne eine Menge anderer Leute anzuhören, die noch mit ihm sprechen wollten. Ich war sehr froh darüber, denn ich fing wirklich an die Geduld zu verlieren und war von

dem langen Stehen außerordentlich milde. Indeß ist noch nichts verdorben; ich werde morgen wieder zu ihm gehen; der Sultan ist vielleicht dann nicht so beschäftigt.“

So heftig auch das Feuer der Liebe in Aladdins Busen brannte, so mußte er sich doch mit dieser Entschuldigung zufrieden geben und mit Geduld waffnen. Er hatte wenigstens die Genugthuung, zu sehen, daß seine Mutter bereits den schwersten Schritt gethan und den Anblick des Sultans ausgehalten hatte, und so konnte er hoffen, daß sie, wie die Andern, die in ihrer Gegenwart mit ihm gesprochen hatten, nicht anstehen werde, sich ihres Auftrags zu entledigen, sobald der günstige Augenblick zum Sprechen komme.

Am andern Morgen ging Aladdins Mutter wieder eben so frühe mit ihrem Geschenk nach dem Palast des Sultans, allein sie machte diesen Gang vergeblich, denn sie fand die Thüre des Divans verschlossen und erfuhr, daß nur alle zwei Tage Sitzung sey und sie also am folgenden Tage wieder kommen müsse. Sie kehrte nun um und brachte diese Nachricht ihrem Sohne, der somit auf's Neue Geduld fassen mußte. Noch sechsmal hinter einander ging sie an den bestimmten Tagen in den Palast, aber immer mit ebensowenig Erfolg, und vielleicht wäre sie noch hundertmal vergebens gelaufen, wenn nicht der Sultan, der sie bei jeder Sitzung gegenüber von sich sah, endlich aufmerksam auf sie geworden wäre. Dies ist um so wahrscheinlicher, da nur solche, die dem Sultan Bittschriften zu überreichen hatten, sich nach der Reihe ihm näherten, um ihre Sache vorzutragen, und Aladdins Mutter war nicht in diesem Fall.

An diesem Tage endlich sagte der Sultan, als er nach aufgehobener Sitzung in seine Gemächer zurückgekehrt war, zu seinem Großvezier: „Schon seit einiger Zeit bemerke ich eine gewisse Frau, die regelmäßig jeden Tag, wo ich Sitzung halte, kommt und etwas in Leinwand eingehüllt in der Hand hat. Sie bleibt vom Anfang bis zu Ende der Sitzung stehen und zwar immer gerade mir gegenüber. Weißt du wohl, was ihr Begehrt ist?“

Der Großvezier, der es so wenig wußte als der Sultan, wollte gleichwohl keine Antwort schuldig bleiben. „Herr,“ sagte er, „es ist dir wohl bekannt, daß die Frauen oft über geringfügige Sachen Klage führen. Diese da kommt offenbar, um sich bei dir zu beschweren, daß man vielleicht schlechtes Mehl an sie verkauft oder ihr sonst ein Unrecht zugefügt hat, das von eben so wenig Belang ist.“ Der Sultan war mit dieser Antwort nicht zufrieden und sagte: „Wenn diese Frau bei der nächsten Sitzung wieder erscheint, so vergiß nicht, sie rufen zu lassen, auf daß ich sie höre.“ Der Großvezier küßte seine Hand und legte sie auf seinen Kopf zum Zeichen, daß er bereit sey, ihn sich abschlagen zu lassen, wenn er diesen Befehl nicht erfüllte.

Aladdin's Mutter war schon so sehr daran gewöhnt, im Divan vor dem Sultan zu erscheinen, daß sie ihre Mühe für nichts achtete, wosfern sie nur ihrem Sohne zeigen konnte, wie sehr sie sich's angelegen seyn ließ, für ihn Alles zu thun, was in ihren Kräften stand. Sie ging also am Sitzungstag wieder nach dem Palast und stellte sich wie gewöhnlich am Eingang des Divans dem Sultan gegenüber.

Der Großvezier hatte seinen Vortrag noch nicht begonnen, als der Sultan Aladdin's Mutter bemerkte. Diese lange Geduld, die er selbst mitangesehen, rührte ihn. „Damit du es nicht vergiffest,“ sagte er zum Großvezier, „dort steht wieder die Frau, von der ich dir neulich gesagt habe: laß sie hieher treten, dann wollen wir sie zuerst anhören und ihre Angelegenheit in's Reine bringen.“ Sogleich zeigte der Großvezier die Frau dem Obersten der Thürsteher, der zu seinen Befehlen bereit stand, und hieß ihn sie näher heranzuführen.

Der Oberste der Thürsteher kam zu Aladdin's Mutter und gab ihr ein Zeichen; sie folgte ihm bis an den Fuß des königlichen Thrones, wo er sie verließ, um sich wieder an seinen Platz neben den Großvezier zu stellen.



Aladdins Mutter befolgte das Beispiel der vielen Andern, die sie mit dem Sultan sprechen gesehen hatte: sie warf sich zu Boden, berührte mit ihrer Stirn den Teppich, der die Stufen des Thrones bedeckte, und blieb in dieser Stellung, bis der Sultan ihr befahl, aufzustehen. Als sie aufgestanden war, sprach er zu ihr: „Gute Frau, ich sehe dich schon lange Zeit in meinen Divan kommen und vom Anfang bis zu Ende am Eingange stehen. Welche Angelegenheit führt dich hierher?“

Aladdins Mutter warf sich, als sie diese Worte hörte, zum zweiten Male zu Boden, und nachdem sie wieder aufgestanden war, sagte sie: „Erhabenster aller Könige der Welt, bevor ich dir die außerordentliche und fast unglaubliche Sache erzähle, die mich vor deinen hohen Thron führt, bitte ich dich, mir die Kühnheit, ja ich möchte sagen die Unverschämtheit des Anliegens zu verzeihen, das ich dir vortragen will. Es ist so ungewöhnlich, daß ich zittere und bebe und große Scheu trage, es meinem Sultan vorzubringen.“ Um ihr volle Freiheit zu geben, befahl der Sultan allen Anwesenden, sich aus dem Divan zu entfernen und ihn mit dem Großvezier allein zu lassen; dann sagte er zu ihr, sie könne jetzt ohne Furcht sprechen.

Aladdins Mutter begnügte sich nicht mit der Güte des Sultans, der ihr die Verlegenheit, vor der ganzen Versammlung sprechen zu müssen, erspart hatte; sie wollte sich auch noch vor seinem Zorn sicher stellen, den sie bei einem so seltsamen Antrag fürchten mußte. „Großer König,“ sagte sie, auf's Neue das Wort ergreifend, „ich wage auch noch dich zu bitten, daß du mir, im Fall du mein Gesuch im Mindesten anstößig oder beleidigend finden solltest, zum voraus deine Verzeihung und Gnade zusicherst.“ — „Was es auch seyn mag,“ erwiderte der Sultan, „ich verzeihe es dir schon jetzt, und es soll dir nicht das geringste Leid zustoßen. Sprich ohne Scheu!“

Nachdem Aladdins Mutter alle diese Vorsichtsmaßregeln ergriffen hatte, weil sie den ganzen Zorn des Sultans für ihren kühnen Antrag fürchtete, erzählte sie ihm treuherzig, bei welcher Gelegenheit Aladdin die Prinzessin Badrulbudur gesehen, welche heftige Liebe ihm dieser unglückselige Anblick eingefloßt, welche Erklärungen er ihr darüber gemacht und wie sie ihm Alles vorgestellt habe, um ihn von einer Leidenschaft abzubringen, die sowohl für den König als für seine Tochter im höchsten Grade beleidigend sey. „Aber,“ fuhr sie fort, „statt diese Ermahnungen zu beherzigen und die Frechheit seines Verlangens einzusehen, beharrte mein Sohn unerschütterlich bei der Sache und drohte mir sogar, irgend eine Handlung der Verzweiflung zu begehen, wenn ich mich weigern würde, zu dir zu gehen und für ihn um die Prinzessin anzuhalten. Gleichwohl hat es mich sehr große Ueberwindung gekostet, bis ich ihm diesen Gefallen erwies, und

ich bitte dich noch einmal, großer König, daß du nicht allein mir, sondern auch meinem Sohne Aladdin verzeihen mögest, der den verwegenen Gedanken gehabt hat, nach einer so hohen Verbindung zu trachten.“

Der Sultan hörte den ganzen Vortrag mit vieler Milde und Güte an, ohne im Mindesten Zorn oder Unwillen zu verrathen, oder auch nur die Sache spöttisch aufzunehmen. Ehe er aber der guten Frau antwortete, fragte er sie, was sie denn in ihrem leinenen Tuche eingehüllt habe. Sogleich nahm sie die porzellanene Vase, stellte sie an den Fuß des Thrones, und nachdem sie sich niedergeworfen, enthüllte sie dieselbe und überreichte sie dem Sultan.

Es ist unmöglich, die Ueberraschung und das Erstaunen des Sultans zu beschreiben, als er in dieser Vase so viele ansehnliche, kostbare, vollkommene und glänzende Edelsteine erblickte, und zwar alle von einer Größe, dergleichen er niemals gesehen hatte. Seine Bewunderung war so groß, daß er eine Weile ganz unbeweglich darsaß. Endlich, als er sich wieder gesammelt hatte, empfing er das Geschenk aus den Händen der Frau und rief außer sich vor Freude: „Ei wie schön, wie herrlich!“ Nachdem er die Edelsteine alle einen nach dem andern in die Hand genommen, bewundert und nach ihren hervorstechendsten Eigenschaften gepriesen hatte, wandte er sich zu seinem Großvezier, zeigte ihm die Vase und sagte zu ihm: „Sieh einmal an, und du wirst gestehen müssen, daß man auf der ganzen Welt nichts Kostbareres und Vollkommneres finden kann.“ Der Vezier war ebenfalls ganz bezaubert. „Je nun,“ fuhr der Sultan fort, „was sagst du von diesem Geschenke? Ist es der Prinzessin, meiner Tochter, nicht würdig, und kann ich sie um diesen Preis nicht dem Mann geben, der um sie anhalten läßt?“

Diese Worte versetzten den Großvezier in peinliche Unruhe. Der Sultan hatte ihm nämlich vor einiger Zeit zu verstehen gegeben, daß er die Prinzessin seinem Sohne zu geben gedente. Nun aber fürchtete er und nicht ohne Grund, der Sultan möchte, durch dieses reiche und außerordentliche Geschenk geblendet, sich anders entschließen. Er näherte sich ihm daher und flüsterte ihm in's Ohr: „Herr, ich muß gestehen, daß das Geschenk der Prinzessin würdig ist. Allein ich bitte dich, mir drei Monate Frist zu gönnen, bevor du dich entscheidest. Ich hoffe, daß mein Sohn, auf den du früher deine Augen zu werfen geruhtest, noch vor dieser Zeit ihr ein weit kostbareres Geschenk machen kann, als dieser Aladdin, den du gar nicht kennst.“ So sehr nun auch der Sultan überzeugt war, daß der Großvezier unmöglich seinen Sohn in den Stand setzen konnte, der Prinzessin ein Geschenk von gleichem Werthe zu machen, so hörte er dennoch auf ihn und bewilligte ihm diesen Wunsch. Er wandte sich also zu Aladdins Mutter und sagte zu ihr: „Geh'

nach Hause, gute Frau, und melde deinem Sohn, daß ich den Vorschlag, den du mir in seinem Namen gemacht hast, genehmige, daß ich aber die Prinzessin, meine Tochter, unmöglich verheirathen kann, bis ich ihr eine Ausstattung besorgt habe, die erst in drei Monaten fertig wird. Komm also um diese Zeit wieder."

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche von Scheherzad in der nächsten Nacht mit folgenden Worten fortgesetzt wurde:



✓
Servant



Fünfhundert und einundvierzigste Nacht.

Aladdin's Mutter ging mit um so größerer Freude nach Hause, als sie es im Anfang wegen ihres Standes für unmöglich gehalten hatte, Zutritt beim Sultan zu erlangen, und nun war ihr statt einer beschämenden abschlägigen Antwort, die sie erwarten mußte, ein so günstiger Bescheid zu Theil geworden. Als Aladdin seine Mutter zurückkommen sah, schloß er aus zwei Sachen auf eine gute Botschaft: erstens, weil sie früher als gewöhnlich kam, und zweitens, weil ihr Gesicht vor Freude glänzte. „Ach, meine Mutter!“ rief er ihr entgegen, „darf ich hoffen oder soll ich aus Verzweiflung sterben?“ Sie legte ihren Schleier ab, setzte sich neben ihn auf den Sopha und sagte dann zu ihm: „Lieber Sohn, um dich nicht lange in Ungewißheit zu lassen, will ich dir gleich zum Voraus sagen, daß du nicht an's Sterben zu denken brauchst, sondern im Gegentheil alle Ursache hast, gutes Muths zu seyn.“ Hierauf erzählte sie ihm, wie sie vor allen Andern Zutritt erhalten, weswegen sie auch sobald zurückgekommen sey, welche Vorichtsmaßregeln sie genommen, um dem Sultan, ohne ihn zu erzürnen, eine Heirath zwischen ihm und der Prinzessin Badrulbudur vorzuschlagen, und welche günstige Antwort

sie aus des Sultans eigenem Munde erhalten habe. Sie fügte hinzu: aus dem ganzen Benehmen des Sultans habe sie abnehmen können, daß das Geschenk einen überaus mächtigen Eindruck auf sein Gemüth gemacht und ihn zu dieser huldreichen Antwort bestimmt habe. „Ich hatte mich dessen um so weniger versehen,“ fuhr sie fort, „als der Großvezier ihm unmittelbar vorher etwas in's Ohr gesagt hatte und ich fürchten mußte, er möchte ihn von der günstigen Gesinnung, die er vielleicht für dich hegte, abbringen.“

Als Aladdin diese Nachricht hörte, hielt er sich für den glücklichsten aller Sterblichen. Er dankte seiner Mutter für die viele Mühe, welche sie sich bei dieser Angelegenheit gegeben habe, deren glücklicher Erfolg für seine Ruhe so wichtig sey. Und obwohl ihm bei seinem ungeduldigen Verlangen nach dem Gegenstande seiner Liebe drei Monate entseßlich lang erschienen, so nahm er sich doch vor, mit Geduld zu warten und auf das Wort des Sultans zu bauen, das er für unverbrüchlich hielt. Indeß zählte er in Erwartung des ersehnten Zieles nicht bloß Wochen, Tage und Stunden, sondern selbst Minuten, und es waren ungefähr zwei Monate verfloßen, als seine Mutter eines Abends die Lampe anzünden wollte und merkte, daß kein Del mehr im Hause war. Sie ging aus, um welches zu kaufen, und als sie in die Stadt hinein kam, fand sie, daß Alles festlich geschmückt war. Die Kaufläden waren geöffnet, man schmückte sie mit Blumenkränzen und machte Anstalt zu festlichen Beleuchtungen, wobei es Jeder dem Andern an Pracht und Glanz zuvorzuthun suchte, um seinen Eifer an den Tag zu legen. Auf allen Gesichtern



strahlte Freude und Fröhlichkeit, sogar die Straßen waren mit Hofbeamten in Festkleidern angefüllt, die auf reichgeschmückten Pferden saßen und von einer großen Menge Bedienten zu Fuß umgeben waren. Sie fragte den Kaufmann, bei dem sie ihr Del kaufte, was dies Alles zu bedeuten habe. „Woher kommst denn du, liebe Frau?“ gab ihr dieser zur Antwort: „weißt du allein nicht, daß der Sohn des Großveziers heute Abend die Prinzessin Badrulbudur, Tochter des Sultans, heirathet? Sie wird demnächst aus dem Bade kommen und die vornehmen Herren, die du hier siehst, haben sich versammelt, um sie nach dem Palast zu geleiten, wo die Feierlichkeit vor sich gehen soll.“

Aladdin's Mutter wollte nicht mehr hören. Sie ließ so eilig nach Hause, daß sie fast athemlos ankam. „Ach!“ rief sie ihrem Sohne, der auf nichts weniger, als auf eine solche unangenehme Nachricht gefaßt war, entgegen, „für dich ist Alles verloren. Du zähltest auf das schöne Versprechen des Sultans, aber es wird nichts daraus.“ Aladdin erschraak über die Massen und antwortete: „Liebe Mutter, warum sollte mir denn der Sultan sein Versprechen nicht halten? woher weißt du das?“ — „Heute Abend noch,“ versetzte die Mutter, „heirathet der Sohn des Großveziers die Prinzessin Badrulbudur im Palaste.“ Sie erzählte ihm hierauf, wie sie es erfahren hatte, und theilte ihm so genau die einzelnen Umstände mit, daß er nicht mehr daran zweifeln konnte. Bei dieser Nachricht war Aladdin wie vom Blitze getroffen. Jeder Andere als er wäre seinem Kummer erlegen, aber eine geheime Eifersucht weckte die Thätigkeit seines Geistes bald wieder. Er gedachte jetzt der Lampe, die ihm bisher so nützlich gewesen, und ohne mit leeren Worten gegen den Sultan, den Großvezier oder den Sohn dieses Ministers zu eifern, sagte er bloß: „Liebe Mutter, der Sohn des Großveziers ist heute Nacht vielleicht nicht so glücklich, als er hofft. Ich will einen Augenblick auf mein Zimmer gehen, bereite du indeß das Abendessen.“

Aladdin's Mutter begriff wohl, daß ihr Sohn von der Lampe Gebrauch machen wollte, um die Heirath des Sohnes des Großveziers wo möglich zu hintertreiben, und sie täuschte sich nicht. Aladdin nahm, sobald er in seinem Zimmer war, die Wunderlampe, die er seit der Erscheinung des Geistes, der seiner Mutter so großen Schrecken eingejagt, hierher gebracht hatte, und rieb sie an derselben Stelle, wie früher. Als bald erschien der Geist und sprach zu ihm: „Was willst du? ich bin bereit dir zu gehorchen als dein Sklave und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, sowohl ich als alle andern Sklaven der Lampe.“ — „Höre,“ sagte Aladdin, „du hast mir bisher zu essen gebracht, so oft ich dessen bedurfte, jetzt aber habe ich dir einen Auftrag von weit höherem Belang zu ertheilen. Ich habe bei dem Sultan um

die Prinzessin Badrubudur anhalten lassen. Er hat sie mir versprochen und nur einen Aufschub von drei Monaten verlangt. Statt aber sein Wort zu halten, vermählt er sie heute Abend noch vor Ablauf der Frist mit dem Sohne des Großveziers. Ich habe es so eben erfahren und die Sache ist ganz gewiß. Nun verlange ich von dir, daß du Bräutigam und Braut, sobald sie sich zu Bette gelegt haben, wegtragest und alle Beide in ihrem Bette hierher bringst.“ — „Mein Gebieter,“ antwortete der Geist, „ich werde dir gehorchen. Hast du sonst noch etwas zu befehlen?“ — „Für den Augenblick nichts,“ erwiderte Aladdin, und der Geist verschwand.

Aladdin ging wieder zu seiner Mutter zurück und speiste so ruhig wie sonst mit ihr zu Abend. Nach dem Essen sprach er eine Weile mit ihr über die Vermählung der Prinzessin, wie über eine Sache, die ihn gar nichts bekümmerte. Sodann ging er auf sein Zimmer zurück, damit seine Mutter ungestört zu Bette gehen konnte. Er selbst legte sich indessen nicht nieder, sondern erwartete die Rückkunft des Geistes und die Vollziehung seines Befehls.



Indessen waren im Palast des Sultans mit ungeheurer Pracht alle Anstalten zur Vermählungsfeier der Prinzessin getroffen worden, und die Festlichkeiten und Lustbarkeiten dauerten bis in die Nacht. Als alles vorüber war, entfernte sich der Sohn des Großveziers unbemerkt auf ein Zeichen, das ihm der Oberste von den Verschnittenen der Prinzessin gab, der ihn auch nach der Wohnung der Prinzessin und in das Gemach führte, wo das Brautbett bereitet war. Er legte sich zuerst nieder. Bald darauf brachte die Sultanin in Begleitung ihrer Frauen und der Frauen ihrer Tochter die Braut herein. Nach der Sitte aller Neuvermählten sträubte sie sich heftig. Die Sultanin half sie auskleiden, legte sie wie mit Gewalt in's Bett, umarmte sie, wünschte ihr eine gute Nacht und entfernte sich dann mit allen ihren Frauen. Die Letzte, die hinausging, schloß die Thüre hinter sich zu.

Raum war die Thüre verschlossen, als der Geist, ein treuer Sklave der Lampe und pünktlicher Vollzieher aller Befehle ihrer Besitzer, ohne dem jungen Gatten Zeit zu lassen, seine Neuvermählte auch nur ein wenig zu liebkosen, zum großen Erstaunen Beider, das Bett, worin sie lagen, nahm und in einem Augenblick in Aladdins Zimmer trug.

Aladdin, der diesen Augenblick voll Ungeduld erwartet hatte, duldete nicht, daß der Sohn des Großveziers bei der Prinzessin liegen blieb. „Nimm diesen jungen Ehemann,“ sagte er zu dem Geist, „sperr ihn in's heimliche Gemach, und komm morgen früh etwas vor Tagesanbruch wieder.“ Sogleich nahm der Geist den Sohn des Großveziers im bloßen Hemd aus dem Bett, brachte ihn an den bezeichneten Ort und ließ ihn daselbst, nachdem er einen Dunst auf ihn gehaucht hatte, den er vom Wirbel bis zur Zehe spürte, und der ihn hinderte, sich von der Stelle zu rühren.

So groß nun auch Aladdins Liebe zur Prinzessin Badrulbudur war, so führte er doch, sobald er sich mit ihr allein sah, keine lange Reden, sondern sagte bloß in sehr zärtlichem Tone zu ihr: „Fürchte nichts, anbetungswürdige Prinzessin, du bist hier in Sicherheit, und so gewaltig auch die Liebe ist, die ich für deine Schönheit und deine Reize empfinde, so werde ich doch nie die Schranken der tiefen Ehrfurcht überschreiten, welche ich dir schulde. Wenn ich,“ fügte er hinzu, „gezwungen worden bin, zu diesen äußersten Maßregeln zu greifen, so geschah dies nicht in der Absicht, dich zu beleidigen, sondern ich wollte nur einen ungerechten Nebenbuhler verhindern, dem Versprechen, das der Sultan, dein Vater, mir gegeben, zuwider dich in Besitz zu nehmen.“ Die Prinzessin, die von all diesen Umständen nichts wußte, achtete nicht sehr auf Aladdins Worte und vermochte ihm nichts zu erwidern. Der Schrecken und



das Erstaunen über dieses überraschende und unerwartete Abenteuer hatte sie in einen solchen Zustand versetzt, daß Aladdin ihr kein einziges Wort entlocken konnte. Aladdin ließ es indeß nicht dabei bewenden; er entkleidete sich und legte sich an die Stelle des Sohnes des Großveziers, indem er der Prinzessin den Rücken kehrte, zugleich aber die Vorsicht gebrauchte, einen Säbel zwischen die Prinzessin und sich zu legen, zum Zeichen, daß er damit bestraft zu werden verdiente, wenn er sich gegen ihre Ehre vergehen sollte.

Aladdin war damit zufrieden, seinen Nebenbuhler des Glücks beraubt zu haben, das er in dieser Nacht zu genießen hoffte, und schlief ganz ruhig. Anders die Prinzessin Badrulbudur: sie hatte in ihrem Leben noch keine so verdrießliche und unangenehme Nacht zugebracht, und wenn man den Ort und den Zustand bedenkt, worin der Geist den Sohn des Großveziers verlassen hatte, so wird man leicht abnehmen können, daß sie für den jungen Ehemann noch viel betrübter war.

Am andern Morgen brauchte Aladdin nicht erst die Lampe zu reiben, um den Geist herbeizurufen. Er kam zur bezeichneten Stunde wieder und sagte zu Aladdin, während dieser sich ankleidete: „Hier bin ich, was hast du mir zu befehlen?“ — „Geh“,

antwortete Aladdin, „hole den Sohn des Großveziers, lege ihn wieder in dies Bett und trage ihn nach dem Palaste des Sultans an denselben Ort zurück, wo du ihn genommen hast.“ Der Geist löste den Sohn des Großveziers von seinem Posten ab und Aladdin nahm, als er zurückkam, seinen Säbel wieder. Er legte den jungen Ehemann neben die Prinzessin und trug das Brautbett in einem Augenblick nach demselben Gemach des königlichen Palastes zurück, wo er es geholt hatte. Zu bemerken ist noch, daß der Geist weder von der Prinzessin noch dem Sohne des Großveziers gesehen wurde; seine abscheuliche Gestalt hätte sie leicht vor Schreck tödten können. Eben so wenig hörten sie die Gespräche zwischen Aladdin und ihm, sondern bemerkten bloß die Bewegungen des Bettes und ihre Versetzung von einem Ort an einen andern; dies allein konnte ihnen schon genug Schrecken einjagen, wie sich leicht denken läßt.

Raum hatte der Geist das Brautbett wieder an seinen Ort gestellt, als der Sultan, der gern erfahren hätte, wie die Prinzessin, seine Tochter, ihre Hochzeitsnacht zugebracht, in's Zimmer trat, um ihr guten Morgen zu wünschen. Der Sohn des Großveziers, der die ganze Nacht in der Kälte hatte stehen müssen und noch keine Zeit gehabt hatte, sich zu erwärmen, stand, als die Thüre geöffnet wurde, sogleich auf und ging in das Vorzimmer, wo er sich den Abend zuvor entkleidet hatte.

Scheherzad unterbrach ihre Erzählung, setzte sie aber in der nächsten Nacht mit folgenden Worten wieder fort:





Fünfhundert

und

zweiundvierzigste Nacht.

Der Sultan näherte sich dem Bett der Prinzessin, küßte sie der Sitte gemäß zwischen die Augen, wünschte ihr guten Morgen und fragte sie lächelnd, wie sie sich diese Nacht befunden habe? Als er sie aber aufmerkssamer betrachtete, fand er sie zu seinem großen Erstaunen in tiefe Schwermuth versenkt; auch wurde sie weder roth, noch gab sie sonst ein Zeichen, das seine Neugierde hätte befriedigen können. Sie warf ihm bloß einen sehr traurigen Blick zu, der große Betrübniß oder großes Mißvergnügen verrieth. Er sprach noch einige Worte zu ihr; da er aber sah, daß er ihr keine Antwort entlocken konnte, so glaubte er, sie thue dies aus Schamhaftigkeit, und entfernte sich. Gleichwohl stieg die Vermuthung in ihm auf, dieses Stillschweigen müsse einen ganz absonderlichen Grund haben; deßwegen ging er sogleich nach den Gemächern der Sultanin und erzählte ihr, in welchem Zustande er die Prinzessin gefunden und wie sie ihn empfangen habe. „Herr,“ gab die Sultanin zur Antwort, „du mußt dich darüber nicht wundern; am Morgen nach der Hochzeitnacht zeigen die Neuvermählten alle eine solche Zurückhaltung. In zwei oder drei Tagen wird dies schon anders seyn; dann wird sie den Sultan, ihren Vater, empfangen, wie es sich gebührt. Ich will nun selbst zu ihr gehen,“ fügte sie hinzu, „und ich müßte mich sehr täuschen, wenn sie mich eben so empfinde.“

Als die Sultanin angekleidet war, begab sie sich nach den Zimmern der Prinzessin, die noch zu Bette lag. Sie näherte sich ihr, küßte sie und wünschte ihr einen guten

Morgen; aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie nicht nur keine Antwort von ihr erhielt, sondern auch bei näherer Betrachtung tiefe Niedergeschlagenheit an ihr bemerkte, woraus sie schloß, es müsse ihr etwas begegnet seyn, das sie nicht errathen konnte. „Liebe Tochter,“ sagte die Sultanin zu ihr, „woher kommt es denn, daß du alle meine Liebkosungen so schlecht erwidertest? Vor deiner Mutter brauchst du doch keine solche Umstände zu machen. Meinst du denn, ich wisse nicht, was in dem Falle, worin du dich befindest, geschehen kann? Ich will gern glauben, daß dir dies nicht in den Sinn gekommen ist, es muß dir also etwas anderes begegnet seyn: gestehe es mir offen und frei, und laß mich nicht so lang in dieser peinlichen Unruhe.“



Die Prinzessin Badrulbudur unterbrach endlich das Schweigen mit einem tiefen Seufzer. „Ach, meine sehr verehrte Mutter,“ rief sie, „verzeihe mir, wenn ich es an der schuldigen Ehrfurcht fehlen ließ. Es sind mir heute Nacht so außerordentliche Sachen zugefallen, daß ich mich von meinem Staunen und meinem Schrecken noch nicht erholt habe, ja kaum mich selbst wiedererkenne. Sie schilderte ihr hierauf mit den lebhaftesten Farben, wie gleich, nachdem sie sich mit ihrem Gemahl niedergelegt habe, das Bett aufgehoben und in einem Augenblick in ein schmutziges und dunkles Zimmer versetzt worden sey, wo sie sich ganz allein und von ihrem Gemahl getrennt gesehen habe, ohne zu wissen, was aus ihm geworden sey. Es sey dort ein junger Mann

gewesen, der einige Worte, welche sie vor Schreck nicht verstanden, zu ihr gesagt und die Stelle ihres Gemahls eingenommen habe, nachdem er zuvor einen Säbel zwischen sie und sich gelegt; Morgens sey ihr dann ihr Gemahl wiedergegeben und das Bett in eben so kurzer Zeit an seinen Platz zurückgetragen worden. „Alles dies,“ fügte sie hinzu, „war kaum geschehen, als der Sultan, mein Vater, in mein Zimmer trat. Ich war so von Kummer niedergedrückt, daß ich nicht im Stande war, ihm eine einzige Sylbe zu antworten. Ohne Zweifel ist er böse über mich, daß ich die Ehre, die er mir erwiesen, so schlecht erwidert habe; aber ich hoffe, daß er mir verzeihen wird, wenn er mein trauriges Abenteuer und den beklagenswerthen Zustand erfährt, worin ich mich noch jetzt befinde.“

Die Sultaniin hörte Alles, was die Prinzessin ihr erzählte, sehr ruhig an, wollte es aber nicht glauben. „Liebe Tochter,“ sprach sie zu ihr, „du hast wohl daran gethan, daß du dem Sultan, deinem Vater, nichts davon gesagt hast. Hüte dich ja, gegen Jemand etwas verlauten zu lassen; man würde dich für eine Närrin halten, wenn man dich so sprechen hörte.“ — „Verehrungswürdige Mutter,“ antwortete die Prinzessin, „ich versichere dir, daß ich ganz bei gutem Verstande bin. Frage nur meinen Gemahl, er wird dir dasselbe sagen.“ — „Ich werde mich bei ihm erkundigen,“ antwortete die Sultaniin, „aber wenn er auch gerade so spräche, wie du, so vermöchte mich dies immer noch nicht zu überzeugen. Steh' nur auf und schlag' dir diese Gedanken aus dem Kopf. Das wäre eine schöne Geschichte, wenn du durch eine solche Einbildung die wegen deiner Hochzeit veranstalteten Feierlichkeiten stören würdest, die sowohl im königlichen Palast als im ganzen Reiche noch mehrere Tage fortdauern sollen. Hörst du nicht bereits die Pauken und Trompeten, Zimbeln und Trommeln? Dies Alles sollte dich vergnügt und fröhlich machen und du solltest die Hirngespinnste vergessen, von denen du eben gesprochen hast.“ Zugleich rief die Sultaniin die Frauen der Prinzessin, und als sie sah, daß sie aufgestanden war und sich zu schmücken begann, begab sie sich nach den Zimmern des Sultans und sagte ihm, es sey ihrer Tochter wirklich etwas durch den Kopf gegangen, was aber von keinem Belang sey. Dann ließ sie den Sohn des Großveziers rufen, um von ihm nähere Aufschlüsse über die Erzählung der Prinzessin zu erhalten; dieser aber, der sich durch die Verwandtschaft mit dem Sultan sehr geehrt fühlte, hatte sich vorgenommen, die Sache zu verheimlichen. „Mein lieber Sohn,“ sagte die Sultaniin zu ihm, „sag' mir doch, hast du dir dieselbe Einbildung in den Kopf gesetzt, wie deine Frau?“ — „Herrin,“ antwortete der Sohn des Großveziers, „dürfte ich wohl um Erklärung bitten, was deine Frage besagen soll?“ — „Ich bin schon

zufrieden," antwortete die Sultanin, „und verlange nicht mehr zu wissen; du bist gescheiter als sie.“

Die Lustbarkeiten im Palaste dauerten den ganzen Tag fort, und die Sultanin, die der Prinzessin nicht von der Seite kam, unterließ nichts, um sie zur Fröhlichkeit und zur Theilnahme an den Vergnügungen und ergöglichen Schauspielen zu stimmen, die ihr zu Ehren veranstaltet wurden; allein das Begebniß der vorigen Nacht hatte einen solch gewaltigen Eindruck auf sie gemacht, daß sie für nichts Anderes Sinn hatte und immer damit beschäftigt war. Der Sohn des Großveziers fühlte sich durch diese schlimme Nacht ebenfalls sehr geschwächt, allein er setzte seinen Ehrgeiz darein, Niemand etwas davon merken zu lassen, und wenn man ihn sah, mußte man glauben, er sey ein sehr glücklicher Ehemann.

Aladdin, der von Allem, was im Palaste vorging, wohl unterrichtet war, zweifelte nicht, daß die Neuvermählten trotz ihres verdrießlichen Abenteuers in der ersten Nacht sich abermals mit einander zu Bette begeben würden, und hatte keine Lust, sie in Ruhe zu lassen. Sobald die Nacht ein wenig vorgerückt war, rieb er seine Lampe; der Geist erschien und bot ihm mit denselben Worten, wie früher, seine Dienste an. „Der Sohn des Großveziers und die Prinzessin Badrubudur," sagte Aladdin zu ihm, „wollen heute Nacht wieder beisammen schlafen. Gehe hin, und sobald sie sich niedergelegt haben, bring' mir das Bett hieher, wie gestern.“

Scheherzad schwieg, um in der folgenden Nacht also fortzufahren:



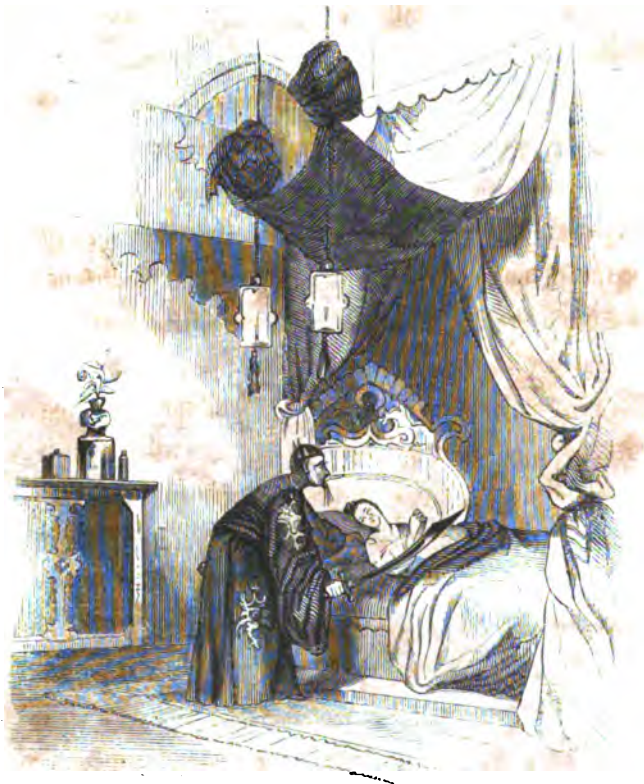


Fünfhundert und dreiundvierzigste Nacht.

Der Geist bediente Aladdin eben so treu und pünktlich, wie das erste Mal. Der Sohn des Großveziers brachte die Nacht wieder so kalt und so unangenehm zu, wie die Brautnacht, und die Prinzessin mußte zu ihrem Verdruß Aladdin wieder als Bettgenossen annehmen, der auch diesmal zwischen sie und sich den Säbel legte. Der Geist kam, dem Befehle Aladdins zufolge, Morgens wieder, legte den Ehemann zu seiner Frau, nahm sodann das Bett mit den Neuvermählten und trug es wieder in das Zimmer des Palastes, wo er es geholt hatte.

Der Sultan, der nach dem Empfang, welchen er am vorigen Morgen bei der Prinzessin Badrubudur gefunden, sehr neugierig war, wie sie die zweite Nacht zugebracht habe, und ob sie ihn abermals so schlecht empfangen würde, begab sich wieder eben so früh in ihr Zimmer, um sich davon zu unterrichten. Der Sohn des Großveziers, der sich über sein Unglück in dieser Nacht noch mehr schämte und ärgerte, als das erste Mal, hörte ihn kaum kommen, als er eilig aufstand und in das Ankleidezimmer stürzte.

Der Sultan näherte sich dem Bett der Prinzessin, wünschte ihr guten Morgen und sagte dann nach denselben Liebkosungen wie am vorigen Tage: „Nun, meine liebe Tochter, bist du diesen Morgen auch wieder so schlecht gelaunt, wie gestern? Wirst du mir wohl sagen, wie du die Nacht zugebracht hast?“ Die Prinzessin beobachtete dasselbe Stillschweigen, und der Sultan bemerkte, daß sie noch weit unruhiger und betrübter war als das erste Mal. Er zweifelte jetzt nicht mehr, daß ihr etwas Außerordentliches zugestoßen seyn müsse, ärgerte sich aber über ihre Schweigsamkeit und rief ihr voll Zorn und mit gezücktem Säbel zu: „Wenn du mir nicht gestehst, was du verhehlen willst, so haue ich dir sogleich den Kopf ab.“



Die Prinzessin, die über den Ton und die Drohung des beleidigten Sultans noch mehr erschrock, als über den Anblick des blanken Säbels, brach endlich das Stillschweigen und rief mit thränenenden Augen: „Geliebter Vater und König! ich bitte um Verzeihung, wenn ich dich beleidigt habe, hoffe aber von deiner Güte und Milde, daß Mitleid an

die Stelle des Jorns treten wird, sobald ich dir den kläglichen und traurigen Zustand, worin ich mich sowohl diese als die vorige Nacht befunden, treu schildere."

Nach dieser Einleitung, die den Sultan etwas besänftigte und milder stimmte, erzählte sie ihm Alles, was ihr während dieser zwei verdrießlichen Nächte begegnet war, getreu und so rührend, daß er über die Maßen betrübt wurde, denn er liebte seine Tochter gar zärtlich. Sie schloß mit den Worten: „Wenn du im Mindesten an meiner Erzählung zweifelst, so kannst du den Gemahl fragen, den du mir gegeben hast; ich bin überzeugt, daß er die Wahrheit der Sache ebenso bezeugen wird, wie ich."

Der Sultan theilte die tiefe Bekümmerniß, in welche die Prinzessin durch ein so auffallendes Abenteuer versetzt werden mußte. „Liebe Tochter," sprach er zu ihr, „es war sehr unrecht von dir, daß du mir diese seltsame Geschichte nicht schon gestern erzählt hast, die mir eben so wichtig seyn muß, als dir. Ich habe dich nicht verheirathet in der Absicht, dich unglücklich zu machen, sondern im Gegentheil gedachte ich dich dadurch in den Besitz alles des Glücks zu setzen, das du verdienst und bei einem Gemahl, der für dich zu passen schien, auch hoffen konniest. Banne nur aus deinem Gemüth die traurigen Gedanken an das, was du mir eben erzählt hast. Ich werde sogleich Befehle geben, daß du von nun an keine so unangenehme und unerträgliche Nächte mehr hast, wie bisher."

Sobald der Sultan in seine Gemächer zurückgekehrt war, ließ er den Großvezier rufen. „Vezier," sagte er zu ihm, „hast du deinen Sohn schon gesehen und hat er dir nichts gesagt?" Als der Großvezier antwortete, er habe ihn noch nicht gesehen, so erzählte ihm der Sultan Alles, was er von der Prinzessin Badrulbudur vernommen. „Ich zweifle nicht," sagte er zuletzt, „daß meine Tochter mir die Wahrheit berichtet hat; indeß wäre es mir sehr lieb, wenn dein Sohn es bestätigte. Gehe und frage ihn, was an der Sache ist."

Der Großvezier begab sich sogleich zu seinem Sohn, theilte ihm mit, was der Sultan ihm gesagt hatte, und schärfte ihm ein, daß er ja nichts verhehlen und sagen solle, ob Alles wahr sey. „Ich will dir die Wahrheit gestehen, mein Vater," antwortete der Sohn. „Alles, was die Prinzessin zum Sultan sagte, hat seine traurige Richtigkeit; aber die schlechte Behandlung, die ich insbesondere erfahren habe, weiß sie selbst nicht. Die Sache verhält sich nämlich so: Seit meiner Vermählung habe ich zwei über allen Begriff schredliche Nächte zugebracht; es fehlt mir an Worten, um die Leiden, die ich ausgestanden habe, gehörig und mit allen ihren Umständen zu schildern. Ich will nichts von dem Entsetzen sagen, das ich empfand, als ich viermal in meinem Bett in die Höhe gehoben wurde, ohne daß ich sah, wer das Bett aufhob und von einem Ort nach

einem andern verfestete, und ohne zu begreifen, wie es nur möglich war. Du kannst dir meinen traurigen Zustand denken, wenn ich dir sage, daß ich zwei Nächte stehend und in bloßem Hemde in einem schmalen Abtritt zubringen mußte, ohne mich von der Stelle rühren oder nur die geringste Bewegung machen zu können, ob ich gleich eigentlich kein Hinderniß sah, das mich davon hätte abhalten sollen. Ich brauche dir nicht weitläufig auseinander zu setzen, was ich alles dabei ausgestanden habe, und kann dir nicht verhehlen, daß ich desungeachtet gegen die Prinzessin, meine Gemahlin, alle Gefühle der Liebe, Ehrerbietung und Dankbarkeit hege, die sie verdient. Gleichwohl muß ich dir aufrichtig gestehen, daß ich, so ehrenvoll und glänzend die Vermählung der Tochter des Sultans für mich ist, lieber sterben, als länger in einer so hohen Verwandtschaft bleiben will, wenn ich mich auch ferner noch einer solch unangenehmen Behandlung aussetzen muß. Ich zweifle nicht, daß die Prinzessin eben so denken wird, wie ich, und sie wird leicht zugeben, daß unsere Trennung für ihre Ruhe so nothwendig ist, als für die meinige; darum, lieber Vater, bitte ich dich bei der Liebe, die dich bewogen, mir diese hohe Ehre zu verschaffen, wirke beim Sultan aus, daß unsere Ehe für nichtig erklärt wird."

So sehr es nun auch dem Ehrgeiz des Großveziers geschmeichelt hatte, seinen Sohn als Tochtermann des Sultans zu sehen, so hielt er es doch, da dieser fest entschlossen war, sich von der Prinzessin scheiden zu lassen, nicht für rathsam, ihn wenigstens noch für einige Tage zur Geduld zu ermahnen, um abzuwarten, ob diese Widerwärtigkeit nicht von selbst aufhören werde. Er verließ ihn daher, um dem Sultan Bericht abzustatten, und gestand ihm aufrichtig, die Sache sey nur zu wahr; sein Sohn habe ihm Alles erzählt. Ohne erst abzuwarten, daß der Sultan selbst von der Ehescheidung zu reden anfing, wozu er ihn sehr geneigt sah, bat er hierauf um Erlaubniß, daß sein Sohn sich aus dem Palaste entfernen und in sein Haus zurückkehren dürfte, indem es höchst unrecht wäre, wenn die Prinzessin um seinetwillen nur einen Augenblick länger dieser schrecklichen Plage ausgesetzt würde.

Es kostete den Großvezier nicht viel Mühe, die Gewährung seines Gesuchs zu erlangen. Der Sultan, der bereits diesen Entschluß gefaßt hatte, gab augenblicklich Befehl, die Lustbarkeiten im Palaste und in der Stadt, sowie im ganzen Gebiete seines Königreichs, wohin er Gegenbefehle abfertigte, einzustellen, und in kurzer Zeit hörten alle öffentlichen Freudenbezeugungen und Festlichkeiten auf.

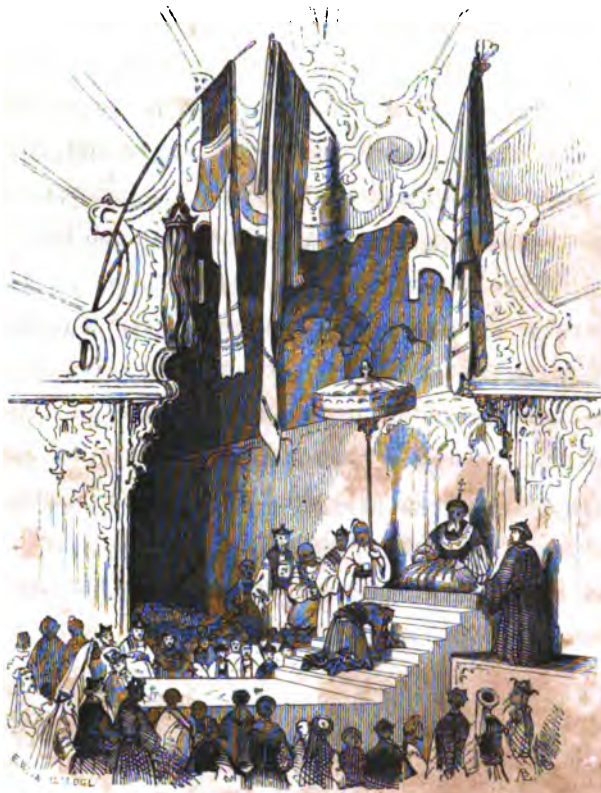
Diese plöbliche und unerwartete Veränderung gab zu allerlei Gerede Anlaß. Die Leute fragten sich, woher es wohl kommen möge, aber Niemand wußte mehr zu sagen,

als daß man den Großvezier und seinen Sohn, Beide sehr traurig, aus dem Palaste in ihr eigenes Haus habe gehen sehen. Aladdin allein wußte das Geheimniß und freute sich in seinem Innern gar sehr über den glücklichen Erfolg, den ihm der Gebrauch seiner Lampe verschaffte. Da er jetzt mit Bestimmtheit wußte, daß sein Nebenbuhler den Palast verlassen hatte und die Ehe zwischen der Prinzessin und ihm vollständig aufgelöst war, so hatte er nicht mehr nöthig, die Lampe zu reiben und den Geist zu rufen, um die Vollziehung derselben zu verhindern. Das Merkwürdigste bei der Sache war, daß weder der Sultan, noch der Großvezier, die Aladdin und seinen Antrag längst vergessen hatten, auch nur entfernt auf den Gedanken kamen, daß er an der Zauberei, welche die Auflösung der Ehe der Prinzessin herbeigeführt hatte, irgend Antheil haben könnte.

Aladdin ließ indeß die drei Monate vollends verstreichen, die der Sultan als Frist für seine Vermählung mit der Prinzessin Badrulbudur festgesetzt hatte. Er hatte sorgfältig jeden Tag gezählt, und als sie vorüber waren, schickte er gleich am andern Morgen seine Mutter in den Palast, um den Sultan an sein Wort zu erinnern.

Scheherzad bemerkte den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht setzte sie ihre Erzählung also fort:





Fünfhundert und vierundvierzigste Nacht.

Aladdins Mutter ging nach dem Palaste, wie ihr Sohn ihr gesagt hatte, und stellte sich am Eingang des Divans wieder an denselben Platz wie früher. Kaum hatte der Sultan einen Blick auf sie geworfen, so erkannte er sie auch wieder und erinnerte sich an ihre Bitte, sowie an die Zeit, auf die er sie vertröstet hatte. Der Großvezier trug ihm eben eine Sache vor. Der Sultan unterbrach ihn mit den Worten: „Vezier, ich bemerke dort die gute Frau, die uns vor einigen Monaten ein so schönes Geschenk machte: Laß sie hieher treten, du magst deinen Bericht fortsetzen, wenn ich sie angehört habe.“ Der Großvezier warf einen Blick nach dem Eingang des Divans und erkannte ebenfalls Aladdins Mutter. Sogleich rief er den Obersten der Thürsteher, zeigte sie ihm und befahl ihm, sie vortreten zu heißen.

Aladdins Mutter näherte sich dem Fuße des Thrones und warf sich der Sitte gemäß nieder. Als sie wieder aufgestanden war, fragte sie der Sultan, was sie wünsche. „Großer König,“ antwortete sie, „ich erscheine zum zweiten Mal vor deinem Angesicht, um dir im Namen meines Sohnes Aladdin vorzustellen, daß die drei Monate verstrichen sind, auf welche du ihn mit der Bitte, die ich dir vorzutragen die Ehre hatte, verträufet hast. Ich bitte demüthiglich, daß du dich der Sache erinnern mögest.“

Der Sultan hatte diese Frist von drei Monaten das erste Mal nur deshalb angesetzt, weil er glaubte, es werde dann keine Rede mehr von einer Heirath seyn, die ihm für die Prinzessin, seine Tochter, durchaus nicht angemessen schien, in Anbetracht des niedrigen Standes und der Armuth von Aladdins Mutter, welche in einem sehr gemeinen Aufzuge vor ihm erschien. Diese Mahnung an sein Versprechen setzte ihn jetzt in Verlegenheit. Um sich in der Sache nicht zu übereilen, zog er seinen Großvezier zu Rathe und bezeugte ihm seine Abneigung, die Prinzessin mit einem Unbekannten zu vermählen, der offenbar von ganz niedriger Abkunft seyn mußte.

Der Großvezier zögerte nicht, dem Sultan seine Gedanken hierüber zu sagen. „Herr,“ antwortete er ihm, „mich dünkt, daß es ein unfehlbares Mittel gibt, diese unpassende Heirath zu hintreiben, ohne daß Aladdin, selbst wenn er dir bekannt wäre, sich darob beklagen könnte: Du darfst nur einen so hohen Preis für die Prinzessin festsetzen, daß seine Reichthümer, wenn sie auch noch so groß sind, nicht zureichen. Auf diese Art wirst du ihn von seiner Kühnen, ja ich möchte sagen, verwegenen Bewerbung abbringen, die er offenbar nicht gehörig überlegt hat.“

Der Sultan billigte den Rath des Großveziers. Er wandte sich zu Aladdins Mutter und sagte nach einigem Nachdenken zu ihr: „Gute Frau, ein Sultan muß immer sein gegebenes Wort halten, und ich bin bereit, mein Versprechen zu erfüllen und deinen Sohn mit der Hand meiner Tochter zu beglücken. Da ich sie aber nicht vermählen kann, ohne zu wissen, welche Vortheile sie sich davon versprechen darf, so melde deinem Sohn, ich werde mein Versprechen erfüllen, sobald er mir vierzig große Becken von gediegenem Gold, von oben bis unten mit dergleichen Kostbarkeiten, wie du mir schon einmal in seinem Namen gebracht hast, angefüllt, durch vierzig schwarze Sklaven zuschicke, die von vierzig andern ausnehmend schönen und auf's prachtvollste gekleideten jungen weißen Sklaven geführt seyn müssen. Dies sind die Bedingungen unter denen ich bereit bin, ihm die Prinzessin, meine Tochter, zu geben. Gehe nun, gute Frau, und bring' mir bald wieder Antwort.“

Aladdin's Mutter warf sich abermals vor dem Throne des Sultans nieder und entfernte sich. Unterwegs lachte sie in ihrem Herzen über das närrische Verlangen ihres Sohnes. „Wahrhaftig," sagte sie, „wo soll er so viele goldene Becken und eine solche Menge farbiger Gläser hernehmen, um sie damit zu füllen? Wird er wieder in das unterirdische Gewölbe hinabsteigen, dessen Eingang verschlossen ist, um sie von den Bäumen zu pflücken? und woher soll er all diese hübschen Sklaven bekommen, die der Sultan verlangt? Jetzt ist er freilich weit von seinem Ziele entfernt, und ich glaube nicht, daß er mit meiner Botschaft zufrieden seyn wird.“ Als sie nun mit diesen, wie sie glaubte, für Aladdin ganz trostlosen Gedanken beschäftigt nach Hause kam, sagte sie zu ihm: „Mein Sohn, ich rathe dir, denke nicht mehr an eine Vermählung mit der Prinzessin Badrulbudur. Der Sultan hat mich zwar sehr huldreich empfangen und ich glaube, daß er gut gegen dich gesinnt war, allein der Großvezier hat ihn, wenn ich mich nicht täusche, auf andere Gedanken gebracht, wie du sogleich aus dem ersehen kannst, was ich dir jetzt sagen werde. Nachdem ich dem Sultan vorgestellt hatte, daß die drei Monate abgelaufen seyen, und ich ihn nun in deinem Namen bat, sich an sein Versprechen zu erinnern, bemerkte ich, daß er eine Weile ganz leise mit dem Großvezier sprach, und dann erst gab er mir die Antwort, die ich dir jetzt sagen werde.“ Sie erzählte nun ihrem Sohne sehr ausführlich Alles, was der Sultan ihr gesagt hatte, und nannte ihm die Bedingungen, unter denen er in die Verbindung der Prinzessin, seiner Tochter, mit ihm einwilligen würde. „Mein Sohn," sagte sie zuletzt, „er erwartet eine Antwort; aber unter uns gesagt," fuhr sie lächelnd fort, „ich glaube, er wird lange warten müssen.“

„Nicht so lange, liebe Mutter, als du glaubst," antwortete Aladdin, „und der Sultan ist gewaltig im Irrthum, wenn er meint, durch seine ungeheuren Forderungen könne er mich außer Stand setzen, an die Prinzessin Badrulbudur zu denken. Ich hatte ganz andere unüberwindliche Schwierigkeiten erwartet, oder wenigstens einen weit höheren Preis für meine unvergleichliche Prinzessin. Jetzt aber bin ich wohl zufrieden, denn was er verlangt, ist eine Kleinigkeit gegen das, was ich ihm für ihren Besitz bieten könnte. Während ich nun darauf denken werde, ihn zu befriedigen, besorge du ein Mittagessen für uns und laß nur mich gewähren.“

Sobald seine Mutter nach Lebensmitteln ausgegangen war, nahm Aladdin die Lampe und rieb sie. Sogleich erschien der Geist, fragte in den gewöhnlichen Ausdrücken, was er zu befehlen habe, und sagte, daß er bereit sey, ihn zu bedienen. Aladdin sprach zu ihm: „Der Sultan gibt mir die Prinzessin, seine Tochter, zur Frau: zuvor

aber verlangt er von mir vierzig große und vollwichtige Becken von gediegenem Gold, bis zum Rande angefüllt mit den Früchten des Gartens, wo ich die Lampe geholt habe, deren Sklave du bist. Ferner verlangt er, daß diese vierzig goldenen Becken von eben so vielen schwarzen Sklaven getragen werden sollen, vor denen vierzig wohlgebildete, schlank und prachtvoll gekleidete junge weiße Sklaven hergehen müssen. Gehe und schaffe mir baldmöglichst dieses Geschenk zur Stelle, damit ich es dem Sultan schicken kann, ehe er die Sitzung des Divans aufhebt.“ Der Geist sagte, sein Befehl solle unverzüglich vollzogen werden, und verschwand.

Eine kleine Weile darauf ließ sich der Geist wieder sehen, begleitet von vierzig schwarzen Sklaven, deren jeder ein zwanzig Mark schweres Becken von gediegenem Gold, angefüllt mit Perlen, Diamanten, Rubinen und Smaragden, welche die dem Sultan bereits geschenkt an Größe und Schönheit weit übertrafen, auf dem Kopfe trug. Jedes der Becken war mit Gold geblütem Silberstoff überdeckt. Diese Sklaven, sowohl die weißen als die schwarzen mit den goldenen Becken, erfüllten fast das ganze Haus, das ziemlich klein war, nebst dem kleinen Hofe vor und einem Gärtchen hinter



demselben. Der Geist fragte Aladdin, ob er zufrieden sey, und ob er ihm sonst noch etwas zu befehlen habe. Aladdin antwortete, er verlange nichts mehr, und der Geist verschwand.

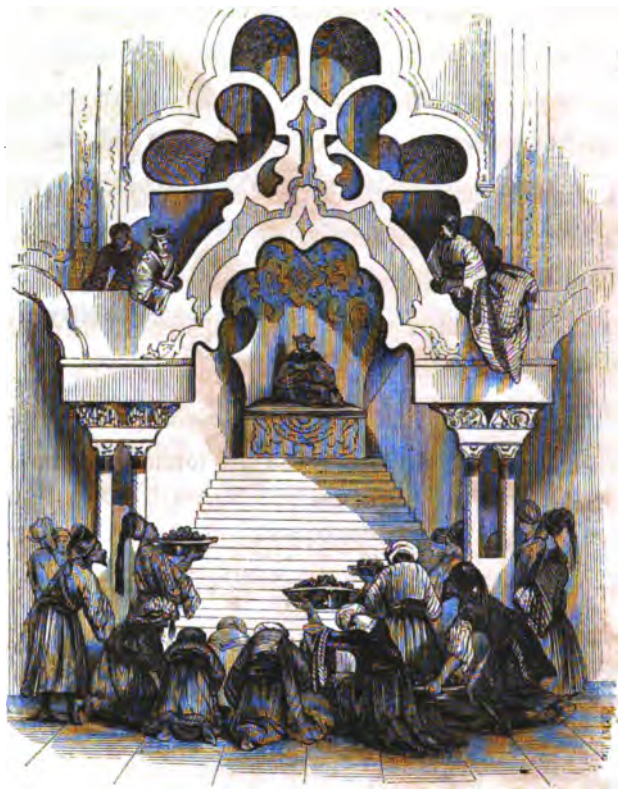
Als Aladdins Mutter vom Markte zurückkam, verwunderte sie sich höchlich, da sie so viele Leute und Kostbarkeiten sah. Nachdem sie die Nahrungsmittel, die sie mitbrachte, auf den Tisch gelegt hatte, wollte sie den Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, ablegen, aber Aladdin ließ es nicht zu. „Liebe Mutter,“ sprach er zu ihr, „wir haben jetzt keine Zeit zu verlieren. Es ist von großer Wichtigkeit, daß du, noch ehe der Sultan den Divan schließt, in den Palast zurückkehrst und das verlangte Geschenk nebst der Morgengabe für die Prinzessin Badrulbudur bringst, damit er aus meiner Eile und Pünktlichkeit das brennende und aufrichtige Verlangen ermessen kann, womit ich nach der Ehre trachte, sein Schwiegersohn zu werden.“

Ohne die Antwort seiner Mutter abzuwarten, öffnete Aladdin die Thüre nach der Straße und ließ alle seine Sklaven paarweise, immer einen weißen mit einem schwarzen, der ein goldenes Becken auf dem Kopfe trug, zusammen hinaus. Als nun seine Mutter hinter dem letzten Sklaven her ebenfalls draußen war, verschloß er die Thüre und blieb ruhig auf seinem Zimmer, in der süßen Hoffnung, der Sultan werde ihm endlich nach diesem Geschenke, das er selbst gefordert hatte, seine Tochter geben. Kaum war der erste weiße Sklave vor Aladdins Hause, als alle Vorübergehenden, die ihn bemerkten, stehen blieben, und ehe noch die sämtlichen achtzig Sklaven, die weißen und schwarzen unter einander, draußen waren, wimmelte die Straße von einer Masse Volks, das von allen Seiten herbeiströmte, um dieses prächtvolle und außerordentliche Schauspiel anzusehen. Die Kleidung der Sklaven bestand aus so kostbaren Stoffen, und war so reich mit Edelsteinen geschmückt, daß die besten Kenner nicht zu viel zu sagen glaubten, wenn sie jeden Anzug auf mehr als eine Million schätzten. Die Nettigkeit und das gute Anpassen der Kleider, der edle Anstand, die Schönheit, der ebenmäßige und stattliche Wuchs der Sklaven, ihr feierlicher Zug in gleichmäßig abgemessenen Zwischenräumen, der Glanz der außerordentlich großen Edelsteine, die in schönster Anordnung rings um ihre Hüften in echtes Gold gefaßt waren, und die Rosen an ihren Turbanen, die ebenfalls aus Edelsteinen zusammengesetzt und ganz besonders geschmackvoll gearbeitet waren, versetzte die Zuschauer sammt und sonders in so große Verwunderung, daß sie nicht müde werden konnten, sie zu betrachten und ihnen so weit als möglich nachzusehen. Die Straßen waren so mit Menschen angefüllt, daß Jeder an dem Plage, wo er war, stehen bleiben mußte.

Da man durch mehrere Straßen gehen mußte, um zu dem Palast zu gelangen, so konnte ein großer Theil der Stadt und Leute aus allen Klassen und Ständen den prachtvollen Aufzug sehen. Endlich langte der erste von den achtzig Sklaven an der Pforte des ersten Schloßhofes an. Die Pförtner, die sich bei Annäherung dieses wundervollen Zuges in zwei Reihen aufgestellt hatten, hielten ihn für einen König, so reich und prachtvoll war er gekleidet, und näherten sich ihm, um den Saum seines Kleides zu küssen. Der Sklave aber, den der Geist vorher seine Rolle gelehrt hatte, gab es nicht zu und sagte feierlich zu ihm: „Wir sind bloß Sklaven; unser Herr wird erscheinen, sobald es Zeit ist.“

Der Tag, welcher herandämmerte, unterbrach die Erzählung. Scheherzad setzte dieselbe in der nächsten Nacht mit folgenden Worten fort:





Funfhundert und funfundvierzigste Nacht.

So kam der erste Sklave an der Spitze des ganzen Zugs in den zweiten Hof, der sehr geräumig war und wo sich der Hofstaat des Sultans während der Sitzung des Divans aufgestellt hatte. Die Anführer von jeder einzelnen Truppe waren zwar sehr prachtvoll gekleidet, wurden aber weit verdunkelt, als die achtzig Sklaven erschienen, die Aladdin's Geschenk brachten und selbst dazu gehörten. Im ganzen Hofstaate des Sultans gab es nichts so Herrliches und Glänzendes zu sehen, und alle Pracht der ihn umgebenden Herren vom Hofe war Staub in Vergleich mit dem, was sich jetzt seinen Blicken darbot. Da man dem Sultan den Zug und die Ankunft dieser Sklaven gemeldet hatte, so hatte er Befehl gegeben, sie eintreten zu lassen. Als sie daher erschienen, fanden sie den Eingang zum Divan offen und zogen in schönster Ordnung,

ein Theil zur Rechten, der andere zur Linken hinein. Nachdem sie alle drin waren und vor dem Throne des Sultans einen großen Halbkreis gebildet hatten, stellten die schwarzen Sklaven die Becken, die sie trugen, auf den Fußteppich, dann warfen sie sich alle mit einander nieder und berührten den Teppich mit ihrer Stirne. Die weißen Sklaven thaten dasselbe zur gleichen Zeit. Hierauf standen sie alle zusammen wieder auf, und die schwarzen enthüllten dabei sehr geschickt die vor ihnen stehenden Becken, worauf sie alle mit gekreuzten Armen und großer Ehrerbietung stehen blieben.

Indeß nahte Aladdin's Mutter dem Fuße des Thrones, warf sich vor demselben nieder und sprach zu dem Sultan: „Herr, mein Sohn Aladdin weiß recht wohl, daß das Geschenk, das er dir schickt, weit unter dem steht, was die Prinzessin Badrubudur verdient. Gleichwohl hofft er, du werdest es huldreich annehmen und auch die Prinzessin werde es nicht verschmähen; er hofft dies um so zuversichtlicher, da er sich bemüht hat, der Bedingung, die du ihm vorgeschrieben, nachzukommen.“

Der Sultan war nicht im Stand, die Begrüßung der Mutter Aladdin's aufmerksam anzuhören. Schon beim ersten Blick auf die vierzig goldenen Becken, die bis zum Rande mit den strahlendsten, glänzendsten und kostbarsten Edelsteinen angefüllt waren, und auf die achtzig Sklaven, die man wegen ihres edlen Anstandes, des Reichthums und der merkwürdigen Pracht ihres Anzugs für Könige halten konnte, war er so überrascht worden, daß er sich von seinem Staunen nicht erholen konnte. Statt also den Gruß von Aladdin's Mutter zu erwidern, wandte er sich an den Großvezier, der eben so wenig begreifen konnte, woher so viele Reichthümer gekommen seyn sollen. „Nun, Vezier,“ sagte er laut zu ihm, „was denkst du von dem, wer es auch seyn mag, der mir ein so reiches und außerordentliches Geschenk schickt, ohne daß wir Beide ihn kennen? Hältst du ihn für unwürdig, meine Tochter, die Prinzessin Badrubudur, zu heirathen?“

So schmerzlich es nun auch dem Großvezier war zu sehen, daß ein Unbekannter den Vorzug vor seinem Sohne erhalten und der Eidam des Sultans werden sollte, so wagte er es doch nicht, seine Ansicht zu verhehlen. Es war zu augenscheinlich, daß Aladdin's Geschenk mehr als hinreichend war, um ihn dieser hohen Ehre würdig zu machen. Er antwortete also dem Sultan ganz nach seinem Sinn und sprach: „Herr, es sey ferne von mir zu glauben, daß derselbe, der dir ein deiner so würdiges Geschenk gemacht hat, der Ehre, die du ihm zudenkst, unwürdig wäre; ja ich würde die Behauptung wagen, er verdiene noch weit mehr, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es auf der ganzen Welt keinen so kostbaren Schatz gibt, der die Prinzessin, deine Tochter, aufwägen

könnte.“ Die Herren vom Hofe, die der Sitzung beiwohnten, gaben durch ihre Beifallsbezeugungen zu erkennen, daß sie ebenso dachten, wie der Großvezier.

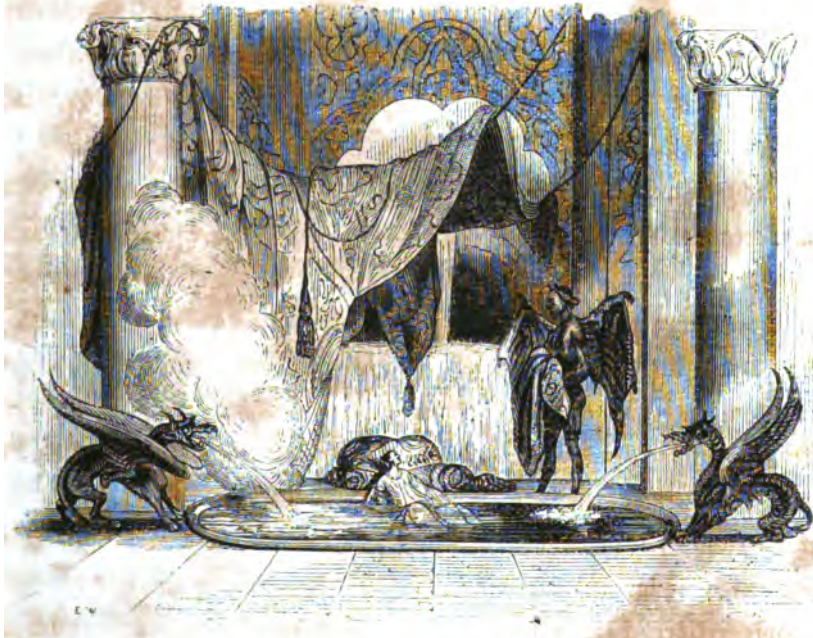
Der Sultan verschob jetzt die Sache nicht länger und erkundigte sich nicht einmal, ob Aladdin auch die übrigen erforderlichen Eigenschaften besitze, um sein Schwiegersohn werden zu können. Schon der Anblick dieser unermesslichen Reichthümer und die Schnelligkeit, womit Aladdin sein Verlangen erfüllt hatte, ohne in den ungeheuren Bedingungen, die ihm vorgeschrieben wurden, die mindeste Schwierigkeit zu finden, war ihm Beweis genug, daß ihm nichts zu einem vollendeten Mann fehlen könne, wie er ihn sich wünschte. Um daher Aladdins Mutter vollkommen zu befriedigen, sagte er zu ihr: „Gehe jetzt, gute Frau, und sage deinem Sohn, daß ich ihn erwarte und mit offenen Armen aufnehmen werde; je schneller er kommen wird, um die Prinzessin, meine Tochter, aus meiner Hand zu empfangen, je mehr wird er mir Vergnügen machen.“

Hoch erfreut, ihren Sohn wider alles Erwarten auf einer so hohen Stufe des Glücks zu erblicken, eilte Aladdins Mutter nach Hause; der Sultan aber schloß die Sitzung für heute, stand von seinem Throne auf und befahl, daß die Verschnittenen der Prinzessin die goldenen Becken nehmen und nach den Zimmern ihrer Gebieterin tragen sollen, wohin er selbst ging, um sie mit Muße näher zu betrachten. Dieser Befehl wurde durch den Eifer des Obersten der Verschnittenen sogleich vollzogen.

Auch die achtzig weißen und schwarzen Sklaven wurden nicht vergessen. Man ließ sie in's Innere des Palastes treten, und bald darauf befahl der Sultan, der der Prinzessin Badrulbudur von ihrer Pracht gesagt hatte, sie vor ihren Gemächern aufzustellen, damit sie dieselben durch die Gitterfenster betrachten und sich überzeugen könne, daß er in seiner Erzählung nicht nur nichts übertrieben, sondern sogar weit weniger gesagt habe, als wirklich wahr sey. Indeß kam Aladdins Mutter mit einem Gesichte, das ihre gute Botschaft zum Voraus verkündigte, nach Hause. „Mein Sohn,“ sagte sie zu ihm, „du hast alle Ursache zufrieden zu seyn: gegen meine Erwartung sind alle deine Wünsche in Erfüllung gegangen; denn du weißt, was ich immer zu dir gesagt habe. Ich will dich nicht lange in Ungewißheit lassen: der Sultan hat mit der Zustimmung des ganzen Hofes erklärt, daß du würdig seyst, die Prinzessin Badrulbudur zu besitzen. Er erwartet dich, um dich zu umarmen und den Ehebund abzuschließen. Bereite dich auf diese Zusammenkunft gehörig vor, damit sie der hohen Meinung, die er bereits von dir gefaßt hat, entspreche. Nach den Wundern, die ich bisher von dir gesehen habe, bin ich fest überzeugt, daß du es an nichts fehlen lassen wirst. Ich darf indeß nicht

vergessen, dir zu sagen, daß der Sultan dich mit Ungeduld erwartet; verliere also keine Zeit, dich zu ihm zu verfügen.“

Aladdin, der über diese Nachricht hoch erfreut und einzig und allein mit dem Gegenstand beschäftigt war, der ihn bezaubert hatte, gab seiner Mutter eine kurze Antwort und ging auf sein Zimmer. Er nahm die Lampe, die ihm bisher in allen Nöthen und bei allen seinen Wünschen so hülfreich gewesen war, und kaum hatte er sie gerieben, als der Geist durch sein unverzügliches Erscheinen seinen fortdauernden Gehorsam an den Tag legte. „Geist,“ sagte Aladdin zu ihm, „ich habe dich gerufen, damit du mir sogleich ein Bad bereiten sollst, und sobald ich es genommen habe, will ich, daß du mir die reichste und prachtvollste Kleidung bringst, die jemals ein König getragen hat.“ Kaum hatte er dies gesprochen, als der Geist sowohl ihn als sich unsichtbar machte, aufhob und in ein Bad trug, das von äußerst feinem, schönem und buntgestreiftem Marmor gebaut war. Ohne daß er sah, wer ihn bediente, wurde er in einem sehr schönen und geräumigen Saale entkleidet. Aus dem Saale ließ man ihn in das Bad treten, das eine mäßige Wärme hatte, und wo er gerieben und mit allerhand wohlriechenden



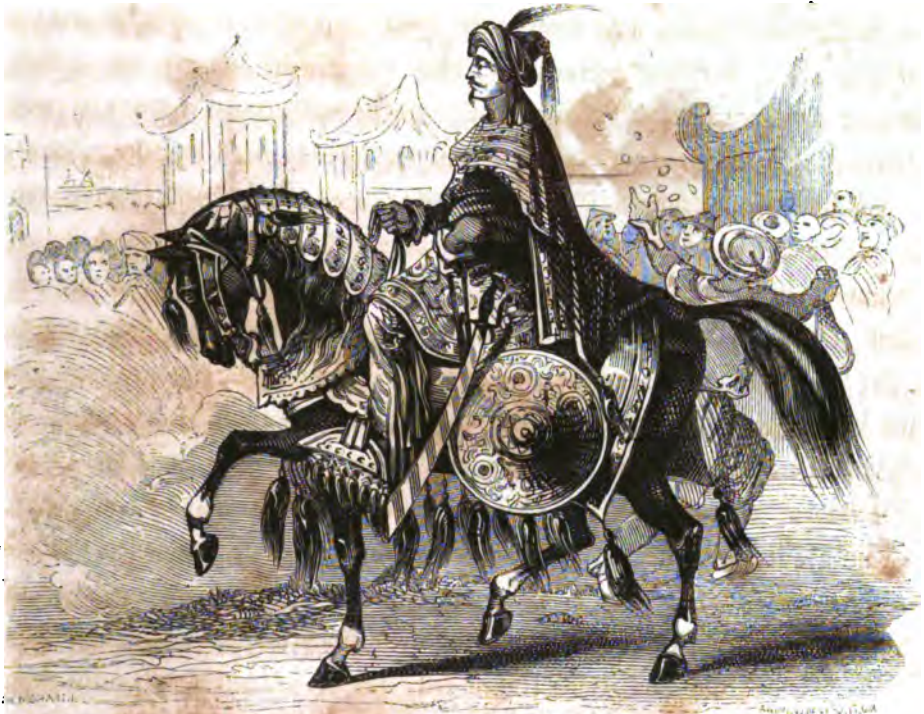
Wassern gewaschen wurde. Nachdem er in den verschiedenen Badesuben alle Grade der Wärme durchgemacht hatte, kam er wieder heraus, aber ganz anders, als er hineingetreten war. Seine Gesichtsfarbe war frisch, weiß und rosig geworden, und sein ganzer Leib weit leichter und geschmeidiger. Als er in den Saal zurückkam, fand er das Kleid,

das er dort gelassen hatte, nicht mehr; der Geist hatte statt desselben seinem Befehle zufolge eine andere Kleidung gebracht. Aladdin war ganz erstaunt, als er die Pracht des Anzugs sah, der für ihn bestimmt war. Er kleidete sich mit Hülfe des Geistes an und bewunderte jedes Stück, ehe er es anzog: so sehr übertraf es Alles, was er sich bisher nur hatte denken können. Als er fertig war, trug ihn der Geist in dasselbe Zimmer zurück, wo er ihn abgeholt hatte, und fragte ihn, ob er noch was zu befehlen habe. „Ja,“ antwortete Aladdin; „ich erwarte auf der Stelle von dir, daß du mir ein Pferd herführst, dessen Schönheit und Schnelligkeit das kostbarste Pferd im Stalle des Sultans übertrifft; die Decke, der Sattel, der Zaum und überhaupt das Geschirr muß über eine Million werth seyn. Auch verlange ich, daß du mir zu gleicher Zeit zwanzig Sklaven herbeischaffst, die eben so reich und schmuck gekleidet seyn müssen, wie die, welche das Geschenk trugen, denn sie sollen mir zur Seite und als mein Gefolge einhergehen; und noch zwanzig andere der Art, die in zwei Reihen vor mir herziehen sollen. Auch meiner Mutter bring' sechs Sklavinnen zu ihrer Bedienung, die alle wenigstens eben so reich gekleidet seyn müssen, wie die Sklavinnen der Prinzessin Badrubudur, und jede einen vollständigen Anzug auf dem Kopfe tragen soll, der so prächtig und stattlich seyn muß, als wäre er für die Sultantin. Ferner brauche ich noch zehntausend Goldstücke in zehn Beuteln. Das war es, was ich dir noch zu befehlen hatte; geh' und spute dich.“

Sobald Aladdin dem Geiste diese Befehle gegeben hatte, verschwand dieser und erschien bald wieder mit dem Pferde, den vierzig Sklaven, von denen zehn je einen Beutel mit tausend Goldstücken trugen, und den sechs Sklavinnen, wovon jede einen verschiedenen Anzug für Aladdins Mutter in Silberstoff eingewickelt auf dem Kopfe trug. Der Geist übergab dies Alles an Aladdin.

Der Tag hinderte Scheherzad, weiter zu erzählen; in der folgenden Nacht aber fuhr sie also fort:





Fünfhundert und sechsundvierzigste Nacht.

Aladdin nahm von den zehn Beuteln nur vier, die er seiner Mutter gab, damit sie sich derselben in Nothfällen bedienen sollte. Die sechs andern ließ er in den Händen der Sklaven, welche sie trugen, mit dem Befehl, sie zu behalten und während ihres Zuges durch die Straßen nach dem Palaste des Sultans Handvollweise unter das Volk auszuwerfen. Auch befahl er ihnen, sie sollten nebst den übrigen dicht vor ihm, drei zur Rechten und drei zur Linken, einhergehen. Endlich gab er seiner Mutter die sechs Sklavinnen und sagte ihr, sie gehören ihr und sie könne als Gebieterin über sie verfügen; auch die Kleider, die sie trugen, seien für ihren Gebrauch bestimmt.

Als Aladdin alle seine Angelegenheiten geordnet hatte, entließ er den Geist mit der Erklärung, daß er ihn rufen werde, sobald er seiner bedürfe, worauf dieser augenblicklich verschwand. Jetzt machte sich Aladdin fertig, dem Wunsche des Sultans, der ihn sehen

wollte, zu entsprechen. Er fertigte einen der vierzig Sklaven — ich will nicht sagen den schönsten, denn sie waren alle gleich — nach dem Palaste ab, mit dem Befehl, er solle sich an den Obersten der Thürsteher wenden und ihn fragen, wann er wohl die Ehre haben könne, sich dem Sultan zu Füßen zu werfen. Der Sklave entledigte sich seines Auftrags sehr schnell und brachte die Nachricht zurück, daß der Sultan ihn mit Ungeduld erwarte.

Aladdin stieg nun unverzüglich zu Pferde und setzte sich mit seinem Zuge in der schon angezeigten Ordnung in Bewegung. Obgleich er nie zuvor ein Ross bestiegen hatte, so zeigte er doch dabei einen so edlen Anstand, daß selbst der erfahrenste Reiter ihn nicht für einen Neuling hätte halten können. Die Straßen, durch die er kam, füllten sich fast in einem Nu mit einer unübersehbaren Volksmasse an, von deren Beifalls-, Bewunderungs- und Segensrufen die Luft widerhallte, besonders wenn die sechs Sklaven, welche die Beutel trugen, ganze Hände voll Goldstücke rechts und links in die Luft warfen. Der Beifallsruf kam indeß nicht von dem Pöbel her, der sich drängte, stieß und niederbückte, um Goldstücke aufzulesen, sondern von den wohlhabenderen Zuschauern, die sich nicht enthalten konnten, der Freigebigkeit Aladdins öffentlich das verdiente Lob zu spenden. Nicht bloß die, die sich erinnerten, ihn noch in seinen Jünglingsjahren mit den Gassenbuben spielend gesehen zu haben, erkannten ihn nicht mehr, sondern auch solche, die ihn noch vor Kurzem gesehen hatten, erkannten ihn kaum; so sehr hatten sich seine Gesichtszüge verändert. Dies kam daher, daß die Lampe unter andern Eigenschaften auch die hatte, den Besigern allmählig alle Vollkommenheiten zu verleihen, welche dem Rang, zu dem sie durch ihren guten Gebrauch gelangten, angemessen waren. Man schenkte Aladdins Person weit mehr Aufmerksamkeit, als dem übrigen prachtvollen Zuge, da die meisten an demselben Tage bereits einen ähnlichen gesehen hatten, nämlich die Sklaven, die das Geschenk trugen und begleiteten. Besonders wurde auch das Pferd von den Kennern bewundert, welche seine Schönheit recht wohl zu beurtheilen wußten, ohne sich durch den Reichtum oder den Schimmer der Diamanten und andern Edelsteine, womit es bedeckt war, blenden zu lassen. Da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß der Sultan ihm die Prinzessin Badrubudur zur Frau gebe, so wurde er, trotz seiner niedern Herkunft, von Niemanden um sein Glück oder seine Erhebung beneidet; denn er schien derselben würdig zu seyn.

Endlich langte Aladdin vor dem Palaste an, wo Alles zu seinem Empfang in Bereitschaft gesetzt war. Als er vor das zweite Thor kam, wollte er, der Sitte gemäß, die selbst der Großvezier, die Feldhauptleute und Oberstatthalter beobachteten, absteigen;

allein der Oberste der Thürsteher, der ihn auf Befehl des Sultans dort erwartete, ließ es nicht zu und begleitete ihn bis an den großen Versammlungs- oder Audienzsaal, wo er ihm absteigen half, obwohl Aladdin sich sehr dagegen sträubte und es nicht dulden wollte: er konnte es aber nicht hindern. Indeß bildeten die Thürsteher am Eingange des Saales eine doppelte Reihe. Ihr Oberster ging zur Linken Aladdins und führte ihn mitten durch sie hindurch bis zum Throne des Sultans.

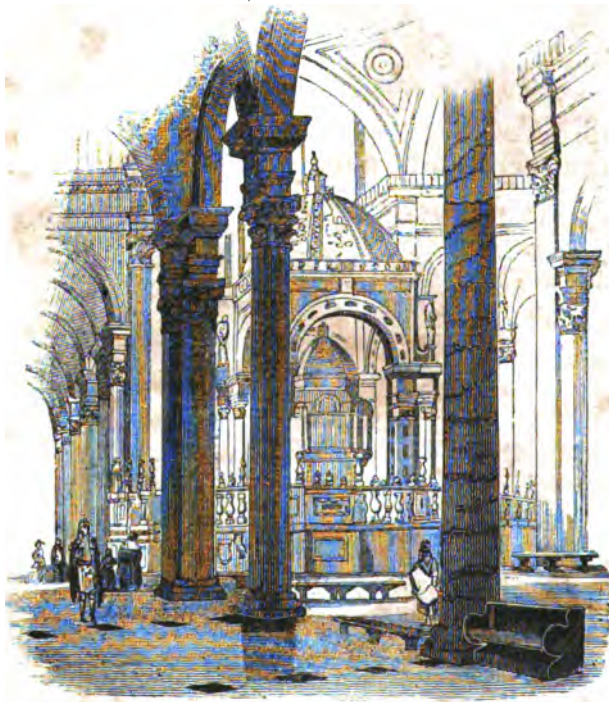
Als der Sultan Aladdin erblickte, war er eben so überrascht durch seine reiche und prächtige Kleidung, dergleichen er selbst nie getragen hatte, als auch besonders durch seinen edlen Anstand, seinen herrlichen Wuchs und seine würdevolle Haltung, die er um so weniger erwartet hatte, als sie von dem niedrigen Anzug seiner Mutter himmelweit verschieden war. Seine Verwunderung und Ueberraschung hinderte ihn indeß nicht, aufzustehen und zwei oder drei Stufen des Thrones herabzusteigen, damit Aladdin sich nicht zu seinen Füßen werfen und er ihn freundschaftlich umarmen konnte. Nach dieser Höflichkeit wollte sich Aladdin gleichwohl vor ihm niederwerfen, allein der Sultan hielt ihn mit eigener Hand zurück und nöthigte ihn, heraufzusteigen und sich zwischen ihn und den Großvezier zu setzen.

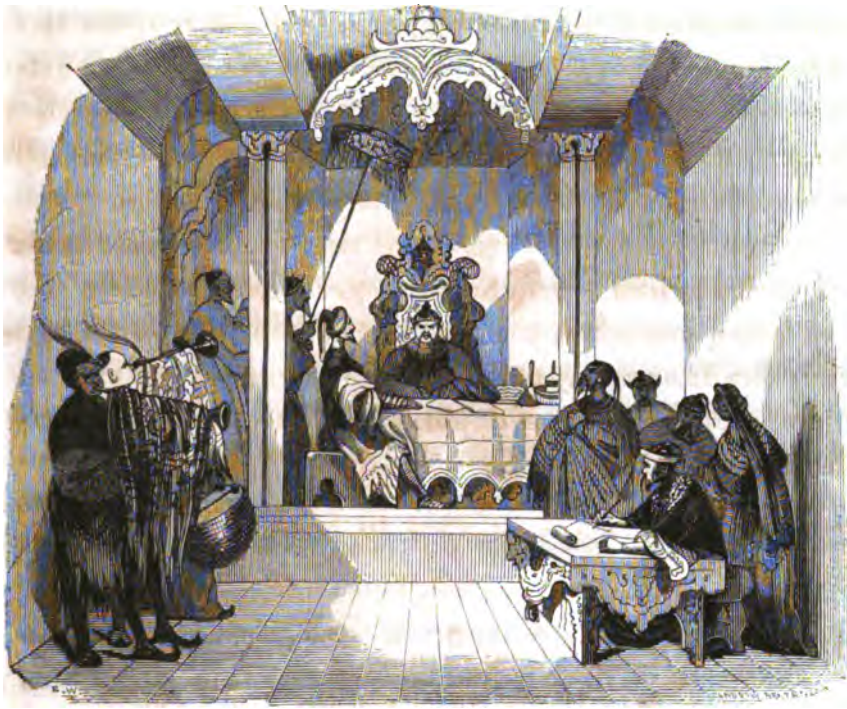
Hierauf nahm Aladdin das Wort und sprach: „Herr, ich nehme die Ehre, die du mir erzeigst, an, weil es dir in deiner Gnade beliebt, sie mir zu erweisen; erlaube mir aber, dir zu sagen, daß ich nicht vergessen habe, wie ich dein geborner Sklave bin, daß ich die Größe deiner Macht kenne und wohl weiß, wie tief meine Herkunft mich unter den Glanz und die Herrlichkeit des hohen Ranges stellt, in welchem du stehst. Wenn ich durch irgend Etwas einen günstigen Empfang verdient haben sollte, so gestehe ich, daß ich ihn bloß jener durch einen reinen Zufall veranlaßten Kühnheit verdanke, die mich bewog, meine Augen, Gedanken und Wünsche bis zu der göttlichen Prinzessin zu erheben, die der Gegenstand meiner Sehnsucht ist. Ich bitte dich für diese Verwegenheit um Verzeihung, großer König, aber ich kann nicht verhehlen, daß ich vor Schmerz sterben würde, wenn ich die Hoffnung aufgeben müßte, meinen Wunsch erfüllt zu sehen.“

„Mein Sohn,“ antwortete der Sultan, indem er ihn abermals umarmte, „du würdest mir Unrecht thun, wenn du auch nur einen Augenblick an der Aufrichtigkeit meines Versprechens zweifeln wolltest. Dein Leben ist mir fortan zu theuer, als daß ich es nicht durch Darbietung des Heilmittels, worüber ich verfügen kann, zu erhalten suchen sollte. Ich ziehe das Vergnügen, dich zu sehen und zu hören, allen meinen und deinen Schätzen vor.“

Bei diesen Worten gab der Sultan ein Zeichen, und alsbald ertönte die Luft vom Schall der Hoboen und Pauken; zugleich führte der Sultan Aladdin in einen prachtvollen Saal, wo ein herrliches Festmahl aufgetragen wurde. Der Sultan speiste ganz allein mit Aladdin. Der Großvezier und die vornehmen Herren vom Hofe standen ihnen, jeder nach seinem Rang und Würde, während der Mahlzeit zur Seite. Der Sultan, der die Augen fortwährend auf Aladdin geheftet hatte — denn es machte ihm ungemein viel Vergnügen, ihn zu sehen — lenkte das Gespräch auf mehrere verschiedene Gegenstände. Während der ganzen Unterhaltung aber, die sie über Tisch mit einander führten, und auf welchen Gegenstand auch das Gespräch fallen mochte, sprach Aladdin mit so viel Kenntniß und Verstand, daß er den Sultan vollends ganz in der guten Meinung befestigte, die er gleich anfangs von ihm gefaßt hatte.

Scheherzad unterbrach ihre Erzählung bei diesen Worten. In der folgenden Nacht erzählte sie also weiter:





Fünfhundert und siebenundvierzigste Nacht.

Nach dem Mahle ließ der Sultan den obersten Richter seiner Hauptstadt rufen und befahl ihm, sogleich den Ehevertrag zwischen der Prinzessin Badrulbudur, seiner Tochter, und Aladdin zu entwerfen und aufzusetzen. Während dieser Zeit unterhielt sich der Sultan mit Aladdin über mehrere gleichgültige Sachen in Gegenwart des Großveziers und der vornehmen Herren vom Hofe, die den gründlichen Verstand, die große Gewandtheit in Rede und Ausdruck, und die feinen und sinnreichen Bemerkungen, womit der Jüngling die Unterhaltung würzte, nicht genug bewundern konnten.

Als der Richter den Vertrag mit allen erforderlichen Förmlichkeiten vollendet hatte, fragte der Sultan Aladdin, ob er im Palaste bleiben und die Hochzeit noch heute feiern wolle. „Herr,“ antwortete Aladdin, „so brennend auch mein Verlangen ist, deine Gnade und Huld in ihrem ganzen Umfange zu genießen, so bitte ich doch, daß du mir so lange noch Frist gestattest, bis ich einen Palast habe erbauen lassen, um die Prinzessin ihrem Range und ihrer Würde gemäß zu empfangen. Ich erbitte mir hiezu

einen angemessenen Platz vor dem deinigen aus, damit ich recht nahe bin, um dir meine Aufwartung machen zu können. Ich werde nichts unterlassen und dafür sorgen, daß er in möglichst kurzer Zeit vollendet wird.“ — „Mein Sohn,“ sagte der Sultan, „wähle dir jede Stelle aus, die du für passend hältst; vor meinem Palaste ist leerer Raum genug, und ich selbst habe schon daran gedacht, ihn auszufüllen; aber bedenke, daß ich je eher je lieber dich mit meiner Tochter vermählt zu sehen wünsche, um das Maß meiner Freude voll zu machen.“ Bei diesen Worten umarmte er Aladdin abermals, und dieser verabschiedete sich vom Sultan mit so feinem Anstand, wie wenn er von jeher am Hofe gewesen und dort erzogen worden wäre.

Aladdin stieg nun wieder zu Pferde und kehrte in demselben Zuge, wie er gekommen war, durch dieselbe Volksmasse und unter dem Beifallsjauchzen der Menge, die ihm alles mögliche Glück und Segen wünschte, nach Hause zurück. Kaum war er abgestiegen, so nahm er die Lampe und rief den Geist wie gewöhnlich. Der Geist ließ nicht lange auf sich warten, sondern erschien sogleich und bot seine Dienste an. „Geist,“ sprach Aladdin zu ihm, „ich habe alle Ursache, deine Pünktlichkeit zu rühmen; du hast bisher alle Befehle, die ich dir kraft dieser Lampe, deiner Herrin, gegeben habe, pünktlich erfüllt. Heute aber handelt es sich davon, daß du aus Liebe zu ihr wo möglich noch mehr Eifer und Gehorsam an den Tag legen sollst, als bisher. Ich verlange nämlich, daß du mir in möglichst kurzer Zeit gegenüber vom Palaste des Sultans, jedoch in angemessener Entfernung davon, einen Palast erbauen lässest, welcher würdig ist, die Prinzessin Badrubudur, meine Gemahlin, aufzunehmen. Die Wahl der Materialien, nämlich Porphyry oder Jaspis, Achat oder Lasurstein, oder auch den feinsten buntgestreiften Marmor, so wie die übrige Einrichtung des Baus, überlasse ich ganz dir; doch erwarte ich, daß du mir obenhinauf einen großen Saal mit einer Kuppel und vier gleichen Seiten bauest, dessen Wände aus wechselnden Schichten von ächtem Gold und Silber aufgeführt seyn müssen, mit vierundzwanzig Fenstern, sechs auf jeder Seite, deren Vergitterung mit Ausnahme eines einzigen, welches unvollendet bleiben soll, kunstreich und ebenmäßig mit Diamanten, Rubinen und Smaragden geschmückt seyn muß, so daß dergleichen noch nie auf der Welt gesehen worden ist. Ferner will ich, daß sich bei dem Palaste ein Vorhof, ein Hof und ein Garten befinde, vor allen Dingen aber muß an einem Ort, den du mir bezeichnen wirst, ein Schatz voll mit gemünztem Gold und Silber, und außerdem mehrere Küchen, Speisekammern, Magazine und Geräthkammern voll der kostbarsten Geräthe für jede Jahreszeit, und der Pracht des Palastes angemessen, vorhanden seyn; dann noch Ställe voll der schönsten Pferde und der

gehörigen Anzahl Stallmeister und Stallknechte. Auch einen Jagdzeug darfst du nicht vergessen und es versteht sich von selbst, daß du auch noch für hinlängliche Dienerschaft für die Küche und den übrigen Haushalt, so wie für die gehörige Anzahl Sklavinnen zur Bedienung der Prinzessin, zu sorgen hast. Du wirst jetzt begreifen, was mein Wunsch ist; geh' und komm' wieder, wenn du Alles fertig gemacht hast."

Die Sonne ging eben unter, als Aladdin dem Geiste wegen Erbauung des Palastes, den er sich ausgedenkt, seine Aufträge gab. Am andern Morgen stand Aladdin, den die Liebe zur Prinzessin nicht ruhig schlafen ließ, in aller Frühe auf, und sogleich erschien auch der Geist. „Herr," sprach er zu ihm, „dein Palast ist fertig; komm' und sieh, ob du damit zufrieden bist." Aladdin fand Alles so weit über seiner Erwartung, daß er sich nicht genug wundern konnte. Der Geist führte ihn überall herum, und überall fand er Reichthum, Schönheit und Pracht, dazu Diener und Sklaven, alle dem Range und Dienste gemäß gekleidet, wozu sie bestimmt waren.



Auch unterließ er nicht, ihm als eine Hauptsache die Schatzkammer zu zeigen, deren Thüre vom Schatzmeister geöffnet wurde, und Aladdin erblickte hier ganze Haufen von Goldsäcken der verschiedensten Größe, je nach den Summen, die sie enthielten, bis an das Gewölbe aufgethürmt, und Alles in so schöner Ordnung, daß ihm das Herz vor Freude lachte. Beim Herausgehen versicherte ihm der Geist, daß er sich auf die Treue des Schatzmeisters vollkommen verlassen dürfe. Hierauf führte er ihn in die Ställe und zeigte ihm die schönsten Pferde von der Welt und die Stallknechte, die eifrig beschäftigt waren, sie zu pflegen und zu warten. Endlich ging er mit ihm durch die Vorrathskammern, worin alle Arten von Vorräthen, hauptsächlich an Nahrungsmitteln für die Pferde und Pferdeschmuck, aufgehäuft lagen.

Nachdem Aladdin den ganzen Palast von oben bis unten, von Zimmer zu Zimmer und von Gemach zu Gemach, besonders auch den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern gemustert und darin mehr Pracht und Herrlichkeit, als er je gehofft, so wie alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten angetroffen hatte; sagte er zu dem Geist: „Geist, es kann Niemand zufriedener seyn, als ich es bin, und es wäre sehr unrecht von mir, wenn ich mich im Mindesten beklagen wollte. Bloß etwas fehlt noch, wovon ich dir nichts gesagt habe, weil ich nicht daran dachte. Ich wünschte nämlich von dem Palastthore des Sultans an bis zum Eingang der Zimmer, die in diesem Palaste für die Prinzessin bestimmt sind, einen Teppich vom schönsten Sammt ausgebreitet zu haben, damit sie auf demselben gehe, wenn sie aus dem Palaste des Sultans kommt.“ — „Ich komme im Augenblick wieder,“ sprach der Geist und verschwand. Eine kleine Weile nachher sah Aladdin mit großem Erstaunen seinen Wunsch erfüllt, ohne daß er wußte, wie es zugegangen war. Der Geist erschien dann wieder und trug Aladdin in seine Wohnung zurück, während eben die Palastpforte des Sultans geöffnet wurde.

Die Pfortner des Palastes, die das Thor öffneten und nach der Seite hin, wo jetzt Aladdins Prachtgebäude stand, immer eine freie Aussicht gehabt hatten, waren sehr überrascht, als sie diese Aussicht verbaut und von dorthier bis an die Palastpforte des Sultans einen Sammtteppich ausgebreitet sahen. Im Anfang konnten sie sich nicht denken, was es seyn sollte; aber ihr Erstaunen wuchs, als sie ganz deutlich den herrlichen Palast Aladdins sahen. Die Nachricht von diesem merkwürdigen Wunder verbreitete sich wie ein Lauffeuer im ganzen Palast. Der Großvezier, der sich gleich nach Deffnung der Pforte im Palaste einfand, war eben so überrascht, wie alle Andern, und theilte die Sache sogleich dem Sultan mit, erklärte sie aber für ein Werk der Zauberei. „Bezier,“ antwortete der Sultan, „warum soll es denn ein Werk der

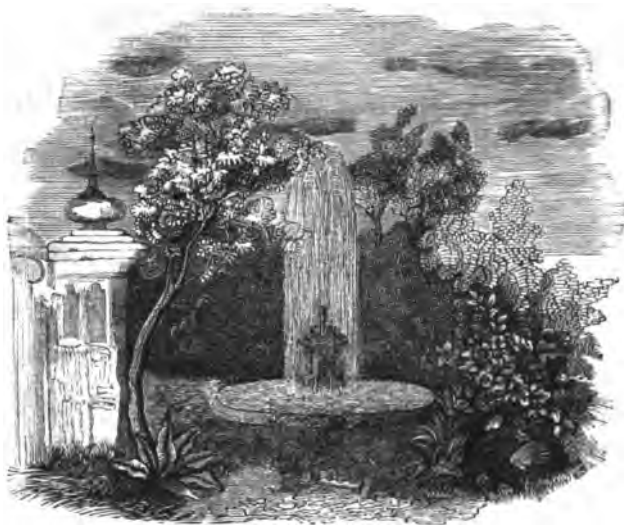
Zauberei seyn? Du weißt so gut wie ich, daß es der Palast ist, den Aladdin vermöge der Erlaubniß, die ich ihm in deiner Gegenwart gab, als Wohnung für die Prinzessin, meine Tochter, hat erbauen lassen. Nach den Proben, die er uns von seinem Reichthum gegeben, ist es durchaus nicht so befremdlich, daß er diesen Palast in so kurzer Zeit vollendet hat. Er hat uns damit überraschen und zeigen wollen, daß man mit baarem Gelde über Nacht Wunder thun kann. Gestehe nur, daß bei dir etwas wie Eifersucht mitunterläuft, wenn du von Zaubereien sprichst.“ Indesß wurde es Zeit, in die Rathsverammlung zu gehen, und sie brachen das Gespräch ab.

Als Aladdin in seine Wohnung zurückgebracht worden war und den Geist entlassen hatte, fand er seine Mutter bereits auf den Beinen und mit dem Anzug eines der Kleider beschäftigt, die er ihr hatte bringen lassen. Er veranlaßte sie nun, um die Zeit, wo der Sultan gewöhnlich aus der Rathsverammlung kam, in Begleitung der Sklavinnen, die der Geist ihr gebracht hatte, nach dem Palaste zu gehen. Wenn sie den Sultan sähe, solle sie ihm sagen, sie komme, um die Ehre zu haben, die Prinzessin auf den Abend nach ihrem Palaste zu begleiten. Sie ging, aber obgleich sowohl sie als ihre Sklavinnen wie Sultaninnen gekleidet waren, so war doch die Volksmenge, die sich zum Zuschauen herdrängte, weit kleiner als sonst, zumal da sie verschleiert waren und ein angemessener Uebervurf den Reichthum und die Pracht ihrer Kleider bedeckte. Aladdin stieg nun zu Pferde, verließ sein Vaterhaus, um nie wieder zurückzukehren, vergaß aber die Wunderlampe nicht, die ihm so herrliche Dienste geleistet hatte, und zog dann öffentlich nach seinem Palast mit demselben Pompe, womit er sich Tags zuvor dem Sultan vorgestellt hatte.

Sobald die Pfortner des königlichen Palastes Aladdins Mutter bemerkten, meldeten sie es dem Sultan. Sogleich wurde den Chören der Trompeter, der Pauken- und Trommelschläger, der Querpfeifer und Hoboisten, die bereits auf den Terrassen des Palastes an verschiedenen Punkten aufgestellt waren, ein Zeichen gegeben, und im Augenblick ertönte fröhliche Musik, die der ganzen Stadt Freude verkündete. Die Kaufleute fügten an, ihre Läden mit schönen Teppichen, Polstern und Laubwerk zu schmücken, und trafen Anstalten zur Beleuchtung der Stadt. Die Handwerksleute verließen ihre Arbeit, und schaaarenweise zog das Volk nach dem großen Platz zwischen des Sultans und Aladdins Palästen. Letzterer zog hauptsächlich allgemeine Bewunderung auf sich, zumal da der Palast des Sultans mit dem neuen durchaus nicht in Vergleich zu setzen war. Am meisten aber staunten sie, weil sie nicht begreifen konnten, durch welches unerhörte Wunder sie einen so prachtvollen Palast an einem

Orte erblickten, wo sie Tags zuvor weder den Grund legen noch Baumaterialien gesehen hatten. Aladdins Mutter wurde im Palaste ehrenvoll empfangen und vom Obersten der Verschnittenen in die Zimmer der Prinzessin Badrulbudur geführt. Sobald die Prinzessin sie erblickte, ging sie auf sie zu, umarmte sie, hieß sie auf ihrem Sopha Platz nehmen, und während ihre Frauen sie vollends ankleideten und mit den kostbarsten Juwelen von Aladdins Geschenk schmückten, ließ sie ihr einen köstlichen Imbiß vorsetzen. Der Sultan, welcher dazukam, um noch so lange als möglich mit der Prinzessin, seiner Tochter, zusammen seyn zu können, bevor sie sich von ihm trennte und den Palast Aladdins bezöge, erwies ihr ebenfalls große Ehre. Aladdins Mutter hatte mit ihm schon mehrere Male vor dem versammelten Rathe gesprochen, aber er hatte sie noch nie wie jetzt ohne Schleier gesehen. Obwohl sie schon eine erkleckliche Anzahl Jahre auf dem Rücken hatte, so sah man doch noch aus ihren Gesichtszügen, daß sie in ihrer Jugend sehr schön gewesen seyn mußte. Der Sultan, der sie immer sehr einfach, ja sogar armselig gekleidet gesehen hatte, war nun voll Verwunderung, als er sie eben so reich und prachtvoll angezogen sah, wie die Prinzessin, seine Tochter. Er schloß daraus, daß Aladdin in allen Dingen gleich erfahren, verständig und einsichtsvoll seyn müsse.

In diesem Augenblicke bemerkte Schehersad den Tag; sie hielt deshalb inne und fuhr in der nächsten Nacht also fort:





Fünfhundert und achtundvierzigste Nacht.

Als die Nacht anbrach, verabschiedete sich die Prinzessin vom Sultan, ihrem Vater. Dieser Abschied war höchst zärtlich und thränenreich; sie umarmten sich mehrmals, ohne ein Wort zu sprechen, aber endlich ging die Prinzessin aus ihrem Zimmer und trat den Zug an; zu ihrer Linken ging Aladdin's Mutter, und hinter ihnen hundert Sklavinnen in der prachtvollsten Kleidung. Sämmtliche Musikchöre, die seit der Ankunft von Aladdin's Mutter ununterbrochen gespielt hatten, vereinigten sich jetzt und gingen dem Zuge voran; ihnen folgten hundert Trabanten und eben so viele schwarze Verschnittene in zwei Reihen, mit ihren Befehlshabern an der Spitze. Vierhundert junge Edelknaben des Sultans, die in zwei Jüngen mit Fackeln in der Hand auf beiden Seiten einhergingen,

verbreiteten einen Lichtglanz, der im Verein mit der Beleuchtung der beiden Paläste des Sultans und Aladdins den Mangel des Tageslichts aufs herrlichste ersetzte.

In dieser Ordnung zog die Prinzessin den Teppich entlang vom Palaste des Sultans bis zum Palaste Aladdins, und je mehr sie vorwärts kam, desto mehr mischte und vereinigte sich das Spiel ihres Musikchors mit dem, das sich von den Terrassen an Aladdins Palast herab hören ließ, und bildete mit diesem ein Concert, das, so seltsam und verwirrt es auch schien, gleichwohl die allgemeine Freude vermehrte, nicht bloß auf dem großen Plage, der von Menschen wimmelte, sondern auch in den beiden Palästen, in der ganzen Stadt und noch weit in der Umgegend.

Endlich langte die Prinzessin bei dem neuen Palaste an, und Aladdin eilte mit einer Freude, die sich leicht denken läßt, an den Eingang der für sie bestimmten Zimmer, um sie daselbst zu empfangen. Aladdins Mutter hatte der Prinzessin bereits ihren Sohn, der von glänzender Dienerschaft umgeben war, bezeichnet, und die Prinzessin fand ihn gleich auf den ersten Anblick so schön, daß sie ganz bezaubert wurde. „Anbetungswürdige Prinzessin,“ sagte Aladdin zu ihr, indem er auf sie zuging und sie voll Ehrerbietung begrüßte, „sollte ich das Unglück haben, dir durch meine Verwegenheit, womit ich nach dem Besiz einer so liebenswürdigen Prinzessin, der Tochter meines Sultans, trachtete, zu mißfallen, so mußt du die Schuld deinen schönen Augen und der Macht deiner Reize zuschreiben, nicht aber mir.“ — „Prinz,“ antwortete ihm die Prinzessin — „denn als solcher erscheinst du mir — ich gehorche dem Willen des Sultans, meines Vaters, und kann, nachdem ich dich gesehen, wohl sagen, daß ich ihm ohne Sträuben und gerne gehorche.“ Aladdin war hoch erfreut über diese angenehme und verbindliche Antwort und ließ die Prinzessin, die einen so weiten Weg zurückgelegt hatte, woran sie nicht gewöhnt war, nicht lange stehen, sondern nahm ihre Hand, küßte dieselbe mit vieler Zärtlichkeit und führte sie in einen großen, von einer unendlichen Menge Wachskerzen erleuchteten Saal, wo auf Veranstaltung des Geistes ein herrliches Mahl aufgetragen war. Die Schüsseln waren von gebiegenem Gold und mit den köstlichsten Speisen angefüllt. Die Vasen, die Becken und die Becher, womit der Tafelaufsatz reichlich besetzt war, waren ebenfalls von Gold und von auserlesener Arbeit. Auch die übrigen Verzierungen und der ganze Ausschmuck des Saals entsprachen dieser hohen Pracht. Die Prinzessin war ganz bezaubert, so viele Reichthümer beisammen zu sehen, und sprach zu Aladdin: „Prinz, ich hatte bisher geglaubt, daß es nichts Schöneres auf der Welt geben könne, als den Palast des Sultans, meines Vaters; aber schon dieser Saal allein überzeugt mich, daß ich mich getäuscht habe.“ —

„Prinzessin,“ antwortete Aladdin, indem er sie an den für sie bestimmten Platz führte, „ich nehme diese Höflichkeit auf, wie ich es schuldig bin, aber ich weiß wohl, was ich zu glauben habe.“

Die Prinzessin Badrulbudur, Aladdin und seine Mutter setzten sich jetzt zu Tische und sogleich begann eine sehr liebliche und harmonische Musik nebst einem reizenden Gesang von ausgezeichnet schönen Mädchen, und dieses Concert dauerte ununterbrochen bis an's Ende der Mahlzeit. Die Prinzessin war wie bezaubert und versicherte, im Palaste des Sultans, ihres Vaters, nie etwas Aehnliches gehört zu haben. Aber sie wußte nicht, daß diese Sängerinnen Feen waren, die der Geist, der Sklave der Lampe, hiezu ausgewählt hatte.

Als das Abendessen vorüber und Alles abgeräumt war, so trat an die Stelle des Musikchors ein Trupp von Tänzern und Tänzerinnen. Sie führten nach der Sitte des



Landes allerlei figurirte Tänze auf, und den Schluß machten ein Tänzer und eine Tänzerin, die mit erstaunlicher Leichtigkeit tanzten und überaus viel Anstand und Gewandtheit entwickelten. Es war nahe an Mitternacht, als Aladdin der damals in China bestehenden Sitte zufolge aufstand und der Prinzessin Badrulbudur die Hand

bot, um mit ihr zu tanzen und damit die Hochzeitfeierlichkeit zu schließen. Sie tanzten so schön, daß sie die Bewunderung der ganzen Gesellschaft rege machten. Als dies vorüber war, behielt Aladdin die Prinzessin an der Hand, und sie gingen mit einander in das Zimmer, wo das hochzeitliche Lager für sie bereitet war. Die Frauen der Prinzessin kleideten sie aus und brachten sie zu Bette, Aladdins Diener thaten dasselbe und dann entfernten sich Alle. So endigten die Lustbarkeiten zur Feier der Hochzeit Aladdins und der Prinzessin Badrubudur.

Am andern Morgen, als Aladdin erwachte, kamen seine Kammerdiener, um ihn anzukleiden. Sie zogen ihm ein anderes, aber nicht minder reiches und prachtvolles Kleid an, als am Hochzeitstage. Hierauf ließ er sich eines seiner Leibpferde vorführen, bestieg es und begab sich mit einem zahlreichen Gefolge von Sklaven, die vor und hinter ihm und zu beiden Seiten gingen, nach dem Palaste des Sultans. Der Sultan empfing ihn mit denselben Ehrenbezeugungen wie das erste Mal; er umarmte ihn, ließ ihn neben sich auf seinen Thron sitzen und befahl, das Frühstück aufzutragen. „Herr,“ sagte Aladdin zu ihm, „ich bitte dich, mir heute diese Ehre zu erlassen. Ich komme, um dich zu ersuchen, daß du mir die Ehre erzeigen mögest, mit deinem Großvezier und den Vornehmen deines Hofes im Palaste der Prinzessin ein Mittagmahl einzunehmen.“ Der Sultan bewilligte dies sehr gern. Er stand sogleich auf, und da der Weg nicht weit war, so wollte er zu Fuße dahin gehen. Er brach also auf und zu seiner Rechten ging Aladdin, zur Linken der Großvezier und die Vornehmen des Hofes, voraus die Trabanten und die Angesehensten von seinem Haushalte.

Je näher der Sultan dem Palaste Aladdins kam, um so mehr verwunderte er sich über seine Schönheit. Noch weit höher stieg seine Bewunderung, als er hineingetreten war, und bei jedem Zimmer, das er sah, bezeigte er laut sein Erstaunen. Als ihn aber Aladdin in den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern führte und er die Verzierungen desselben, besonders aber die mit den größten und ausgezeichnetsten Diamanten, Rubinen und Smaragden geschmückten Gitterfenster betrachtete, so wurde er davon so überrascht, daß er eine Weile regungslos stehen blieb. Endlich sagte er zum Großvezier, der neben ihm stand: „Ist's möglich, Vezier, daß in meinem Königreich und so nahe an meinem Palast ein so prächtiger Palast stehen soll, von dem ich bis jetzt nichts gewußt habe?“ — „Mein Herr und König,“ antwortete der Großvezier, „du wirst dich erinnern, daß du vorgestern Aladdin, als du ihn für deinen Eidam erklärtest, die Erlaubniß gegeben hast, einen Palast, gegenüber dem deinigen, aufzuführen. Damals stand bei Sonnenuntergang noch kein Palast an dieser Stelle, und gestern

hatte ich die Ehre dir zuerst zu melden, daß der Palast vollkommen ausgebaut sey." — „Ich erinnere mich dessen wohl,“ antwortete der Sultan, „aber ich hätte nie geglaubt, daß dieser Palast ein Wunder der Welt seyn würde. Wo in aller Welt findet man Bauwerke, deren Schichten, statt aus Stein oder Marmor, von gebiegenem Gold und Silber und wo die Fenstervergitterungen mit Diamanten, Rubinen und Smaragden verziert sind? Dergleichen ist auf Erden noch nie erhört worden.“

Scheherzad unterbrach ihre Erzählung, setzte sie aber in der nächsten Nacht mit folgenden Worten fort:





Fünfhundert und neunundvierzigste Nacht.

Der Sultan besah und bewunderte nun die Schönheit der vierundzwanzig Gitterfenster. Doch indem er sie zählte, fand er, daß bloß dreiundzwanzig so reich geschmückt waren, und wunderte sich sehr, daß man das vierundzwanzigste unvollendet gelassen hatte. „Bezler,“ sprach er, denn es war Pflicht des Großveziers, nicht von seiner Seite zu weichen, „ich muß sehr staunen, daß ein so prachtvoller Saal an dieser Stelle unvollendet geblieben ist.“ — „Herr,“ antwortete der Großvezier, „Aladdin war offenbar zu sehr gedrängt, und es fehlte ihm an Zeit, dieses Fenster den übrigen gleichmachen zu lassen; doch läßt sich denken, daß er die erforderlichen Edelsteine dazu besitzt und sobald als möglich daran arbeiten lassen wird.“

Aladdin, der den Sultan verlassen hatte, um einige Befehle zu geben, fand sich mittlerweile wieder ein. „Mein Sohn,“ sprach der Sultan zu ihm, „dies ist der

bewundernswürdigste Saal, der in der ganzen Welt zu sehen ist. Nur über Etwas muß ich mich wundern, daß nämlich das Gitterfenster hier unvollendet geblieben ist. Ist dies aus Vergeßlichkeit geschehen, oder aus Nachlässigkeit, oder haben vielleicht die Handwerksleute nicht Zeit genug gehabt, an dieses schöne Denkmal der Baukunst die letzte Hand anzulegen?" — „Herr," antwortete Aladdin, „das Gitterfenster ist aus einem ganz andern Grunde so unvollendet geblieben, wie du siehst. Es ist absichtlich geschehen, und auf meinen Befehl haben die Handwerksleute es nicht angerührt. Ich wünschte nämlich, daß du selbst den Ruhm haben solltest, den Saal und Palast vollenden zu lassen, und nun ersuche ich dich, meine gute Absicht gnädig aufzunehmen, damit ich mich deiner Gunst und Gnade rühmen kann." — „Wenn du es in dieser Absicht gethan hast," antwortete der Sultan, „so weiß ich dir vielen Dank dafür und werde augenblicklich die nöthigen Befehle geben." Wirklich ließ er sogleich die am besten mit Edelsteinen versehenen Juweliere und die geschicktesten Goldschmiede seiner Hauptstadt rufen.

Der Sultan verließ indeß den Saal und Aladdin führte ihn in denselben, wo er die Prinzessin Badrulbudur am Hochzeitstage bewirthe hatte. Die Prinzessin erschien einen Augenblick später und empfing den Sultan, ihren Vater, mit einer Miene, woraus deutlich zu erkennen war, daß sie mit ihrer Ehe sehr wohl zufrieden seyn mußte. Zwei Tafeln standen da, mit den köstlichsten Speisen besetzt, und das Tafelgeschirr war alles von Gold. Der Sultan setzte sich an die erste und speiste mit der Prinzessin, seiner Tochter, mit Aladdin und dem Großvezier. Die übrigen Großen des Hofes wurden na der zweiten bewirthe, die sehr lang war. Der Sultan fand die Speisen überaus schmackhaft und gestand, daß er noch nie herrlicher gespeist habe. Dasselbe sagte er von dem Weine, welcher in der That sehr köstlich war. Was er noch ferner bewunderte, waren vier große Tafelaufsätze mit einer Menge Flaschen, Schalen und Bechern, sämmtlich von gediegenem Gold und reich mit Edelsteinen geschmückt. Auch über die Musikhöre war er hoch erfreut, die im Saal aufgestellt waren, während das Geschmetter der Trompeten, Pauken und Trommeln in angemessenen Pausen von außen her ertönte.

Als der Sultan vom Tisch aufgestanden war, meldete man ihm, die Juweliere und Goldschmiede, die er hatte rufen lassen, seyen jetzt da. Er ging mit ihnen in den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern und zeigte ihnen das Fenster, das noch unvollendet war. „Ich habe euch kommen lassen," sagte er zu ihnen, „damit ihr mir dieses Fenster ausbauet und es eben so schön machet wie die andern sind. Besichtiget diese einmal und verlieret keine Zeit, an eure Arbeit zu gehen; es muß aber den übrigen vollkommen gleichen."

Die Juweliere und Goldschmiede sahen sich die dreiundzwanzig Fenster sehr genau an, und nachdem sie sich mit einander berathen hatten und darüber eins geworden waren, welche Arbeit jeder Einzelne zu liefern hätte, traten sie wieder vor den Sultan, und der Hofjuwelier nahm das Wort und sagte: „Herr, wir sind bereit, alle Mühe und Fleiß anzuwenden, um dir zu gehorchen; aber, aufrichtig gestanden, so viel wir unser hier sind, so haben wir doch alle mit einander weder so kostbare, noch so viele Edelsteine, als zu einer so bedeutenden Arbeit erforderlich sind.“ — „Ich besitze welche,“ sagte der Sultan, „und zwar weit mehr als ihr brauchen werdet; kommt in meinen Palast, so will ich sie euch zeigen, damit ihr wählet.“

Als der Sultan in seinen Palast zurückgekehrt war, ließ er alle seine Edelsteine bringen, und die Goldschmiede nahmen sehr viele davon, besonders von denen, welche Aladdin ihm geschenkt hatte. Sie brachten sie an dem Fenster an, ohne daß man den Fortschritt ihrer Arbeit sonderlich gemerkt hätte, und kamen zu wiederholten Malen, um neue zu holen; aber in einem Monat hatten sie noch nicht die Hälfte des Werks vollendet. Endlich verwendeten sie alle Edelsteine des Sultans, der noch vom Großvezier dazu entlehnte, brachten aber höchstens die Hälfte des Fensters zu Stande.

Aladdin, der wohl sah, daß der Sultan sich vergebens bemühte, dieses Fenster den übrigen gleich machen zu lassen, und daß er nicht viel Ehre dabei aufhob, ließ die Goldschmiede kommen und sagte ihnen, sie sollen nicht nur ihre Arbeit einstellen, sondern auch das, was sie bisher zuwege gebracht, wieder auseinander nehmen und dem Sultan und Großvezier ihre Edelsteine zurückgeben.

So wurde denn das Werk, wozu die Juweliere und Goldschmiede mehr als sechs Wochen verwendet hatten, binnen wenigen Stunden zerstört. Sie entfernten sich dann und Aladdin blieb allein im Saale zurück. Er zog die Lampe heraus, die er bei sich hatte, rief sie und sogleich erschien der Geist. „Geist,“ sprach Aladdin zu ihm, „ich hatte dir befohlen, eines der vierundzwanzig Gitterfenster des Saales unvollendet zu lassen, und du hast diesen Befehl befolgt: jetzt habe ich dich kommen lassen, daß du es den übrigen gleich machen sollst.“ Der Geist verschwand und Aladdin ging aus dem Saal. Als er eine Weile darauf wieder hinaufkam, fand er das Gitterfenster in dem gewünschten Zustand und ganz wie die übrigen.

Inzwischen kamen die Juweliere und Goldschmiede in den Palast, wurden in das Audienzzimmer geführt und dem Sultan vorgestellt. Der erste Juwelier überreichte ihm die Edelsteine, die sie zurückbrachten, und sagte im Namen Aller zu ihm: „Beherrscher des Erdkreises, du weißt, wie lange wir schon mit dem angestrengtesten Fleiße arbeiten,

um das Werk zu vollenden, das du uns aufgetragen hast. Es war schon sehr weit gediehen, als Aladdin uns nöthigte, nicht nur die Arbeit einzustellen, sondern auch Alles, was wir zuwege gebracht hatten, zu zerstören und dir deine und des Großveziers Edelsteine zurückzubringen. Der Sultan fragte, ob Aladdin ihnen keinen Grund angegeben habe, und als sie es verneinten, gab er sogleich Befehle, ihm ein Pferd vorzuführen. Dies geschah, er bestieg es und ritt ohne weiteres Gefolge, außer einigen seiner Leute, die ihn zu Fuße begleiteten, fort. Am Palaste Aladdins angelangt, stieg er unten an der Treppe ab, die zu dem Saal mit den vierundzwanzig Fenstern führte. Er ging hinein, ohne Aladdin benachrichtigen zu lassen, allein dieser kam noch zu rechter Zeit, um den Sultan an der Thüre des Saals zu empfangen.

Der Sultan ließ Aladdin keine Zeit, sich höflich darüber zu beschweren, daß er ihm seine Ankunft nicht voraus habe melden lassen und ihn dadurch in die Nothwendigkeit versetzt habe, seine Pflicht nur mangelhaft zu erfüllen, sondern sagte sogleich zu ihm: „Mein Sohn, ich komme selbst, um dich zu fragen, warum du denn einen so prächtigen und einzigen Saal, wie der in deinem Palaste ist, unvollendet lassen willst.“

Aladdin verhehlte den wahren Grund, daß nämlich der Sultan nicht reich genug an Edelsteinen wäre, um einen so großen Aufwand zu bestreiten. Um ihm übrigens zu zeigen, wie weit der Palast, so wie er gegenwärtig war, nicht bloß den seinigen, sondern auch jeden andern Palast auf der Welt übertraf, während er nicht einmal im Stande war, den kleinsten Theil davon zu vollenden, antwortete er ihm: „Herr, es ist wahr, du hast den Saal unvollendet gesehen, aber ich bitte dich, sieh jetzt einmal, ob noch etwas daran fehlt.“

Der Sultan ging auf das Fenster zu, dessen Vergitterung er unvollendet gesehen hatte, und als er bemerkte, daß es den übrigen so gleich war, wie ein Ei dem andern, glaubte er, er habe sich getäuscht. Er besichtigte sofort nicht bloß die zwei Fenster auf beiden Seiten daneben, sondern auch noch alle nach einander, und nachdem er sich überzeugt, daß das Gitterfenster, woran seine Goldschmiede so lange gearbeitet hatten, in so kurzer Zeit vollendet worden war, umarmte er Aladdin und küßte ihn zwischen die Augen auf die Stirne. „Mein Sohn,“ sagte er hierauf voll Bewunderung zu ihm: „was für ein Mann bist du, daß du so erstaunliche Werke zuwege bringst, ehe man eine Hand umkehrt? Du hast auf der ganzen Welt nicht deines Gleichen und je mehr ich dich kennen lerne, um so bewundernswürdiger finde ich dich.“

Aladdin nahm die Lobsprüche des Sultans mit vieler Bescheidenheit auf und antwortete ihm folgendermaßen: „Herr, es ist ein großer Ruhm für mich, das Wohlwollen

und den Beifall meines Königs zu verdienen; auch versichere ich dir, daß ich stets Allem aufbieten werde, um mich desselben immer mehr und mehr würdig zu machen.“

Der Sultan kehrte in seinen Palaß zurück, wie er gekommen war, ohne Aladdin's Begleitung anzunehmen. Der Großvezier erwartete ihn daselbst. Noch voll Staunen über das Wunder, das er mit eigenen Augen gesehen, erzählte ihm der Sultan Alles in Ausdrücken, die den Minister nicht mehr an der Wahrheit der Sache zweifeln ließen, ihn aber in seinem ursprünglichen Glauben bestärkten, daß Aladdin's Palaß ein Werk der Zauberei sey, was er auch gleich anfangs, als der Palaß an's Tageslicht kam, gegen den Sultan geäußert hatte. Er wollte es nun abermals wiederholen, allein der Sultan unterbrach ihn mit den Worten: „Du hast mir dies schon einmal gesagt, aber ich sehe wohl, daß du die Vermählung meiner Tochter mit deinem Sohne immer noch nicht vergessen hast.“ Der Großvezier sah ein, daß der Sultan eine vorgefaßte Meinung hatte, und ließ ihn auch dabei, um nicht in Streit mit ihm zu gerathen. Der Sultan aber begab sich regelmäßig jeden Tag, sobald er aufgestanden war, in ein Zimmer, von wo aus er den Palaß Aladdin's sehen konnte, und ging auch den Tag über mehrmals dahin, um ihn zu betrachten und zu bewundern.

Aladdin verschloß sich indessen nicht in seinem Palaße; er zeigte sich absichtlich mehrere Male wöchentlich in der Stadt, indem er bald in diese, bald in jene Moschee ging, um sein Gebet zu verrichten, oder von Zeit zu Zeit dem Großvezier einen Besuch abstattete, der sich beeiferte, ihm an bestimmten Tagen seine Aufwartung zu machen, oder erwies er auch zuweilen einigen Vornehmen vom Hofe, die er öfter in seinem Palaße bewirthete, die Ehre, sie zu Haus zu besuchen. Jedesmal, wenn er austritt, hatte er ein zahlreiches Gefolge von Sklaven um sich, und zwei von ihnen mußten auf den Straßen und Plätzen, durch die er kam und wo sich immer eine große Volksmenge einfand, ganze Hände voll Gold auswerfen. Kein Armer erschien an der Pforte seines Palaßes, ohne sehr vergnügt über die Gaben, die auf seinen Befehl ausgetheilt wurden, zurückzukehren.

Da Aladdin seine Zeit so eingetheilt hatte, daß er jede Woche wenigstens einmal auf die Jagd ging, bald in die nächsten Umgebungen der Stadt, bald auch in weitere Ferne, so zeigte er sich auf den Straßen und auf den Dörfern eben so freigebig. Dieses großmüthige Benehmen machte, daß das ganze Volk ihn mit Segenswünschen überhäufte und zuletzt nicht höher schwor, als bei seinem Haupte. Ja man kann, ohne den Sultan, dem er sehr regelmäßig den Hof machte, in Schatten zu stellen, wohl sagen, daß Aladdin sich durch seine Leutseligkeit und Freigebigkeit die Zuneigung des ganzen Volkes erworben hatte und im Allgemeinen mehr geliebt wurde, als der Sultan selbst. Mit

allen diesen schönen Eigenschaften verband er eine Tapferkeit und einen Eifer für das Wohl des Staats, den man nicht genug loben kann. Beweise davon gab er bei Gelegenheit eines Aufruhrs an den Grenzen des Reichs. Kaum hatte er erfahren, daß der Sultan ein Heer anrückte, um ihn zu dämpfen, so bat er ihn, ihm den Oberbefehl zu übergeben, und erhielt ihn auch ohne Mühe. Sobald er nun an der Spitze des Heeres stand, führte er es so schnell und mit solchem Eifer in's Feld, daß der Sultan die Niederlage, Bestrafung und Zerstreuung der Aufrührer eher vernahm, als seine Ankunft beim Heere. Diese That, die seinen Namen im ganzen Reiche berühmt machte, verderbte doch sein Herz nicht; er kehrte zwar sieggekrönt zurück, blieb aber immer noch so mild und leutselig wie zuvor.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherzad folgendermaßen fortgesetzt wurde:





Fünfhundert und fünfzigste Nacht.

Aladdin hatte bereits mehrere Jahre auf diese Art gelebt, als der Zauberer, der ihn, ohne daran zu denken, in den Stand gesetzt hatte, sich so hoch aufzuschwingen, in Afrika, wohin er zurückgekehrt war, sich seiner erinnerte. Obwohl er bisher des festen Glaubens gelebt hatte, Aladdin müsse in dem unterirdischen Gewölbe zu Grund gegangen seyn, so bekam er doch auf einmal Lust, genau zu erfahren, welches Ende er genommen habe. Als großer Meister in der Punktirkunst zog er aus seinem Schrank ein Biered in Form einer verschlossenen Schachtel hervor, dessen er sich bei seinen Beobachtungen in der Punktirkunst zu bedienen pflegte. Er setzte sich auf seinen Sopha, legte das Biered vor sich, nahm den Deckel ab und nachdem er den Sand zurecht gemacht und geebnet hatte, um zu erfahren, ob Aladdin in der unterirdischen Höhle gestorben sey oder nicht, machte er seine Punkte, zog seine Linien und stellte ihm die Nativität. Indem er nun die Nativitätsstellung recht in's Auge faßte, um seinen Schluß daraus zu ziehen, so entdeckte er, daß Aladdin nicht nur nicht in dem unterirdischen Gewölbe gestorben sey, sondern sich daraus gerettet habe und in großem Glanz und gewaltigem Reichthum, vermählt mit einer Prinzessin, hochgeehrt und geachtet lebe.

Raum hatte der afrikanische Zauberer mittelst seiner teuflischen Kunst die Entdeckung gemacht, daß Aladdin sich so hoch hinaufgeschwungen habe, so stieg ihm auch das Blut in's Gesicht. Voll Wuth sagte er zu sich selbst: „Dieser elende Schneiderssohn hat also das Geheimniß und die Wunderkraft der Lampe entdeckt; ich hielt seinen Tod für gewiß und nun genießt er die Frucht meiner Arbeiten und Nachwachen! Aber eher will ich untergehen, als ihn noch länger in seinem Glücke lassen.“ Er hatte seinen Entschluß schnell gefaßt, bestieg gleich am andern Morgen einen Berberhengst, den er im Stalle hatte, und machte sich auf den Weg. So kam er von Stadt zu Stadt, und von Land zu Land, ohne sich unterwegs länger aufzuhalten, als sein Pferd zum Ausruhen Zeit brauchte, bis nach China und bald auch in die Hauptstadt des Sultans, dessen Tochter Aladdin geheirathet hatte. Er stieg in einem Khan oder öffentlichen Wirthshause ab und miethete sich ein Zimmer. Hier blieb er den noch übrigen Theil des Tags und die folgende Nacht, um sich von den Beschwerden der Reise zu erholen.

Am andern Morgen wünschte der afrikanische Zauberer vor Allem zu erfahren, was man von Aladdin spreche. Indem er nun durch die Stadt spazierte, trat er in ein sehr berühmtes und von vornehmen Leuten stark besuchtes Haus, wo man zusammenkam, um ein gewisses warmes Getränk zu genießen, und das er noch von seiner ersten Reise her kannte. Raum hatte er Platz genommen, als man ihm eine Schale von diesem Getränk einschenkte und überreichte. Während er trank, horchte er rechts und links und hörte, daß man von Aladdins Palaste sprach. Als er ausgetrunken hatte, näherte er sich Einem von denen, die sich davon unterhielten, und nahm den Augenblick wahr, um ihn bei Seite zu nehmen und ihn zu fragen, was denn das für ein Palast sey, von dem man so rühmend spreche. „Woher bist denn du, Freund?“ erwiderte ihm der Angeredete. „Du mußt erst seit ganz Kurzem hier seyn, wenn du den Palast des Prinzen Aladdin noch nicht gesehen oder wenigstens noch nicht einmal davon reden gehört hast.“ Man nannte nämlich Aladdin immer so, seitdem er die Prinzessin Badrubudur geheirathet hatte. „Ich sage nicht,“ fuhr der Mann fort, „daß er eins von den Wunderwerken der Welt ist, sondern ich behaupte vielmehr, daß er das einzige Wunder auf der Welt ist; denn gewiß hat man noch nie etwas so Großes, so Kostbares, so Prachtvolles gesehen. Du mußt sehr weit herkommen, da du noch nichts davon gehört hast, denn nach meiner Meinung muß man auf der ganzen Welt davon sprechen, seit er erbaut ist. Sieh ihn einmal selbst an und urtheile, ob ich dir nicht die Wahrheit berichtet habe.“ — „Verzeihe meine Unwissenheit,“ antwortete der afrikanische Zauberer, „ich bin erst gestern hier angelangt und komme in der That so weit her, ich kann sagen vom

äußersten Ende Afrika's, daß sein Ruf noch nicht bis dahin gedrungen war, als' ich abreiste. Da ich wegen des dringenden Geschäftes, das mich hierher führt, auf meiner Reise kein anderes Ziel vor Augen hatte, als möglichst bald anzukommen, ohne mich unterwegs aufzuhalten, oder irgend eine Bekanntschaft anzuknüpfen, so erfuhr ich von der Sache nichts weiter, als was du mir eben gesagt hast. Indes will ich nicht unterlassen, ihn selbst zu sehen; ja meine Neugierde ist so groß, daß ich sie sogleich befriedigen wollte, wenn du nur die Güte hättest, mir den Weg zu zeigen."

Derjenige, an den sich der afrikanische Zauberer gewandt hatte, machte sich ein Vergnügen daraus, ihm den Weg nach Aladdin's Palast zu beschreiben, und der afrikanische Zauberer stand nun sogleich auf und ging dahin. Als er angekommen war und den Palast von allen Seiten genau betrachtet hatte, zweifelte er nicht mehr daran, daß Aladdin sich der Lampe bedient haben müsse, um ihn erbauen zu lassen. Ohne weiter auf die Machtlosigkeit Aladdins als eines bloßen Schneidersohnes Gewicht zu legen, wußte er recht gut, daß solche Wunderwerke nur von den Geistern der Lampe, deren Besitz ihm entgangen war, geschaffen werden konnten. Voll Aerger über das Glück und die Größe Aladdins, der sich nicht viel von dem Sultan unterschied, kehrte er nach dem Khan zurück, wo er abgestiegen war.

Nun brauchte er nur noch zu wissen, wo die Lampe war, ob Aladdin sie bei sich trug oder irgendwo aufbewahrte, und um dies zu entdecken, mußte der Zauberer seine Punktirkunst zu Hülfe nehmen. Sobald er in sein Zimmer gekommen war, nahm er daher sein Biered und den Sand wieder vor, was er auf allen seinen Reisen bei sich führte. Aus diesem Versuche erkannte er, daß die Lampe in Aladdins Palast war, und war außer sich vor Freude über eine solch wichtige Entdeckung. „Ich muß sie bekommen, diese Lampe,“ sagte er, „und Trog sey Aladdin geboten, ob er mich hindern kann, sie ihm zu entreißen und ihn in die Niedrigkeit wieder hinabzudrücken, aus der er so hoch emporgestiegen ist.“

Das Unglück wollte, daß Aladdin damals gerade auf acht Tage auf die Jagd gegangen und erst seit drei Tagen fort war; der afrikanische Zauberer erfuhr dies auf folgende Weise. Sobald er durch seine Punktirkunst die frohe Entdeckung gemacht hatte, wo die Lampe sey, ging er zum Aufseher des Khans unter dem Vorwand, sich mit ihm unterhalten zu wollen, und er hatte sehr natürliche Gründe dazu, so daß er nicht weit auszuholen brauchte. Er erzählte ihm, daß er Aladdins Palast gesehen, und nachdem er in den übertriebensten Ausdrücken Alles gepriesen hatte, was ihm daran am bewundernswürdigsten vorgekommen, und was überhaupt Jedermann am merkwürdigsten

fand, setzte er hinzu: „Meine Neugierde erstreckt sich noch weiter, und ich werde mich nicht zufrieden geben, bevor ich den Herrn dieses wundervollen Gebäudes selbst gesehen habe.“ — „Das wird dir nicht schwer werden,“ antwortete der Aufseher des Rhans, „denn so lange er in der Stadt ist, gibt er fast jeden Tag Gelegenheit dazu; aber seit drei Tagen ist er auf eine große Jagd ausgezogen, die acht Tage dauern soll.“

Mehr verlangte der afrikanische Zauberer nicht zu wissen; er nahm Abschied von dem Mann und sagte bei sich selbst: „Der Augenblick ist günstig, ich darf ihn nicht hinauslassen.“ Hierauf ging er in den Laden eines Mannes, der Lampen zum Verkauf machte, und sagte zu diesem: „Meister, ich sollte zwölf kupferne Lampen haben: kannst du sie mir liefern?“ Der Lampenverkäufer antwortete, es fehlen ihm zwar noch einige, wenn er sich aber bis morgen gedulden wolle, so könne er ihm ein volles Duzend zu jeder beliebigen Stunde liefern. Der Zauberer war es zufrieden und empfahl ihm, sie müssen recht hübsch und blank seyn; nachdem er ihm sofort noch eine gute Bezahlung versprochen hatte, ging er in seinen Rhan zurück.

Am andern Tage wurde das Duzend Lampen dem afrikanischen Zauberer abgeliefert, der ohne zu markten den verlangten Preis dafür bezahlte. Er legte sie in einen Korb, womit er sich zu diesem Behuf versehen hatte, ging mit diesem Korb am Arm nach Aladdins Palast und fing, als er in der Nähe war, an zu rufen: „Wer will alte Lampen gegen neue austauschen?“ Als die kleinen Kinder, die auf dem Plage spielten, dies hörten, liefen sie herbei und sammelten sich mit lautem Hohn gelächter um ihn, denn sie hielten ihn für einen Narren. Auch die Vorübergehenden lachten über seine Dummheit, wofür sie es hielten. „Bei diesem Manne,“ sagten sie, „muß es im Kopfhäuschen nicht richtig seyn, sonst könnte er nicht neue Lampen für alte anbieten.“ Der afrikanische Zauberer ließ sich weder durch das Gehöhrne der Kinder, noch durch das, was die ältern Leute von ihm sagten, irre machen, sondern fuhr fort, seine Waare auszubieten und laut zu schreien: „Wer will alte Lampen gegen neue austauschen!“ Er wiederholte dies so oft, auf dem Plage vor dem Palast und in der Nähe desselben auf- und abgehend, daß die Prinzessin Badrulbudur, die gerade in dem Saale mit den vierundzwanzig Fenstern war, die Stimme des Mannes hörte; da sie aber wegen des Geschreies der Kinder, die ihm nachfolgten und deren Zahl sich mit jedem Augenblick vermehrte, nicht verstand, was er ausrief, so schickte sie eine ihrer Sklavinnen, die ihr am nächsten stand, hinab, um zu sehen, was der Lärm bedeuten sollte.

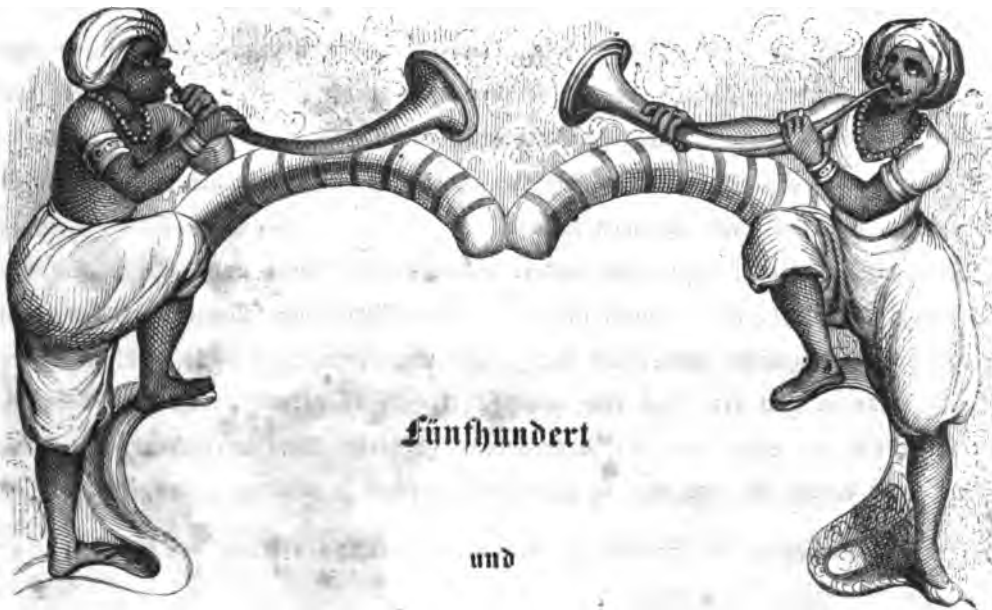
Die Sklavin kam bald wieder mit lautem Lachen in den Saal. Sie lachte so herzlich, daß die Prinzessin bei ihrem Anblick ebenfalls lachen mußte. „Nun, du Närrin,“

sagte sie endlich, „wirft du mir nicht sagen, warum du so lachst?“ — „Herrin,“ antwortete die Sklavin, immerfort lachend, „wie könnte man auch anders, wenn man einen Narren sieht, der einen Korb voll schöner, ganz neuer Lampen am Arm hat, aber sie nicht verkaufen, sondern nur gegen alte austauschen will. Der Lärm aber, den du hörst, kommt von den Kindern her, die ihn verhöhnen und in solcher Masse umgeben, daß er kaum von der Stelle kommen kann.“

Nach diesem Bericht nahm eine andere Sklavin das Wort und sagte: „Da von alten Lampen die Rede ist, so weiß ich nicht, ob die Prinzessin schon bemerkt hat, daß hier auf dem Kranzgesims eine solche steht. Der Eigenthümer wird es wohl nicht übel nehmen, wenn er statt der alten eine neue findet. Wenn es der Prinzessin genehm ist, so kann sie sich den Spas machen, zu erproben, ob dieser Narr wirklich verrückt genug ist, eine neue Lampe für eine alte zu geben, ohne etwas heraus zu verlangen.“

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherzad folgendermaßen fortgesetzt wurde:





einundfünfzigste Nacht.

Die Lampe, von der die Sklavin sprach, war eben die Wunderlampe, die Aladdin zu seiner Größe geholt hatte; und er selbst hatte sie, bevor er auf die Jagd ging, auf das Kranzgefäß gestellt, um sie nicht zu verlieren: eine Vorsichtsmaßregel, die er jedesmal anwendete, wenn er zu diesem Behuf auszog. Aber weder die Sklavinnen, noch die Verschnittenen, noch die Prinzessin selbst hatten sie jemals während seiner Abwesenheit bemerkt. Außer der Zeit, wo er auf der Jagd war, trug er sie immer bei sich. Man wird nun sagen, diese Vorsicht Aladdins sey recht gut gewesen, aber er hätte seine Lampe wenigstens einschließen sollen. Dies ist freilich wahr, doch dergleichen Versehen sind zu jeder Zeit begangen worden, werden noch täglich begangen und noch in Zukunft begangen werden.

Die Prinzessin Badrulbudur, die von dem hohen Werth der Lampe nichts wußte und sich nicht denken konnte, daß es für Aladdin, der gar nie davon sprach, von so hoher Wichtigkeit seyn könne, sie unberührt zu lassen und aufzubewahren, ging auf den Scherz ein und befahl einem Verschnittenen, sie zu nehmen und umzutauschen. Der

Berschnittene gehorchte, ging die Treppe hinab, und war kaum aus dem Thore des Palastes, als er den afrikanischen Zauberer bemerkte. Er rief ihn, und als er zu ihm kam, zeigte er ihm die alte Lampe und sagte: „Gib mir eine neue Lampe für diese da.“

Der afrikanische Zauberer zweifelte nicht, daß dies die Lampe sey, die er suchte; denn da alles Geschirr in Aladdin's Palast von Gold oder Silber war, so konnte es darin nicht wohl noch eine andere solche geben. Er nahm sie dem Berschnittenen schnell aus der Hand, schob sie sorgfältig in seinen Busen und überreichte ihm dann seinen Korb, damit er nach Belieben eine auswählen könnte. Der Berschnittene wählte eine



aus, verließ den Zauberer und brachte die neue Lampe der Prinzessin Badrulbudur. Kaum aber war der Tausch geschehen, als auch schon die Kinder auf dem Platz ein lautes Geschrei und Gelächter erhoben und sich über die Dummheit des Zauberers lustig machten.

Der afrikanische Zauberer ließ sie schreien so lange sie wollten. Ohne sich länger in der Nähe von Aladdin's Palast aufzuhalten, machte er sich ganz unvermerkt und ohne weitem Lärm aus dem Staube, d. h. er schrie nicht mehr, daß er alte Lampen gegen neue eintauschen wolle. Er wollte jetzt keine andere mehr als die, die er schon hatte, und da er schwieg, so gingen auch die Kinder aus einander und ließen ihn ziehen.

Sobald er von dem Plage zwischen den beiden Palästen weg war, entschlüpfte er durch eine weniger besuchte Straße, und da er jetzt weder die anderen Lampen noch den Korb mehr brauchte, so stellte er den Korb mit den Lampen auf eine Straße, wo gerade Niemand vorüberging. Hierauf schlug er eine andere Straße ein und lief hastig fort, bis er eines der Stadttore erreichte. Sodann ging er durch eine sehr lange Vorstadt, wo er einige Lebensmittel einkaufte. Sobald er aber im Freien war, lenkte er von der Hauptstraße ab nach einem abgelegenen Plage hin, wo er von Niemand bemerkt werden konnte, und hier wartete er auf den günstigen Augenblick, um seinen Plan vollends auszuführen. Was lag ihm an seinem Verberhengst? Diesen ließ er in dem Khan, wo er abgestiegen war, zurück, denn er glaubte sich durch den Schatz, den er eben erworben, reichlich entschädigt.

Der afrikanische Zauberer brachte den Rest des Tages hier zu, bis ein Uhr Nachts, wo die Finsterniß am größten war. Jetzt zog er die Lampe aus seinem Busen und rief sie. Auf diesen Ruf erschien der Geist sogleich. „Was willst du?“ fragte er ihn; „ich bin bereit, dir zu gehorchen, als dein Sklave und als Sklave Aller, welche die Lampe in der Hand haben; sowohl ich als auch die andern Sklaven der Lampe.“ — „Ich befehle dir,“ antwortete der afrikanische Zauberer, „daß du augenblicklich den Palast, den du oder die andern Sklaven der Lampe in der Stadt erbaut, so wie er ist, mit allen seinen lebenden Bewohnern aufhebest und zugleich mit mir an den und den Ort nach Afrika versetzest.“ Ohne etwas zu antworten, schaffte der Geist mit Hilfe der Übrigen der



Lampe dienfbaren Geister in sehr kurzer Zeit sowohl ihn selbst als den ganzen Palast an den bezeichneten Ort in Afrika. Wir wollen indeß den afrikanischen Zauberer und den Palast sammt der Prinzessin Badrulbudur in Afrika lassen und nur von dem Erstaunen des Sultans reden.

Als der Sultan aufgestanden war, ging er wie gewöhnlich nach dem offenen Erker, um sich das Vergnügen zu machen, Aladdin's Palast zu betrachten und zu bewundern. Er richtete seinen Blick nach der Seite hin, wo er diesen Palast zu sehen gewohnt war, erblickte aber nur einen leeren Platz, ganz wie er vor Erbauung desselben gewesen war. Im Anfang glaubte er, er täusche sich, und rieb sich die Augen; allein er sah so wenig als das erste Mal, obgleich das Wetter sehr heiter, der Himmel rein und die Morgenröthe bereits aufgestiegen war, so daß man Alles recht deutlich sehen konnte. Er blickte rechts und links durch die beiden Oeffnungen und sah noch immer nichts. Sein Erstaunen darüber war so groß, daß er lange wie angewurzelt auf derselben Stelle stehen blieb, die Augen starr nach der Seite hin geheftet, wo der Palast bisher gewesen, aber jetzt nicht mehr zu sehen war; denn es war ihm unmöglich zu begreifen, wie ein so großer und ansehnlicher Palast, wie der Aladdin's, den er seit jenem Tage, wo er die Erlaubniß zu seiner Erbauung gegeben, tagtäglich und erst gestern noch gesehen hatte, auf einmal ganz spurlos verschwunden seyn solle. „Ich kann mich nicht täuschen,“ sprach er bei sich selbst, „er stand auf dem Plage dort. Wäre er eingestürzt, so müßten sich doch noch Trümmer davon zeigen, und hätte die Erde ihn verschlungen, so müßte man wenigstens eine Spur sehen.“ Es ging über seine Verstandeskräfte, zu enträthseln, wie dies zugegangen sey, und so fest er auch überzeugt war, daß der Palast nicht mehr da stand, so wartete er doch noch einige Zeit, um sich zu überzeugen, ob er sich nicht täusche. Endlich entfernte er sich und ging, nachdem er noch einmal zurückgeblickt hatte, auf seine Zimmer zurück. Dann ließ er in aller Eile den Großvezier rufen und setzte sich nieder, während sein Geist von so verschiedenartigen Gedanken bestürmt wurde, daß er nicht wußte, was er thun sollte.

Der Großvezier ließ nicht lange auf sich warten. Er kam in solcher Eile, daß weder er noch seine Leute im Vorbeigehen bemerkten, daß Aladdin's Palast nicht mehr an seiner Stelle stand. Selbst die Pfortner hatten es nicht bemerkt, als sie die Thore des Palastes öffneten. Der Großvezier redete den Sultan also an: „Herr, die Eile, womit man mich berufen hat, läßt mich schließen, daß irgend etwas Außerordentliches vorgefallen seyn muß; denn du weißt ja wohl, daß heute Rathssitzung ist, und ich mich meiner Pflicht gemäß ohnehin in einigen Augenblicken eingestellt hätte.“ — „Ja,“

antwortete der Sultan, „es hat sich wirklich etwas sehr Außerordentliches zugetragen und du wirst es selbst gesehen müssen. Sprich, wo ist der Palast Aladdins?“ — „Der Palast Aladdins?“ erwiderte der Großvezier sehr erstaunt: „Ich ging so eben daran vorbei, und mich dächte, er stand an seinem alten Platz. So gewaltige Gebäude wie dieses ändern ihre Stelle nicht so leicht.“ — „Sieh einmal zum Kabinet hinaus,“ entgegnete der Sultan, „und sag mir dann, ob du ihn gesehen hast.“

Der Großvezier begab sich in den offenen Erker, und es ging ihm wie dem Sultan. Als er sich völlig versichert hatte, daß Aladdins Palast nicht mehr da stand und auch nicht die mindeste Spur davon zu sehen war, trat er wieder vor den Sultan. „Nun, hast du Aladdins Palast gesehen?“ fragte ihn dieser. — „Herr,“ antwortete der Großvezier, „du erinnerst dich vielleicht, daß ich die Ehre hatte, dir zu sagen, der Palast, den du mit seinen unermesslichen Reichtümern so sehr bewundertest, könne bloß ein Werk der Zauberei und eines Zauberers seyn; allein du wolltest damals nicht auf mich achten.“

Der Sultan, der dies nicht läugnen konnte, gerieth in einen um so größern Zorn, als sein früherer Unglauben offenbar am Tage lag. „Wo ist er,“ rief er, „dieser Betrüger, dieser Schurke? Ich lasse ihm den Kopf abschlagen.“ — „Herr,“ antwortete der Großvezier, „er hat sich vor einigen Tagen von dir verabschiedet. Man muß ihn fragen lassen, wo sein Palast hingekommen ist, denn er allein kann es wissen.“ — „Das wäre zu viele Schonung für ihn,“ entgegnete der Sultan; „geh' und schicke dreißig von meinen Reitern ab, daß sie ihn in Ketten vor mich führen.“ Der Großvezier überbrachte den Reitern den Befehl des Sultans und unterrichtete ihren Anführer, wie sie sich zu benehmen hätten, damit er ihnen nicht entwischen könne. Sie gingen ab und trafen Aladdin fünf oder sechs Stunden von der Stadt auf dem Heimwege begriffen. Der Anführer ritt auf ihn zu und sagte ihm, der Sultan habe großes Verlangen, ihn wieder zu sehen, und deshalb habe er sie abgeschickt, um es ihm zu melden und ihn nach Hause zu begleiten.

Bei diesen Worten bemerkte Schehersad den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:





Fünfhundert und zweiundfünfzigste Nacht.

Aladdin hatte nicht die entfernteste Ahnung von dem wahren Grunde, warum diese Abtheilung der Leibwache des Sultans zu ihm gekommen war, und ritt getrost weiter. Als er aber noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt war, umringte ihn die Reiterschaar, und der Anführer derselben nahm das Wort und sagte zu ihm: „Prinz Aladdin, mit großem Bedauern haben wir dir zu erklären, daß wir vom Sultan Befehl haben, dich zu verhaften und als Staatsverbrecher vor ihn zu führen; wir bitten dich, es nicht übel aufzunehmen, wenn wir jetzt unsere Pflicht erfüllen, und uns zu verzeihen.“

Aladdin war äußerst überrascht durch diese Erklärung, denn er fühlte sich unschuldig. Er fragte den Anführer, ob er wisse, welches Verbrechen er angeklagt sey; dieser aber antwortete, weder er noch seine Leute wußten davon.

Da Aladdin sah, daß seine Leute viel schwächer waren, als die Reiterschaar, und ihn sogar verließen, so stieg er vom Pferd ab und sagte: „Hier bin ich, vollziehet

euern Befehl. Uebrigens kann ich versichern, daß ich mir keines Verbrechens bewußt bin, weder gegen die Person des Sultans, noch gegen den Staat.“ Man warf ihm sogleich eine sehr dicke und lange Kette an den Hals und band ihn damit auch mitten um den Körper, so daß er die Arme nicht frei hatte. Der Anführer stellte sich nun wieder an die Spitze des Zugs, einer der Reiter aber faßte das Ende der Kette und führte so, hinter dem Anführer herreitend, Aladdin, der zu Fuße folgen mußte, mit fort. In diesem Zustande wurde er in die Stadt gebracht.

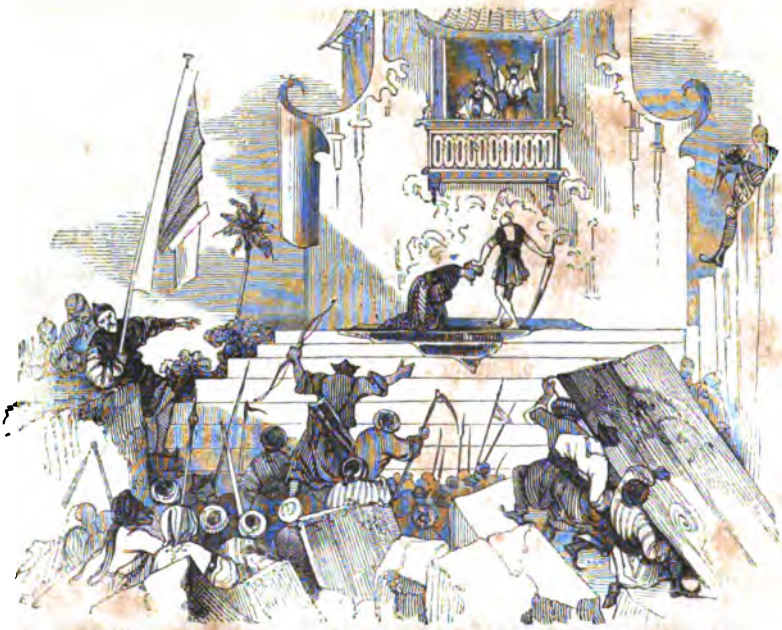
Als die Reiter in die Vorstadt kamen und man Aladdin als Staatsverbrecher daherführen sah, glaubte Jedermann, es werde ihm den Kopf kosten. Da er aber allgemein beliebt war, so ergriffen die Einen Säbel und andere Waffen, und die, welche keine hatten, bewaffneten sich mit Steinen und folgten den Reitern nach. Einige von den Hintersten schwenkten um und machten Miene, sie aus einander zu sprengen; allein die Volksmasse wurde so groß, daß die Reiter es für gerathener fanden, sich keinen Ärger anmerken zu lassen, und sich glücklich schätzten, wenn sie nur den Palast des Sultans erreichten, ohne daß Aladdin ihnen entrisen wurde. Um dies zu bewerkstelligen, nahmen sie geflissentlich die ganze Breite der Straße ein, indem sie sich bald ausdehnten, bald näher an einander schlossen, je nachdem sie weiter oder enger war. So gelangten sie endlich an den Platz vor dem Palaste wo sie sich alle in einer Linie aufstellten und gegen die bewaffnete Volksmasse Front machten, bis ihr Befehlshaber und der Reiter, welcher Aladdin führte, in den Palast eingetreten waren und die Pfortner das Thor hinter ihm geschlossen hatten, um das Volk abzuhalten.

Aladdin wurde sofort vor den Sultan geführt, der ihn mit dem Großvezier auf einem Balkon erwartete. Sobald er ihn sah, befohl er dem Scharfrichter, der ebenfalls hierher bestellt worden war, ihm den Kopf abzuhauen, ohne daß er ihn anhören oder irgend einen Aufschluß von ihm haben wollte.

Der Scharfrichter bemächtigte sich Aladdins, nahm ihm die Kette, die er um den Hals und Leib hatte, ab, breitete sofort ein Leder, das mit dem Blute von unzähligen Verbrechern besetzt war, auf den Boden, hieß ihn darauf niederknien und verband ihm die Augen. Hierauf zog er sein Schwert, holte weit aus, ließ es dreimal in der Luft blitzen und schickte sich an, den Todesreich zu führen, indem er nur noch auf ein Zeichen vom Sultan wartete, um Aladdin den Kopf abzuschlagen.

In diesem Augenblick bemerkte der Großvezier, daß das Volk die Reiter überwältigt hatte und in den Schloßplatz gedrungen war, ja sogar, daß einige die Mauern des Palastes an mehreren Stellen mit Leitern erstiegen und bereits anfangen, sie niederzureißen,

um eine Oeffnung zu machen. Er sagte daher zum Sultan, ehe er das Zeichen gab: „Herr, ich bitte dich, daß du den Schritt, den du zu thun im Begriffe bist, reiflich überlegen mögest. Du laufft Gefahr, deinen Palast erstürmt zu sehen, und wenn dies Unglück geschähe, so könnte es unheilbringende Folgen haben.“ — „Mein Palast erstürmt!“ versetzte der Sultan. „Wer darf sich dessen unterfangen?“ — „Herr,“ antwortete der Großvezier, „wirf nur einen Blick auf die Mauern des Palastes und auf den Platz, so wirst du dich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen.“



Als der Sultan die heftige Aufregung unter dem Volke sah, erschrak er dermaßen, daß er augenblicklich dem Scharfrichter den Befehl gab, sein Schwert wieder in die Scheide zu stecken, die Binde von Aladdin's Augen wegzunehmen und ihn freizulassen. Zugleich befahl er seinen Trabanten auszurufen, daß er Aladdin Gnade schenke, und jedermänniglich sich nun entfernen möge.

Als nun diejenigen, welche bereits die Mauern des Palastes erklettert hatten, sahen, was da vorging, so gaben sie ihr Vorhaben auf. Sie stiegen schnell wieder herab und hoch erfreut, einem Mann, den sie wahrhaft liebten, das Leben gerettet zu haben, theilten sie diese Nachricht allen Umstehenden mit. Sie verbreitete sich von Mund zu Mund unter der ganzen Volksmasse, die sich auf dem Platz vor dem Palaste gesammelt hatte, und die Trabanten beschäftigten sie auch von oben herab. Als nun das Volk sah, daß der Sultan Aladdin Gerechtigkeit widerfahren ließ und ihn begnadigte,

so entwaffnete sich sein Zorn, der Aufruhr hörte auf und es gingen Alle einer nach dem andern nach Hause.

Sobald Aladdin sich wieder in Freiheit sah, schaute er nach dem Balkon hinauf, und als er den Sultan bemerkte, so rief er ihm in rührendem Tone zu: „Herr, ich bitte dich, mir zu der bereits erwiesenen Gnade noch eine neue zu schenken und mich wissen zu lassen, was mein Verbrechen ist.“ — „Was es ist, du Schurke!“ erwiderte der Sultan; „weißt du es noch nicht? Komm einmal hier herauf, so will ich dir es zeigen.“

Aladdin ging hinauf und trat vor den Sultan. „Folge mir,“ sagte dieser zu ihm und ging vor ihm her, ohne ihn anzusehen. Er führte ihn an den offenen Erker, und als er an der Thüre war, sagte er zu ihm: „Gehe hinein, du mußt doch wissen, wo dein Palast stand; sieh dich jetzt hier nach allen Seiten um und sage, was daraus geworden ist.“

Aladdin sah hin und erblickte nichts. Er bemerkte wohl den ganzen Platz, den sein Palast sonst eingenommen hatte, da er aber nicht begreifen konnte, wie er hätte verschwinden sollen, so machte ihn dieses seltsame und überraschende Ereigniß so bestürzt und verduzt, daß er dem Sultan kein einziges Wort erwidern konnte.

Der Sultan wiederholte voll Ungeduld die Frage: „Sag' mir doch, wo der Palast und meine Tochter ist.“ Endlich brach Aladdin das Stillschweigen und sagte: „Herr, ich sehe wohl und gestehe es ein, daß der Palast, den ich erbauen ließ, nicht mehr auf seinem Plage steht; ich sehe, daß er verschwunden ist, kann dir aber nicht sagen, wo er seyn mag. Nur so viel kann ich versichern, daß ich keinen Theil an diesem Ereigniß habe.“

„Mir liegt nichts daran, was aus deinem Palaste geworden ist,“ antwortete der Sultan. „Meine Tochter ist mir millionenmal lieber. Du mußt sie mir zurückgeben, sonst lasse ich dir ohne alle weitere Rücksichten den Kopf abschlagen.“

„Herr,“ antwortete Aladdin, „ich flehe dich an, daß du mir vierzig Tage Frist gebest, um meine Maßregeln zu treffen, und gelingt es mir in dieser Zeit nicht, so gebe ich dir mein Wort, daß ich selbst meinen Kopf zu den Füßen deines Thrones niederlegen will, damit du nach Belieben darüber verfügest.“ — „Ich bewillige dir diese Frist von vierzig Tagen,“ erwiderte der Sultan; „aber glaube ja nicht, daß du meine Gnade mißbrauchen und meinem Zorn entfliehen könntest. In welchem Winkel der Erde du seyn magst, ich werde dich schon zu finden wissen.“

Aladdin entfernte sich in großer Demüthigung und in einem wahrhaft Mitleid erregenden Zustande aus dem Angesicht des Sultans. Er ging mit gesenktem Haupte über die Höfe des Palastes und war so beschämt, daß er es nicht wagte, die Augen

aufzuschlagen. Die vornehmsten Hofbeamten, von denen er keinen einzigen beleidigt hatte und die vorher seine Freunde gewesen, waren jetzt weit entfernt, sich ihm zu nähern oder ihm eine Zufluchtsstätte anzubieten; nein, sie kehrten ihm den Rücken, damit sie ihn nicht sehen mußten und er sie nicht erkennen möchte. Aber wenn sie sich ihm auch genähert hätten, um ihm Trost einzusprechen oder ihre Dienste anzutragen, so hätten sie Aladdin kaum mehr erkannt: kannte er sich doch selbst nicht mehr und war seines Verstandes nimmer mächtig. Dies bewies er auch, sobald er zum Palaste hinausgetreten war; denn ohne zu bedenken, was er that, fragte er von Thüre zu Thüre und alle Leute, die ihm begegneten, ob sie seinen Palast nicht gesehen hätten und ihm keine Nachricht davon geben könnten.

Der herandämmernde Tag hinderte Scheherzad, weiter zu erzählen. In der folgenden Nacht fuhr sie also fort:





Fünfhundert und dreiundfünfzigste Nacht.

Solche Fragen brachten Jedermann auf die Meinung, Aladdin habe seinen Verstand verloren. Einige lachten bloß darüber, aber die Vernünftigeren, und besonders diejenigen, die in freundschaftlicher Verbindung oder sonst in einem Verkehr mit ihm gestanden hatten, wurden von wahrhaftem Mitleid ergriffen. Er blieb drei Tage in der Stadt, indem er sich bald nach dieser, bald nach jener Seite hin wendete und nichts aß, als was ihm mitleidige Menschen reichten, im Uebrigen aber keinen Entschluß faßte.

Endlich, da er in diesem elenden Zustande nicht länger in einer Stadt verweilen wollte, wo er früher den vornehmen Herrn gespielt hatte, entfernte er sich aus derselben und schlug den Weg nach dem Felde ein. Er vermied die großen Heerstraßen, und nachdem er in schrecklicher Ungewißheit mehrere Felder durchirrt hatte, kam er mit Anbruch der Nacht an das Ufer eines Flusses. Hier faßte er einen Gedanken der Verzweiflung. „Wo soll ich jetzt meinen Palast suchen?“ sagte er bei sich selbst. „In welcher Provinz, in welchem Lande, in welchem Theile der Welt werde ich ihn und

meine vielgeliebte Prinzessin wiederfinden, die der Sultan von mir fordert? Dies wird mir nie gelingen; deshalb ist es besser, ich befreie mich auf einmal von all diesen Mühseligkeiten, die zu nichts führen würden, und dem bitteren Kummer, der mein Herz zerfrisst.“ Schon hatte er den Entschluß gefaßt, sich in den Fluß zu werfen, doch glaubte er als guter und frommer Muselman dies nicht eher thun zu können, als bis er sein Gebet verrichtet hätte. Indem er sich nun dazu anschicken wollte, näherte er sich dem Rande des Wassers, um sich der Landesitte gemäß die Hände und das Gesicht zu waschen. Da aber die Stelle etwas abschüssig und naß war, so glitt er aus und wäre in den Fluß gefallen, wenn er sich nicht noch an einem kleinen Felsstück gehalten hätte, das etwa zwei Zoll hoch hervorragte. Glücklicherweise hatte er noch den Ring, den der afrikanische Zauberer ihm an den Finger gesteckt hatte, ehe er in das unterirdische Gewölbe hinabstieg, um die kostbare Lampe zu holen, die ihm jetzt wieder entrissen worden war. Diesen Ring rieb er ziemlich stark an dem Felsen, als er sich daran hielt, und augenblicklich stand derselbe Geist vor ihm, der ihm in dem unterirdischen Gewölbe erschienen war, wo der afrikanische Zauberer ihn eingesperrt hatte. „Was willst du?“ sagte der Geist; „ich bin bereit, dir zu gehorchen, als dein Sklave und als Sklave aller derer, die den Ring am Finger haben, sowohl ich als die andern Sklaven des Ringes.“

Aladdin, der in seiner verzweiflungsvollen Lage durch diese Erscheinung angenehm überrascht war, antwortete: „Geist, rette mir zum zweiten Mal das Leben und zeige mir, wo der Palast ist, den ich erbauen ließ, oder Sorge, daß er unverzüglich wieder an seinen alten Platz zurückgetragen wird.“ — „Was du hier verlangst,“ antwortete der Geist, „liegt nicht in meinem Wirkungskreise, ich bin bloß Sklave des Ringes; wende dich deshalb an den Sklaven der Lampe.“ — „Wenn dem so ist,“ versetzte Aladdin, „so befehle ich dir kraft des Ringes, versetze mich sogleich an den Ort, wo mein Palast ist, sey es auch wo es wolle, und bringe mich unter die Fenster der Prinzessin Badrulbudur.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Geist ihn nahm und nach Afrika mitten auf eine große Wiese trug, auf der der Palast nicht weit von einer großen Stadt stand; er setzte ihn dicht unter den Fenstern der Prinzessin nieder und ließ ihn dann allein. Alles dies war das Werk eines Augenblicks.

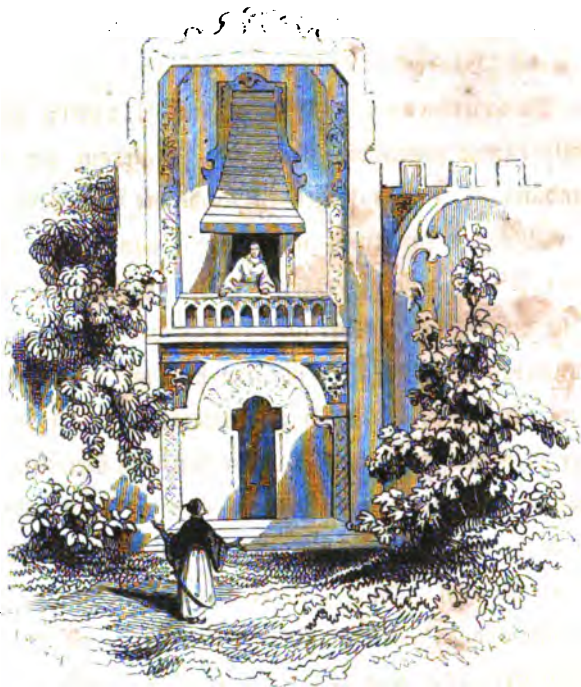
Ungeachtet der Dunkelheit der Nacht erkannte Aladdin recht gut seinen Palast und die Zimmer der Prinzessin Badrulbudur. Da es indeß schon weit in der Nacht und im Palast Alles ruhig war, so ging er etwas abseits und setzte sich unter einen Baum. Hier gab er sich neuen Hoffnungen hin, und indem er Betrachtungen anstellte

über sein Glück, das er einem bloßen Zufalle verdankte, wurde sein Gemüth wieder weit ruhiger als seit dem Tage, wo er verhaftet, vor den Sultan geführt und aus der drohenden Todesgefahr befreit worden war. Er hing eine Weile diesen angenehmen Gedanken nach, aber da er seit fünf oder sechs Tagen kein Auge mehr geschlossen hatte, so überwältigte ihn zuletzt der Schlaf, und er schlummerte am Fuße des Berges ein.

Als am folgenden Tage die Morgenröthe anbrach, wurde Aladdin sehr angenehm erweckt durch den Gesang der Vögel, die theils auf dem Baume, unter dem er lag, theils auch auf den diäbelaubten Bäumen im Garten seines Palastes die Nacht zugebracht hatten. Er warf sogleich seine Augen auf dieses bewundernswürdige Gebäude und fühlte eine unaussprechliche Freude, daß er jetzt Hoffnung habe, wieder Herr desselben zu werden und auf's Neue seine theure Prinzessin Badrulbudur zu besitzen. Er stand auf und näherte sich den Zimmern der Prinzessin, dann ging er unter ihren Fenstern eine Weile spazieren und wartete, bis sie erwachen würde und sich sehen ließe. Inzwischen dachte er bei sich selbst darüber nach, woher wohl die Ursache seines Unglücks gekommen seyn möge, und nachdem er sich lange hin und her besonnen, zweifelte er nicht mehr daran, sein ganzes Mißgeschick könne bloß davon herrühren, daß er seine Lampe aus den Augen verloren habe. Er machte sich nun Vorwürfe über seine Nachlässigkeit und daß er nicht Sorge getragen habe, sie keinen Augenblick aus der Hand zu lassen. Was ihn noch mehr in Verlegenheit setzte, war, daß er sich gar nicht einbilden konnte, wer wohl auf sein Glück eifersüchtig sey. Dies wäre ihm zwar klar geworden, wenn er gewußt hätte, daß er und sein Palast sich in Afrika befänden; allein der dienstbare Geist des Ringes hatte es ihm nicht gesagt, und er hatte ihn auch nicht darum gefragt. Sonst hätte ihn schon der Name Afrika's sogleich an den afrikanischen Zauberer, seinen abgezagten Feind, erinnert.

Die Prinzessin Badrulbudur stand diesmal früher als gewöhnlich auf, seit ihrer Entführung und Versetzung nach Afrika durch die Lücke des afrikanischen Zauberers, dessen Anblick sie bisher täglich einmal hatte ertragen müssen, weil er der Herr des Palastes war; sie hatte ihn jedoch jedesmal so spröde behandelt, daß er es noch nicht gewagt hatte, seinen Wohnsitz darin aufzuschlagen. Als sie angekleidet war, sah eine ihrer Frauen zufällig durch's Gitterfenster, bemerkte Aladdin und verkündete es sogleich ihrer Gebieterin. Die Prinzessin, die diese Nachricht nicht glauben konnte, lief schnell an's Fenster, bemerkte Aladdin ebenfalls und öffnete das Gitter. Bei dem Geräusch, das dadurch entstand, hob Aladdin den Kopf in die Höhe, erkannte sie und begrüßte sie mit einer Miene, auf der überschwängliche Freude sich abspiegelte. „Um keine Zeit

zu verlieren," sagte die Prinzessin zu ihm, „habe ich dir die geheime Thüre öffnen lassen, geh' durch dieselbe hinein und komm' herauf.“ Nach diesen Worten schloß sie das Fenster wieder.



Die geheime Thüre befand sich unter den Zimmern der Prinzessin. Aladdin fand sie offen und ging rasch die Treppe hinauf. Es ist unmöglich, die Freude zu beschreiben, welche die beiden Ehegatten empfanden, als sie sich nach einer Trennung, die sie ewig geglaubt hatten, endlich wiederfanden. Sie umarmten sich mehrere Male und gaben sich alle Beweise von Liebe und Zärtlichkeit, die man nach einer so-traurigen und unerwarteten Trennung, wie die ihrige war, nur erdenken kann. Nach diesen Umarmungen, unter die sich Thränen der Freude mischten, setzten sie sich, und Aladdin nahm das Wort und sprach: „Prinzessin, bevor wir von irgend etwas Anderem sprechen, beschwöre ich dich im Namen Gottes, sowohl um deiner selbst als um deines verehrungswürdigen Vaters, des Sultans, und besonders auch um meiner willen, sage mir, was ist aus einer alten Lampe geworden, die ich, bevor ich auf die Jagd ging, in dem Saal mit den vierundzwanzig Fenstern auf das Kranzgesims gestellt hatte?“

„Ach, theurer Gemahl,“ antwortete die Prinzessin, „ich habe mir's wohl gedacht, daß unser beiderseitiges Unglück von dieser Lampe herkomme, und was mich untröstlich

macht, ist, daß ich selbst daran schuld bin.“ — „Prinzessin,“ erwiderte Aladdin, „miß dir die Schuld nicht bei, sie ist ganz auf meiner Seite, denn ich hätte die Lampe sorgsammer aufbewahren sollen. Jetzt aber laß uns nur daran denken, den Schaden wieder gut zu machen; deßhalb thu' mir den Gefallen und erzähle mir umständlich, wie die Sache zugegangen und in welche Hände die Lampe gerathen ist.“

Die Prinzessin Badrulbudur erzählte hierauf Aladdin Alles, unter welchen Umständen sie die alte Lampe gegen die neue, die sie hierauf zur Ansicht herbeibringen ließ, ausgetauscht und wie sie in der folgenden Nacht die Versekung des Palastes bemerkt und sich am andern Morgen in einem unbekanntem Lande befunden habe, wo sie jetzt Beide seyen und das Afrika heiße. Legteres hatte sie aus dem Munde des Schurken selbst erfahren, der sie durch seine Zauberkunst hierher versezt hatte.

„Prinzessin,“ unterbrach sie Aladdin, „du hast mir den Schurken deutlich genug bezeichnet, indem du mir sagtest, daß ich gegenwärtig mit dir in Afrika bin. Er ist der abscheulichste aller Menschen; doch ist jetzt weder Zeit noch Ort, dir seine Schleichigkeiten ausführlicher zu erzählen, und ich bitte dich bloß, mir zu sagen, was er mit der Lampe angefangen und wo er sie aufbewahrt hat.“ — „Er trägt sie wohl verwahrt in seinem Busen,“ erwiderte die Prinzessin, „ich kann dies mit Bestimmtheit sagen, da er sie in meiner Gegenwart herausgezogen und enthüllt hat, um sich damit gegen mich zu brüsten.“

„Geliebte meines Herzens,“ sagte hierauf Aladdin, „werde nicht unwillig, wenn ich dich durch vieles Fragen ermüde: es ist für dich und mich von gleicher Wichtigkeit. Aber um auf das zu kommen, was mich besonders nahe berührt, so beschwöre ich dich, mir zu sagen, wie dieser schlechte und treulose Mensch dich behandelt hat.“ — „Seit ich hier bin,“ antwortete die Prinzessin, „hat er sich mir nur einmal des Tags gezeigt, und ich bin überzeugt, daß der schlechte Erfolg, den er von seinen Besuchen hat, es ihm entkeiden wird, mich noch öfter zu belästigen. Alle seine Reden, die er gegen mich zu führen pflegt, zielen dahin, daß ich mein Wort, das ich dir gegeben, brechen und ihn zum Gemahl nehmen soll. Dabei gibt er mir zu verstehen, daß ich nimmermehr hoffen dürfe, dich je wieder zu sehen, denn du seyest nicht mehr am Leben und der Sultan, mein Vater, habe dir den Kopf abschlagen lassen. Zu seiner Rechtfertigung fügt er hinzu, du seyest ein Undankbarer, der sein ganzes Glück ihm zu verdanken habe, und so noch tausend Sachen, auf die ich nicht einmal Acht gebe. Da er nun von mir keine andere Antwort bekommt, als Klagen, Seufzer und Thränen, so muß er sich jedesmal eben so unbefriedigt wieder entfernen, wie er gekommen ist. Gleichwohl zweifle ich nicht, daß er, in der Hoffnung, ich werde mich anders entschließen, meinen lebhaftesten Schmerz

erst vorübergehen zu lassen beabsichtigt, und am Ende Gewalt brauchen wird, wenn ich auf meiner Widerseßlichkeit beharre. Aber, theurer Gemahl, deine Gegenwart hat bereits alle meine Besorgnisse verschweicht.“

„Prinzessin,“ unterbrach sie Aladdin, „ich hege die Zuversicht, daß du mit Recht nichts mehr zu fürchten brauchst, und glaube ein Mittel gefunden zu haben, uns Beide von unserm gemeinschaftlichen Feinde zu befreien. Zu diesem Behuf muß ich indessen nothwendig in die Stadt gehen. Ich werde gegen Mittag zurückkommen, um dir dann meinen Plan mitzutheilen, und was du zum Gelingen desselben beizutragen hast. Doch sage ich dir zum Voraus, wundre dich nicht, wenn du mich in einer andern Kleidung zurückkommen siehst, und gib Befehl, daß man mich an der geheimen Thüre, wenn ich klopfe, nicht lange warten läßt.“ Die Prinzessin versprach, man werde ihn an der Thüre erwarten und schnell öffnen.

Bei dieser Stelle bemerkte Scheherasab den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht fuhr sie folgendermaßen fort:





Funfhundert und vierundfunfzigste Nacht.

Als Aladdin aus den Zimmern der Prinzessin hinweg und durch dieselben wieder zum Palaste hinausgegangen war, sah er sich nach allen Seiten um und bemerkte einen Bauersmann, der auf's Feld ging.

Da der Bauer vom Palaste ziemlich weit weg war, so lief Aladdin schnell, um ihn einzuholen, und machte ihm den Antrag, die Kleider mit ihm zu wechseln, worauf der Bauer endlich auch einging. Der Umtausch geschah hinter einem Gebüsch, und als sie sich getrennt hätten, schlug Aladdin den Weg nach der Stadt ein. Sobald er hineingekommen war, ging er auf der Straße, die vom Thore auslief, fort und lenkte von da in die besuchtesten Straßen ein, bis er an den Platz kam, wo die Kaufleute und Handwerker jeder Art ihre besondere Gasse hatten. Er trat nun in die Gasse der Materialienhändler, ging in den größten und bestausgestatteten Laden und fragte den Kaufmann, ob er nicht ein gewisses Pulver habe, das er ihm nannte. Der Kaufmann, der aus Aladdin's Kleidung schloß, er müsse arm seyn und werde nicht Geld genug haben, um ihn zu bezahlen, antwortete, er habe zwar dieses Pulver, allein es sey sehr

theuer. Aladdin errieth seine Gedanken, zog seinen Beutel aus der Tasche, ließ einige Goldstücke hervorblinken und verlangte dann eine halbe Drachme von dem Pulver. Der Kaufmann wog so viel ab, wickelte es ein, übergab es Aladdin und forderte ein Goldstück dafür. Aladdin händigte es ihm ein, und ohne sich in der Stadt länger aufzuhalten, als nöthig war, um einige Nahrung zu sich zu nehmen, kehrte er nach seinem Palast zurück. Er brauchte an der geheimen Thüre nicht lange zu warten, sie wurde ihm sogleich geöffnet, und so ging er in's Gemach der Prinzessin Babruldudur hinauf. „Geliebte,“ sprach er zu ihr, „da du so großen Widerwillen gegen deinen Entführer hast, so wird es dir vielleicht schwer werden, den Rath zu befolgen, den ich dir jetzt gebe. Bedenke aber, daß du dich nothwendig verstellen und dir einige Gewalt anthun mußt, wenn du dich von seinen Nachstellungen befreien und dem Sultan, deinem Vater und meinem Herrn, die Freude machen willst, dich wieder zu sehen. Befolge also meinen Rath,“ fuhr Aladdin fort, „schmücke dich sogleich mit deinen schönsten Kleidern, und wenn der afrikanische Zauberer kommt, so empfang' ihn auf's freundlichste. Du darfst dir aber keinen Zwang und keine Befangenheit anmerken lassen, sondern mußt ihm ein heiteres Gesicht zeigen, so daß er daraus schließen muß, wenn je noch ein Wölkchen von Trübsinn zurückgeblieben sey, so werde auch dieses mit der Zeit schon verschwinden. Im Gespräch gib ihm sodann zu erkennen, daß du dir alle Mühe gebest, mich zu vergessen; und um ihn vollkommen von deiner Aufrichtigkeit zu überzeugen, lade ihn zum Abendessen ein und drücke den Wunsch aus, den besten Wein seines Landes einmal zu kosten. Er wird dann sogleich weggehen, um dir welchen zu holen. Indeß du nun auf seine Wiederkunft wartest und den Schenktrich in Bereitschaft setzen lässest, so schütte in einen der Becher, der dem deinigen gleich ist, dies Pulver hier, stelle ihn sodann auf die Seite und befehl' derjenigen von deinen Frauen, die das Schenkamt versteht, sie soll ihn dir auf ein verabredetes Zeichen voll Wein bringen und sich ja in Acht nehmen, daß kein Irrthum dabei vorgeht. Wenn dann der Zauberer zurückkommt, und ihr Beide bei Tische sitzt und nach Herzenslust gegessen und getrunken habt, so laß den Becher mit dem Pulver bringen und vertausche deinen Becher mit dem seinigen. Er wird dies als eine so hohe Gunst ansehen, daß er es nicht ablehnen, sondern den Becher bis auf den Grund austrinken wird; kaum aber wird er ihn geleert haben, so wirst du ihn rücklings hinsinken sehen. Wenn es dich anekelt, aus seinem Becher zu trinken, so stelle dich wenigstens als ob du tränkest, und du hast dabei nichts zu befürchten; denn das Pulver wird seine Wirkung so schnell thun, daß er keine Zeit haben wird zu bemerken, ob du trinkst oder nicht.“

Darauf antwortete die Prinzessin: „Ich gestehe dir, daß es mich große Ueberwindung kostet, dem Zauberer auf diese Art entgegen zu kommen, deren Nothwendigkeit ich jedoch einsehe. Welcher Entschliebung ist man nicht fähig gegen einen so grausamen Feind! Ich werde also thun, wie du mir rathest, da sowohl meine als deine Ruhe davon abhängt.“ Nach dieser Verabredung verabschiedete sich Aladdin von der Prinzessin, und brachte den übrigen Theil des Tages in den Umgebungen des Palastes zu in der Absicht, sich mit Anbruch der Nacht wieder bei der geheimen Thüre einzufinden. Die Prinzessin Badrulbudur, untröstlich darüber, sich nicht bloß von Aladdin, ihrem geliebten Gatten, den sie gleich von Anfang an mehr aus Neigung als aus Gehorsam geliebt hatte und immer noch liebte, sondern auch von dem Sultan, ihrem Vater, dessen zärtliche Liebe sie mit gleicher Zärtlichkeit vergalt, getrennt zu sehen, hatte seit dem Augenblick jener schmerzlichen Trennung ihr Aeußeres sehr vernachlässigt. Ja, sie hatte sogar so zu sagen die Keuschheit aus den Augen gesetzt, die ihrem Geschlechte so wohl ansteht, besonders seitdem der afrikanische Zauberer sie zum ersten Mal besucht und sie von ihren Frauen, die ihn wieder erkannten, erfahren hatte, daß er derselbe sey, der die alte Lampe gegen eine neue eingetauscht habe; denn durch diesen abscheulichen Betrug war er ihr ein Gräuel geworden. Jetzt aber, da sich Gelegenheit zeigte, die verdiente Rache an ihm zu nehmen, und zwar früher, als sie zu hoffen gewagt hatte, entschloß sie sich, Aladdins Wunsch zu willfahren. Sobald er sich daher entfernt hatte, setzte sie sich an ihren Pustisch, ließ sich durch ihre Frauen auf's prächtigste schmücken und legte das reichste und zu ihrem Vorhaben passendste Kleid an. Ihr Gürtel war von eitel Gold und mit den größten, auserlesenen Diamanten ausgelegt; um den Hals legte sie eine Schnur aus nur dreizehn Perlen, von denen aber die sechs Seitenperlen zu der mittleren, welche die größte und kostbarste war, in dem Verhältniß standen, daß die größten Sultantinnen und Königinen sich glücklich geschätzt haben würden, wenn sie nur eine vollständige Schnur von der Größe der zwei kleinsten Perlen in der Halschnur der Prinzessin besessen hätten. Die Armbänder, die mit Rubinen und Diamanten besetzt waren, entsprachen auf's trefflichste dem Reichtum des Gürtels und der Halschnur.

Als die Prinzessin Badrulbudur vollständig angekleidet war, zog sie ihren Spiegel zu Rathe, befragte ihre Frauen über ihren ganzen Anzug, und da sie sah, daß ihr keiner von den Reizen fehlte, die der thörichten Leidenschaft des afrikanischen Zauberers schmeicheln konnten, so setzte sie sich auf ihr Sopha und erwartete seine Ankunft.

Der Zauberer ermangelte nicht, sich zur gewöhnlichen Stunde einzustellen. Sobald die Prinzessin ihn in den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern, wo sie ihn erwartete, eintreten sah, stand sie mit allem Glanze ihrer Schönheit und ihrer Reize auf, wies



ihm mit der Hand den Ehrenplatz an, den er einnehmen sollte, und setzte sich dann zugleich mit ihm: eine ganz ausgezeichnete Artigkeit, die sie ihm bisher noch nie erwiesen hatte.

Den afrikanischen Zauberer blendete mehr der Glanz der schönen Augen der Prinzessin, als die strahlenden Edelsteine, womit sie sich geschmückt hatte; so daß er ganz überrascht war. Ihre majestätische Haltung und die anmuthsvolle Verbindlichkeit, womit sie ihn empfing, während sie ihn bisher immer so rauh zurückgewiesen hatte, machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er kaum seiner Sinne mächtig war. Er wollte anfangs auf dem äußersten Rande des Sopha's Platz nehmen; als er aber sah, daß die Prinzessin sich nicht eher an ihren Platz begeben wollte, als bis er sich da gesetzt hatte, wo sie wünschte, so gehorchte er. Als der afrikanische Zauberer sich gesetzt hatte, nahm die Prinzessin, um ihn aus seiner sithlichen Verlegenheit zu ziehen, das Wort, und indem sie ihn auf eine Weise anblickte, aus der er schließen mußte, daß er ihr nicht mehr so verhaßt sey wie bisher, sprach sie also zu ihm: „Du wirst dich ohne Zweifel wundern, daß du mich heute ganz anders findest als bis jetzt, doch wirst du es dir erklären können, wenn ich dir sage, daß meine ganze Gemüthsart aller Traurigkeit,

Schwermuth, Betrübniß und allen Sorgen zuwider ist, die ich immer sobald als möglich von mir abschüttle, sowie ich keine gegründete Ursache mehr dazu sehe. Ich habe mir das, was du mir von Aladdin's Schicksal sagtest, wohl überlegt, und da ich die Gemüthsart meines Vaters recht gut kenne, so bin ich mit dir überzeugt, daß er der schrecklichen Wirkung seines Zornes unmöglich entgehen konnte. Wenn ich nun auch darauf beharren wollte, mein ganzes Leben lang um ihn zu weinen, so sehe ich doch, daß meine Thränen ihn nicht in's Leben zurückrufen würden. Deshalb glaube ich, nachdem ich ihm bis in's Grab alle Pflichten erwiesen habe, welche die Liebe von mir forderte, so muß ich nunmehr auch alle Mittel hervorsuchen, um mich zu trösten. Dies sind meine Gründe zu der Veränderung, die du an mir bemerkst. Um nun sogleich jeden Anlaß zur Traurigkeit zu entfernen, die ich ganz von mir zu bannen entschlossen bin, und in der Hoffnung, daß du die Gefälligkeit haben werdest, mir Gesellschaft zu leisten, habe ich eine Abendmahlzeit für uns bereiten lassen. Da ich aber bloß chinesischn Wein habe und mich doch in Afrika befinde, so hat mich die Lust angewandelt, den hier zu Lande wachsenden zu kosten, und ich zweifle nicht, daß du den besten herausfinden wirst, wenn es überhaupt welchen hier gibt.“

Scheherzad unterbrach ihre Erzählung, um dieselbe in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzusetzen:





und

fünfundfünfzigste Nacht.

Der afrikanische Zauberer, der das Glück, so schnell und so leicht die Gunst der Prinzessin Badrubudur zu gewinnen, für eine Unmöglichkeit gehalten hatte, sagte, er könne kaum Worte finden, um seinen Dank genugsam auszudrücken, und um dieses Gespräch, bei dem er sich immer noch mehr in Verlegenheit gebracht hätte, baldmöglichst abzubrechen, lenkte er schnell auf den afrikanischen Wein ein, dessen sie gedacht hatte, und sagte, unter allen Vorzügen, deren sich Afrika rühmen könne, stehe sein trefflicher Wein oben an, und der allerbeste wachse in dem Theil des Landes, wo sie sich gegenwärtig befinden; er habe ein Faß, das schon sieben Jahre gefüllt und noch nicht angestochen sey, und er glaube nicht zu viel zu sagen, wenn er behaupte, daß dieser Wein an Güte die vortrefflichsten Weine auf der ganzen Erde übertreffe. „Wenn meine Prinzessin es mir erlauben will,“ setzte er hinzu, „so will ich zwei Flaschen davon holen und werde augenblicklich wieder zurück seyn.“ — „Es sollte mir leid thun, wenn ich dir so viele Mühe mache,“ sagte die Prinzessin: „du könntest ja Jemanden hinschicken.“ — „Nein,“ antwortete der afrikanische Zauberer, „ich muß notwendig selbst hingehen;

Niemand außer mir weiß, wo der Schlüssel zu diesem Keller ist, auch weiß Niemand das Geheimniß, ihn zu öffnen.“ — „Wenn dem so ist,“ sagte die Prinzessin, „so gehe und komm' bald zurück. Je länger du ausbleibst, je größer wird meine Ungeduld seyn, dich wieder zu sehen, und sobald du zurückkommst, wollen wir uns sogleich zu Tische setzen.“

Der afrikanische Zauberer, voller Hoffnung auf sein vermeintliches Glück, lief nicht, um seinen siebenjährigen Wein zu holen, sondern slog und kam sehr schnell zurück. Inzwischen hatte die Prinzessin, die nicht daran zweifelte, daß er sich sehr beeilen würde, das Pulver, das ihr Aladdin gebracht, selbst in einen Becher geworfen, den sie dann bei Seite stellte, und ließ nun endlich auftragen. Sie setzten sich einander gegenüber zu Tisch, so daß der Zauberer dem Schenktisch den Rücken kehrte. Die Prinzessin legte ihm vom Beßen vor und sagte zu ihm: „Wenn du es verlangst, so will ich dir Musik machen und singen lassen; da wir aber Beide ganz allein hier sind, so denke ich, es wird uns mehr Vergnügen machen, uns mit einander zu unterhalten.“ Der Zauberer betrachtete diese Wahl der Prinzessin als eine neue Günst.

Nachdem sie einige Bissen gegessen hatten, verlangte die Prinzessin zu trinken. Sie trank auf die Gesundheit des Zauberers und sagte dann zu ihm: „Du hattest alles Recht, deinen Wein zu loben: ich habe nie einen so köstlichen getrunken.“ — „Reizende Prinzessin,“ antwortete er, indem er den Becher, der ihm überreicht wurde, in der Hand hielt, „mein Wein erhält durch deinen Beifall eine neue Güte.“ — „Trink auf meine Gesundheit,“ erwiderte die Prinzessin, „so wirst du selbst finden, daß ich mich gut darauf verstehe.“ Er trank auf die Gesundheit der Prinzessin, sah dann den Becher an und sagte: „Prinzessin, ich schätze mich glücklich, daß ich dieses Faß für eine so gute Gelegenheit aufgespart; ich gestehe selbst, daß ich in meinem ganzen Leben noch keinen so vortrefflichen Wein getrunken habe.“

Als sie noch weiter gegessen und noch dreimal getrunken hatten, gab endlich die Prinzessin, die dem afrikanischen Zauberer durch ihre Höflichkeit und ihr verbindliches Wesen vollends ganz den Kopf verrückt hatte, der Frau, die das Schenkamt versah, das verabrethete Zeichen, und während man ihren Becher mit Wein brachte, sagte sie, man solle auch den des afrikanischen Zauberers vollschenken und ihm überreichen.

Als nun Beide den Becher in der Hand hatten, sprach sie zu dem afrikanischen Zauberer: „Ich weiß nicht, wie es bei euch zu Lande unter Liebenden, die mit einander trinken, Sitte ist; bei uns in China wechseln die Geliebte und der Liebhaber ihre Becher mit einander aus und trinken so die Gesundheit von einander.“ Mit diesen

Worten überreichte sie ihm den Becher, den sie in der Hand hielt, und streckte ihre andere Hand aus, um den seinigen in Empfang zu nehmen.

Der afrikanische Zauberer beistete sich um so freudiger, diesen Tausch vorzunehmen, da er ihn als das sicherste Zeichen betrachtete, daß er das Herz der Prinzessin nun völlig erobert habe, und er hielt sich für den glücklichsten aller Sterblichen. Ehe er trank, sagte er, mit dem Becher in der Hand: „Prinzessin, wir Afrikaner sind lange nicht so weit in der Kunst, die Liebe mit allen möglichen Annehmlichkeiten zu würzen, wie die Chinesen, und indem ich hier etwas lerne, was ich noch nicht wußte, fühle ich zugleich, wie hoch ich diese Begünstigung zu schätzen habe. Nie werde ich es vergessen, liebenswürdige Prinzessin, daß ich aus deinem Becher getrunken und darin ein Leben wieder gefunden habe, wozu ich keine Hoffnung mehr gehabt hätte, wenn du noch länger bei deiner Grausamkeit beharrt wärest.“

Die Prinzessin Badrubudur, die sich bei diesem unnützen Geschwätz des afrikanischen Zauberers langweilte, fiel ihm in die Rede und sagte: „Laß uns jetzt trinken, du kannst ja nachher weiter sprechen.“ Zugleich führte sie den Becher an den Mund, berührte ihn aber nur mit den Lippen, indes der afrikanische Zauberer sich sehr



bemühte, es ihr zuzuthun, und den feinigsten ausleerte, ohne einen Tropfen darin zu lassen. Da er beim Austrinken seinen Kopf etwas rückwärts geneigt hatte, um seinen Eifer zu zeigen, so blieb er noch eine Weile in dieser Stellung, bis die Prinzessin, die noch immer den Rand der Schale an ihren Lippen hielt, sah, daß seine Augen sich verdrehten und er ohne Bewußtseyn rücklings zusammensank.

Die Prinzessin brauchte nicht lange zu befehlen, daß man Aladdin die geheime Thüre öffnen solle. Ihre Frauen, mit denen Alles zuvor verabredet war, hatten sich in angemessenen Zwischenräumen vom Saale bis unten an die Treppe hinab aufgestellt, so daß die geheime Thüre beinahe in demselben Augenblick geöffnet wurde, wo der afrikanische Zauberer rücklings zusammengesunken war.

Aladdin kam herauf und trat in den Saal. Als er den afrikanischen Zauberer auf dem Sopha ausgestreckt liegen sah, und die Prinzessin Badrulbudur ihm voll Freude und mit offenen Armen entgegeneilte, hielt er sie zurück und sagte: „Es ist noch nicht Zeit, Prinzessin; thu' mir den Gefallen, begib dich auf deine Zimmer und Sorge dafür, daß man mich allein läßt, indeß ich meine Vorbereitungen treffe, dich eben so schnell nach China wieder zurückzubringen, wie du von da entfernt worden bist.“

Sobald die Prinzessin mit ihren Frauen und Verschnittenen aus dem Saal gegangen war, verschloß Aladdin die Thüre, näherte sich dem entseelten Leichnam des afrikanischen Zauberers, öffnete sein Kleid und zog die Lampe heraus, die noch so verhüllt war, wie die Prinzessin es ihm beschrieben hatte. Er enthüllte sie und rieb daran, und alsbald erschien auch der Geist mit seinem gewöhnlichen Gruß. „Geist,“ sagte Aladdin zu ihm, „ich habe dich gerufen, um dir im Namen der Lampe, deiner guten Gebieterin, die du hier siehst, zu befehlen, daß du diesen Palast wieder nach China zurücktragen lässest, und zwar an denselben Ort und dieselbe Stelle, von wo er weggenommen ist.“ Der Geist gab durch ein Kopfnicken zu verstehen, daß er gehorchen werde und verschwand. Die Versetzung ging wirklich vor sich, und man spürte sie nur an zwei sehr leichten Erschütterungen: die eine, als der Palast von seiner Stelle in Afrika emporgehoben, und die andere, als er in China gegenüber von dem Palast des Sultans niedergelassen wurde, was Alles in einigen wenigen Augenblicken geschehen war.

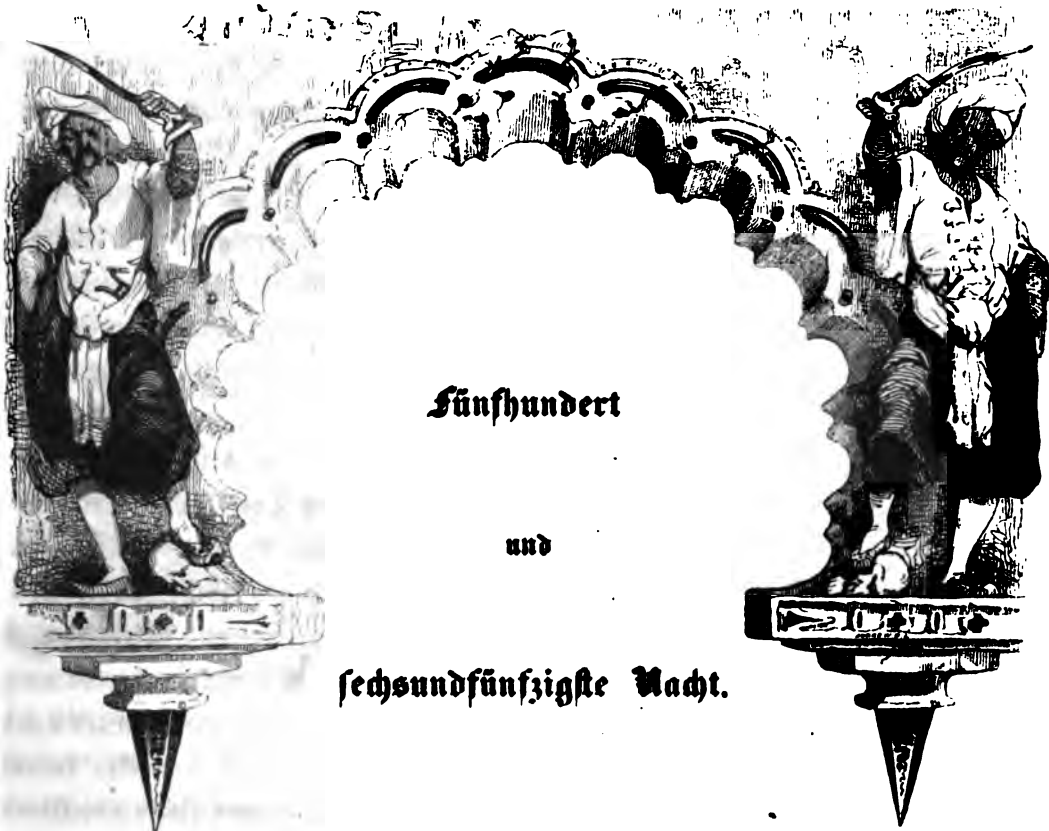
Aladdin ging nun in's Zimmer der Prinzessin hinab, umarmte sie und sagte zu ihr: „Prinzessin, ich kann dich versichern, daß deine und meine Freude morgen früh vollkommen seyn wird.“ Da die Prinzessin ihre Abendmahlzeit noch nicht vollendet hatte und Aladdin zu essen verlangte, so ließ sie aus dem Saal mit den vierundzwanzig

Fenster die Speisen, die dort aufgetragen, aber kaum berührt worden waren, auf ihr Zimmer bringen. Die Prinzessin und Aladdin speisten zusammen und tranken von dem guten alten Wein des afrikanischen Zauberers. Ich will nichts von ihrer weiteren Unterhaltung sagen, die nur sehr vergnügt seyn konnte, und füge bloß hinzu, daß sie sich zuletzt mit einander in ihr Schlafgemach begaben.

Seit der Entführung des Palastes und der Prinzessin Badrulbudur war der Sultan, der Vater dieser Prinzessin, untröstlich, weil er sie für immer verloren glaubte. Er konnte weder bei Nacht noch bei Tag Ruhe finden, und statt Alles zu vermeiden, was seinem Kummer neue Nahrung geben konnte, suchte er es im Gegentheil absichtlich auf. Während er zum Beispiel vorher nur Morgens nach dem offenen Erker seines Palastes gegangen war, um seine Augen an dem angenehmen Anblick zu weiden, dessen er nicht satt werden konnte, so ging er jetzt mehrere Male des Tags hinauf, um seinen Thränen freien Lauf zu lassen und sich immer tiefer in seine Betrübniß zu versenken durch den Gedanken, daß er das, was ihm so wohlgefallen hatte, nie wieder sehen werde, und das Liebste, was er auf der Welt besessen, auf immer verloren habe. Auch an dem Morgen, wo Alad dins Palast wieder an seinen alten Platz gebracht worden war, hatte sich die Morgenröthe kaum am Himmel gezeigt, als der Sultan wieder in den Erker ging. Er war so in sich gekehrt und so durchdrungen von seinem Schmerz, daß er seine Augen traurig nach der Seite hinwendete, wo er nur den leeren Raum und keinen Palast mehr zu erblicken vermeinte. Als er nun auf einmal diese Leere ausgefüllt sah, hielt er es für einen Nebel. Endlich aber, nachdem er es aufmerkamer betrachtet hatte, erkannte er, daß es ganz unzweifelhaft Alad dins Palast war. Freude und Fröhlichkeit bemächtigten sich jetzt seines Herzens nach langem Kummer und Gram. Er kehrte eilig auf sein Zimmer zurück und befahl, man solle ihm ein Pferd satteln und vorführen. Er schwang sich hinauf, ritt fort und es war ihm, als könne er nicht schnell genug bei Alad dins Palast anlangen.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherzad folgendermaßen fortgesetzt wurde:





Aladdin, der dies vorausgesehen hatte, war mit Tagesanbruch aufgestanden, hatte eines seiner prächtigsten Kleider angelegt und sich sodann in den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern begeben, von wo aus er den Sultan kommen sah. Er eilte hinab und kam noch gerade zur rechten Zeit, um ihn unten an der Haupttreppe zu empfangen und ihm vom Pferd absteigen zu helfen. „Aladdin,“ sprach der Sultan zu ihm, „ich kann mit dir nicht sprechen, bevor ich meine Tochter gesehen und umarmt habe.“

Aladdin führte den Sultan in das Zimmer der Prinzessin Badruldur, die eben mit ihrem Anzuge fertig geworden war; denn Aladdin hatte sie beim Aufstehen erinnert, daß sie sich nicht mehr in Afrika, sondern in China, in der Hauptstadt des Sultans, ihres Vaters, und gegenüber von seinem Palast befinde. Der Sultan umarmte sie mehrere Male, während ihm die hellen Freudenthränen über die Wangen liefen, und die Prinzessin ihrerseits bewies ihm auf alle mögliche Art, wie hoch erfreut sie sey, ihn wieder zu sehen.

Der Sultan war eine Zeitlang ganz sprachlos vor Rührung, daß er seine geliebte Tochter, die er schon so lange als verloren beweint, wieder gefunden hatte, und auch die Prinzessin vergoß viele Thränen vor Freude, daß sie den Sultan, ihren Vater, wieder sah. Endlich nahm der Sultan das Wort und sprach: „Geliebte Tochter, ich will glauben, daß die Freude des Wiedersehens dich in meinen Augen so munter und so wenig verändert erscheinen läßt, wie wenn dir gar nichts Unangenehmes zugestoßen wäre, und doch bin ich überzeugt, daß du sehr viel ausgestanden hast. Man wird nicht so schnell mit einem ganzen Palast versetzt, ohne daß große Unruhe und schreckliche Angst damit verbunden wäre. Ich wünsche nun, daß du mir erzählst, wie die Sache zugeing, und mir nichts verhehlest.“

Die Prinzessin machte sich ein Vergnügen daraus, den Wunsch des Sultans, ihres Vaters, zu erfüllen. „Herr,“ sprach sie zu ihm, „wenn ich dir so unverändert vorkomme, so bitte ich dich, wohl zu erwägen, daß ich bereits gestern früh wieder aufzuleben anfing, als ich meinen theuern Gemahl und Befreier erblickte, den ich schon für verloren gehalten und beweint hatte, und daß das Glück, das ich so eben genossen habe, dich zu umarmen, alle Spuren frühern Kummers von mir abgestreift hat.“

„Um es frei herauszusagen, mein ganzes Unglück bestand darin, daß ich mich dir und meinem theuern Gemahl entrisßen sah; auch war ich nicht bloß aus Verlangen nach meinem Gemahl in Angst, sondern besonders auch wegen der traurigen Folgen deines Zorns, denen er, so unschuldig er war, ohne Zweifel ausgesetzt seyn mußte. Weniger habe ich von der Unverschämtheit meines Räubers gelitten, welcher Neben gegen mich führte, die mir nicht gefielen. Ich wußte mir bald eine solche Ueberlegenheit über ihn zu verschaffen, daß ich ihn zum Schweigen brachte. Im Uebrigen wurde mir so wenig Zwang angethan, als in diesem Augenblick. Was meine Entführung betrifft, so hat Aladdin nicht den mindesten Theil daran: ich selbst bin allein daran schuld, aber auf eine höchst unschuldige Weise.“ Um nun den Sultan von der Wahrheit ihrer Worte zu überzeugen, erzählte sie ihm umständlich, wie der afrikanische Zauberer sich in einen Lampenhändler verkleidet habe, der alte Lampen gegen neue eintauschte, und wie sie dann zur Kurzweil Aladdins Lampe, deren geheime Kraft und Wichtigkeit sie nicht gekannt, gegen eine neue eingetauscht, worauf der Palast nebst ihr und den übrigen Bewohnern in die Höhe gehoben und sammt dem afrikanischen Zauberer nach Afrika versetzt worden sey; Letzteren haben zwei ihrer Frauen und der Verschnittene, der die Lampe eingetauscht, sogleich wieder erkannt, als er die Kühnheit gehabt habe, sich ihr zum ersten Mal nach dem glücklichen Erfolg seines frechen Unterfangens vorzustellen

und ihr einen Heirathsantrag zu machen; ferner erzählte sie von den Anfechtungen, die sie bis zu Aladdins Ankunft auszustehen gehabt, und von den Maßregeln, die sie gemeinschaftlich ergriffen, um ihm die Lampe, die er bei sich trug, zu entreißen: wie ihnen dies dadurch geglückt sey, daß sie selbst sich gegen ihn verstellte und ihn zum Abendessen auf ihr Zimmer geladen, wo sie ihm dann den vergifteten Becher überreicht habe. „Von dem Uebrigen,“ setzte sie hinzu, „mag Aladdin dir Rechenschaft geben.“

Aladdin faßte seine Erzählung kurz. „Als man mir,“ sagte er, „die geheime Thür geöffnet hatte, ging ich schnell in den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern hinauf, und da ich den Verräther durch die Kraft des Pulvers todt auf dem Sopha liegen sah, so bat ich die Prinzessin, weil ein längeres Verweilen ihr nicht geziemt hätte, sie möchte sich mit ihren Frauen und Verschnittenen nach ihrem Zimmer begeben. Ich blieb nun allein zurück, zog die Lampe aus dem Busen des Zauberers und bediente mich derselben geheimen Kraft, deren er sich bedient hatte, um die Prinzessin sammt ihrem Palaste zu rauben. So habe ich denn bewirkt, daß der Palast wieder an seinem Plage steht, und war so glücklich, dir deinem Befehle gemäß die Prinzessin zurückzubringen. Alles was ich da sage ist die blanke Wahrheit, und wenn du dich in den Saal hinaufbemühen willst, so wirst du sehen, daß der Zauberer nach Gebühr bestraft worden ist.“

Um sich vollends ganz zu überzeugen, ging der Sultan hinauf, und als er den afrikanischen Zauberer todt und im Gesicht ganz schwarzblau von dem Gifte sah, umarmte er Aladdin mit vieler Zärtlichkeit und sagte zu ihm: „Mein Sohn, halte mir mein Betragen gegen dich zu gute; bloß meine Vaterliebe hat mich dazu veranlaßt, und du mußt mir die Uebereilung, zu der ich mich hinreißen ließ, verzeihen.“ — „Herr,“ erwiderte Aladdin, „ich habe nicht die mindeste Ursache, mich über dich zu beklagen; du hast bloß gethan, was du thun mußtest. Dieser schändliche Zauberer, dieser Auswurf der Menschheit, war die einzige Ursache, daß ich deine Gnade verlor. Wenn du einmal Muße haben wirst, so werde ich dir von einer andern Bosheit erzählen, die er mir angethan und die nicht minder schwarz ist, als seine letzte, vor der mich Gottes ganz absonderliche Gnade behütet hat.“ — „Ich werde mir diese Muße ausdrücklich dazu nehmen,“ antwortete der Sultan, „und zwar recht bald. Jetzt aber laß uns nur darauf denken, fröhlich zu seyn, auch Sorge, daß dieser verhaßte Gegenstand fortgeschafft wird.“

Aladdin ließ den Leichnam des afrikanischen Zauberers wegbringen und auf den Schindanger werfen, um dort den Vögeln und Thieren zur Nahrung zu dienen. Der Sultan aber gab Befehl, durch Trommeln, Pauken, Trompeten und andere Instrumente



das Zeichen zur allgemeinen öffentlichen Freude zu geben, und ließ ein zehntägiges Freudenfest ankündigen, um die Rückkehr der Prinzessin Badrulbudur und Aladdins zu feiern.

So entging denn Aladdin zum zweiten Mal einer Todesgefahr, der er beinahe erliegen mußte; allein es war noch nicht die letzte, und er mußte noch eine dritte, gleichgefährliche Prüfung ersehen, die wir hier umständlich erzählen wollen.

Der afrikanische Zauberer hatte noch einen jüngern Bruder, der in der Zauberkunst nicht minder geschickt war, als er; ja man kann sagen, daß er ihn an Bosheit und verderblichen Ränken noch übertraf. Da sie nicht immer beisammen oder in derselben Stadt lebten, und der Eine sich manchmal im Osten befand, während der Andere im Westen war, so unterließen sie es nicht, mit Hilfe der Punktirkunst alle Jahre einmal auszumitteln, in welchem Theile der Welt jeder von ihnen lebe, wie er sich befinde und ob er nicht die Hilfe des andern bedürfe.

Kurze Zeit, nachdem der afrikanische Zauberer in der Unternehmung gegen Aladdins Glück den Tod gefunden hatte, wollte sein jüngerer Bruder, der seit Jahr und Tag keine Nachrichten von ihm hatte und sich nicht in Afrika, sondern in einem

sehr entlegenen Land aufhielt, erfahren, an welchem Ort der Erde er lebe, wie er sich befinde und was er treibe. Wie sein Bruder hatte er überall, wo er ging und stand, sein Punktirviereck bei sich. Er nahm nun dieses Viereck, ordnete den Sand, machte die Punkte, zog die Figuren und Linien und stellte die Nativität. Indem er nun alle einzelnen Figuren durchlies, fand er in der einen, daß sein Bruder nicht mehr auf der Welt, in einer andern, daß er vergiftet worden und plötzlich gestorben sey, in der dritten, daß dies in China, in der vierten, daß es in einer Hauptstadt China's, die an dem und dem Ort liege, geschehen, und endlich, daß der, welcher ihn vergiftet, ein Mann von niedriger Abkunft sey, der eine Prinzessin des Sultans geheirathet habe.

Als der Zauberer auf diese Art das traurige Ende seines Bruders erfahren hatte, verlor er keine Zeit mit nutzlosem Jammern, das seinen Bruder doch nicht in's Leben zurückgerufen hätte, sondern beschloß augenblicklich, seinen Tod zu rächen, stieg zu Pferde und begab sich auf den Weg nach China. Er mußte über Ebenen, Flüsse, Berge, Einöden, und nach langer Reise kam er endlich, nachdem er sich unterwegs nirgends aufgehalten, unter unglaublichen Beschwerden nach China und bald darauf in die Hauptstadt, die er durch seine Punktirkunst ausgemittelt hatte. Da er gewiß wußte, daß er sich nicht getäuscht und dieses Königreich mit keinem andern verwechselt habe, so blieb er in dieser Hauptstadt und nahm seine Wohnung daselbst.

Den Tag nach seiner Ankunft gieng der Zauberer aus und spazierte in der Stadt herum, nicht sowohl um ihre Schönheiten zu betrachten, die ihm höchst gleichgültig waren, sondern um sogleich auf Maßregeln zur Ausführung seines verderblichen Planes zu denken; er gieng daher an die besuchtesten Orte und lauschte begierig auf Alles was man sprach. An einem dieser Orte, wo man sich mit allerlei Arten von Spielen die Zeit vertrieb, und wo, während die Einen spielten, die Andern sich von den Neuigkeiten des Tages oder auch von ihren eigenen Geschichten unterhielten, hörte er gar merkwürdige Dinge erzählen von der Tugend und Frömmigkeit, ja selbst von den Wunderthaten einer von der Welt abgetriebenen Frau, Namens Fatime. Da er nun glaubte, diese Frau könne ihm bei seinem Vorhaben vielleicht in irgend etwas behülfflich seyn, nahm er einen von der Gesellschaft bei Seite und bat ihn um nähere Auskunft über die heilige Frau und über die Art von Wundern, die sie verrichte.

„Wie!“ sagte der Angeredete zu ihm, „du hast diese Frau noch nie gesehen und auch nicht von ihr sprechen gehört? Sie ist durch ihr Fasten, ihre strenge Lebensweise und das Beispiel, das sie gibt, Gegenstand der allgemeinen Bewunderung in der ganzen Stadt. Außer Montags und Freitags geht sie nie aus ihrer kleinen Einsiedel-

heraus und an den Tagen, wo sie sich in der Stadt sehen läßt, thut sie unendlich viel Gutes, auch heilt sie Jeden, der mit Kopfschmerzen behaftet ist, durch Auflegung ihrer Hände.“ Der Zauberer verlangte über diesen Punkt nichts mehr zu wissen, sondern fragte bloß noch, in welchem Theile der Stadt die Einsiedelei der heiligen Frau wäre. Der Mann beschrieb ihm genau die Stelle; der Zauberer aber, nachdem er diese Erkundigung eingezogen und den rußlosen Plan, von dem wir bald sprechen werden, gefaßt und entworfen hatte, beobachtete, um seiner Sache noch gewisser zu seyn, gleich am ersten Tage, wo sie ausging, alle ihre Schritte und verlor sie nicht aus dem Auge bis zum Abend, wo er sie in ihre Einsiedelei zurückkehren sah. Als er sich nun den Platz gut gemerkt hatte, begab er sich an einen der schon oben erwähnten Orte, wo man ein gewisses warmes Getränk zu sich nahm, und wenn man Lust hatte, auch die ganze Nacht zubringen konnte, besonders bei großer Hitze, wo man in diesen Ländern lieber auf Matten als in Betten schläft.

Gegen Mitternacht bezahlte der Zauberer dem Wirth seine kleine Zechen und ging gerades Wegs nach der Einsiedelei Fatime's, der heiligen Frau; denn unter diesem Namen war sie in der ganzen Stadt bekannt. Er öffnete ohne Mühe die mit einer bloßen Klinke verschlossene Thüre, trat hinein und machte die Thüre ganz leise wieder zu; drinnen erblickte er bei hellem Mondschne Fatimen, die an freier Luft auf einem mit einer schlechten Matte überdeckten Sopha schlief und gegen ihre Zelle hingelehnt dalag. Er näherte sich ihr, zog einen Dolch, den er an seiner Seite trug, und weckte sie.

Bei diesen Worten bemerkte Scheherzad die Annäherung des Tages und schwieg. In der nächsten Nacht erzählte sie folgendermaßen weiter:





Funfhundert und siebenundfunfzigste Nacht.

Als die arme Fatime die Augen aufschlug, erschrak sie über die Maßen beim Anblick eines Mannes, der im Begriff war, sie zu erdolchen. Er setzte ihr den Dolch auf die Brust, machte Miene zuzustoßen und sagte zu ihr: „Wenn du schreist oder nur das mindeste Geräusch machst, so bist du des Todes; steh' aber jetzt auf und thue was ich dir sagen werde.“

Fatime, die sich in ihren Kleidern niedergelegt hatte, stand zitternd und bebend auf. „Fürchte dich nicht,“ sagte der Zauberer zu ihr, „ich verlange bloß dein Kleid; gib' es mir und nimm dafür das meinige.“ Sie vertauschten ihre Kleider, und nachdem der Zauberer das Kleid Fatimens angezogen hatte, sagte er zu ihr: „Jetzt färbe mir das Gesicht gleich dem deinigen und zwar so, daß ich dir ähnlich sehe und die Farbe sich nicht verwischt.“ Da er sah, daß sie noch immer zitterte, sagte er, um sie zu beruhigen, und damit sie mit um so größerer Zuversicht seinen Wunsch erfüllen möchte, abermals zu ihr: „Fürchte dich nicht; ich schwöre dir bei dem Namen Gottes, daß ich

dir das Leben lasse.“ Fatime hieß ihn in ihre Zelle treten, zündete ihre Lampe an, nahm einen Pinsel und einen gewissen Saft, den sie in einem Gefäße stehen hatte, rieb ihm damit das Gesicht ein und versicherte ihm dann, die Farbe werde nicht ausgehen und sein Gesicht sey jetzt durchaus ganz wie das ihrige. Hierauf setzte sie ihm ihre eigene Kopfbedeckung auf's Haupt nebst ihrem Schleier und zeigte ihm, wie er sich auf seinem Gang durch die Stadt das Gesicht damit verhüllen müsse. Endlich, nachdem sie ihm noch einen großen Rosenkranz, der ihm vorne bis auf den Gürtel herabhäng, um den Hals geschlungen, gab sie ihm denselben Stab, den sie gewöhnlich trug, in die Hand, hielt ihm dann einen Spiegel vor und sagte zu ihm: „Da blick' einmal hinein und du wirst sehen, daß du mir gleichst wie ein Ei dem andern.“ Der Zauberer fand Alles nach Wunsch, hielt aber der guten Fatime den Schwur nicht, den er ihr so feierlich geleistet hatte. Damit man keine Blutspuren sehen möchte, wenn er sie ersähe, so erwürgte er sie, und als er sah, daß sie den Geist aufgegeben hatte, schleppte er ihren Leichnam an den Füßen zum Wasserbehälter der Einsiedelei und warf ihn da hinein.

Nach Vollführung dieser verruchten Mordthat brachte der als heilige Fatime verkleidete Zauberer den Rest der Nacht in der Einsiedelei zu. Am andern Morgen ging er, obgleich dies kein gewöhnlicher Ausgangstag für die heilige Frau war, dennoch aus, denn er glaubte, es würde ihn Niemand darum fragen, und wenn man ihn fragte, so würde er schon zu antworten wissen. Da er sich bei seiner Ankunft vor allen Dingen nach Aladdin's Palast erkundigt hatte, und da er dort seine Rolle spielen wollte, so nahm er sogleich seinen Weg dahin.

Jedermann hielt ihn für die heilige Frau, und so wurde er bald von einer großen Menschenmasse umringt. Einige empfahlen sich seinem Gebet, Andere küßten ihm die Hand, Andere, die noch ehrerbietiger waren, küßten bloß den Saum seines Kleides, und noch Andere, die entweder wirklich Kopfweh hatten, oder sich nur dagegen verwahren wollten, neigten sich vor ihm, damit er ihnen die Hände auflegen möchte, was er auch that, indem er einige gebetähnliche Worte murmelte; kurz, er ahmte die heilige Frau so gut nach, daß Jedermann ihn dafür ansah. Nachdem er mehrere Male unterwegs stehen geblieben war, um solche Leute zu befriedigen, die von dieser Art Händeauflegung weder einen Nutzen noch einen Schaden hatten, kam er endlich auf den Platz vor Aladdin's Palast, wo sich noch mehr Volk versammelt hatte, so daß es große Mühe kostete, sich ihm zu nähern. Die Stärksten und Eifrigsten drängten sich mit Gewalt durch das Gewühl, und darüber erhoben sich Klagen und ein solches Geschrei, daß man es in dem

Saal mit den vierundzwanzig Fenstern, wo die Prinzessin Badrulbudur war, hören konnte.

Die Prinzessin fragte, was der Lärm bedeuten sollte, und da es ihr Niemand sagen konnte, befahl sie nachzusehen und ihr Bericht abzustatten. Eine ihrer Frauen sah, ohne den Saal zu verlassen, durch ein Fenster und meldete ihr sodann, der Lärm komme von der Volksmenge her, welche die heilige Frau umgebe, um sich durch ihr Händeauflegen das Kopfweh vertreiben zu lassen.

Die Prinzessin, die schon lange Zeit viel Gutes von der heiligen Frau gehört, sie aber noch nicht gesehen hatte, wurde neugierig, ihre Bekanntschaft zu machen und mit ihr zu sprechen. Sobald sie etwas davon verlauten ließ, sagte der Obere der Verschnittenen, der zugegen war, zu ihr, wenn sie es wünsche, so wolle er sie heraufkommen lassen, sie dürfe nur befehlen. Die Prinzessin genehmigte es und er fertigte sogleich vier Verschnittene ab mit dem Befehl, die angeblüthe heilige Frau heraufzubringen.

Sobald die Verschnittenen zum Thore von Aladdins Palast heraustraten und auf den Punkt, wo der afrikanische Zauberer stand, zugingen, so wich die Menge aus einander, und als dieser sich nun frei und die Verschnittenen auf sich zukommen sah, so ging er ihnen mit um so größerer Freude ein Stück Wegs entgegen, da sein Schelmstück ihm einen guten Anfang zu nehmen schien. Einer von den Verschnittenen nahm das Wort und sagte: „Heilige Frau, die Prinzessin wünscht dich zu sprechen;



komm und folge uns.“ — „Die Prinzessin erzeigt mir viele Ehre.“ antwortete die angebliche Fatime; „ich bin bereit ihr zu gehorchen.“ Mit diesen Worten folgte er den Verschnittenen, die schon auf dem Rückwege nach dem Palaste waren.

Als der Zauberer, der unter dem heiligen Kleide ein teuflisches Herz verbarg, in den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern eintrat und die Prinzessin bemerkte, begann er mit einem Gebet, das eine lange Reihe von Wünschen für ihr Wohlbefinden, ihr Glück und die Erfüllung alles dessen, was sie nur begehren könnte, enthielt. Hierauf entfaltete er all seine trügerische und heuchlerische Beredsamkeit, um sich unter dem Mantel großer Frömmigkeit in's Herz der Prinzessin einzuschleichen, was ihm auch um so leichter gelang, als die Prinzessin in ihrer natürlichen Gutherzigkeit die Ueberzeugung hatte, alle Leute müssen eben so gut seyn wie sie, besonders aber diejenigen Männer und Frauen, die es sich zur Pflicht machten, Gott in der Einsamkeit zu dienen.

Als die falsche Fatime ihre lange Anrede vollendet hatte, sagte die Prinzessin zu ihr: „Meine gute Mutter, ich danke dir für deine schönen Gebete, ich habe großes Vertrauen darauf und hoffe, daß Gott sie erhören wird. Komm näher und setze dich zu mir.“ Die falsche Fatime setzte sich mit heuchlerischer Bescheidenheit. Hierauf nahm die Prinzessin wieder das Wort und sagte: „Meine gute Mutter, ich bitte dich um etwas, das du mir bewilligen mußt und nicht abschlagen darfst, nämlich darum, daß du bei mir bleibst, mir die Geschichte deines Lebens erzählst und mich durch deine guten Beispiele lehrst, wie ich Gott dienen soll.“

„Prinzessin,“ sagte hierauf die angebliche Fatime, „ich bitte dich, verlange nichts von mir, worein ich nicht willigen kann, ohne mich ganz zu zerstreuen und von meinen Gebeten und frommen Uebungen abzukommen.“ — „Das darf dich nicht beunruhigen,“ erwiderte die Prinzessin, „ich habe mehrere Zimmer, die nicht bewohnt sind, wähle dir eins daraus, welches dir am besten zusagt, dann kannst du deine Uebungen darin eben so ruhig verrichten, wie in deiner Einsiedelei.“

Der Zauberer, der keinen andern Zweck hatte, als in Aladdin's Palast zu gelangen, wo es ihm weit leichter seyn mußte, sein Schelmstück auszuführen, wenn er unter Begünstigung und dem Schutze der Prinzessin daselbst wohnte, als wenn er immer von der Einsiedelei in den Palast und von da wieder zurück hätte hin und her gehen müssen, machte jetzt keine großen Einwendungen mehr gegen das verbindliche Anerbieten der Prinzessin und nahm es an. „Prinzessin,“ sagte er zu ihr, „so fest auch der Entschluß einer armen und elenden Frau, wie ich, seyn muß, der Welt und ihrer Pracht zu entsagen,

so wage ich es doch nicht, dem Willen und Befehl einer so frommen und mildthätigen Prinzessin zu widerstreben.“

Auf diese Antwort des Zauberers stand die Prinzessin auf und sagte zu ihm: „Stehe auf und komm mit mir, ich will dir meine leeren Zimmer zeigen, auf daß du darunter wählen kannst.“ Er folgte der Prinzessin Badrulbudur und wählte unter ihren Zimmern, die sämmtlich sehr schön und prächtig ausgestattet waren, dasjenige, welches am wenigsten schön war, indem er mit heuchlerischem Tone sagte: es sey noch viel zu gut für ihn und er wähle es bloß der Prinzessin zu Gefallen.

Die Prinzessin wollte den Schurken in den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern zurückführen, damit er bei ihr zu Mittag speisen sollte. Da er aber beim Essen sein bis jetzt immer noch verschleiertes Gesicht hätte enthüllen müssen, und da er fürchtete, die Prinzessin möchte merken, daß er nicht die heilige Frau Fatime sey, für die sie ihn hielt, so bat er sie so inständig, ihm dies zu erlassen, indem er bloß Brod und trockene Früchte esse, und ihm zu erlauben, seine kleine Mahlzeit auf seinem Zimmer zu sich zu nehmen, daß sie es ihm bewilligte. „Meine gute Mutter,“ sagte sie zu ihm, „es steht ganz in deinem Belieben, du kannst thun wie wenn du in deiner Einsiedelei wärest. Ich will dir zu essen bringen lassen; aber vergiß nicht daß ich dich zurück erwarte, sobald du deine Mahlzeit eingenommen haben wirst.“

Die Prinzessin speiste zu Mittag und die falsche Fatime unterließ nicht, sich wieder bei ihr zu melden, sobald sie ihr durch einen Verschnittenen hatte sagen lassen, daß sie von der Tafel aufgestanden sey. „Meine gute Mutter,“ sagte die Prinzessin zu ihr, „ich bin hoch erfreut, eine heilige Frau, wie dich, zu besitzen, die diesem Palaste Segen bringen wird. Ei wie gefällt dir denn der Palast? Ehe ich dir aber Zimmer für Zimmer zeige, so sage mir vor Allem, was hältst du von diesem Saale?“

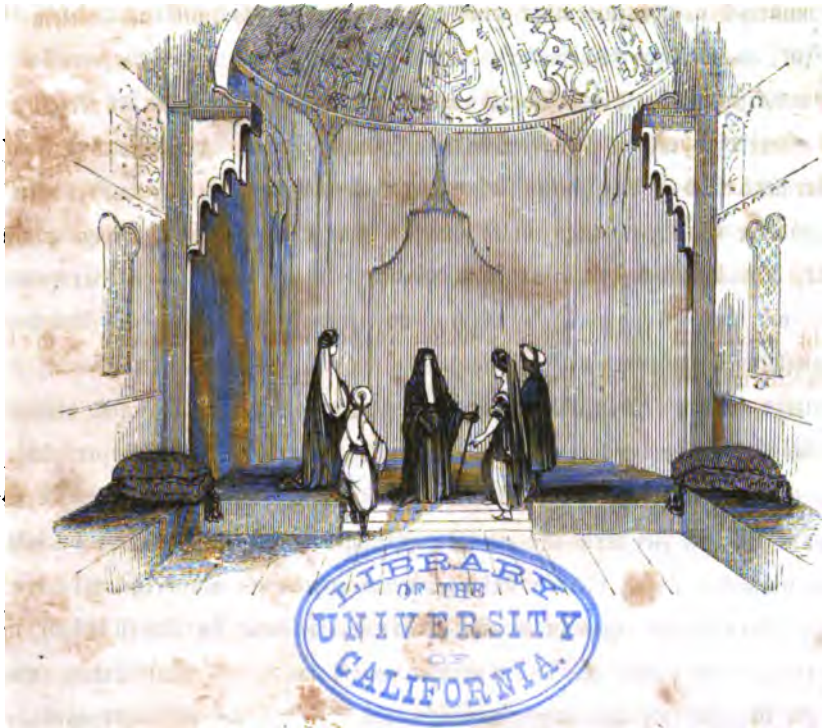
Die falsche Fatime, die, um ihre Rolle besser spielen zu können, bisher immer mit gesenkten Augen dagestanden war und ihren Kopf weder rechts noch links hingewendet hatte, hob ihn endlich bei dieser Frage empor, durchmusterzte den Saal von einem Ende zum andern, und als sie ihn genugsam betrachtet hatte, sagte sie: „Prinzessin, dieser Saal ist wahrhaft bewundernswürdig und ausgezeichnet schön. Indes es deucht mir, so viel eine Einsiedlerin, die sich auf das, was in der Welt für schön gilt, nicht versteht, beurtheilen kann, daß eine einzige Sache daran fehle.“ — „Und was denn, meine gute Mutter?“ fragte die Prinzessin Badrulbudur; „ich beschwöre dich, sage es mir. Ich für meinen Theil habe immer geglaubt und auch sagen gehört, daß er in

Allem vollkommen sey. Wenn aber etwas daran fehlt, so will ich diesem Mangel abhelfen lassen.“

„Prinzessin,“ erwiderte die falsche Fatime mit vieler Verstellung, „verzeih, daß ich mir so viel Freiheit herausnehme. Meine Meinung, wenn dir etwas daran liegen könnte, wäre nämlich, daß wenn oben von der Mitte dieser Kuppel ein Korb herabhänge, dieser Saal in allen vier Theilen der Welt seines Gleichen nicht haben und der Palast ein Wunder der Welt seyn würde.“

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherzad mit folgenden Worten fortgesetzt wurde:





Funshundert und achtundfünfzigste Nacht.

„Meine gute Mutter,“ fragte die Prinzessin, „was für ein Vogel ist denn der Roch, und woher könnte man wohl ein Ei von ihm bekommen?“ — „Prinzessin,“ antwortete die falsche Fatime, „es ist dies ein Vogel von bewundernswürdiger Größe, der auf der höchsten Spitze des Berges Kaukasus wohnt; der Baumeister von diesem Palaste wird dir schon ein solches Ei verschaffen.“

Die Prinzessin Badrulbudur dankte der falschen Fatime für ihren, wie sie glaubte, guten Rath, und unterhielt sich mit ihr noch über eine Menge anderer Gegenstände; doch vergaß sie das Rochei nicht und nahm sich vor, mit Aladdin darüber zu sprechen, sobald er von der Jagd zurückgekehrt seyn würde. Er war nämlich seit sechs Tagen fort und der Zauberer, der dies recht gut wußte, hatte seine Abwesenheit benützen wollen. Aladdin kam noch an demselben Tag Abends zurück, als die falsche Fatime sich so eben von der Prinzessin verabschiedet und auf ihr Zimmer begeben hatte. Er ging sogleich in's Zimmer der Prinzessin, die so eben dahin zurückgekehrt war, begrüßte und umarmte sie; allein es schien ihm, als ob sie ihn

etwas kalt empfinge. „Theure Prinzessin,“ sagte er zu ihr, „ich finde dich nicht so heiter wie sonst. Ist in meiner Abwesenheit etwas vorgekommen, das dir mißfallen und Verdruß oder Mißvergnügen verursacht hätte? Ich beschwöre dich bei Gott, verhehle es mir nicht, denn ich werde Alles aufbieten, deinen Wunsch zu erfüllen, wenn es in meiner Macht steht.“ — „Es ist bloß eine Kleinigkeit,“ antwortete die Prinzessin, „und die Sache kümmert mich so wenig, daß es mir unbegreiflich ist, wie du auf meinem Gesichte hast etwas bemerken können. Da du jedoch wider mein Erwarten eine Veränderung auf demselben wahrgenommen hast, so will ich dir die Ursache davon mittheilen, obgleich sie nicht von Bedeutung ist.“

„Ich hatte,“ fuhr die Prinzessin Badrulbudur fort, „wilt du auch, bisher immer geglaubt, unser Palast sey der herrlichste, prachtvollste und vollkommenste auf der ganzen Welt. Doch muß ich dir jetzt sagen, was mir bei der genauen Besichtigung des Saals mit den vierundzwanzig Fenstern für ein Gedanke gekommen ist. Meinst du nicht auch, daß nichts zu wünschen übrig bleiben würde, wenn mitten im Kuppelgewölbe ein Rochei hänge?“ — „Prinzessin,“ antwortete Aladdin, „so bald du findest, daß noch ein Rochei daran fehlt, so finde ich diesen Fehler auch, und aus dem Eifer, womit ich diesem Mangel abhelfen werde, sollst du dich überzeugen, daß es nichts gibt, was ich nicht dir zu Liebe thun würde.“

Aladdin verließ augenblicklich die Prinzessin Badrulbudur, ging in den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern, zog die Lampe, die er seit der Gefahr, worein ihn die Vernachlässigung derselben gestürzt, überall, wo er ging und stand, bei sich trug, aus seinem Busen hervor und rieb sie. Sogleich erschien auch der Geist. „Geist,“ sprach Aladdin zu ihm, „es fehlt dieser Kuppel noch ein Rochei, das mitten in ihrer Vertiefung hängen muß: ich befehle dir nun im Namen der Lampe, die ich in der Hand halte, daß du diesem Mangel abhilfst.“

Kaum hatte Aladdin diese Worte ausgesprochen, als der Geist ein so lautes und entsetzliches Geschrei erhob, daß der Saal davon erbehte und auch Aladdin taumelte, so daß er beinahe zu Boden stürzte. „Wie! Elender!“ sagte der Geist in einem Tone zu ihm, der auch dem unerschrockensten Manne Furcht eingeblöst haben würde, „ist es dir nicht genug, daß meine Gefährten und ich dir zu Liebe Alles gethan haben. Mußt du auch noch mit einer Undankbarkeit, die ihres Gleichen nicht hat, befehlen, daß ich dir meinen Meister bringen und mitten in diesem Kuppelgewölbe aufhängen soll. Dieser Frevel verdiente, daß du sammt deiner Frau und deinem Palaste auf der Stelle in Staub und Asche verwandelt würdest. Zu deinem Glück bist du jedoch nicht selbst auf diesen

Gedanken gekommen und der Wunsch geht nicht unmittelbar von dir aus. Du mußt nämlich wissen, daß er von dem Bruder des afrikanischen Zauberers, deines Feindes, herkommt, den du vertilgt hast, wie er verdiente. Er befindet sich in deinem Palast im Anzug der heiligen Frau Fatime, die er ermordet, und er hat deiner Frau das verderbliche Verlangen eingegeben, das du gegen mich geäußert hast. Seine Absicht ist, dich umzubringen, sey daher wohl auf deiner Hut.“ Mit diesen Worten verschwand er.

Aladdin verlor keins von den letzten Worten des Geistes. Er hatte von der heiligen Frau Fatime sagen gehört und wußte recht gut, wie sie dem allgemeinen Glauben zufolge das Kopswch heilte. Er ging nun auf's Zimmer der Prinzessin zurück und ohne ein Wort von dem zu sprechen, was ihm so eben begegnet war, setzte er sich nieder, stützte seine Stirn auf die Hand und sagte, es habe ihn plötzlich ein heftiges Kopswch befallen. Die Prinzessin befahl sogleich, die heilige Frau zu rufen, und während sie geholt wurde, erzählte sie Aladdin, wie sie in den Palast gekommen sey und wie sie ihr darin ein Zimmer eingeräumt habe.

Die falsche Fatime kam, und sobald sie da war, sagte Aladdin zu ihr: „Komm her, meine gute Mutter, es freut mich, dich zu sehen, du bist gerade zu meinem Glück hierher gekommen. Ich bin so eben von einem abscheulichen Kopswch überfallen worden, und im Vertrauen auf deine Gebete bitte ich dich um Hülfe, denn ich hoffe, daß du eine Wohlthat, die du schon so vielen mit dieser Krankheit Behafteten erwiesen hast, auch mir nicht abschlagen werdest.“ Mit diesen Worten stand er auf und küßte den Kopf; die falsche Fatime näherte sich ihm, indem sie zugleich mit der Hand nach einem Dolche griff, den sie unter ihrem Kleide am Gürtel stecken hatte. Aladdin aber, der sie genau beobachtete, fiel ihr in die Hand, noch ehe sie vom Leder gezogen hatte, und durchbohrte sie mit seinem Dolche, so daß sie todt auf dem Fußboden zusammenstürzte.

„Mein theurer Gemahl, was hast du gethan!“ rief die Prinzessin voll Angst: „du hast die heilige Frau getödtet!“ — „Nein, geliebte Prinzessin,“ antwortete Aladdin mit großer Ruhe; „ich habe nicht Fatime getödtet, sondern einen Schwurken, der mich ermordet hätte, wenn ich ihm nicht zuvorgekommen wäre. Dieser Bösewicht, den du hier siehst,“ fuhr er fort, indem er ihn enthüllte, „hat die wahre Fatime erwürgt und sich in ihre Kleider gesteckt, um mich zu erdolchen; mit einem Wort, er war der Bruder des afrikanischen Zauberers, deines Räubers.“ Aladdin erzählte ihr hierauf, auf was Art er diese Umstände erfahren hatte, und ließ sodann den Leichnam wegschaffen.



Auf diese Art wurde also Aladdin von der Verfolgung der beiden verbrüdereten Zauberer befreit. Wenige Jahre darauf starb der Sultan in hohem Alter. Da er keine männliche Nachkommen hinterließ, so folgte ihm die Prinzessin Badrulbudur als gesetzmäßige Erbin auf dem Throne nach und theilte ihre Herrschaft mit Aladdin. Sie regierten miteinander viele Jahre und hinterließen eine berühmte Nachkommenschaft.

„Herr,“ sagte die Sultanin Schehersad, nachdem sie die Erzählung von den Abenteuern mit der Wunderlampe vollendet hatte, „du wirst ohne Zweifel bemerkt haben, daß in der Person des afrikanischen Zauberers ein Mensch dargestellt ist, den eine maßlose Begierde ergriffen, sich auf strafbare Arten Schätze zu erwerben, wodurch er sie auch entdeckt hat, aber doch nicht in ihren Besitz gekommen ist, weil er sich derselben unwürdig machte. In Aladdin dagegen erblickst du einen Mann, der sich von niederer Herkunft bis zur Königswürde erhebt und zwar vermittelst derselben Schätze, die ihm, ohne daß er sie sucht, in die Hände fallen, und die er bloß dann begehrt, wenn er ihrer zur Erreichung seines höchsten Zweckes bedarf. An dem Sultan kannst du ersehen, wie leicht selbst ein guter, gerechter und billigdenkender Monarch Gefahr läuft, seinen Thron zu verlieren, wenn er es wagt, durch eine Handlung schreiender Ungerechtigkeit und gegen alle Vorschriften der Billigkeit aus unverständiger Uebereilung einen Unschuldigen zu verdammen, ohne seine Rechtfertigung anhören zu

wollen. Deinen höchsten Abscheu aber werden die beiden Schurken von Zauberern erregt haben, von denen der Eine sein Leben opfert, um Schätze zu erwerben, der Andere Leben und Religion zugleich, um einen Schurken, wie er selbst ist, zu rächen, Beide aber den verdienten Lohn ihrer Bosheit empfangen."

Der Sultan von Indien erklärte seiner Gemahlin, der Sultanin Scheherfah, daß die Geschichte von den Abenteuern mit der Wunderlampe ihn sehr befriedigt habe, und überhaupt ihre nächtlichen Erzählungen ihm großes Vergnügen machen. Sie waren auch in der That recht ergötzlich und enthielten fast alle gute Sittenlehren. Er sah zwar wohl, daß die Sultanin sehr geschickt eine an die andere anreichte; indeß war es ihm nicht unangenehm, daß sie ihm dadurch Gelegenheit gab, die Vollziehung seines feierlichen Schwures, kraft dessen er eine Frau nie länger als eine Nacht behalten und dann am andern Morgen hinrichten lassen wollte, in Beziehung auf sie noch auszusetzen. Er war fast auf nichts so neugierig als darauf, ob er es nicht endlich dahin bringen würde, daß ihr der Stoff ausginge.

Als er daher die Geschichte von Aladdin und Badrulbudur bis zu Ende gehört hatte, die von den bisher erzählten ganz verschieden war, so kam er am andern Morgen beim Erwachen Dinarfahen zuvor, weckte sie und fragte die Sultanin, die ebenfalls gerade erwacht war, ob sie nun mit ihren Erzählungen zu Ende sey?

„Zu Ende, Herr!“ rief die Sultanin; „das sey ferne von mir! ich habe im Gegentheil noch so viele vorrätzig, daß es mir selbst nicht möglich wäre, ihre Zahl genau anzugeben. Was ich allein fürchte, Herr, ist, daß du dich zuletzt dabei langweilen und meiner Geschichten müde werden möchtest, wenn ich noch auf lange Zeit Stoff genug dazu habe.“

„Darüber mach' dir keine Sorgen,“ antwortete der Sultan. „Laß jetzt sehen, was du Neues zu erzählen hast.“

Diese Worte des Sultans von Indien machten der Sultanin Scheherfah neuen Muth, und sie begann folgendermaßen eine neue Geschichte zu erzählen: „Herr,“ sagte sie, „ich habe dir schon mehrere Male von einigen Abenteuern gesagt, die dem berühmten Chalifen Harun Arraschid zugestossen sind. Es sind deren sehr viele, aber zu den merkwürdigsten gehören gewiß folgende:



Fünfhundert und neunundsünfzigste Nacht.

Die Abenteuer des Chalifen Harun Arraschid.

Es kann dir nicht unbekannt seyn, Herr, und du hast es ohne Zweifel auch schon an dir selbst erfahren, daß der Mensch sich manchmal in einer so außerordentlich heitern Stimmung befindet, daß er Jedem, mit dem er in Verührung kommt, in seine Fröhlichkeit mit hineinzieht oder an der Freude Anderer von Herzen gern theilnimmt; manchmal aber werden wir auch von so düsterer Schwermuth befallen, daß wir uns selbst unerträglich find, und wenn man uns fragte, könnten wir keine Ursache angeben, ja, wir könnten sie nicht einmal entdecken, wenn wir uns alle Mühe gäben, darüber nachzufinnen.

In dieser letztgenannten Stimmung befand sich einst der Chalif Harun Arraschid, als Djafar, sein treuer und vielgeliebter Großvezier, vor ihn trat. Der Minister fand ihn allein, was selten vorkam, und da er beim Näbertreten bemerkte, daß er in eine düstere Laune versenkt war und nicht einmal die Augen aufhob, um ihn anzusehen, so blieb er so lange wartend stehen, bis er ihn eines Blicks würdigen würde.

Endlich schlug der Chalif die Augen auf und sah Dja far an; allein er wandte sich sogleich wieder ab und blieb in seiner bisherigen Stellung eben so unbeweglich wie zuvor.

Da der Großvezier in den Augen des Chalifen keinen Unwillen gegen seine eigene Person bemerkte, so nahm er endlich das Wort und sagte: „Beherrscher der Gläubigen, erlaubst du mir wohl die Frage, woher diese Schwermuth rühren mag, die du heute blicken lässest, und wozu du sonst immer so wenig Neigung verriethest?“

„Es ist wahr, Bezier,“ erwiderte der Chalif, eine andere Stellung annehmend, „ich bin sonst nicht geneigt dazu, und wenn du nicht gekommen wärest, so hätte ich meinen gegenwärtigen Trübsinn gar nicht bemerkt; ich habe aber auch schon so genug daran, daß ich es keinen Augenblick länger aushalte. Wenn es nichts Neues gibt, was dich zu mir führt, so thue mir den Gefallen und erfinde irgend etwas, um mich zu zerstreuen.“

„Beherrscher der Gläubigen,“ antwortete der Großvezier Dja far, „bloß meine Pflicht hat mich hiehergeführt, und ich nehme mir die Freiheit, dich zu erinnern, daß du dir selbst die Verpflichtung auferlegt hast, auf die gute Ordnung in deiner Hauptstadt und der Umgegend persönlich ein wachsames Auge zu haben. Gerade den heutigen Tag hast du dir dazu bestimmt, und so bietet sich von selbst die schönste Gelegenheit, die Wolken zu verschweuchen, die deine gewöhnliche Fetterkeit trüben.“

„Ich hatte es ganz vergessen,“ entgegnete der Chalif, „und du erinnerst mich zur gelegenen Stunde daran. Geh' also und kleide dich um, ich will es indeß auch so machen.“

Sie verkleideten sich nun in fremde Kaufleute und gingen so ganz allein miteinander durch eine geheime Gartenthüre des Palastes, die auf's freie Feld führte. In ziemlich weiter Entfernung von den Thoren machten sie nun die Kunde um die Stadt bis an die Ufer des Euphrats, ohne etwas zu bemerken, was gegen die gute Ordnung gewesen wäre. Auf dem ersten Boot, das sie antrafen, setzten sie über den Strom, machten nun auch um die entgegengesetzte Seite der Stadt die Kunde und nahmen dann ihren Weg über die Brücke, welche beide Hälften der Stadt verband.

Am Ende dieser Brücke trafen sie einen alten blinden Mann, der um ein Almosen bat. Der Chalif wandte sich gegen ihn und drückte ihm ein Goldstück in die Hand. Der Blinde faßte ihn augenblicklich am Arme, hielt ihn an und sagte: „Mildthätiger Mann, wenn du auch seyn magst, dem Gott eingegeben hat, mir dies Almosen zu reichen, versage mir die Gnade nicht, um die ich dich jetzt bitte, und gib mir eine Ohrfeige.“



Ich habe sie verdient, ja vielleicht noch eine derbere Züchtigung.“ Mit diesen Worten ließ er die Hand des Chalifen los, damit er ihm die Ohrfeige geben könnte, aber um ihn nicht vorüber zu lassen, ehe er es gethan hätte, faßte er ihn beim Kleide.

Der Chalif, höchlich verwundert über das Verlangen und Benehmen des Blinden, sagte zu ihm: „Guter Mann, ich kann dir deine Bitte nicht gewähren; ich werde mich wohl hüten, das Verdienstliche meines Almosens durch eine so schlechte Behandlung, wie du von mir verlangst, wieder aufzuheben.“ So sprechend suchte er sich mit Gewalt von dem Blinden loszumachen.

Der Blinde aber, der in Folge mannigfacher Erfahrungen seit langer Zeit sich dieser Weigerung seines Wohlthäters versehen hatte, wendete alle seine Kraft an, um ihn festzuhalten. „Herr,“ sagte er zu ihm, „verzeih mir meine Kühnheit und Aufdringlichkeit; ich bitte dich, gib mir eine Ohrfeige, oder nimm dein Almosen zurück; ich kann es nur unter dieser Bedingung behalten, oder ich müßte einen feierlichen Eid brechen, den ich vor Gott geschworen habe; wenn du den Grund wüßtest, so würdest du mir gern zugeben, daß diese Strafe sehr gering ist.“

Der Chalif, der sich nicht länger aufhalten lassen wollte und den aufdringlichen Blinden nicht los werden konnte, versetzte ihm endlich eine ziemlich leichte Ohrfeige. Der Blinde ließ ihn nun auf der Stelle unter vielen Danksaugungen und Segenswünschen los, und der Chalif ging mit dem Großvezier weiter. Kaum aber waren sie einige Schritte gegangen, so sagte er zum Vezier: „Dieser Blinde muß doch seine wichtige

Ursache haben, warum er von Allen, die ihm ein Almosen geben, dies verlangt. Ich wünschte das Nähere darüber zu erfahren, kehre daher um, sage ihm wer ich bin, und er solle sich morgen um die Zeit des Nachmittagebets im Palast einfinden, indem ich ihn zu sprechen wünsche."

Der Großvezier ging auf der Stelle zurück, gab dem Blinden ein Almosen und hernach eine Ohrfeige, und nachdem er seinen Befehl an ihn ausgerichtet, eilte er wieder zum Chalifen.

Sie kehrten in die Stadt zurück, und als sie über einen öffentlichen Platz gingen, trafen sie eine große Menge Volks, die einem wohlgetheilten jungen Manne zusah, der auf einer Stute saß, dieselbe mit verhängtem Zügel um den Platz herumtrieb und unaufhörlich mit Sporn und Peitsche so grausam mißhandelte, daß das arme Thier ganz mit Schaum und Blut bedeckt war.



Der Chalif war sehr erstaunt über die Grausamkeit des jungen Mannes und fragte einen der Umstehenden, warum er denn seine Stute so mißhandle; dieser erwiderte, Niemand wisse die Ursache, indeß nehme er schon seit geraumer Zeit um dieselbe Stunde dieses grausame Geschäft mit ihr vor.

Sie gingen weiter und der Chalif sagte zum Großvezier, er solle sich diesen Platz wohl merken und so nicht vergessen, den jungen Mann morgen um dieselbe Stunde, wie den Blinden, zu ihm zu bestellen.

Ehe der Chalif seinen Palaß erreicht hatte, erblickte er in einer Straße, durch die er schon lange nicht mehr gegangen war, ein neu aufgeführtes Gebäude, das er für das Haus irgend eines Großen seines Hofes hielt. Er fragte den Großvezier, ob er wisse, wem es gehöre; dieser antwortete, er wisse es nicht, wolle sich aber erkundigen.

Er fragte nun einen Nachbar, der ihm sagte, das Haus gehöre dem Cogia Hassan, Alhabbal genannt wegen seines Seilerhandwerks, das er ihn selbst noch in großer Armuth habe treiben sehen; indeß habe er, ohne daß man wisse, wo das Glück ihn begünstigt, ein so großes Vermögen erworben, daß er die Kosten dieses stattlichen Baues sehr leicht habe tragen können.

Der Großvezier eilte dem Chalifen nach und sagte ihm, was er gehört hatte. „Ich will diesen Cogia Hassan Alhabbal sehen,“ sprach der Chalif; „gehe und melde ihm, er solle sich morgen um dieselbe Stunde wie die beiden Andern in dem Palaß einfänden.“ Der Großvezier ermangelte nicht, den Befehl des Chalifen auszurichten.

Am folgenden Tage nach dem Nachmittagsgebet trat der Chalif in sein Audienzzimmer, und der Großvezier führte sogleich die drei obenerwähnten Personen zu ihm ein und stellte sie ihm vor. Sie warfen sich alle Drei vor dem Throne des Beherrschers der



Gläubigen nieder, und als sie wieder aufgestanden waren, fragte der Chalif den Blinden, wie er heiße. „Baba Abdallah,“ antwortete der Blinde. „Baba Abdallah,“ sagte hierauf der Chalif zu ihm, „deine Art Almosen zu fordern erschien mir gestern so seltsam, daß ich ohne gewisse besondere Rücksichten mich wohl gebüht hätte, dir den Gefallen zu erweisen, den du verlangtest; im Gegentheil hatte ich große

Luft, dir dein Handwerk zu legen, wodurch du allem Volke großes Vergerniß gibst. Ich habe dich daher kommen lassen, um von dir zu erfahren, was dich zu einem so unverständigen Eide veranlaßt hat, und aus deiner Antwort werde ich urtheilen, ob du recht gehandelt hast und ob ich dir noch länger ein Betragen gestatten kann, mit dem du ein so schlechtes Beispiel zu geben scheinst. Sage mir ohne Hehl, wie bist du auf diesen tollen Einfall gekommen? Verschweig' mir nichts, denn ich verlange es durchaus zu wissen."

Baba Abdallah, durch diesen Verweis eingeschüchtert, warf sich zum zweiten Mal vor dem Throne des Chalifen auf sein Angesicht, und als er wieder aufgestanden war, begann er also: „Beherrscher der Gläubigen, ich bitte dich demüthiglichst um Verzeihung für die Frechheit, womit ich es gewagt habe, dich zu einer Sache zu nöthigen, die allerdings mit der gesunden Vernunft zu streiten scheint. Ich erkenne mein Verbrechen an, aber da ich meinen Herrn und König nicht kannte, so sehe ich jetzt um Gnade und hoffe, daß du meine Unwissenheit berücksichtigen wirst.

„In Beziehung auf das, was du Tollheit zu nennen beliebst, muß ich allerdings gestehen, daß mein Betragen in den Augen der Menschen nicht anders erscheinen kann; in den Augen Gottes aber ist es nur eine sehr geringe Buße für eine ungeheure Missethat, deren ich mich schuldig gemacht habe und die ich nicht genugsam abbüßen würde, wenn auch alle Menschen, einer nach dem andern, kämen und mir Ohrfeigen gäben. Du wirst dies selbst beurtheilen können, wenn ich dir, deinem Befehle gemäß, meine Geschichte erzählt und gezeigt haben werde, worin diese ungeheure Missethat besteht.“

'Scheherzad schwieg, um in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzufahren:





Fünfhundert und sechzigste Nacht.

Geschichte des blinden Baba Abdallah.

Beherrscher der Gläubigen — fuhr Abdallah fort — ich wurde zu Bagdad geboren, und mein Vater und meine Mutter, die beide sehr schnell hinter einander starben, hinterließen mir ein kleines Vermögen. Obwohl ich noch nicht viele Jahre zählte, so verschwendete ich es doch nicht, wie so häufig junge Leute thun, mit unnützem Aufwand und in Ausschweifungen, sondern gab mir im Gegentheil alle Mühe, es durch meinen Fleiß zu vermehren, und sann Tag und Nacht über die Mittel dazu nach. Auf diese Weise wurde ich endlich so reich, daß ich achtzig Kameele besaß, die ich an Karavanan-Kaufleute vermietete und die mir bei jeder Reise, welche ich mit ihnen

nach den verschiedenen Provinzen deines großen Reiches machte, große Summen eintrugen.

Eines Tags, als ich während der Blüthe meines Glücks und verzehrt von gewaltigem Verlangen, noch reicher zu werden, von Balsora leer mit meinen Kameelen zurückkehrte, die auf dem Hinwege mit Waaren nach Indien bepackt gewesen waren, und sie in einer menschenleeren Gegend, wo ich gute Weide fand, grasen ließ, kam ein Derwisch, der zu Fuß nach Balsora reiste, auf mich zu und setzte sich neben mich, um auszuruhen. Ich fragte ihn, woher und wohin; er richtete dieselben Fragen an mich, und nachdem wir gegenseitig unsere Neugierde befriedigt hatten, theilten wir unsern Mundvorrath mit einander und hielten ein gemeinschaftliches Mahl.

Während der Mahlzeit unterhielten wir uns im Anfang von allerhand gleichgültigen Dingen; endlich aber sagte der Derwisch, er wisse unweit von unserm Ruheplaz ein Schatz von so unermesslichen Reichthümern, daß, wenn ich auch so viel Gold und Edelsteine davon nehmen würde, als meine achtzig Kameele zu tragen vermöchten, man ihm doch beinahe keine Verminderung ansehen könnte.

Diese gute Nachricht überraschte und erfreute mich dermaßen, daß ich kaum meiner Sinne mächtig war. Da ich nicht glaubte, daß der Derwisch mich zum Besten halten könnte, so warf ich mich an seinen Hals und sagte zu ihm: „Guter Derwisch, ich sehe wohl, daß du dich wenig um die Güter dieser Erde bekümmerst: wozu kann dir also die Kenntniß von einem solchen Schätze nützen? Du bist allein und kannst nur sehr wenig fortschaffen; zeige mir daher, wo er liegt, so will ich meine achtzig Kameele damit beladen und dir selbst eines davon schenken zum Dank für deine Freundschaft und das Vergnügen, das du mir bereitet hast.“

Dies war freilich ein sehr schlechtes Angebot, allein der Teufel des Geizes war in dem Augenblick, wo er mir von dem Schätze sagte, in mein Herz gefahren, so daß ich ihm viel zu versprechen glaubte, und die neunundsiebzig Kameellasten, die mir noch übrig blieben, mir beinahe wie Nichts schienen im Vergleich zu derjenigen, die ich abgeben und ihm überlassen sollte.

Der Derwisch, der meine leidenschaftliche Geldgier merkte, ärgerte sich nicht über das unanständige Anerbieten, das ich ihm gemacht hatte. „Mein Bruder,“ sagte er mit großer Gemüthsruhe zu mir, „du siehst selbst, daß dein Angebot zu dem Dienste, den du von mir verlangst, in keinem Verhältnisse steht. Ich hätte ja auch von dem Schätze ganz schweigen und mein Geheimniß für mich behalten können. Was ich dir indeß aus freien Stücken mitgetheilt habe, magst du als einen Beweis ansehen, wie geneigt ich

bin, dir einen Gefallen zu erweisen und mir durch Gründung deines und meines Glücks ein ewiges Andenken bei dir zu stiften. Ich will dir nun einen andern gerechtern und billigern Vorschlag machen; du magst sehen, ob er dir genehm ist.

„Du sagst,“ fuhr der Derwisch fort, „du habest achtzig Kameele. Ich bin bereit, dich zu dem Schaze zu führen und dieselben dort mit so viel Gold und Edelsteinen zu beladen, als sie nur tragen können; allein wenn wir sie gehörig bepackt haben, so mußt du mir die Hälfte davon nebst ihrer Last abtreten und dich mit der andern Hälfte begnügen; dann wollen wir uns von einander trennen und Jeder mag mit dem Seinigen ziehen, wohin er will. Du siehst, daß diese Theilung ganz der Billigkeit angemessen ist; denn wenn du mir vierzig Kameele schenkst, so verschaffe ich dir so viel Geld, daß du dir tausend andere dafür kaufen kannst.“

Ich konnte nicht läugnen, daß die Bedingung, die mir der Derwisch stellte, sehr billig war. Ohne jedoch die großen Reichthümer zu bedenken, die ich durch Annahme derselben erwerben konnte, betrachtete ich die Abtretung der Hälfte meiner Kameele als einen großen Verlust und konnte mich besonders mit dem Gedanken nicht befreunden, daß der Derwisch dann eben so reich seyn sollte, wie ich. Kurz, ich belohnte schon zum voraus eine rein freiwillige Wohlthat, die ich von dem Derwisch noch nicht einmal empfangen hatte, mit Undank. Allein ich hatte nicht lange Zeit zu überlegen: entweder mußte ich die Bedingung eingehen oder mich entschließen, mein ganzes Leben lang Reue zu empfinden, daß ich eine so günstige Gelegenheit, mir ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, durch eigene Schuld hinausgelassen habe.

Ich trieb also augenblicklich meine Kameele zusammen, und wir zogen miteinander fort. Nach einiger Zeit gelangten wir in ein sehr geräumiges Thal, das aber einen sehr schmalen Eingang hatte. Meine Kameele konnten bloß einzeln hinter einander hindurch gehen; sobald aber die Gegend sich erweiterte, war es wieder möglich, sie in der besten Ordnung zusammen zu halten. Die beiden Berge, die das Thal bildeten und es hinten in einem Halbkreis schlossen, waren so hoch, steil und unzugänglich, daß wir nicht zu befürchten hatten, es möchte uns irgend ein Sterblicher hier sehen.

Als wir zwischen diesen Bergen angekommen waren, sagte der Derwisch zu mir: „Wir wollen jetzt nicht weiter vorwärts ziehen, halte du deine Kameele an und lasse sie auf dem Plage, den du da vor dir siehst, sich auf den Bauch niederlegen, damit wir sie ohne Mühe bepacken können; ich will dann sogleich zur Deffnung des Schazes schreiten.“

Ich that, was der Derwisch mir gesagt hatte, und eilte ihm dann nach. Als ich zu ihm kam, hatte er einen Feuerzeug in der Hand und trug eben einiges dürres Holz

zusammen, um Feuer anzumachen. Sobald dies geschehen war, warf er etwas Räucherwerk hinein und sprach einige Worte dazu, die ich nicht verstand. Als bald erhob sich ein dicker Rauch in die Luft. Er zertheilte diesen Rauch, und in demselben Augenblick entstand in dem Felsen, der zwischen den beiden Bergen in senkrechter Linie sehr hoch emporstieg und durchaus keine Spur von einer Oeffnung zu haben schien, dennoch eine sehr große in Gestalt eines Thores mit zwei Thürflügeln, das mit bewundernswürdiger Kunst in den Felsen hineingearbeitet und aus demselben Steine war.



Diese Oeffnung zeigte unsern Augen in einer großen in den Felsen gehauenen Vertiefung einen prächtigen Palast, der nicht sowohl von Menschenhänden als vielmehr von Geistern erbaut zu seyn schien, denn es war unmöglich, daß Menschen ein so kühnes und erstaunenswürdiges Unternehmen auch nur hätten denken sollen.

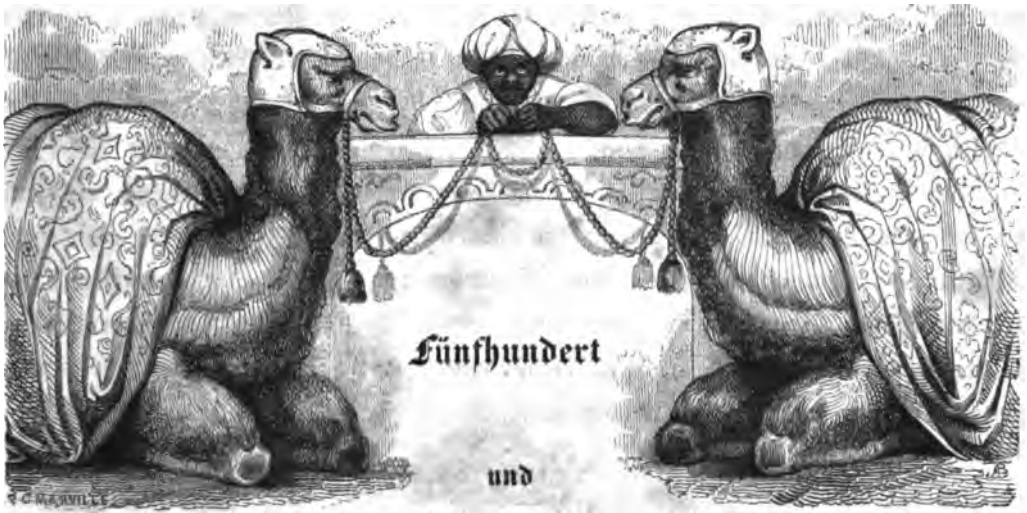
Aber, Beherrscher der Gläubigen, diese Bemerkung mache ich erst jetzt, da ich vor dir stehe; damals fiel sie mir nicht ein. Ja, ich bewunderte nicht einmal die unermesslichen Reichthümer, die ich auf allen Seiten erblickte, und ohne die kluge und zweckmäßige Anordnung aller dieser Schätze lange zu betrachten, stürzte ich mich, wie der Adler auf seine Beute herabschießt, auf den ersten besten Haufen von Goldstücken, den ich zunächst

vor mir sah und fing an so viel, als ich fortschaffen zu können glaubte, in einen Sack zu werfen, deren eine Menge dalagen. Die Säcke waren groß und ich hätte sie gern bis oben angefüllt, allein ich mußte sie doch mit den Kräften meiner Kameele in einiges Verhältniß bringen.

Der Dervisch machte es ebenso wie ich, doch bemerkte ich, daß er sich mehr an die Edelsteine hielt; als er mir nun den Grund auseinander setzte, folgte ich seinem Beispiel, und wir nahmen weit mehr Edelsteine von verschiedenen Arten mit, als gemünztes Gold. Kurz und gut, wir füllten endlich alle unsere Säcke und luden sie den Kameelen auf. Es blieb uns jetzt nichts weiter übrig, als den Schatz wieder zu verschließen und uns auf den Rückweg zu begeben.

Schehersad unterbrach ihre Erzählung bei diesen Worten. In der folgenden Nacht fuhr sie also fort:





einundsechzigste Nacht.

Wie wir uns aufmachten, ging der Derwisch noch einmal in das Schaggewölbe hinein, allwo sich eine Menge kunstreich gearbeiteter Vasen aus Gold und anderen kostbaren Stoffen befanden, und ich bemerkte, daß er aus einer dieser Vasen eine kleine Blüthe von einem mir unbekanntem Holze herauszog und in seinen Busen steckte; doch hatte er mir zuvor gezeigt, daß weiter nichts darin war, als eine Art Haarsalbe.

Der Derwisch verrichtete hierauf dieselbe Ceremonie, um den Schatz zu verschließen, wie bei der Oeffnung desselben, und nachdem er gewisse Worte gesprochen, schloß sich das Schaggewölbe und der Fels erschien uns wieder ganz wie zuvor.

Wir ließen nun die Kameele mit ihren Lasten aufstehen und theilten sie unter uns. Ich stellte mich an die Spitze der vierzig, die ich mir vorbehalten, und der Derwisch an die Spitze der übrigen, die ich ihm abgetreten hatte.

So zogen wir wieder durch den engen Weg hindurch, auf dem wir in's Thal hereingekommen waren, und dann weiter mit einander bis auf die große Heerstraße, wo wir uns trennen wollten: der Derwisch, um seine Reise nach Balsora fortzusetzen, ich, um nach Bagdad zurückzukehren. Ich dankte ihm mit den stärksten Ausdrücken für seine Wohlthat, daß er gerade mich gewählt habe, um an diesen ungeheuern Reichthümern Theil zu nehmen; hierauf umarmten wir uns recht herzlich, sagten einander Lebwohl!

und zogen, jeder seine Straße, weiter. Kaum aber hatte ich einige Schritte gethan, um meine Kameele, die indeß auf dem ihnen angewiesenen Wege vorausgegangen waren, wieder einzuholen, als sich der Teufel des Neides und Undanks meines Herzens bemächtigte; ich konnte den Verlust meiner vierzig Kameele und noch mehr die Reichthümer, womit sie beladen waren, nicht verschmerzen. „Der Derwisch,“ sagte ich bei mir selbst, „braucht diese Reichthümer alle nicht; er kann ja über den Schatz verfügen und sich holen so viel er will.“ So hörte ich denn auf die Einflüsterungen des schwärzesten Undankes und entschloß mich, ihm seine Kameele mit ihrer Ladung wieder zu nehmen.

Um meinen Plan ausführen zu können, ließ ich vor Allem meine Kameele anhalten und lief dann hinter dem Derwisch her, rief seinen Namen so laut ich konnte, wie wenn ich ihm noch etwas zu sagen hätte, und gab ihm ein Zeichen, daß er seine Kameele auch anhalten und mich erwarten solle. Er hörte mein Geschrei und blieb stehen.

Als ich ihn eingeholt hatte sagte ich zu ihm: „Mein Bruder, kaum hatte ich dich verlassen, so fiel mir etwas ein, an was ich zuvor nicht gedacht hatte, und du vielleicht eben so wenig. Du bist ein frommer Derwisch und an ein ruhiges Leben gewöhnt, frei von allen Sorgen der Welt und ohne ein anderes Geschäft, als Gott zu dienen. Du weißt wohl nicht, welche Last du dir aufgebürdet hast, indem du eine so große Anzahl Kameele mit dir nimmst. Folge mir und begnüge dich mit dreißig; auch diese werden dir noch Mühe genug machen. Du kannst dich hierin ganz auf mich verlassen, denn ich habe Erfahrung!“

„Ich glaube, daß du Recht hast,“ antwortete der Derwisch, der sich nicht im Stande sah, mit mir zu streiten; „und ich gestehe,“ fuhr er fort, „daß ich nicht daran gedacht hatte. Auch fing ich bereits an, darüber unruhig zu werden; wähle dir also nach deinem Belieben zehn davon aus und führe sie in Gottes Namen fort.“

Ich wählte mir nun zehn aus, ließ sie umkehren und meinen übrigen Kameelen nachziehen. Ich hatte in der That nicht geglaubt, daß der Derwisch so leicht sich würde überreden lassen. Seine Nachgiebigkeit steigerte meine Eier noch mehr und ich schmeichelte mir, ich würde vielleicht eben so leicht noch zehn anders von ihm bekommen können.

Statt ihm also für sein reiches Geschenk zu danken, fuhr ich fort: „Mein Bruder, ich bin zu sehr für deine Ruhe besorgt, als daß ich von dir scheiden könnte, ohne dir an's Herz zu legen, wie schwer dreißig beladene Kameele zu leiten sind, besonders für einen Mann wie du, der an dergleichen Geschäfte nicht gewöhnt ist. Du würdest dich

weit besser befinden, wenn du mir noch ein solches Geschenk machen wolltest, wie du mir so eben gemacht hast. Du siehst, daß ich dir dies nicht aus Eigennuß sage, sondern vielmehr, um dir einen großen Gefallen zu erweisen. Erleichtere dir also deine Last um noch zehn andere Kameele und übergib sie mir, denn mir macht es nicht mehr Mühe für hundert Kameele zu sorgen, als für ein einziges."



Meine Rede machte den gewünschten Eindruck und der Derwisch trat mir ohne Weigern die zehn Kameele ab, die ich verlangte, so daß er bloß noch zwanzig, ich aber sechzig hatte, deren Ladung die Reichthümer mancher Fürsten an Werth überstieg. Man sollte glauben, daß ich jetzt hätte zufrieden seyn können.

Aber, o Beherrscher der Gläubigen, ich glich einem Wassersüchtigen, der, je mehr er trinkt, desto mehr Durst bekommt, und immer heftiger brannte in mir die Begierde, auch die zwanzig andern Kameele, die der Derwisch hatte, noch zu bekommen.

Ich fing also auf's Neue an, ihn inständig und mit der größten Zubringlichkeit zu bitten, er möchte mir noch zehn von seinen zwanzig bewilligen, und er ließ es sich wirklich gefallen. Um nun aber auch noch seine zehn letzten zu bekommen, umarmte ich ihn, bedeckte ihn mit Küßen und Liebfosungen und beschwor ihn so lange, mir meine

Bitte ja nicht abzuschlagen, um dadurch der ewigen Verpflichtung, die ich gegen ihn haben werde, die Krone aufzusetzen, bis er endlich durch die Erklärung, er schenke mir alle, meine Freude vollkommen machte. „Mache aber einen guten Gebrauch davon, mein Bruder,“ setzte er hinzu, „und erinnere dich, daß Gott uns den Reichthum eben so leicht wieder nehmen kann, als er ihn gibt, wenn wir ihn nicht zur Unterstützung der Armen anwenden, die er bloß deswegen in Dürftigkeit läßt, um den Reichen Gelegenheit zu geben, sich durch Almosen einen reichern Lohn in jener Welt zu verdienen.“

Ich war zu sehr mit Blindheit geschlagen, um diesen heilsamen Rath benutzen zu können. Nicht zufrieden mit dem Besitze meiner achtzig Kameele und der Gewißheit, daß sie mit unermesslichen Schätzen beladen waren, die mich zum wohlhabendsten aller Menschen machen mußten, kam ich nun auch auf den Gedanken, das kleine Büchsen mit der Salbe, das der Derwisch genommen und mir gezeigt hatte, sey vielleicht noch etwas weit kostbareres, als diese Reichthümer, die ich ihm verdankte. „Der Ort, wo der Derwisch es nahm,“ sagte ich bei mir selbst, „und die Sorgfalt, womit er es zu sich gesteckt hat, ist ein deutlicher Beweis, daß es etwas Geheimnißvolles in sich schließt.“ Ich suchte es nun auf folgende Art in meine Gewalt zu bekommen. Nachdem ich ihn umarmt und mich von ihm verabschiedet hatte, drehte ich mich noch einmal gegen ihn um und sagte: „Noch eins, was willst du denn mit dem kleinen Salbenbüchsen machen? es scheint mir so werthlos, daß es sich nicht der Mühe lohnt, es mitzunehmen; überhaupt brauchen Derwische wie du, die den Eitelkeiten der Welt entsagt haben, keine Haarsalbe.“

Wollte Gott, er hätte mir diese Büchse verweigert! Aber wenn er es hätte thun wollen, so hätte ich mich vor Wuth nicht mehr gekannt; ich war stärker als er und fest entschlossen, es ihm mit Gewalt zu nehmen, nur um die Befriedigung zu haben, daß Niemand sagen könnte, Jener habe auch nur das Geringste von dem Schätze mitgenommen, und doch hatte ich so große Verpflichtungen gegen ihn.

Der Derwisch schlug es mir also nicht ab, sondern zog es sogleich aus seinem Busen, überreichte es mir auf die verbindlichste Art von der Welt und sagte: „Hier, mein Bruder, hast du auch dieses Büchsen, damit nichts zu deiner Zufriedenheit fehle. Wenn ich sonst noch etwas für dich thun kann, so darfst du nur befehlen; ich bin bereit dir zu willfahren.“

Als ich die Büchse in meinen Händen hatte, öffnete ich sie, betrachtete die Salbe und sagte zu ihm: „Da du so freundschaftlich bist und mir alle Gefälligkeiten erweist,

so ersuche ich dich, mir auch noch zu sagen, welchen besondern Gebrauch man von dieser Salbe machen kann."

"Einen höchst merkwürdigen und wunderbaren," antwortete der Derwisch. „Wenn du nämlich etwas Weniges von dieser Salbe um das linke Auge und das Augenlid streichst, so werden vor deinen Augen alle Schätze erscheinen, die im Schooße der Erde verborgen sind; streichst du aber etwas davon auf das rechte Auge, so macht es dich blind.“

Ich wünschte diese wunderbare Wirkung an mir selbst zu erfahren und sagte zu dem Derwisch, indem ich ihm die Büchse reichte: „Hier, nimm und streich mir etwas von der Salbe um's linke Auge, du verstehst es besser als ich. Ich kann kaum erwarten, bis ich mich von dieser Sache, die mir unglaublich scheint, selbst überzeuge.“

Der Tag unterbrach Schehersad, welche in der nächsten Nacht mit folgenden Worten ihre Erzählung fortsetzte:





Fünfhundert und zweiundsechzigste Nacht.

Der Derwisch hatte die Gefälligkeit, sich dieser Mühe zu unterziehen; er hieß mich das linke Auge schließen und umstrich es mit der Salbe. Als dies geschehen war, öffnete ich das Auge und sah, daß er mir die Wahrheit gesagt hatte. Ich erblickte wirklich eine ungeheure Menge von Schatzgewölben mit so erstaunlichen und mannigfachen Reichthümern angefüllt, daß es mir unmöglich wäre, alle einzeln anzugeben. Da ich jedoch während dessen das rechte Auge mit der Hand fest zuhalten mußte und mir dieses langweilig wurde, so bat ich den Derwisch, er möchte mir auch um dieses Auge etwas von der Salbe streichen.

„Ich will es gern thun,“ antwortete er, „aber du mußt bedenken, was ich dir bereits gesagt habe; so wie du etwas davon auf das rechte Auge bringst, so wirst du

augenblicklich blind. Die Salbe hat nun einmal diese Kraft und du mußt dich darnach richten."

Ich glaubte, es müsse noch ein anderes Geheimniß darunter stecken, das der Derwisch mir verbergen wolle, und sagte daher lächelnd zu ihm: „Lieber Bruder, ich sehe wohl, daß du mir einen Bären aufbinden willst; wie wäre es denn möglich, daß diese Salbe zwei so ganz entgegengesetzte Wirkungen haben sollte?“

„Und doch ist es so,“ versetzte der Derwisch und rief Gott zum Zeugen an; „du kannst es mir auf mein Wort glauben, denn ich verschweige nie die Wahrheit.“

Ich wollte den Worten des Derwischs, der es ehrlich mit mir meinte, nicht trauen, und da ich der Lust nicht widerstehen konnte, nach meinem Belieben alle Schätze der Erde betrachten und dieselben vielleicht, wenn es mir einfiel, genießen zu dürfen, so hörte ich nicht auf seine Vorstellungen und glaubte eine Sache nicht, die, wie ich bald nachher zu meinem großen Unglück erfuhr, nur zu gewiß war.

In meinem tollen Irrewahn bildete ich mir ein: wenn diese Salbe auf das linke Auge gestrichen die Kraft habe, mich alle Schätze der Erde sehen zu lassen, so habe sie vielleicht, wenn man sie auf das rechte streiche, die Kraft, mich zum Besitzer derselben zu machen. In dieser Meinung drang ich hartnäckig in den Derwisch, er möchte mir ein wenig Salbe um das rechte Auge streichen, aber er weigerte sich standhaft, dies zu thun. „Nachdem ich dir so viel Gutes erzeigt habe, mein Bruder,“ sagte er zu mir, „kann ich mich nicht entschließen, dich in ein solches Unglück zu stürzen. Bedenke es selbst, wie traurig es ist, des Augenlichts beraubt zu seyn, und versetze mich nicht in die höchst verdrüßliche Nothwendigkeit, dir in einer Sache zu willfahren, die du dein Lebenlang bereuen müßtest.“

Ich trieb meine Hartnäckigkeit bis auf's Aeußerste. „Mein Bruder,“ sagte ich in festem Tone zu ihm: „ich bitte dich, schweig' mir von all diesen Schwierigkeiten. Du hast mir höchst großmüthig Alles gewährt, um was ich dich bisher bat; verlangst du denn, daß ich wegen einer solchen Kleinigkeit im Unfrieden von dir scheiden soll? Im Namen Gottes bewillige mir auch diese letzte Günst. Mag daraus entstehen was da will, ich werde dir nie deswegen böse werden und die Schuld ganz allein mir zuschreiben.“

Der Derwisch bot all seine Ueberredungskünste auf, um mich davon abzubringen; endlich aber, da er sah, daß ich im Stande war, ihn zu zwingen, sagte er: „Da du es durchaus verlangst, so will ich deinen Willen thun.“ Und so nahm er denn ein wenig von der unglücklichen Salbe und strich es mir auf das rechte Auge, das ich fest zubielt;

aber ach! als ich es wieder öffnete, sah ich nichts als dicke Finsterniß vor meinen beiden Augen, und blieb von Stund' an blind wie du mich siehst.

„Gottverfluchter Derwisch!“ schrie ich jetzt, „was du mir sagtest ist nur zu wahr; unselige Neugierde, unersättliches Verlangen nach Reichthümern, in welchen Abgrund von Elend habt ihr mich gestürzt! Ich sehe wohl ein, daß ich es mir selbst zugezogen habe, allein mein lieber Bruder,“ setzte ich, gegen den Derwisch gewendet, hinzu, „du warst so freundschaftlich und wohlthätig gegen mich; solltest du unter so vielen wunderbaren Geheimnissen, die dir bekannt sind, nicht auch eines wissen, das mir mein Augenlicht wiedergeben könnte?“

„Unglücklicher,“ antwortete hierauf der Derwisch, „ich bin gewiß nicht schuld, daß du in dieses Elend gefallen bist; übrigens hast du nur, was du verdienst, und die Verblendung deines Herzens hat dir die Blindheit deiner Augen zugezogen. Es ist wahr, ich besitze Geheimnisse, wie du dich in der kurzen Zeit unsers Beisammenseyns hast überzeugen können; doch hab' ich keines, dir dein Gesicht wiederherzustellen. Wenn du glaubst, es gebe ein solches, so wende dich an Gott, er allein kann dich wieder heilen. Er hatte dir Reichthümer verliehen, deren du unwürdig warst; jetzt hat er sie dir wieder genommen, und wird sie durch meine Hände an Menschen gelangen lassen, die nicht so undankbar sind wie du.“

Der Derwisch sprach kein Wort mehr, und ich wußte ihm auch nichts zu erwidern. Er ließ mich voll Bestürzung und in unsäglichen Schmerz versenkt stehen, trieb meine achtzig Kameele zusammen und zog mit ihnen seine Straße fort nach Baisora.



Ich bat ihn, er möchte mich doch in diesem elenden Zustande nicht verlassen und wenigstens bis zur nächsten Karavane begleiten; allein er blieb taub gegen meine Bitten und Wehklagen. Auf diese Weise meines Augenlichts und Alles dessen, was ich in der Welt besaß, beraubt, hätte ich vor Gram und Hunger sterben müssen, wenn mich nicht am andern Tag eine Karavane, die von Bassora zurückkam, mittheilig aufgenommen und nach Bagdad zurückgeführt hätte.

Vor wenigen Augenblicken noch in einer Lage, wo ich mich, wenn auch nicht an Macht und Gewalt, doch in Beziehung auf Pracht und Reichthum Fürsten gleichstellen konnte, sah ich mich nun auf einmal hilflos und am Bettelstabe. Ich mußte mich entschließen, um Almosen zu betteln, und das habe ich auch bis jetzt gethan. Um aber meine Missethat gegen Gott abzubüßen, legte ich mir zugleich die Strafe auf, von jeder mildthätigen Person, die sich meines Elends erbarmen würde, eine Ohrfeige zu empfangen.

Siehst du, o Beherrscher der Gläubigen, das ist der Grund zu dem Benehmen, welches dir gestern so seltsam vorkam und mir vielleicht deinen Unwillen zugezogen hat. Ich bitte dich noch einmal, als dein niedrigster Sklave, um Verzeihung und unterwerfe mich gern der Strafe, die ich verdient habe. Willst du indeß über die Buße, die ich mir auferlegt habe, dein Urtheil sagen, so bin ich überzeugt, daß du sie viel zu leicht für einen solchen Frevel finden wirst.

Als der Blinde seine Geschichte vollendet hatte, sprach der Chalif zu ihm: „Baba Abdallah, deine Sünde ist groß, aber Gott sey gelobt, daß du es selbst eingesehen und dir bis jetzt die öffentliche Buße deshalb aufgelegt hast. Nun aber ist es genug damit, du mußt jetzt deine Bußübungen im Stillen fortsetzen und Gott in jedem Gebet, das du den Pflichten der Religion gemäß den Tag über zu ihm schicken mußt, um Verzeihung bitten. Damit du aber durch die Sorge um deinen Lebensunterhalt nicht davon abgehalten wirst, setze ich dir für dein ganzes Leben ein Almosen aus, nämlich vier Silberdrachmen für den Tag, die mein Großvezier dir ausbezahlen wird. Bleibe also hier und warte, bis er meinen Befehl vollzogen hat.“

Bei diesen Worten warf sich Baba Abdallah vor dem Throne des Chalifen nieder, und als er wieder aufgestanden war, dankte er demüthig und wünschte ihm Glück, Heil und Gottes Segen.

Der Chalif Harun Arraschid, dem die Geschichte Baba Abdallahs und des Derwischs wohlgefallen hatte, wendete sich sofort an den jungen Mann, der seine Stute zu mißhandeln pflegte, und fragte ihn nach seinem Namen, wie er auch den Blinden gefragt hatte. Der junge Mann antwortete, er heiße Sidi Ruman.

„Sidi Numan,“ sagte hierauf der Chalif zu ihm, „ich habe in meinem Leben schon viele Pferde zureiten gesehen und bin selbst viel geritten, aber eine solche Unmenschlichkeit, wie du gestern auf öffentlichem Plage deine Stute plagtest, ist mir noch nie vorgekommen; auch hat es zum großen Aergerniß der Zuschauer gereicht, die laut darüber murrten. Ich selbst ärgerte mich ebenfalls darüber und wenig fehlte, so hätte ich mich gegen meine sonstige Absicht zu erkennen gegeben, um diesem Unwesen zu steuern. Gleichwohl kündigen deine Gesichtszüge keinen rohen und grausamen Menschen an; ja ich will glauben, daß du begründete Ursache hast, so zu handeln. Da ich weiß, daß es nicht das erste Mal ist, und du schon seit geraumer Zeit deine Stute so plagst, so verlange ich nun den Grund zu wissen und habe dich kommen lassen, damit du mir ihn mittheilst. Sage mir daher die Sache ganz wie sie ist und halte mit nichts hinter'm Berge.“

Sidi Numan begriff leicht, daß er nicht ausweichen konnte. Es kam ihm sehr hart an, den verlangten Bericht zu geben, mehrere Male wechselte er die Farbe und verrieth unwillkürlich, wie groß seine Verlegenheit war. Gleichwohl mußte er sich entschließen, die Gründe seines Benehmens auseinander zu setzen. Er warf sich daher, bevor er zu sprechen anfing, vor dem Throne des Chalifen nieder, und als er wieder aufgestanden war, wollte er beginnen, um die Neugierde des Chalifen zu befriedigen, blieb aber ganz verdutzt und sprachlos stehen, weniger durch die Majestät des Chalifen, vor welchem er sich befand, als durch den Inhalt der Erzählung, die er preisgeben sollte, entmuthigt.

So ungeduldig nun auch der Chalif immer augenblicklichen Gehorsam verlangte, so ließ er dennoch keinen Unwillen über Sidi Numans Schweigsamkeit blicken; denn er sah, daß es ihm nur an Kühnheit vor ihm fehle, oder daß er durch den Ton, worin er ihn angerebet, eingeschüchtert worden sey, oder endlich, daß seine Erzählung Sachen enthalten könnte, die er lieber verschweigen möchte.

„Sidi Numan,“ sagte daher der Chalif in beruhigendem Tone zu ihm: „Fasse dich und stelle dir vor, du habest nicht mir, sondern irgend einem Freunde, der dich darum bittet, irgend etwas zu erzählen. Wenn in deiner Erzählung Sachen vorkommen, die dich in Verlegenheit setzen und von denen du glaubst, daß ich mich dadurch beleidigt fühlen könnte, so verzeihe ich es dir zum voraus. Wanne also deine Besorgnisse, sprich offen mit mir und verhehle mir nichts, gleich als ob du deinen besten Freund vor dir hättest.“

Sidi Numan, den die letzten Worte des Chalifen beruhigt hatten, nahm endlich das Wort und sprach: „Beherrscher der Gläubigen, so bestürzt und besangen auch jeder

Sterbliche seyn muß, der der Majestät und dem Glanze deines Thrones naht, so fühle ich mich doch stark genug, um zu glauben, daß dieses ehrfurchtsvolle Zagen mir nicht den Mund verschließen wird, wenn ich vor dir sprechen soll; denn ich weiß, welchen Gehorsam ich dir schulde und daß es meine Pflicht ist, dir nicht nur über das, was du jetzt verlangst, sondern auch über alles Andere Auskunft zu ertheilen. So wenig ich es wagen kann, mich für den vollkommensten Menschen zu erklären, so bin ich doch nicht schlecht genug, um etwas gegen die Gesetze zu begehen oder nur begehen zu wollen, das mich nöthigen würde, ihre Strenge zu fürchten. Aber bei der besten Absicht sehe ich wohl ein, daß ich von den Fehlern, die man aus Unwissenheit macht, nicht frei bin. In diesem Falle nun befinde ich mich, und ich will mich nicht auf die Verzeihung berufen, die du in deiner Gnade mir zugesagt hast, ohne mich anzuhören, sondern unterwerfe mich im Gegentheil deiner Gerechtigkeit und jedweder Strafe, die ich verdient habe. Ich gestehe, daß die Art und Weise, wie ich seit einiger Zeit meine Stute behandle und wie du selbst mit angesehen hast, sonderbar, grausam und ein sehr schlechtes Beispiel ist; ich hoffe aber, daß du meine Gründe zureichend und mich selbst mehr des Mitleids, als der Strafe würdig finden wirst. Doch ich darf deine Erwartung nicht länger durch eine langweilige Vorrede spannen. Höre also, wie es mir ergangen ist."

Scheherzad hielt inne, um in der folgenden Nacht also fortzufahren:





Fünfhundert

und

dreiundsechzigste Nacht.

Geschichte des Sidi Numan.

Beherrscher der Gläubigen — fuhr Sidi Numan fort — ich spreche nicht von meiner Herkunft, denn sie ist nicht so glänzend, daß sie einige Erwähnung vor dir verdiene. Was die Güter des Glücks betrifft, so haben mir meine Vorfahren durch guten Haushalt so viel hinterlassen, als ich nur wünschen konnte, um als rechtschaffener Mann leben zu können, ohne Ehrgeiz und ohne Jemand zur Last zu fallen.

Unter solchen Umständen war das Einzige, was ich mir noch zur Vollendung meines Glücks wünschte, eine lebenswürdige Frau zu finden, der ich meine ganze Zärtlichkeit schenken könnte, und die mich ebenfalls von Herzen liebte und mein Glück mit mir theilte. Allein es hat Gott nicht gefallen, mir eine solche zu gewähren; im Gegentheil gab er mir eine, die gleich am Tage nach der Hochzeit anfang, meine Geduld auf solche Proben zu stellen, daß nur diejenigen, die ähnliche auszustehen gehabt haben, sich einen Begriff davon machen können.

Da man unserer Landesitte zufolge heirathet, ohne die Person, mit der man sich verbindet, zuvor gesehen oder kennen gelernt zu haben, so wird es dir nicht unbekannt

feyn, daß ein Ehemann keine Ursache hat, sich zu beklagen, wenn die ihm zugefallene Frau nur nicht abschreckend häßlich oder mißgestaltet ist, und wenn nur ihre guten Sitten, ihr Verstand und ihr Benehmen die kleinen körperlichen Unvollkommenheiten, die sie etwa haben mag, vergessen machen.

Als man mir nach den gewöhnlichen Ceremonien meine Frau in's Haus gebracht hatte und ich sie zum ersten Mal mit entschleiertem Gesichte sah, so freute ich mich, daß ich in Beziehung auf ihre Schönheit nicht falsch berichtet worden war. Ich fand sie ganz nach meinem Geschmack und sie gefiel mir.

Am Tage nach der Vermählung trug man uns ein aus mehreren Gerichten bestehendes Mittagsmahl auf. Ich begab mich in das Zimmer, wo die Tafel gedeckt war, und da ich meine Frau dort nicht fand, so ließ ich sie rufen. Nachdem sie mich eine Zeitlang hatte warten lassen, kam sie endlich. Ich verbarg meine Ungebuld und wir setzten uns zu Tische. Ich begann mit dem Reis, den ich wie gewöhnlich mit einem Löffel aß. Meine Frau dagegen, statt wie andere Leute sich des Löffels zu bedienen, zog aus einem kleinen Beutel, das sie in der Tasche bei sich trug, eine Art Dhyrentlöffelchen heraus und fing an, damit Reis herauszunehmen und ihn Körnchen für Körnchen — denn mehr konnte sie nicht darin fassen — zum Munde zu führen.



Ueber diese Art zu essen erstaunt, sagte ich zu ihr: „Amine — denn so hieß sie — hast du in deiner Familie den Reis auf diese Art essen gelernt? Thust du es etwa, weil du keine große Esserin bist, oder willst du vielleicht die Körner zählen, um nicht

das eine Mal mehr zu essen als das andere? Wenn du es aus Sparsamkeit thust und um mich von Verschwendung abzuhalten, so hast du von dieser Seite nichts zu befürchten, und ich kann dich versichern, daß wir uns dadurch nie zu Grunde richten werden. Wir haben, Gott sey Dank, genug, um behaglich leben zu können und uns das Nöthige nicht versagen zu müssen. Thu' dir deßhalb keinen Zwang an, meine liebe Amine, und is, wie du mich essen siehst.“ Da ich ihr diese Vorstellungen im freundlichsten Tone machte, so hoffte ich wenigstens eine artige Antwort zu erhalten; allein sie sprach keine Sylbe, sondern fuhr fort, auf dieselbe Art zu essen, und um mich noch mehr zu ärgern, aß sie von dem Reis nur noch in langen Zwischenpausen, statt aber von den übrigen Speisen mit mir zu genießen, begnügte sie sich, von Zeit zu Zeit einige Brosamen zum Munde zu führen, etwa so viel, als ein Sperling aufgepickt haben würde.

Diese Hartnäckigkeit ärgerte mich; doch wollte ich das Beste von ihr glauben, und um sie zu entschuldigen, nahm ich an, sie sey vielleicht nicht gewöhnt, mit Männern zusammen zu speisen, am wenigsten mit einem Ehemann, in dessen Gegenwart man sie wohl gar eine Zurückhaltung gelehrt habe, die sie aus Einfalt zu weit treibe. Auch glaubte ich, sie habe vielleicht schon gefrühstückt, oder wolle nachher allein und ungestört noch etwas essen. Diese Betrachtungen hielten mich ab, ihr noch mehr zu sagen, was sie hätte einschüchtern können, oder mein Mißvergnügen durch irgend ein Zeichen zu verrathen. Nach der Mahlzeit verabschiedete ich mich von ihr eben so freundlich, wie wenn sie mir nicht den mindesten Anlaß zur Unzufriedenheit mit ihrem seltsamen Benehmen gegeben hätte, und ließ sie allein.

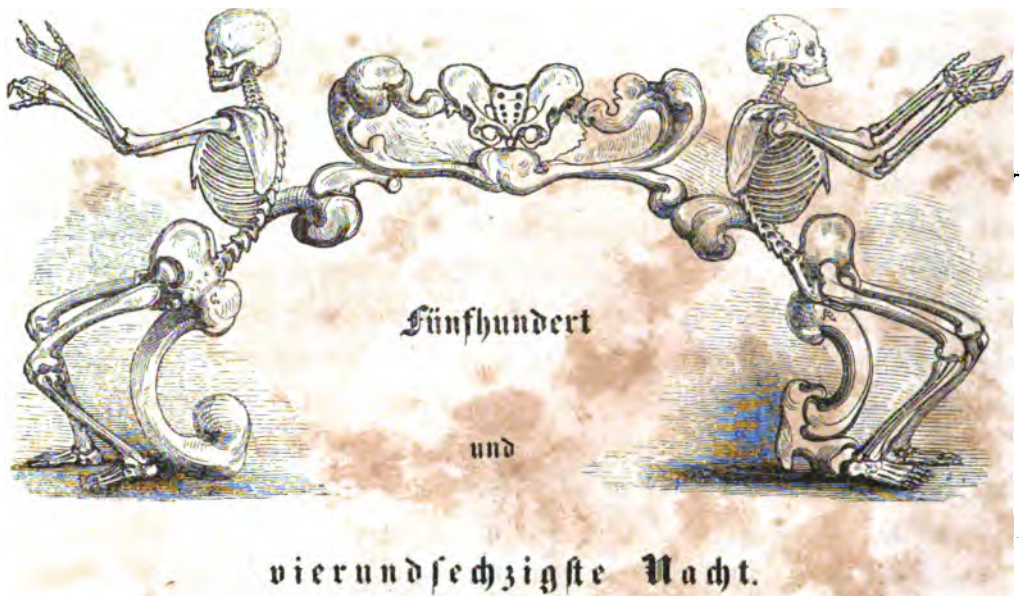
Beim Abendessen ging es wieder so, desgleichen am folgenden Tage, überhaupt, so oft wir mit einander speisten, betrug sie sich ganz wie das erste Mal. Ich sah wohl, daß eine Frau unmöglich von so wenig Speise leben konnte, als sie zu sich nahm, und daß irgend ein mir unbekanntes Geheimniß darunter stecken mußte. Dies bewog mich zu dem Entschluß, mich zu verstellen. Ich that, als ob ich auf ihre Handlungen gar nicht achtete, in der Hoffnung, sie würde sich mit der Zeit gewöhnen, so wie ich wünschte, mit mir zu leben. Allein meine Hoffnung war eitel, wie ich nur zu bald erfahren mußte.

Eines Nachts, als Amine mich im festen Schlafe glaubte, stand sie ganz leise auf und ich bemerkte, wie sie sich mit großer Behutsamkeit ankleidete, um kein Geräusch zu machen und mich nicht zu wecken. Da ich nicht begreifen konnte, aus welcher Absicht sie sich so um den Schlaf brachte, so war ich neugierig zu erfahren, was sie wohl beginnen würde, und stellte mich fortwährend, als ob ich fest schlief. Sie kleidete sich

vollends an und ging darauf ganz leise aus dem Zimmer. Kaum war sie draußen, so stand ich auf, warf mir ein Kleid um und konnte gerade noch durch ein Fenster, das auf den Hof hinaus ging, sehen, daß sie die Thüre nach der Straße hin öffnete und sich hinaus begab.

Bei diesen Worten bemerkte Schehersad den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:





Sogleich eilte ich auch an die Thüre, die sie halb offen gelassen, und folgte ihr im Mondschein nach, bis ich sie in einen Begräbnißplatz, der unweit von unserm Hause war, hinein gehen sah. Ich schwang mich auf eine Mauer, die an den Begräbnißplatz stieß, und nachdem ich mich gehörig vorgesehen hatte, daß mich Niemand bemerken konnte, erblickte ich Aminen bei einer Gule.¹

Du weißt, o Herrscher, daß die Gulen beiderlei Geschlechts böse Geister sind, die auf den Fledern umherschweifen. Sie bewohnen in der Regel alte verfallene Gebäude, von wo aus sie die Vorübergehenden überfallen, tödten und ihr Fleisch verzehren. Können sie keine Lebenden erwischen, so gehen sie des Nachts auf Begräbnißplätze, wühlen dort Leichen auf und fressen ihr Fleisch.

Ich gerieth in das größte Entsetzen, als ich meine Frau bei dieser Gule sah. Sie wühlten eine Leiche auf, die am selben Tage beerdigt worden war, und die Gule schnitt zu wiederholten Malen Fleisch davon ab, welches sie, auf dem Rande des Grabes sitzend, mit einander verzehrten. Sie unterhielten sich sehr ruhig während dieses

¹ Gulen sind nach dem Glauben der Muhamedaner eine Art von Gespenstern oder Gezen, und zwar meist weiblichen Geschlechts. Sie unterscheiden sich von den Vampyren dadurch, daß sie sich bloß vom Fleisch der Leichen nähren, während letztere sich mit dem Ausfangen des Bluts begnügen.



gräulichen und unmenschlichen Mahles, allein ich war zu weit entfernt, um etwas von ihrem Gespräch verstehen zu können; ohne Zweifel war es eben so seltsam, wie ihre Mahlzeit, an die ich noch immer nicht ohne Schauder zurückdenken kann.

Als sie das gräßliche Mahl vollendet hatten, warfen sie den Rest des Leichname wieder in das Grab und füllten es mit der Erde, die sie zuvor aufgewühlt hatten, wieder auf. Ich ließ sie gewähren und eilte nach Hause zurück. Beim Hereintreten ließ ich die Thüre nach der Straße zu halb offen, wie ich sie gefunden hatte, ging sodann auf mein Schlafzimmer zurück, legte mich wieder nieder und that, als ob ich schlief.

Bald darauf kam auch Amine ganz leise zur Thüre herein, kleidete sich aus und legte sich wieder nieder, voll Freude, wie es mir vorkam, daß Alles so gut abgelaufen war und ich nichts bemerkt habe.

Der Gedanke an eine so unmenschliche und abscheuliche Handlung, wie ich eben mit eigenen Augen gesehen hatte, und mein Entsetzen vor derjenigen, die sie begangen hatte und jetzt zu meiner Seite lag, ließ mich lange nicht wieder einschlafen. Doch gelang es mir endlich; ich schlief aber nur so leicht, daß ich bei der ersten Stimme, die

sich hören ließ, um zum öffentlichen Gebete bei Tagesanbruch zu rufen, wieder aufwachte. Ich kleidete mich an und begab mich in die Moschee.

Nach dem Gebet ging ich zur Stadt hinaus und brachte den Morgen mit Spaziergängen in den Gärten und mit Gedanken zu, wie ich wohl meine Frau zur Veränderung ihrer Lebensweise vermögen könnte. Die gewaltsamen Mittel, die mir einfelen, waren mir zuwider, und ich beschloß, nur auf dem Wege der Güte sie von ihrer unglückseligen Neigung abzubringen. Unter solchen Betrachtungen war ich unvermerkt wieder vor meine Wohnung gelangt, in die ich gerade zur Mittagsstunde wieder eintrat.

Sobald Amine mich erblickte, ließ sie das Essen auftragen und wir setzten uns zu Tische. Da ich sah, daß sie nach wie vor den Reis körnchenweise aß, so sagte ich mit aller nur erdenklichen Mäßigung zu ihr: „Du weißt, Amine, wie sehr ich mich am Tage nach unserer Hochzeit wundern mußte, als ich dich nichts als Reis und zwar so wenig und auf eine solche Art und Weise essen sah, daß jeder andere Ehemann, außer mir, sich dadurch beleidigt gefühlt hätte. Du weißt auch, daß ich dir meinen Verdruß darüber bloß andeutete und dich bat, auch von den übrigen Speisen zu essen, die immer auf die verschiedenartigste Weise zubereitet werden, damit sie wo möglich deinem Geschmack zusagen möchten. Seit jener Zeit hast du unsere Tafel immer auf dieselbe Weise besetzt gesehen, nur mit einigen Abwechslungen in den Speisen, damit wir nicht immer das Nämliche essen müssen. Meine Erinnerungen sind indeß fruchtlos geblieben, und bis auf den heutigen Tag hast du nicht aufgehört, fortwährend so zu handeln, und mir denselben Verdruß zu bereiten. Ich habe geschwiegen, weil ich dir keinen Zwang anthun wollte, und es sollte mir leid thun, wenn das, was ich jetzt zu dir sage, dich im Mindesten kränken würde; aber, Amine, ich beschwöre dich, sage mir, ist das Fleisch, das man uns hier vorsetzt, denn nicht besser als Todtenfleisch?“

Raum hatte ich die letzten Worte gesprochen, als Amine, die sehr gut merkte, daß ich sie in der Nacht beobachtet haben mußte, in eine Wuth gerieth, die alle Begriffe übersteigt. Ihr Gesicht wurde feuerroth, die Augen traten ihr fast aus dem Kopf heraus, ihr Mund schäumte.

Dieser gräßliche Zustand, worin ich sie jetzt sah, erfüllte mich mit Entsetzen; ich war wie vom Donner gerührt und außer Stande, mich gegen die schreckliche Bosheit zu schütten, die sie gegen mich im Schilde führte und worüber du staunen wirst. In der Hitze ihrer Aufwallung nahm sie ein Wassergefäß, das ihr gerade zur Hand war, tauchte ihre Finger hinein, murmelte einige Worte, die ich nicht verstand, zwischen den

Zähnen, spritzte mir dann etwas von dem Wasser in's Gesicht und rief mir in wüthendem Tone zu: „Elender, empfang die Strafe deiner Neugierde und werde ein Hund!“ Kaum hatte Amine, die ich noch nicht als Zauberin kannte, diese teuflischen Worte ausgestoßen, als ich mich auf einmal in einen Hund verwandelt sah. Ich war über diese plöbliche und unerwartete Veränderung so erstaunt und überrascht, daß ich nicht daran dachte, alsbald auf meine Flucht zu sinnen, und so hatte sie Zeit, einen Stock zu ergreifen und mich zu mißhandeln. Sie prügelte mich so entseztlich durch, daß ich nicht begreife, wie ich nicht todt auf dem Plage liegen blieb. Ich glaubte mich vor ihrer Wuth retten zu können, wenn ich mich in den Hof flüchtete, allein sie verfolgte mich auch dahin, und so gewandt ich auch von einer Seite zur andern schlüpfte, um



ihren Schlägen auszuweichen, so war ich doch nicht flink genug, um mich ganz davor zu schützen, und ich mußte ihre Hand noch schwer und grausam fühlen. Endlich wurde sie es müde, mich zu schlagen und zu verfolgen, ärgerte sich aber nicht wenig, daß sie mich nicht hatte todt schlagen können, und ersann ein neues Mittel, mich umzubringen. Sie öffnete nämlich die Thüre nach der Straße zu ein wenig, um mich, wenn ich

durchschlüpfen wollte, zu zerquetschen. So sehr ich nun auch zum Hunde geworden war, so merkte ich doch ihren verderblichen Plan, und da die Gefahr des Augenblicks manchmal unsern Verstand so schärft, daß wir uns dadurch retten können, so paßte ich meine Zeit so gut ab, indem ich ihre ganze Haltung und Geberden beobachtete, daß ich ihre Wachsamkeit täuschte und schnell hindurch schlüpfte, um ihre boshafte Absicht zu vereiteln. Ich kam auch wirklich ohne weitem Schaden davon, außer daß mir das Ende meines Schwanzes etwas eingeklemmt wurde.

Vor Schmerz darüber schrie und bellte ich die ganze Straße entlang, wodurch ich mir einige andere Hunde auf den Hals zog, die mich bissen. Um ihren Verfolgungen zu entgehen, flüchtete ich mich in den Laden eines Mannes, der gekochte Hammelsköpfe, Zungen und Füße verkaufte. Der Mann nahm sogleich voll Mitleid meine Partie und sagte die Hunde weg, die mich verfolgten und in sein Haus eindringen wollten. Ich selbst versteckte mich in einen Winkel, wo sie mich nicht mehr sehen konnten. Indes fand ich auch hier den gehofften Schutz und Zufluchtsort nicht. Der Mann war nämlich einer von jenen übertrieben abergläubischen Leuten, die in der Meinung, daß die Hunde unrein seyen, nicht genug Wasser und Seife bekommen zu können glauben, um ihre Kleider zu waschen, sobald nur ein Hund im Vorbeistreichen sie berührt hat. Nachdem also die Hunde, die mich verfolgten, wieder weggesprungen waren, bot er zu wiederholten Malen Alles auf, um mich noch an demselben Tage aus dem Hause zu schaffen; allein ich hatte mich versteckt, so daß er mir nicht beikommen konnte. So brachte ich denn wider seinen Willen die Nacht in seinem Laden zu und ich bedurfte dieser Ruhe auch, um mich von der schlechten Behandlung, die A mine mir angethan, zu erholen.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherzad folgendermaßen fortgesetzt wurde:





Fünfhundert und fünfundschrzigste Nacht.

Um meinen Herrn und König nicht mit der Erzählung unbedeutender Dinge zu langweilen, will ich von den traurigen Betrachtungen schweigen, die ich damals über meine Verwandlung anstellte; nur so viel muß ich bemerken, daß ich am andern Tage, als mein Wirth, der in aller Frühe auf frischen Einkauf ausgegangen war, mit Hammelsköpfen, Zungen und Füßen beladen zurückkam, seinen Laden öffnete und die Waaren auslegte, aus meinem Winkel hervorkroch, und da ich mehrere Hunde aus der Nachbarschaft, die der Fleischgeruch herbeigelockt, um seinen Laden herum versammelt sah, in der Hoffnung, er werde ihnen etwas zuwerfen, so mischte ich mich unter sie und nahm eine bittende Stellung an. Mein Wirth schien Rücksicht darauf zu nehmen, daß ich in seinem Hause noch nichts bekommen hatte, und zeichnete mich dadurch aus, daß er mir öfter und größere Stücke zuwarf, als den andern Hunden. Als er seine milde Hand wieder geschlossen hatte, wollte ich in seinen Laden zurückgehen; ich wedelte freundlich mit dem Schwanz und sah ihn mit bittenden Blicken an, gleich als wollte

ich ihn ansehen, daß er mir diese Vergünstigung noch einmal gewähren sollte; allein er war unbeugsam und widerlegte sich meiner Absicht mit dem Stock in der Hand und einem so unbarmherzigen Gesichte, daß ich genöthigt war, mich davon zu machen. Einige Häuser weiter blieb ich vor dem Laden eines Bäckers stehen, der mir ganz das Widerspiel von dem sauertöpfischen Hammelskopfsverkäufer und ein heiterer, gutgelaunter Mann zu seyn schien, wie er es auch wirklich war. Er frühstückte eben, und obwohl ich noch durch nichts einen Hunger verrathen hatte, so warf er mir dennoch ein Stück Brod zu. Ich fiel nicht gierig darüber her, wie andere Hunde, sondern machte mit dem Kopf ein Zeichen gegen ihn und wedelte mit dem Schwanze, als wollte ich ihm meine Erkenntlichkeit bezeigen. Diese Art von Höflichkeit gefiel ihm und er lächelte. Ich hatte zwar keinen Hunger, nahm aber doch, ihm zu gefallen, das Stück Brod und aß es recht langsam, um ihm bemerklich zu machen, daß ich es nur Ehren halber thue. Er bemerkte dies Alles und war so gefällig, mich in der Nähe seines Ladens zu dulden. Ich blieb also sitzen, und zwar mit dem Kopf gegen die Straße gekehrt, um ihm anzudeuten, daß ich für jetzt nur um seinen Schutz bitte.

Er bewilligte mir dies nicht bloß, sondern streichelte mich auch und machte mir dadurch Muth, in's Haus zu treten. Ich that es auf eine Art, die ihm andeutete, daß ich es bloß mit seiner Erlaubniß thue. Er nahm es nicht übel, sondern wies mir sogar eine Stelle an, wo ich mich hinlegen konnte, ohne ihm im Wege zu seyn; ich nahm sogleich Besitz von diesem Plage und behielt ihn auch, so lange ich in seinem Hause war.

Ich wurde hier immer sehr gut behandelt, und von jedem Frühstück, Mittag- und Abendessen bekam ich meinen hinreichenden Antheil; dagegen bezeugte ich ihm aber auch alle mögliche Anhänglichkeit und Treue, die er von meiner Dankbarkeit nur verlangen konnte.

Meine Augen waren fortwährend auf ihn gerichtet und er that keinen Schritt in seinem Hause, ohne daß ich ihm auf der Ferse folgte. Ebenso machte ich's, wenn er Zeit hatte, in die Stadt zu gehen und seine Geschäfte zu besorgen. Ich war darin um so pünktlicher, als ich bemerkt hatte, daß meine Aufmerksamkeit ihm gefiel, und er mir oft, wenn er ausgehen wollte, ohne daß ich es bemerken konnte, mit dem Namen Rothbäckelief, den er mir gegeben hatte.

Bei diesem Rufe fuhr ich jedesmal schnell auf und nach der Straße hinaus, wo ich lustige Sprünge machte und vor der Thüre hin und her lief. Diese Freudenbezeugungen hörten erst auf, wenn er herausgekommen war, und dann begleitete ich ihn treulich,

indem ich vor oder hinter ihm hersprang und ihn von Zeit zu Zeit ansah, um meine Freude zu bezeigen.

Ich war schon einige Zeit in diesem Hause, als eines Tages eine Frau kam, um Brod zu kaufen. Sie bezahlte meinen Wirth, gab ihm aber unter anderem guten Gelde auch ein falsches Stück. Der Bäcker merkte es, gab es zurück und verlangte dafür ein anderes.

Die Frau weigerte sich, es wieder zu nehmen, und behauptete, es sey gut. Mein Wirth bestand auf dem Gegentheil und sagte im Wortwechsel unter Anderem: „Dieses Stück ist so augenscheinlich falsch, daß ich überzeugt bin, mein Hund, der doch nur ein unvernünftiges Thier ist, würde sich nicht dadurch täuschen lassen. Komm her, Rothbade!“ fuhr er fort, mich beim Namen rufend. Auf seinen Ruf sprang ich behend auf den Zählisch; der Bäcker warf die Geldstücke vor mich hin und sagte: „Sieh einmal, ob nicht ein falsches Stück darunter ist.“ Ich sah alle Stücke an, legte dann die Pfote auf das falsche und schob es bei Seite, indem ich meinen Herrn anblickte, als wollte ich es ihm zeigen.

Der Bäcker, der sich bloß scherzweise auf mein Urtheil berufen hatte, war über die That erstaunt, als er sah, daß ich ohne allen Anstand das Wahre traf. Auch die Frau war jetzt von der Falschheit dieses Geldstücks überzeugt; sie wußte nichts mehr einzuwenden und gab dafür ein anderes gutes. Als sie fort war, rief mein Herr seine Nachbarn zusammen, erzählte ihnen, was geschehen war, und pries in den übertriebensten Ausdrücken meinen Verstand.

Die Nachbarn wollten sich selbst davon überzeugen und legten mir eine Menge falscher Münzen unter gute vermischt vor, allein jedesmal legte ich auf die falschen meine Pfote und schied sie von den guten ab.

Auch die Frau ihrerseits ermangelte nicht, allen ihren Bekannten, die sie unterwegs begegnete, zu erzählen, was sie so eben erlebt hatte. So verbreitete sich in kurzer Zeit das Gerücht von meiner Geschicklichkeit im Erkennen des falschen Geldes nicht bloß in der Nachbarschaft, sondern sogar im ganzen Stadtviertel, ja zuletzt allmählig in der ganzen Stadt.

Es fehlte mir nun den ganzen Tag über nicht an Beschäftigung. Ich mußte allen denen, die bei meinem Herrn Brod kauften, aufwarten und meine Künste zeigen. Dies lockte nun alle Welt herbei und aus den entferntesten Stadtvierteln kamen die Leute, um meine Geschicklichkeit zu erproben; ja mein Ruf verschaffte meinem Herrn so viele Kunden, daß er sie kaum befriedigen konnte. Dies dauerte lange Zeit, und mein Herr

konnte nicht umhin, seinen Nachbarn und Freunden zu gestehen, daß ich ein wahrer Schatz für ihn sey.

Indeß brachte ihm mein Wischen Geschicklichkeit auch viele Neider auf den Hals. Man stellte mir nach, um mich ihm zu rauben, und er mußte beständig ein wachsamcs Auge auf mich haben. Eines Tages kam eine Frau, wie die anderen durch den Reiz der Neuheit herbeigelockt, und kaufte Brod. Mein gewöhnlicher Platz war auf dem Zählstisch; sie warf mir sechs Geldstücke zu, worunter auch ein falsches. Ich suchte es unter den übrigen heraus, legte die Pfote auf das falsche Geldstück und sah sie dabei an, als wollte ich fragen, ob dies nicht das rechte sey.



„Ja,“ sagte die Frau, indem sie mich ebenfalls ansah, „es ist das falsche; du hast dich nicht geirrt.“ Sie betrachtete mich dann fortwährend mit großer Bewunderung, und ich sah sie ebenfalls an. Endlich bezahlte sie das Brod, das sie gekauft hatte, und bevor sie fortging, gab sie mir, ohne daß der Bäcker es merkte, einen Wink, mitzukommen.

Ich hatte stets auf Mittel gedacht, eine so seltsame Verwandlung, wie die meinige, wieder loszuwerden; auch war mir die Aufmerksamkeit nicht entgangen, womit mich diese Frau betrachtete. Deshalb dachte ich, sie habe vielleicht etwas von meinem Mißgeschick und unglücklichen Zustande gemerkt, und darin täuschte ich mich nicht. Gleichwohl ließ ich sie fortgehen und begnügte mich, sie anzusehen. Nachdem sie indeß zwei oder drei Schritte gegangen war, drehte sie sich um, und da sie sah, daß ich ihr beständig

nachblickte, ohne mich von der Stelle zu rühren, winkte sie mir zum zweiten Male, ihr zu folgen.

Jetzt schwankte ich nicht länger, und da ich bemerkte, daß der Bäcker eben damit beschäftigt war, seinen Backofen für ein neues Gebäud zu reinigen, und daß er nicht auf mich achtete, so sprang ich vom Zählisch herab und lief hinter der Frau drein, die darüber sehr erfreut zu seyn schien.

Nachdem sie eine Strecke gegangen war, kam sie bei ihrem Hause an, öffnete die Thüre desselben, ging hinein und sagte, indem sie die Thüre noch immer offen stehen ließ, zu mir: „Komm nur herein, es wird dich nicht gereuen, daß du mir gefolgt bist.“ Als ich drin war, und sie die Thüre wieder verschlossen hatte, führte sie mich auf ihr Zimmer, wo ich ein junges Mädchen von seltener Schönheit dasitzen und sticken sah. Es war die Tochter der mildthätigen Frau, die mich mitgenommen hatte, und wie ich bald merkte, in der Zauberkunst sehr geschickt und erfahren.

„Meine Tochter,“ sagte die Mutter zu ihr, „ich bringe dir hier den berühmten Hund des Bäckers, der das falsche Geld so gut von dem echten zu unterscheiden weiß. Du wirst dich erinnern, welche Ansicht ich gleich im Anfang, als das Gerücht sich verbreitete, aussprach, daß es nämlich vielleicht ein Mensch sey, der durch irgend eine Bosheit in einen Hund verwandelt worden. Heute fiel es mir ein, zu dem Bäcker zu gehen und Brod bei ihm zu kaufen. Ich überzeugte mich von der Wahrheit des Gerüchts, und es gelang mir, diesen seltenen Hund, den Gegenstand der Bewunderung von ganz Bagdad, hierher zu locken. Was sagst du dazu, liebe Tochter? Sollte ich mich in meiner Vermuthung etwa getäuscht haben?“ — „Du hast dich nicht getäuscht, liebe Mutter,“ antwortete die Tochter, „und ich werde es dir sogleich beweisen.“

Das Mädchen stand auf, nahm ein Wassergefäß, tauchte die Hand hinein, besprügte mich mit dem Wasser und sagte: „Wenn du von Geburt ein Hund bist, so bleibe Hund; bist du aber von Geburt ein Mensch, so nimm kraft dieses Wassers wieder menschliche Gestalt an.“ Augenblicklich war nun der Zauber gelöst, ich verlor die Gestalt eines Hundes und wurde wieder Mensch wie zuvor.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherzad folgendermaßen fortgesetzt wurde:





Fünfhundert und sechsundsechzigste Nacht.

Durchdrungen von der Größe dieser Wohlthat, warf ich mich dem Mädchen zu Füßen, küßte den Saum ihres Kleides und sagte dann zu ihr: „Meine theure Befreierin, ich fühle in der tiefsten Tiefe meines Herzens deine unendliche und beispiellose Güte gegen einen Unbekannten, wie ich, und bitte dich nun, mir selbst zu sagen, was ich für dich thun kann, um meine Dankbarkeit auf eine würdige Weise an den Tag zu legen; oder vielmehr verführe über mich wie über einen Sklaven, der dir von Rechtswegen zugehört. Ich gehöre nicht mehr mir an, sondern dir, und damit du Denjenigen, den du dir zum Eigenthum erworben, näher kennen lernst, will ich dir mit wenigen Worten meine Geschichte erzählen.“

Ich sagte ihr hierauf, wer ich sey, erzählte von meiner Vermählung mit Aminien, von meiner Gefälligkeit und Geduld, womit ich ihre Launen ertragen, von ihrer seltsamen Lebensweise und von der Schändlichkeit, womit sie mich aus unbegreiflicher Bosheit

mißhandelt habe. Zu guter Letzt dankte ich auch ihrer Mutter für das unaussprechliche Glück, das sie mir verschafft habe.

„Sidi Numan,“ sagte die Tochter zu mir, „laß uns nicht mehr von der Verbindlichkeit sprechen, die du gegen mich zu haben glaubst. Das Bewußtseyn, einem anständigen Manne, wie du bist, einen Dienst erwiesen zu haben, ist mir lieber als alle Dankfagungen. Laß uns lieber jetzt von Aminen, deiner Frau, sprechen. Ich habe sie noch vor deiner Vermählung mit ihr gekannt, und wie ich wußte, daß sie eine Zauberin war, so war auch ihr nicht unbekannt, daß ich ebenfalls etwas von dieser Kunst verstand; denn wir hatten bei einer und derselben Lehrerin Unterricht genommen. Wir trafen uns oft im Bade; da aber unsere Gemüthsarten nicht zusammenpaßten, so vermied ich geflissentlich jede Gelegenheit, mit ihr in Berührung zu kommen, was mir um so leichter gelang, da sie aus demselben Grunde nichts mit mir zu thun haben wollte; auch wundere ich mich gar nicht über ihre Bosheit. Um indeß wieder auf dich zurückzukommen, so ist das, was ich so eben für dich gethan habe, noch lange nicht genug: ich will auch vollenden, was ich angefangen. Ich begnüge mich keineswegs damit, den Zauber, wodurch sie dich auf eine so garstige Art aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen hat, zu brechen: du mußt ihr auch die verdiente Züchtigung auflegen, indem du in dein Haus zurückkehrst und die dir gebührende Würde wieder geltend machst, wozu ich dir Mittel und Weg an die Hand geben will. Unterhalte dich jetzt einen Augenblick mit meiner Mutter, ich bin sogleich wieder da.“

Meine Befreierin ging jetzt in ein Nebenzemach, und so lange sie darin verweilte, hatte ich Zeit, der Mutter nochmals meine unendliche Verpflichtung, sowohl gegen sie als ihre Tochter, auszudrücken. „Meine Tochter,“ sagte sie zu mir, „ist, wie du siehst, in der Zauberkunst nicht minder erfahren, als Amine; allein sie macht einen so guten Gebrauch davon, daß du dich wundern würdest, wenn du erführest, wie viel Gutes sie vermöge dieser ihrer Wissenschaft schon gethan hat und täglich noch thut. Deshalb habe ich ihr nie etwas in den Weg gelegt und thue es auch jetzt nicht. Ich würde es übrigens nicht zugeben, wenn ich bemerkte, daß sie ihre Kenntniß im mindesten mißbrauchte.“

Die Mutter hatte so eben angefangen, mir eine dieser Wunderthaten, die sie mit eigenen Augen gesehen, zu erzählen, als ihre Tochter mit einer kleinen Flasche in der Hand zurückkam. „Sidi Numan,“ sagte sie zu mir, „ich habe so eben meine Bücher um Rath gefragt und daraus ersehen, daß Amine in diesem Augenblicke nicht zu Haus ist, aber in Bälde zurückkommen muß. Sie sagen mir ferner, die Heuchlerin stelle sich vor deinen Bedienten, als ob sie über deine Abwesenheit in großer Unruhe wäre, und

sie habe ihnen weißgemacht, als sie mit dir zu Mittag speiße, sey dir plötzlich ein Geschäft eingefallen, das dich genöthigt habe, unverzüglich auszugehen; du habest beim Ausgehen die Thür offen gelassen und dann sey ein Hund hereingekommen und bis in den Speisesaal gelaufen, von wo sie ihn mit Stockschlägen habe wegzagen müssen.

„Kehre also, ohne Zeit zu verlieren, mit diesem kleinen Fläschchen, das ich dir hiermit übergebe, in dein Haus zurück. Wenn man dir geöffnet haben wird, so warte in deinem Zimmer, bis Amine zurückkommt; sie wird nicht lange ausbleiben. Sobald sie kommt, gehe ihr in den Hof hinab entgegen und stelle dich ihr Stirn gegen Stirn gegenüber. Sie wird durch dieses unerwartete Wiedersehen so bestürzt seyn, daß sie dir den Rücken kehren wird, um die Flucht zu ergreifen. Dann aber spritze du einiges Wasser aus diesem Fläschchen, das du in Bereitschaft halten mußt, auf sie hin und sprich dreist die Worte: Empfange hiermit die Strafe für deine Bosheit. Mehr brauche ich dir nicht zu sagen, du wirst die Wirkung schon sehen.“

Nach diesen mir unvergeßlichen Worten meiner Wohlthäterin verabschiedete ich mich, da ich hier nichts mehr zu thun hatte, von ihr und ihrer Mutter mit den Ausdrücken der innigsten Dankbarkeit und mit der aufrichtigen Versicherung, daß ich meiner Verpflichtung gegen sie ewig eingedenk seyn würde, und kehrte sodann nach meiner Wohnung zurück.

Alles ging so, wie die junge Zauberin mir vorausgesagt hatte. Amine blieb nicht lange aus, und als sie im Hofe war, trat ich ihr mit dem Wasser in der Hand entgegen, um sie damit zu bespritzen. Sie stieß einen lauten Schrei aus und wollte sich schnell nach der Thür umdrehen, allein ich bespritzte sie mit dem Wasser und sprach die Worte, welche mich die Zauberin gelehrt hatte, und in diesem Augenblick ward sie in eine Stute verwandelt, in dieselbe, die du gestern sahst.

Ich faßte sie in ihrem ersten Schrecken sogleich an der Mähne und zog sie trotz ihres Sträubens in einen Stall; hier warf ich ihr ein Halfter über, und nachdem ich sie unter bitteren Vorwürfen über ihre abscheuliche Bosheit angebunden, züchtigte ich sie mit Peitschenhieben so lange, bis ich vor Müdigkeit aufhören mußte, nahm mir aber dabei vor, tagtäglich diese Probe mit ihr zu wiederholen.

Beherrscher der Gläubigen, fuhr Sidi Ruman fort, indem er seine Erzählung schloß, ich wage zu hoffen, daß du mein Benehmen nicht mißbilligen, sondern einsehen wirst, daß eine so boshafte und verderbliche Frau immer noch mit weit mehr Nachsicht behandelt worden ist, als sie verdient.



Als der Chalif sah, daß Sidi Numan nichts mehr hinzuzufügen hatte, sprach er zu ihm: „Deine Geschichte ist sehr seltsam und die Bosheit deiner Frau läßt keine Entschuldigung zu. Auch verdamme ich nicht durchaus die Züchtigung, womit du sie bis jetzt belegt hast; indeß wünsche ich, daß du wohl überlegest, welche Pein es für sie ist, zum Thiere erniedrigt worden zu seyn, und daß du dich begnügest, sie in diesem Zustande blißen zu lassen. Ich würde dir sogar befehlen, dich an die junge Zauberin, welche diese Verwandlung hervorgebracht hat, zu wenden, und sie zur Lösung dieses Zaubers zu veranlassen, wenn mir nicht die Halsstarrigkeit und unverbesserliche Verstocktheit solcher Zauberer und Zauberinnen, die ihre Kunst mißbrauchen, bekannt wäre, und ich nicht fürchten müßte, sie möchte sich noch grausamer an dir rächen, als das erste Mal.“

Der Chalif, der von Natur sanft und mitleidig gegen die Unglücklichen war, selbst wenn sie ihr Elend verschuldet hatten, wandte sich, nachdem er Sidi Numan seine Willensmeinung erklärt, nunmehr an den dritten Mann, den der Großvezier Djafar hatte kommen lassen. „Cogia Hassan,“ sprach er zu ihm, „als ich gestern an deinem Hause vorüberkam, fand ich es so prächtig, daß ich neugierig wurde, wem es gehörte. Ich erfuhr, du habest es erbauen lassen, nachdem du zuvor ein Gewerbe getrieben, das dich kaum nothdürftig ernährte. Auch sagte man mir, du erhebest dich der Reichthümer, die dir Gott geschenkt, nicht, sondern machest einen guten Gebrauch davon, und deine Nachbarn wissen sehr viel Gutes von dir zu erzählen.“

„Dies Alles,“ fuhr der Chalif fort, „hat mir viel Vergnügen gemacht, und ich bin überzeugt, daß die Mittel und Wege, auf denen es der Vorsehung gefallen hat, dir ihre Gaben zufließen zu lassen, ganz außerordentlicher Art seyn müssen. Ich wünschte sie aus deinem eignen Munde zu erfahren, und habe dich kommen lassen, damit du mir dieses Vergnügen bereiten sollst. Erzähle mir Alles aufrichtig, damit ich mich mit um so mehr Sachkenntniß deines Glückes freuen kann, woran ich von Herzen Theil nehme. Auf daß dir meine Neugierde aber nicht verdächtig sey, und damit du nicht glaubst, es könnten eigennützige Triebfedern mit in's Spiel kommen, so erkläre ich dir hiermit, daß ich durchaus keinen Anspruch auf deine Reichthümer mache, sondern dir vielmehr meinen Schutz bewillige, um sie in ungestörter Sicherheit genießen zu können.“

Auf diese Versicherung des Chalifen warf sich Cogia Hassan vor seinem Throne nieder, berührte mit der Stirn den Teppich, der darüber gebreitet war, und begann dann, nachdem er wieder aufgestanden, also: „Beherrscher der Gläubigen, jeder Andere, der sein Gewissen nicht so rein und unbesiegt fühlte, als ich es fühle, hätte beim Empfang des Befehles, vor deinem Throne zu erscheinen, erschrecken können. Da ich aber niemals gegen dich andere Gesinnungen als die der Ehrfurcht und Ehrerbietung gehegt und nie etwas gegen den dir schuldigen Gehorsam, noch gegen die Gesetze begangen habe, was mir deinen Unwillen hätte zuziehen können, so hatte ich bloß die einzige Besorgniß, ich möchte den Glanz deiner Herrlichkeit nicht zu ertragen vermögen. Indessen ist es ja bekannt, daß du selbst den geringsten deiner Unterthanen huldreich und gnädig aufnimmst und anhörst; eben dies beruhigte mich und ich zweifelte nicht, daß du auch mir den Muth und die nöthige Zuversicht einflößen würdest, um dir die verlangte Auskunft zu geben. •

„Dieses, o Beherrscher der Gläubigen, hast du so eben gethan, indem du mir deinen mächtigen Schutz zusicherst, ohne daß ich weiß, womit ich ihn verdient habe. Gleichwohl hoffe ich, daß du in deiner günstigen Stimmung gegen mich bestärkt werden wirst, wenn ich, um deinem Befehle zu genügen, dir meine Abenteuer erzählt haben werde.“

Nach dieser höflichen Anrede, wodurch er sich des Wohlwollens und der Aufmerksamkeit des Chalifen versichern wollte, und nachdem er sich noch einige Augenblicke das, was er zu sagen hatte, in sein Gedächtniß zurückgerufen, ergriff Cogia Hassan das Wort und sprach folgendermaßen:

Bei dieser Stelle bemerkte Schehersad den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:



Sebenundsechzigste Nacht.

Geschichte des Logia Hassan Alhabbal.

Beherrscher der Gläubigen — begann er — um dir besser begreiflich zu machen, auf welchen Wegen ich zu dem großen Glücke gelangt bin, dessen ich gegenwärtig genieße, muß ich dir vor allen Dingen von meinen zwei Busenfreunden erzählen, die ebenfalls Bürger der Stadt Bagdad und noch am Leben sind, so daß sie von der Wahrheit meiner Aussage Zeugniß ablegen können. Nächst Gott, dem ersten Urheber alles Guten und alles Glücks, verdanke ich ihnen am meisten.

Diese beiden Freunde heißen, der eine Saadi, der andere Saad. Saadi, der gewaltig reich ist, hatte von jeher den Grundsatz, alles Glück in der Welt beruhe auf dem Besiz großer Reichthümer, wodurch man in den Stand gesetzt werde, von Jedermann unabhängig zu leben.

Anderer Ansicht ist Saad. Er gibt zwar zu, daß man freilich Reichthümer besizzen müsse, insofern sie zum Leben nothwendig sind, behauptet aber, der Mensch müsse sein

Glück auf die Tugend gründen und dürfe sich um die Güter der Welt nur in sofern bekümmern, als sie ihm zur Befriedigung seiner Bedürfnisse dienlich seyen und ihn in den Stand setzen, Wohlthaten an Andere zu spenden. Saad lebt auch diesem Grundsatz getreu und ist sehr glücklich und zufrieden mit seinen Verhältnissen. Obgleich Saadi unendlich reicher ist als er, so ist ihre Freundschaft doch dessenungeachtet sehr aufrichtig, und der Reichere bildete sich nicht ein, er verdiene einen Vorzug vor dem Aermern. Sie haben nie einen Streit unter sich gehabt, außer über diesen einzigen Punkt: in allen übrigen Stücken waren sie von jeher ein Herz und eine Seele.

Eines Tages, als sie sich, wie ich von ihnen selbst erfuhr, über einen ähnlichen Gegenstand besprachen, behauptete Saadi, die Armen seyen bloß deswegen arm, weil sie in der Armut geboren worden, oder im entgegengesetzten Falle ihre ererbten Reichthümer entweder durch Ausschweifungen oder durch einen jener unvorhergesehenen unglücklichen Zufälle, die nicht so gar selten sind, verloren haben. „Meine Meinung,“ fuhr er fort, „geht dahin, daß diese Armen nur deswegen arm sind, weil sie nie eine Geldsumme zusammenbringen können, die groß genug wäre, bei verständiger Anlegung in einem Geschäfte sie aus ihrem Elend zu ziehen; auch glaube ich, wenn sie es je so weit brächten und einen angemessenen Gebrauch von dieser Summe machten, so könnten sie mit der Zeit nicht nur wohlhabend, sondern sogar sehr reich werden.“

Saad war mit diesem Satz Saadi's nicht einverstanden. „Das Mittel, das du vorschlägst,“ sagte er, „einen Armen reich zu machen, scheint mir durchaus nicht so zuverlässig, wie du glaubst. Im Gegentheil ist es höchst zweifelhaft und ich könnte meine Ansicht gegenüber von der deinen mit mehreren guten Gründen unterstützen, die uns aber zu weit führen würden. Jedenfalls ist es eben so wahrscheinlich, daß ein Armer durch jedes andere Mittel reich werden kann, als gerade durch eine Summe Geldes. Man macht oft durch Zufall ein weit größeres und überraschenderes Glück, als mit einer solchen Geldsumme, die du zur Bedingung machst, wenn man auch noch so sparsam und häuslicherisch damit umgeht, um sie in einem gut geführten Geschäft zu vervielfältigen.“

„Saad,“ antwortete Saadi, „ich sehe wohl, daß ich nichts ausrichte, wenn ich auch noch so beharrlich meine Meinung gegen die deinige vertheidige. Um dich aber zu überführen, will ich selbst einen Versuch machen und zum Beispiel eine Summe, die ich für hinlänglich halte, einem jener Handwerker schenken, die, von Haus aus arm, von ihrem täglichen Verdienste leben und in derselben Dürftigkeit sterben, wie sie geboren wurden. Wenn es mir damit nicht gelingt, so wollen wir sehen, ob vielleicht du mit deiner Art glücklicher bist.“

Einige Tage nach diesem Wortwechsel traf es sich, daß die beiden Freunde auf einem Spaziergange in das Stadtviertel kamen, wo ich auf meinem Handwerk als Seiler arbeitete, das ich von meinem Vater erlernt hatte, und dieser wiederum von dem seinigen und so weiter hinauf. Meine Kleidung und mein ganzer Aufzug ließ sie leicht schließen, daß ich sehr arm seyn mußte.

Saad, der sich an Saadi's Versprechen erinnerte, sagte zu ihm: „Wenn du nicht etwa vergessen hast, wozu du dich gegen mich anheischig machtest, so hast du hier einen Mann, den ich schon lange Zeit sein Seilerhandwerk treiben sehe, und immer in derselben Dürftigkeit. Er ist ein würdiger Gegenstand deiner Freigebigkeit und zu einem Versuche der Art, wie du neulich sagtest, vollkommen geeignet.“



„Ich habe es so wenig vergessen,“ antwortete Saadi, „daß ich seitdem immer so viel Geld bei mir trage, als zu einem solchen Versuche nöthig ist; ich wartete nur auf Gelegenheit, wo du zugegen wärest und Augenzeuge seyn könntest. Wir wollen ihn anreden und zu erfahren suchen, ob er wirklich bedürftig ist.“

Die beiden Freunde kamen auf mich zu, und da ich sah, daß sie mit mir sprechen wollten, so hielt ich mit meiner Arbeit inne. Sie begrüßten mich beide mit dem gewöhnlichen Gruße: „Friede-sey mit dir!“ und Saadi ergriff hierauf das Wort, um mich zu fragen, wie ich heiße.

Ich erwiderte ihren Gruß und antwortete auf Saadi's Frage: „Herr, mein Name ist Hassan, und wegen meines Handwerks bin ich allgemein unter dem Namen Hassan Alhabbal bekannt.“

„Hassan,“ sagte hierauf Saadi, „da es kein Handwerk gibt, das seinen Mann nicht ernährte, so zweifle ich nicht, daß dir das deinige so viel einträgt, um bequem davon leben zu können; ja ich muß mich wundern, daß du es schon so lange treibst, ohne etwas erspart und einen bedeutenden Vorrath von Hanf aufgekauft zu haben; du könntest dann noch weit mehr Arbeit fertigen, sowohl durch eigenen Fleiß, als auch durch angenommene Gesellen, und dir so nach und nach dein Leben etwas bequemer machen.“

„Herr,“ antwortete ich ihm, „du würdest dich nicht mehr wundern, daß ich nichts erspart und den von dir bezeichneten Weg nicht eingeschlagen habe, um reich zu werden, wenn du wüßtest, daß ich mit all meiner Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend kaum so viel verdienen kann, um für mich und meine Familie Brod und einiges Gemüse zu kaufen. Ich habe eine Frau und fünf Kinder, von denen noch keins alt genug ist, um mir unter die Arme greifen zu können. Ich muß sie nähren und kleiden, und wenn eine Haushaltung auch noch so klein ist, so gibt es doch immer tausenderlei Bedürfnisse, die man nicht wohl entbehren kann. Der Hanf ist zwar nicht theuer, aber man muß Geld haben, um einzukaufen, und das ist immer das Erste, was ich von dem Erlös meiner Arbeit bei Seite lege; sonst wäre es mir nicht möglich, die Kosten meiner Haushaltung zu bestreiten.“

„Du kannst nun leicht urtheilen, Herr,“ fuhr ich fort, „daß es mir unmöglich wäre, etwas zu ersparen, um mich und meine Familie auf einen größern und bequemern Fuß einzurichten. Es ist für uns genug, daß wir mit dem Wenigen, was Gott uns gibt, zufrieden sind, und das Andere, was uns fehlt, weder kennen noch begehren. Ja, wir finden nicht einmal, daß uns etwas fehlt, wenn wir nur unser tägliches Auskommen haben und Niemand darum ansprechen müssen.“

Als ich auf diese Art Saadi meine Verhältnisse aus einander gesetzt hatte, sprach er zu mir: „Hassan, ich wundere mich jetzt nicht mehr und begreife recht wohl, warum du dich mit deiner gegenwärtigen Lage begnügen mußt. Wenn ich dir aber einen Beutel mit zweihundert Goldstücken schenkte, würdest du nicht einen guten Gebrauch davon machen, und glaubst du nicht, daß du mit dieser Summe bald wenigstens eben so reich werden könntest, als die angesehensten Männer deines Handwerks?“

„Herr,“ antwortete ich, „du scheinst mir ein so rechtschaffener Mann zu seyn, daß ich überzeugt bin, du willst keinen Scherz mit mir treiben und bietest mir dies Geschenk

in allem Ernst an. Ich wage daher, ohne daß ich mir zu viel einbilde, zu behaupten, daß schon eine weit kleinere Summe hinreichen würde, um mich nicht nur eben so reich zu machen, wie die Vornehmsten meiner Handwerksgeoffen, sondern ich wollte sogar in kurzer Zeit für mich allein reicher werden, als alle mit einander, die in dieser großen und wohlbevölkerten Stadt Bagdad wohnen.“

Der großmüthige Saadi bewies mir sogleich, daß er in vollem Ernst gesprochen hatte. Er zog den Beutel aus seiner Tasche und überreichte ihn mir mit den Worten: „Da nimm diesen Beutel, du wirst zweihundert Goldstücke darin finden. Ich bitte zu Gott, daß er seinen Segen dazu geben und dir die Gnade verleihen möge, sie so gut anzuwenden, wie ich es wünsche. Auch darfst du überzeugt seyn, daß mein Freund Saad hier und ich uns sehr freuen werden, wenn wir einmal hören, daß sie dazu beigetragen haben, dich glücklicher zu machen als du jetzt bist.“

Als ich nun, o Beherrscher der Gläubigen, den Beutel empfangen und in meinen Busen gesteckt hatte, so war ich so entzückt und von Dank durchdrungen, daß die Sprache mir versagte und ich meine Erkenntlichkeit gegen meinen Wohlthäter durch kein anderes Zeichen ausdrücken konnte, als daß ich die Hand nach dem Saume seines Kleides ausstreckte, um es zu küssen. Allein er entfernte sich schnell und ging mit seinem Freunde weiter.

Als ich mich nun wieder zu meiner Arbeit zurückbegab, war mein erster Gedanke der, wo ich wohl den Beutel mit Sicherheit aufbewahren könne. Ich hatte in meinem armseligen kleinen Häuschen weder einen Kasten noch einen Schrank, der verschlossen werden konnte, auch wußte ich sonst keinen Ort, wo ich sicher war, daß mein Schatz nicht entdeckt würde, wenn ich ihn dahin versteckte.

In dieser Verlegenheit wollte ich es machen wie die andern armen Leute meines Standes, die das bißchen Geld, das sie haben, in die Falten ihres Turbans stecken, verließ daher meine Arbeit und ging nach Hause unter dem Vorwand, etwas an meinem Turban zurecht zu machen. Ich traf meine Maßregeln so gut, daß ich, ohne daß meine Frau und Kinder es merkten, zehn Goldstücke aus dem Beutel zog, die ich für die dringendsten Ausgaben bei Seite legte; das übrige aber hüllte ich in die Falten der Leinwand, womit ich meine Kopfbedeckung umwickelte.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherzad folgendermaßen fortgesetzt wurde:



Fünfhundert und achtundsechzigste Nacht.

Die erste Ausgabe, die ich noch denselben Tag machte, war für einen bedeutenden Vorrath Hanf; dann aber ging ich, da schon seit langer Zeit kein Fleisch mehr auf meinem Tische gesehen worden war, zu einem Fleischer und kaufte mir einiges zum Abendessen.

Als ich so mit dem Fleische in der Hand nach Hause gehen wollte, schoß auf einmal ein ausgehungertes Hühnergeier, ohne daß ich mich seiner erwehren konnte, auf mich herab und hätte es mir sicher aus der Hand gerissen, wenn ich es nicht sehr fest gehalten hätte. Aber, ach! es wäre besser gewesen, ich hätte es ihn nehmen lassen, so hätte ich doch meinen Geldbeutel nicht eingebüßt. Ziemlich Widerstand fand, um so hartnäckiger bemühte er sich, mir das Fleisch zu entreißen. Er zog mich herüber und hinüber, während er selbst in der Luft schwebte, ohne seine Beute fahren zu lassen. Unglücklicherweise aber fiel mir während der Anstrengungen des Kampfes mein Turban zu Boden.

Sogleich ließ der Hühnergeier seine Beute fahren, stürzte auf meinen Turban los und flog mit ihm davon, noch ehe ich Zeit hatte, ihn von der Erde aufzuraffen. Ich stieß ein so gellendes Geschrei aus, daß die ganze Nachbarschaft darüber erschrad, und Männer, Weiber und Kinder herbeikamen und ebenfalls schrien, um den Hühnergeier dadurch zu bewegen, seinen Raub fallen zu lassen.

Es gelingt bisweilen durch ein recht lärmendes Geschrei, dieser Art von Raubvögeln ihre Beute wieder abzugeben. Mein Hühnergeier aber ließ sich nicht irre machen, sondern flog mit meinem Turban so weit davon, daß wir ihn aus dem Gesicht verloren, ehe er ihn fallen ließ. Es wäre auch ganz vergeblich gewesen, wenn ich mir die Mühe hätte nehmen wollen, ihm nachzulaufen.

So kehrte ich denn sehr betrübt über den Verlust meines Turbans und meines Geldes nach Hause zurück. Ich mußte mir nun einen andern kaufen, wodurch die Summe von zehn Goldstücken, die ich aus dem Beutel genommen, abermals geschmälert wurde. Den Einkauf des Hanfes hatte ich bereits davon bestritten, und was mir noch übrig blieb, reichte nicht hin, um die schönen Hoffnungen, die ich gefaßt, zu verwirklichen.

Was mich am meisten peinigte, war der Gedanke, mein Wohlthäter werde vielleicht, wenn er mein Unglück erfahre, es ganz unglaublich finden und für eine leere Entschuldigung ansehen, und dann werde er sich darüber ärgern, daß sein Geschenk in so schlechte Hände gerathen sey.

So lange die wenigen Goldstücke, die mir übrig geblieben, noch nicht ganz ausgegeben waren, ließ ich es mir mit meiner kleinen Familie davon wohl seyn. Bald aber gerieth ich wieder in dieselbe Lage, und es war mir eben so unmöglich, mich aus meinem Elend hervorzarbeiten, wie vorher; gleichwohl murrte ich nicht darüber. „Gott,“ sprach ich bei mir selbst, „hat mich prüfen wollen, indem er mir zu einer Zeit, wo ich es am wenigsten erwartete, Geld zuschießen ließ; er hat es mir eben so schnell wieder entzogen, weil es ihm so gefallen hat und er schalten kann wie er will; sein Name sey gepriesen, wie ich ihn stets für alles Gute gepriesen habe, das er mir in seiner Gnade verliehen hat. Ich unterwerfe mich seinem göttlichen Willen.“

Dies war meine Stimmung; meine Frau dagegen, der ich nicht umhin gekonnt hatte, meinen Verlust und die Veranlassung desselben zu erzählen, war ganz untröstlich darüber. In meiner Bestürzung war mir auch gegen meine Nachbarn die Aeußerung entschlüpft, daß ich mit meinem Turban zugleich einen Beutel mit hundert und neunzig Goldstücken verloren habe. Da ihnen indeß meine Armuth bekannt war und sie nicht begreifen konnten, wie ich mir durch meine Arbeit eine so große

Summe Geldes hätte verdienen können, so lachten sie bloß darüber und die Kinder spotteten meiner.

Es waren etwa sechs Monate seit meinem Unglück mit dem Hühnergeier vergangen, als die beiden Freunde nicht weit von dem Stadtviertel, wo ich wohnte, vorübergingen. Die Nähe machte, daß Saad sich meiner erinnerte. Er sagte zu Saadi: „Wir sind hier nicht weit von der Straße, wo Hassan Alhabbal wohnt; laß uns einmal hingehen und sehen, ob die zweihundert Goldstücke, die du ihm geschenkt, ihm vielleicht den Weg zu einer bessern Lage gebahnt haben, als die war, in der er sich damals befand.“ — „Recht gern,“ antwortete Saadi; „ich habe schon vor einigen Tagen an ihn gedacht, und freute mich zum voraus über das Vergnügen, das ich haben würde, wenn ich dich zum Zeugen des Erfolgs meines Versuchs und der Wahrheit meines Satzes machen könnte. Du wirst sehen, daß eine große Veränderung mit ihm vorgegangen ist; ja ich glaube, wir werden ihn kaum wieder erkennen.“ Während Saadi so sprach, hatten die beiden Freunde bereits in meine Straße eingelenkt. Saad, der mich schon von fern und zuerst bemerkte, sagte zu seinem Freunde: „Es scheint mir, du hast etwas zu voreilig triumphirt. Ich sehe Hassan Alhabbal, kann aber an seiner Person nicht die mindeste Veränderung entdecken: er ist noch so schlecht gekleidet wie damals, als wir mit ihm sprachen, und der ganze Unterschied besteht darin, daß sein Turban etwas sauberer ausieht. Ueberzeuge dich selbst, ob es wahr ist oder nicht.“

Saadi, der mich ebenfalls bemerkt hatte, sah, als er näher kam, recht gut, daß Saad Recht hatte, und wußte nicht, was er von der geringen Veränderung denken sollte, die er an mir wahrnahm. Er war darüber so erstaunt, daß er kein Wort zu mir sprach; Saad aber begrüßte mich mit dem gewöhnlichen Gruße und sagte dann: „Nun, Hassan, wir dürfen wohl nicht erst fragen, wie es seit unserm letzten Zusammentreffen mit deinen Angelegenheiten steht; ohne Zweifel haben sie einen bessern Gang genommen und die zweihundert Goldstücke haben dir auf die Beine geholfen?“

„Edele Herren,“ antwortete ich, „ich muß euch zu meinem großen Leidwesen gestehen, daß eure Wünsche und Hoffnungen, wie auch die meinigen, nicht den Erfolg hatten, den ihr davon erwarten durftet, und den ich selbst mir versprach. Ihr werdet das seltsame Abenteuer, das mir zugestoßen ist, kaum glauben wollen; gleichwohl versichere ich euch, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, daß ich euch die blanke Wahrheit berichten will.“

Ich erzählte ihnen nun mein Abenteuer mit all den Umständen, die ich so eben meinem Herrn und König mitzutheilen die Ehre hatte.

Saadi verwarf meine Erzählung ganz und gar. „Hassan,“ sagte er, „du willst dich über mich lustig machen und mich zum Besten haben; was du da sagst, ist ja ganz unglaublich: die Hühnergeier machen nicht auf Turbane Jagd, sie begehren nur das, was ihren Heißhunger befriedigen kann. Du hast indessen gethan wie alle Leute deines Gesichters zu thun pflegen. Sobald sie einen außerordentlichen Gewinn machen, oder ihnen ein unerwartetes Glück zu Theil wird, so hängen sie ihr Geschäft an den Nagel, gehen den ganzen Tag ihren Vergnügungen nach, schmausen und leben herrlich und in Freuden, so lange das Geld währt, und wenn dann Alles verzehrt ist, so befinden sie sich wieder in derselben Noth und Dürftigkeit wie zuvor. Du bleibst darum in deinem Elende stecken, weil du es verdienst, und dich der Wohlthat, die man dir erweist, unwürdig machst.“

„Herr,“ antwortete ich, „ich muß mir diese und noch viel bitterere Vorwürfe von dir gefallen lassen; ich ertrage sie mit um so größerer Geduld, als ich überzeugt bin, daß ich sie nicht verdient habe. Die Sache ist übrigens in dem ganzen Stadtviertel so ruckbar, daß Jedermann sie dir bezeugen wird. Erkundige dich selbst, so wirst du finden, daß ich dich nicht belüge. Ich muß gestehen, auch ich habe noch nie sagen gehört, daß Hühnergeier Turbane entführen, allein mir ist es begegnet, und so geschehen tagtäglich tausend Sachen, die früher nie vorgekommen sind.“

Saad ergriff meine Partie und erzählte seinem Freunde Saadi so viel andere gleich merkwürdige Geschichten von Hühnergeiern, daß dieser zuletzt seinen Beutel aus dem Busen zog und mir zweihundert neue Goldstücke in die Hand zählte, die ich in Ermanglung eines Beutels ebenfalls in meinen Busen steckte.

Als Saadi mir diese Summe hingezählt hatte, sagte er: „Hassan, ich will dir noch diese zweihundert Goldstücke schenken, aber verwahre sie ja an einem sichern Orte, damit du nicht wieder so unglücklich bist, sie zu verlieren, und denke darauf, dir durch sie diejenigen Vortheile zu verschaffen, die du eigentlich schon aus den ersten hättest ziehen sollen.“ Ich versicherte ihm, daß ich ihm für diese zweite Gnade um so innigern Dank wissen werde, als ich sie nach dem oben gedachten Vorfall nicht verdiene, und daß ich Alles aufbieten werde, um seinen guten Rath mir zu Nutzen zu machen. Ich wollte noch mehr sprechen, allein er ließ mir keine Zeit dazu, sondern ging schnell mit seinem Freunde weiter.

Als sie weg waren, ließ ich meine Arbeit liegen und kehrte nach Hause zurück, wo ich aber weder Frau noch Kinder antraf. Ich legte nur zehn Goldstücke von den zweihundert bei Seite und hüllte die übrigen in ein Stück Leinwand, das ich zuknüpfte.

Die Hauptsache war jetzt, dasselbe an einem sichern Orte zu verbergen. Nach reiflicher Ueberlegung fiel mir endlich ein, es in ein irdenes mit Kleien angefülltes Gefäß, das in einem Winkel stand, zu legen, da ich nicht glauben konnte, daß meine Frau oder Kinder es



hier suchen würden. Meine Frau kam bald darauf nach Hause, und da ich nur noch sehr wenig Hanf mehr vorräthig hatte, so sagte ich zu ihr, ich wolle ausgehen und welchen kaufen, erwähnte aber der beiden Freunde mit keinem Worte.

Ich ging also fort; aber während ich diesen Einkauf machte, kam ein Mann, welcher Waschthon, wie ihn die Frauen beim Baden brauchen, zu verkaufen hatte, durch die Straße gegangen und rief seine Waare aus.

Meine Frau, die von diesem Thone nichts mehr hatte, rief dem Mann, und da sie nicht bei Gelde war, fragte sie ihn, ob er ihr wohl etwas von seinem Thon gegen Kleie ablassen wolle. Der Verkäufer verlangte die Kleie zu sehen; meine Frau zeigte ihm das Gefäß und sie wurden Handels einig. Sie empfing den Waschthon, und der Mann ging mit dem Kleiengefäß fort.

Scheherzad schwieg, um in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzufahren:



neunundsechzigste Nacht.

Bald darauf kam ich mit so viel Hanf, als ich nur tragen konnte, zurück, und mit mir fünf Lastträger, ebenfalls mit dieser Waare beladen, womit ich nun meinen hölzernen Verschlag anfüllte, den ich in meinem Hause angebracht hatte. Ich bezahlte die Lastträger für ihre Mühe, und als sie fort waren, wollte ich mir einige Augenblicke Ruhe gönnen, um mich von meiner Müdigkeit zu erholen. Sodann warf ich meine Blicke nach der Stelle hin, wo ich das Kleingefäß gelassen hatte, und sah es jetzt nicht mehr.

Beherrscher der Gläubigen, ich kann dir den Schrecken nicht schildern, der sich in diesem Augenblicke meiner Sinne bemächtigte. Hastig fragte ich meine Frau, wo es denn hingekommen sey? und sie erzählte mir den Handel, den sie gemacht, und wobei sie viel gewonnen zu haben glaubte.

„Unglückliche!“ rief ich, „ach du weißt nicht, in welches Unglück du mich, dich selbst und deine Kinder durch diesen Handel gestürzt hast, der uns rettungslos zu Grunde richtet. Du glaubtest bloß Kleie zu verkaufen, und hast mit dieser Kleie deinen Waschtöndler um hundert und neunzig Goldstücke reicher gemacht, womit Saadi, der heute in Begleitung seines Freundes wieder zu mir kam, mich zum zweiten Male beschenkt hatte.“



Es fehlte wenig, so wäre meine Frau in Verzweiflung gerathen, als sie erfuhr, welch großen Fehler sie in der Unwissenheit begangen hatte. Sie brach in laute Wehklagen aus, zerschlug sich die Brust, zerraupte sich die Haare, zerriß ihr Kleid und rief: „Ach, wie unglücklich bin ich! verdiene ich nach diesem schrecklichen Mißgriff noch zu leben! Wo soll ich diesen Waschtöndler auffuchen? Ich kenne ihn ja nicht, er ist bloß dies einzige Mal durch unsere Straße gekommen und vielleicht werde ich ihn nie wieder sehen. Ach lieber Mann,“ fuhr sie fort, „du hast sehr unrecht gehandelt; warum mußtest du auch bei einer Sache von solcher Wichtigkeit so zurückhaltend gegen mich seyn! Dies Alles wäre nicht geschehen, wenn du mir dein Geheimniß mitgetheilt hättest.“ — Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich dir Alles wieder sagen wollte, was der Schmerz ihr damals in den Mund legte; du weißt ja selbst, wie redselig die Frauen in ihren Trübsalen sind.

„Liebe Frau,“ sagte ich zu ihr, „mäßige dich; bedenkst du denn nicht, daß du durch dein Weinen und Schreien die ganze Nachbarschaft herbeiloden wirst, und diese brauchen nicht um unser Mißgeschick zu wissen. Statt Antheil daran zu nehmen oder uns zu trösten, würden sie sich nur über unsere Einfalt lustig machen.“

„Das Beste also ist, wir sagen keinem Menschen von diesem Verlust und schicken uns geduldig drein, so daß Niemand etwas davon merkt; denn wir müssen uns dem Willen Gottes unterwerfen. Ja, laß uns ihn preisen, daß er von den zweihundert Goldstücken,

die er uns gegeben, nur hundertundneunzig zurückgenommen und uns in seiner Güte noch zehn gelassen hat, die uns immerhin einige Unterstützung gewähren werden."

So triftig auch meine Gründe waren, so ward es mir doch sehr schwer, ihnen bei meiner Frau Eingang zu verschaffen. Doch die Zeit, welche die größten und scheinbar unerträglichsten Leiden mildert, tröstete endlich auch sie.

"Wir leben freilich arm," sagte ich zu ihr, „jedoch was haben denn die Reichen, das wir nicht auch hätten? Athmen wir nicht dieselbe Luft? Genießen wir nicht desselben Sonnenlichts und derselben Sonnenwärme? Einige Bequemlichkeiten, die sie vor uns voraus haben, könnten uns ihr Glück beneidenswerth erscheinen lassen, allein sie müssen ja auch sterben wie wir. Genau genommen ist der Vorzug, den sie vor uns haben, so unbedeutend, daß wir ihn gar nicht in Betracht ziehen sollten, wenn wir nur immer die Furcht Gottes vor Augen und im Herzen haben."

Ich will dich nicht länger mit den Betrachtungen langweilen, womit ich meiner Frau und mir selbst Trost einzusprechen suchte. Endlich wurden wir wieder ruhig, und ich ging wieder so munter an mein Geschäft, daß Niemand sich hätte einfallen lassen, welch bedeutendes Unglück ich in so kurzer Zeit zweimal hinter einander gehabt habe.

Das Einzige, was ich nicht verschmerzen konnte, und was mich oft und viel beschäftigte, war, wenn ich mich fragte, wie ich wohl vor Saadi bestehen würde, wenn er käme, um über seine zweihundert Goldstücke und die Verbesserung meiner Lage in Folge seiner Freigebigkeit Rechenschaft zu fordern, und ich dann vor Beschämung zu Boden sinken müßte, obgleich ich das zweite Mal mein Unglück so wenig verschuldet hatte, als das erste.

Es dauerte diesmal länger, bis die beiden Freunde wieder kamen, um sich über meine Lage zu erkundigen. Saad hatte oft mit Saadi darüber gesprochen, aber dieser hatte es immer hinausgezogen. „Je länger wir warten," sagte er, „um so reicher werden wir Hassan treffen und um so größer wird mein Vergnügen seyn."

Saad hatte nicht dieselbe Ansicht von der Wirkung, die das Geschenk seines Freundes gemacht haben würde. „Glaubst du denn wirklich," sagte er, „Hassan werde dein Geschenk besser angewendet haben als das erste Mal? Ich rathe dir, schmeichle dir nicht mit solchen Hoffnungen, denn dein Verdruß müßte dann nur noch um so empfindlicher seyn, wenn du das Gegentheil findest." — „Doch," erwiderte Saadi, „es kommt ja nicht alle Tage vor, daß ein Hühnergeier einen Turban mit in die Luft nimmt. Hassan ist von diesem Unglück plötzlich überfallen worden, er wird sich jetzt wohl vorsehen haben, daß es nicht wieder so ergangen ist."

„Ich zweifle nicht daran,“ entgegnete Saad, „allein eben so gut kann jeder andere Zufall eingetreten seyn, an welchen wir Beide nicht denken konnten. Ich wiederhole es dir, mäßige deine Freude und mache dich eben so gut auf Hassans Unglück gefaßt, als auf sein Glück. Um dir aufrichtig meine Meinung zu sagen, die ich von jeher gehabt habe, die dir aber nie gefallen will, eine Ahnung sagt mir, daß es dir nicht gelungen ist, und daß ich glücklicher seyn werde mit meinem Beweise, daß ein Armer auf jedem andern Wege eher reich werden kann, als durch Geld.“

Als Saad eines Tages wiederum bei Saadi war und sie sich lange mit einander gestritten hatten, sagte Letzterer: „Genug, ich will mir heute noch Aufschluß darüber verschaffen, wie es mit der Sache steht. Es ist jetzt gerade Zeit zum Spaziergehen; laß uns sie nicht versäumen, sondern uns erkundigen, wer von Beiden die Wette gewonnen hat.“

Die Freunde gingen aus und ich sah sie schon von Weitem kommen. Ich war so bestürzt darüber, daß ich in Versuchung gerieth, meine Arbeit liegen zu lassen und mich vor ihnen zu verbergen. Indes blieb ich dennoch bei meinem Geschäft und stellte mich, als ob ich sie nicht sähe; ich schlug meine Augen nicht eher zu ihnen auf, als bis sie mir so nahe waren, daß sie mich grüßten, und ich anständigerweise den Gruß nicht unerwidert lassen konnte. Dann aber schlug ich meine Augen sogleich wieder nieder, und indem ich ihnen meinen letzten Unfall ausführlich erzählte, machte ich ihnen begreiflich, warum sie mich immer noch in derselben Armuth finden, wie das erste Mal, da sie mich gesehen haben.

Als ich mit meiner Erzählung zu Ende war, fügte ich hinzu: „Ihr werdet mir vielleicht einwenden, ich hätte die hundertundneunzig Goldstücke anderswo verwahren sollen, als in einem Kleingefäß, das noch an demselben Tage aus meinem Hause geschafft wurde. Allein dieses Gefäß war schon seit einer Reihe von Jahren immer auf derselben Stelle gestanden, es hatte seinen bestimmten Zweck, und so oft auch meine Frau, wenn es voll war, die Kleie verkauft hatte, so war doch das Gefäß immer stehen geblieben. Wie hätte ich mir einfallen lassen können, daß gerade an diesem Tage während meiner Abwesenheit ein Waschthonhändler am Hause vorbeigehen, meine Frau ohne Geld seyn und diesen Tauschhandel mit ihm abschließen mußte? Ihr könntet mir vielleicht entgegnen, ich hätte meiner Frau etwas davon sagen sollen; doch glaube ich nicht, daß so verständige Männer, wofür ich euch halte, mir diesen Rath gegeben hätten. Was aber den Punkt betrifft, daß ich sie nicht anderswo versteckt habe, so bürgt mir Niemand dafür, daß sie dann sicherer gewesen wären.“

„Herr,“ fuhr ich dann gegen Saadi allein fort, „es hat Gott nicht gefallen, daß ich durch deine Freigebigkeit reich werden sollte; es ist dies eines seiner undurchdringlichen Geheimnisse, die wir nicht erforschen können. Er will mich nun einmal arm und nicht reich. Deshalb werde ich aber doch nie aufhören, dieselbe Dankbarkeit gegen dich zu empfinden, wie wenn deine Freigebigkeit den gewünschten Zweck vollkommen erreicht hätte.“

Ich schwieg, und Saadi nahm hierauf das Wort und sprach: „Hassan, wenn ich auch glauben wollte, daß Alles das, was du da sagst, so wahr ist, als du uns gern überreden möchtest, und daß du es nicht bloß als Deckmantel brauchst, um deine Niederlichkeit oder schlechte Verthuschung zu beschönigen, was auch wohl seyn könnte, so würde ich mich dennoch hüten, irgend einen Schritt weiter zu thun und hartnäckig in Versuchen fortzufahren, die mich am Ende zu Grunde richten müßten. Es ist mir nicht leid um die vierhundert Goldstücke, deren ich mich beraubt habe, weil ich einen Versuch machen wollte, dich aus deiner Armuth zu ziehen. Ich habe dies Gott zu Liebe gethan, ohne von dir einen andern Dank zu erwarten, als bloß das Vergnügen, dir etwas Gutes erwiesen zu haben.“ Hierauf wandte er sich an seinen Freund und fuhr fort: „Saad, du kannst aus dem, was ich so eben gesprochen habe, abnehmen, daß ich das Spiel noch nicht ganz verloren gebe. Gleichwohl steht es dir frei, mit deiner Behauptung, die du schon so oft gegen mich ausgesprochen hast, auch einen Versuch zu machen. Zeige mir, daß es außer dem Gelde noch andere Mittel und Wege gibt, um das Glück eines armen Mannes zu machen in dem Sinne, wie wir Beide es meinen, und suche dir keinen Andern dazu aus, als Hassan. Was du ihm auch immer geben magst, ich kann mich nicht überzeugen, daß er dadurch reicher werden könnte, als er durch die vierhundert Goldstücke hätte werden können.“

Scheherzad schwieg, um in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzufahren:





Fünfhundert und siebenzigste Nacht.

Saad hielt ein Stück Blei in der Hand und zeigte es Saadi. „Du hast gesehen,“ sagte er jetzt zu diesem, „wie ich dies Stück Blei zu meinen Füßen aufrastete; ich will es Hassan schenken, und du wirst sehen, was es ihm mitbringen wird.“

Saadi lachte laut auf und verspottete Saad: „Ein Stück Blei!“ rief er aus, „nun, was kann dies Hassan mehr eintragen, als einen Heller, und was für Sprünge kann er mit einem Heller machen?“ Saad überreichte mir indeß das Stück Blei und sagte: „Nimm es immerhin und laß Saadi lachen; du wirst uns dereinst von dem Glück, das es dir in's Haus gebracht, viel zu erzählen haben.“

Ich glaubte, Saad könne dies nicht im Ernste meinen und wolle nur seinen Scherz mit mir treiben. Gleichwohl nahm ich das Stück Blei mit Dank an, und um ihm seinen Willen zu thun, steckte ich es ziemlich nachlässig in meine Weste. Darauf verließen mich die beiden Freunde, um ihren Spaziergang fortzusetzen, und ich ging wieder an meine Arbeit.

Abends, als ich mich auskleidete, um schlafen zu gehen, und eben meinen Gürtel ablegte, fiel das Stück Blei, das Saad mir gegeben, und an das ich seither nicht mehr gedacht hatte, auf den Boden; ich hob es auf und legte es an den nächsten besten Ort.

In derselben Nacht geschah es, daß einer meiner Nachbarn, ein Fischer, bei Zurechtmachung seiner Neze bemerkte, daß es ihm an einem Stück Blei fehle. Er hatte keins mehr im Hause, auch waren die Läden alle verschlossen und er konnte es also nicht kaufen. Gleichwohl mußte er, wenn er und die Seinigen am folgenden Tag etwas essen wollten, zwei Stunden vor Tagesanbruch auf den Fischfang ausgehen. Er klagte seiner Frau diese Noth und schickte sie aus, um in der Nachbarschaft etwas Blei aufzutreiben.

Die Frau gehorchte ihrem Manne, ging von Thür zu Thüre auf beiden Seiten der Straße, fand aber nirgends was sie suchte. Mit dieser Antwort kam sie zu ihrem Manne zurück, der ihr mehrere von den Nachbarn mit Namen aufführte und fragte, ob sie auch bei diesen allen angeklopft habe. Sie antwortete: „Ja.“ — „Auch bei Hassan Alhabbal?“ fragte er weiter; „ich wette, bei diesem bist du nicht gewesen.“

„Es ist wahr,“ erwiderte die Frau, „es war mir zu weit an sein Haus, und wenn ich mich auch die Mühe nicht hätte verdrießen lassen, glaubst du denn, daß ich bei ihm etwas gefunden hätte? Zu ihm muß man nur gehen, wenn man selbst Alles im Vollauf hat und nichts begehrt: ich weiß das aus Erfahrung.“

„Gleichviel,“ sagte der Fischer, „du bist bloß zu faul dazu, und ich verlange, daß du jetzt hingehst. Du bist schon hundertmal bei ihm gewesen, ohne zu finden, was du suchtest; vielleicht findest du gerade heute das Blei, dessen ich bedarf: noch einmal, ich verlange, daß du hingehst.“

Die Frau des Fischers ging murrend und brummend fort und klopfte an meine Thüre. Ich schlief bereits, wachte aber sogleich auf und fragte, was es gebe. „Hassan Alhabbal,“ sagte die Frau mit lauter Stimme, „mein Mann sollte ein Stück Blei haben, um seine Neze zurecht zu machen. Wenn du vielleicht welches hast, so läßt er dich darum bitten.“

Das Stück Blei, das Saad mir gegeben hatte, war mir noch so frisch im Gedächtniß, zumal da es mir beim Auskleiden auf den Boden gefallen war, daß ich es nicht vergessen haben konnte. Ich antwortete also meiner Nachbarin, ich habe welches, sie solle nur einen Augenblick warten, meine Frau werde es ihr bringen.

Meine Frau, die bei dem Lärmen ebenfalls aufgewacht war, stand auf und tappte im Finstern an den Ort, den ich ihr bezeichnete; als sie nun dort das Blei gefunden hatte, öffnete sie die Thür ein wenig und gab es der Nachbarin hinaus.

Die Frau des Fischers war ganz entzückt, daß sie nicht vergebens hatte kommen müssen, und sagte zu meiner Frau: „Liebe Nachbarin, du thust meinem Mann und mir einen so großen Gefallen, daß ich dir alle Fische verspreche, die mein Mann beim ersten Wurf fängt, und ich bin überzeugt, daß er dies gern thun wird.“

Der Fischer war voll Freude, wider sein Erwarten das nöthige Blei noch gefunden zu haben, und billigte mit Vergnügen das Versprechen seiner Frau. „Ich danke dir,“ sagte er zu ihr, „daß du hierin meinen Willen so gut getroffen hast.“ Sodann setzte er seine Neze vollends in Stand und ging wie gewöhnlich zwei Stunden vor Tag auf den Fischfang aus. Beim ersten Wurf zog er bloß einen einzigen Fisch heraus, der aber mehr als eine Elle lang und verhältnismäßig dick war. Auch seine andern Würfe fielen sämmtlich glücklich aus, doch kam unter allen Fischen, die er fing, kein einziger dem ersten auch nur von ferne gleich.



Als er nun genug gefischt hatte und wieder nach Hause kam, so war sein Erstes, daß er an mich dachte, und ich machte große Augen, als ich bei meiner Arbeit ihn mit dem Fische vor mich treten sah. „Nachbar,“ sagte er zu mir, „meine Frau hat dir heute Nacht zum Dank für deine Gefälligkeit die Fische versprochen, die ich beim ersten Wurfe fangen würde, und ich habe ihr Versprechen gut gehalten. Gott hat mir bloß diesen einzigen für dich bescheert, und ich bitte dich, ihn freundlich anzunehmen; hätte er mein Netz ganz mit Fischen angefüllt, so wären sie ebenfalls alle dein gewesen. Nimm daher mit diesem hier und meinem guten Willen vorlieb.“

„Nachbar,“ antwortete ich, „das Stück Blei, das ich dir geschickt habe, ist so wenig werth, daß du durchaus keinen so hohen Preis darauf setzen solltest. Nachbarsleute müssen einander in ihren kleinen Bedürfnissen ausbelfen, und ich habe für dich bloß gethan, was ich in einem ähnlichen Falle von dir hätte erwarten können. Ich würde deswegen dein Geschenk ausschlagen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß du mir es von Herzen gern bietest, und daß du es für eine Beleidigung hieltest, wenn ich es nicht annähme. Ich nehme es also an, da du es so haben willst, und sage dir dafür meinen besten Dank.“

Damit hatten unsere gegenseitigen Höflichkeiten ein Ende, und ich trug den Fisch zu meiner Frau. „Da hast du einen Fisch,“ sagte ich zu ihr; „unser Nachbar, der Fischer, hat ihn mir so eben gebracht zum Dank für das Stück Blei, um das er uns in der letzten Nacht bitten ließ. Ich denke, dies ist Alles, was wir von dem Geschenke hoffen dürfen, welches mir E a d gestern gemacht hat, und von dem er behauptete, es werde mir Glück bringen.“ Zugleich erzählte ich ihr, daß die beiden Freunde wieder gekommen seyen und was zwischen uns vorgefallen war.

Meine Frau war in Verlegenheit, als sie diesen großen und dicken Fisch sah. „Was sollen wir damit anfangen?“ sagte sie; „unser Bratrost ist nur für kleine Fische eingerichtet, und wenn wir ihn mit einer kurzen Brühe kochen wollen, so haben wir keinen Topf, der groß genug wäre.“ — „Das sind deine Sachen,“ sagte ich: „du kannst ihn kochen oder braten, ich bin mit Allem zufrieden.“ Mit diesen Worten ging ich zu meiner Arbeit zurück.

Der Tag hinderte Scheherzad, weiter zu erzählen; in der folgenden Nacht fuhr sie also fort:



Fünfhundert und einundstebenzigste Nacht.

Als meine Frau den Fisch geschlachtet hatte, fand sie in seinen Eingeweiden einen großen Diamant, den sie rein abspülte und für bloßes Glas hielt. Sie hatte zwar schon von Diamanten sprechen gehört und vielleicht schon welche gesehen oder in der Hand gehabt, war aber zu wenig Kennerin, um sie gehörig unterscheiden zu können. Sie gab ihn also unserm jüngsten Kind, auf daß es mit seinen Schwesterchen und Brüderchen damit spielen sollte, und die Kinder nahmen ihn alle nach einander in die Hand und freuten sich über seine Schönheit, seinen Glanz und sein Gefunkel.

Abends, als die Lampe angezündet war, bemerkten unsere Kinder, die noch immer mit dem Diamant spielten und ihn einander in die Hände gaben, daß er einen Schein von sich gab, wenn meine Frau, die mit Zubereitung des Abendessens beschäftigt

war, zufällig an der Lampe vorbeikam und Schatten machte, und dies bewog denn die Kinder, ihn einander aus den Händen zu reißen, um Versuche damit zu machen. Dabei weinten die Kleinen, wenn die Größeren ihnen den Stein nicht lange genug lassen wollten, und diese mußten ihn dann zurückgeben, nur um sie zu beschwichtigen.

Da Kinder wegen jeder Kleinigkeit lustig werden oder Streit anfangen, und dies alle Tage vorkommt, so fragte weder meine Frau noch ich um die Ursache des Höllenlärms und Geschreis, das sie mit einander verführten. Endlich wurden sie ruhig, als die Größeren sich an den Tisch gesetzt hatten, um mit uns zu Nacht zu speisen, und meine Frau den Kleineren jedem seinen Theil gegeben hatte.

Nach dem Abendessen spielten die Kinder wieder mit einander, und bald war der Lärm noch größer als vorher. Jetzt wollte ich wissen, warum sie mit einander streiten, rief also dem Ältesten und fragte, was der Lärm zu bedeuten habe. „Lieber Vater,“ antwortete das Kind, „wir haben hier ein Stück Glas, das einen Schein von sich gibt, wenn wir der Lampe den Rücken kehren und es so ansehen.“ Ich ließ es mir bringen und machte selbst den Versuch.

Die Sache schien mir seltsam und ich fragte meine Frau, was denn das für ein Stück Glas sey? „Ich weiß nicht,“ sagte sie, „ich habe es im Bauch des Fisches gefunden, als ich ihn zubereitete.“

Ich dachte eben so wenig daran, daß es etwas Anderes als Glas seyn könnte, doch wollte ich noch mehr Versuche damit machen und sagte daher zu meiner Frau, sie sollte die Lampe einmal in's Kamin stellen. Sie that es, und nun sah ich, daß die vermeintliche Glascherbe einen so hellen Schein verbreitete, daß wir die Lampe nicht mehr vonnöthen hatten, um zu Bette zu gehen. Ich ließ sie daher auslöschen, und legte das Glas auf den Rand des Kamins, damit es uns leuchtete. „Dies ist,“ sagte ich, „schon der zweite Vortheil, den wir von dem Stück Blei haben, das Saadi's Freund mir gab; wir brauchen jetzt kein Del mehr zu kaufen.“

Als meine Kinder sahen, daß ich die Lampe hatte auslöschen lassen, und das Glas ihre Stelle vertrat, so erhoben sie aus Freude und Bewunderung ein solches Geschrei, daß man es weit umher in der Nachbarschaft hörte. Wir Beide, meine Frau und ich, vermehrten den Lärm noch, indem wir ihnen zuschrien, sie sollen schweigen; allein wir konnten ihrer nicht Meister werden, bis sie im Bette lagen und einschliefen, nachdem sie sich zuvor noch lange Zeit, nach ihrer Weise, über den wunderbaren Schein des Glases unterhalten hatten.

Meine Frau und ich gingen nun zu Bett und am andern Morgen in der Frühe begab ich mich wieder, ohne weiter an das Stück Glas zu denken, an meine Arbeit. Niemand wird sich darüber verwundern, daß dies einem Mann wie mir begegnet ist, der in seinem Leben bloß Glas, aber niemals Diamanten gesehen, oder wenn er se dergleichen sah, sich nie um ihren Werth bekümmert hatte.

Hier muß ich dir bemerken, Beherrscher der Gläubigen, daß zwischen meinem Haus und dem meines nächsten Nachbars sich bloß eine sehr dünne Bretterwand befand. Dieses Haus aber gehörte einem sehr reichen Juden, der seines Zeichens ein Juwelier war, und das Zimmer, wo er und seine Frau schliefen, stieß an die Scheidewand. Sie waren schon zu Bette gewesen und eingeschlafen, als meine Kinder so abscheulich zu lärmern anfangen; der Lärm hatte sie aufgeweckt und sie hatten lange nicht mehr einschlafen können.

Am Morgen kam dann die Frau des Juden, um sich sowohl in ihrem eigenen als in ihres Mannes Namen bei meiner Frau zu beschweren, daß sie in ihrem ersten Schlafe gestört worden seyen. „Meine liebe Rachel,“ — so hieß nämlich die Jüdin — gab meine Frau zur Antwort, „es thut mir sehr leid, daß dies vorgefallen ist, und ich bitte dich um Entschuldigung. Du weißt selbst, wie die Kinder sind, sie können über eine Kleinigkeit lachen und weinen. Komm' herein, so will ich dir das Ding zeigen, das deine Klage veranlaßt hat.“

Die Jüdin trat herein, und meine Frau nahm den Diamanten — denn es war wirklich einer und zwar ein sehr ausgezeichnete — vom Kamine herab, zeigte ihr denselben und sagte: „Da sieh, dieses Stück Glas ist an dem ganzen Lärm schuld, den du gestern Abend gehört hast.“ Indes nun die Jüdin, die sich auf alle Arten von Edelsteinen wohl verstand, den Diamant mit Bewunderung betrachtete, erzählte ihr meine Frau, wie sie ihn im Bauche des Fisches gefunden und wie Alles zugegangen sey.

Als meine Frau ausgesprochen hatte, gab ihr die Jüdin den Diamant zurück und sagte zu ihr: „Aisha,“ — sie wußte nämlich ihren Namen — „ich halte es ebenfalls für Glas; da es aber weit schöner ist als gewöhnliches Glas, und ich schon ein ganz ähnliches Stück Glas zu Hause habe, womit ich mich bisweilen schmücke und wozu es schön passen würde, so möchte ich es dir gern abkaufen.“

Als meine Kinder vom Verkauf ihres Spielwerks reden hörten, so unterbrachen sie das Gespräch mit lautem Geschrei, und baten ihre Mutter, es ihnen zu lassen, so daß sie es ihnen versprechen mußte, nur um sie wieder zu beruhigen.



Die Jüdin mußte nach Hause zurückgehen und bat meine Frau, die sie bis an die Hausthüre geleitete, beim Abschiede noch ganz leise, wenn sie das Stück Glas verkaufen wolle, so möchte sie es ja Niemand zeigen, bevor sie ihr davon Nachricht gegeben hätte.

Der Jude war schon in aller Frühe nach dem Juwelierplatz in seinen Laden gegangen. Seine Frau eilte ihm nach und meldete ihm die Entdeckung, die sie gemacht hatte: sie beschrieb ausführlich die Größe, das ungefähre Gewicht, die Schönheit und den Glanz des Diamants, besonders aber seine ausgezeichnete Eigenschaft, bei Nacht zu leuchten, wie ihr meine Frau in ihrer arglosen und treuherzigen Geschwägigkeit erzählt hatte.

Der Jude schickte seine Frau sogleich zurück mit dem Auftrage, mit der meinigen zu unterhandeln und ihr anfangs wenig zu bieten, aber je nachdem sie Schwierigkeiten finde, immer höher zu gehen und endlich den Handel um jeden Preis abzuschließen.

Die Jüdin kam also, nahm meine Frau bei Seite, ohne abzuwarten, bis sie sich selbst zum Verkauf des Diamants entschlossen hätte, und fragte sie, ob sie nicht zwanzig Goldstücke für dieses Stück Glas nehmen wollte, denn es sey noch nichts anders. Meine Frau fand die Summe bedeutend, wollte aber weder ja noch nein antworten, sondern sagte der Jüdin bloß, sie könne sich nicht darauf einlassen, bevor sie mit mir gesprochen hätte.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherzad folgendermaßen fortgesetzt wurde:



Fünfhundert und zweiundstebenzigste Nacht.

Mittlerweile wurde es Zeit zum Mittagessen, und ich wollte eben in meine Wohnung eintreten, als sie noch an der Thüre mit einander sprachen. Meine Frau rief mich und fragte, ob ich es erlaube, wenn sie das im Bauch des Fisches gefundene Stück Glas für zwanzig Goldstücke verkaufen wolle, die unsere Nachbarin, die Jüdin, darauf geboten habe.

Ich gab nicht sogleich eine entscheidende Antwort, denn ich erinnerte mich jetzt der zuversichtlichen Art, wie Saad, als er mir das Stück Blei gab, behauptet hatte, es müsse mein Glück machen. Die Jüdin aber glaubte, ich antworte deswegen nicht, weil ich ihr Gebot verschmähe, und sagte daher schnell: „Nachbar, ich gebe dir fünfzig. Bist du damit zufrieden?“

Als ich sah, daß die Jüdin so geschwind von zwanzig Goldstücken auf fünfzig stieg, so wurde ich immer zäher und sagte, das sey noch lange nicht der Preis, zu dem ich es zu verkaufen gedenke. „Nachbar,“ erwiderte sie, „ich gebe hundert Goldstücke; dies ist gewiß sehr viel und ich weiß nicht einmal, ob mein Mann es gut heißen wird.“ Auf diese neue Steigerung sagte ich, ich verlange hunderttausend Goldstücke, obwohl ich recht gut wisse, daß der Diamant weit mehr werth sey. Indeß wolle ich mich als

guter Nachbar, ihr und ihrem Manne zu Gefallen, mit dieser Summe begnügen, weiter herab aber werde ich nicht gehen, und wenn sie mit diesem Preis nicht zufrieden sey, so werden andere Juweliere gewiß noch mehr dafür geben.

Die Jüdin bot mir zu wiederholten Malen fünfzigtausend Goldstücke, die ich aber nicht annahm, denn die gierige Art, womit sie den Handel abschließen wollte, bestärkte mich in meinem Entschluß, bei hunderttausend zu beharren. „Mehr,“ sagte sie, „kann ich ohne Einwilligung meines Mannes nicht bieten; er wird aber auf den Abend nach Hause kommen und ich bitte dich nur um die Gefälligkeit, daß du so lange Geduld hast, bis er mit dir sprechen und den Diamant sehen kann.“ Ich versprach ihr dies.

Als der Jude am Abend nach Hause kam, sagte ihm seine Frau, sie habe weder mit mir noch meiner Frau etwas ausgerichtet, obgleich sie mir fünfzigtausend Goldstücke geboten, und dann habe sie nur noch um die Gefälligkeit bitten können, auf ihn zu warten.

Der Jude nahm die Zeit wahr, wo ich von meiner Arbeit nach Hause zurückkam. „Nachbar Hassan,“ rief er mir zu, „sey doch so gut und zeige mir den Diamant, den deine Frau der meinigen gezeigt hat.“ Ich hieß ihn in's Haus treten und zeigte ihm denselben.

Da es bereits dunkel war und die Lampe noch nicht brannte, so erkannte er sogleich aus dem Schein, den der Diamant von sich strahlte, und aus seinem herrlichen Glanz auf meiner Hand, die wie im Feuer zu liegen schien, daß seine Frau ihm einen getreuen Bericht abgestattet hatte. Er nahm ihn in die Hand, beschäftigte ihn lange Zeit und konnte keine Worte für seine Bewunderung finden. „Lieber Nachbar,“ sagte er endlich, „meine Frau hat dir, wie sie sagt, fünfzigtausend Goldstücke dafür geboten; damit du nun ganz zufrieden bist, so biete ich noch zwanzigttausend dazu.“

„Nachbar,“ antwortete ich, „deine Frau hätte dir auch sagen sollen, daß ich hunderttausend dafür verlangt habe; entweder gibst du mir soviel oder der Diamant bleibt mein; ich gehe um keinen Heller herab.“ Er marktete noch lange in der Hoffnung, ich würde ihm etwas nachlassen, allein es gelang ihm nicht, und aus Furcht, ich möchte den Diamant auch andern Juwelieren zeigen, wie ich jedenfalls gethan hätte, schloß er den Handel endlich um den verlangten Preis ab. Er sagte, er habe zwar die hunderttausend Goldstücke nicht baar daliegen, werde mir aber morgen um dieselbe Stunde und noch früher die ganze Summe übermachen, und damit der Kauf ganz fest stände, brachte er mir am nämlichen Abend zwei Beutel von je tausend Goldstücken.

Ich weiß nicht, ob der Jude das Geld von seinen Freunden entlehnte, oder mit andern Juwelieren zusammenstand, kurz und gut, am andern Tage zählte er mir auf

die bestimmte Stunde hunderttausend Goldstücke blank auf den Tisch; und ich übergab ihm den Diamant.



Als ich nun durch diesen Handel über alle Erwartung reich geworden war, dankte ich Gott für seine Güte und Milde, und gern hätte ich mich zu Saads Füßen geworfen, um ihm meine Erkenntlichkeit zu beweisen, wenn ich nur seine Wohnung gewußt hätte. Eben so erging es mir mit Saadi, den ich als die erste Ursache meines Glücks verehren mußte, obschon sein guter Plan ihm nicht gelungen war.

Ich dachte nun darauf, wozu ich wohl diese bedeutende Summe am besten verwenden könne. Meine Frau, welcher vor der gewöhnlichen Eitelkeit ihres Geschlechts bereits der Kopf schwindelte, machte mir sogleich den Vorschlag, kostbare Kleider für sie und die Kinder, dann auch ein Haus zu kaufen und es reich auszuschmücken. „Liebe Frau,“ erwiderte ich ihr, „mit solchen Ausgaben müssen wir nicht anfangen. Ueberlaß die Sache mir; was du da verlangst, wird nicht ausbleiben. Obgleich das Geld nur dazu da ist, um ausgegeben zu werden, so müssen wir es doch so einrichten, daß wir ein Kapital anlegen, wovon wir bloß die Zinsen verbrauchen wollen, ohne den Grundstock anzugreifen. Dies ist mein Plan und gleich morgen will ich das Kapital anlegen.“

Den folgenden Tag wandte ich ganz dazu an, zu einer Menge meiner Handwerksgeossen zu gehen, die in eben so schlechten Umständen waren, wie ich bisher; ich schob ihnen Geld vor und verpflichtete sie, jeden nach seiner Geschicklichkeit und Fähigkeit, allerlei Arten von Seilerarbeit für mich zu besorgen. Zugleich versprach ich ihnen, sie nicht lange warten zu lassen, sondern pünktlich und gut zu bezahlen, so wie sie mir ihre Arbeiten brächten. Den nächstfolgenden Tag verpflichtete ich auch noch die übrigen Seiler, die in diesen Umständen waren, für mich zu arbeiten, und seitdem stehen alle Leute von diesem Handwerk in ganz Bagdad für mich in Arbeit, sind aber auch sehr wohl zufrieden mit der Pünktlichkeit, womit ich mein Versprechen gegen sie erfülle.

Da diese Masse von Handwerkseuten eine verhältnißmäßige Menge von Arbeiten fertig machen mußte, so mietete ich mir an verschiedenen Orten Lagerhäuser und stellte in jedem einen Geschäftsführer auf, der die angefertigte Arbeit in Empfang nehmen und den Verkauf im Ganzen wie im Einzelnen besorgen mußte: eine Einrichtung, die mir bald bedeutenden Gewinn und eine ansehnliche Einnahme verschaffte.

In der Folge kaufte ich, um meine vielen zerstreuten Waarenlager auf einem einzigen Punkte zu vereinigen, ein großes Haus, das zwar sehr vielen Raum hatte, aber haufällig war, ließ es niederreißen und an seiner Stelle dasjenige erbauen, das du, Herr König, gestern gesehen hast. So stattlich es auch erscheint, so besteht es doch nur aus den nothwendigen Waarenböden und aus den Wohnzimmern, so viel ich für mich und meine Familie brauche.

Es war schon einige Zeit, daß ich mein altes Häuschen verlassen und mein neues großes bezogen hatte, als Saadi und Saad, die bisher nicht mehr an mich gedacht, sich auch einmal meiner erinnerten. Sie verabredeten einen Spaziergang, und als sie durch die Straße kamen, wo sie mich sonst immer gesehen hatten, verwunderten sie sich höchlich, da sie mich nicht mehr wie gewöhnlich an meinem kleinen Seilergestell arbeitend antrafen. Sie fragten, was aus mir geworden und ob ich todt oder noch am Leben sey. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie vernahmen, daß der, nach welchem sie fragten, ein vornehmer Kaufmann geworden sey und nicht mehr schlechtthin Hassan, sondern Cogia Hassan Alhabbal, das heißt: Kaufmann Hassan der Seiler, heiße und sich in der und der Straße ein Haus habe erbauen lassen, das aussehe wie ein Palast.

Bei dieser Stelle bemerkte Schehersad den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:





Fünfhundert und dreiundsebenzigste Nacht.

Die beiden Freunde suchten mich in der ihnen bezeichneten Straße auf, und da Saadi sich nicht denken konnte, daß das Stück Blei, das Saad mir gegeben, die Ursache so großen Glücks für mich geworden seyn sollte, so sagte er unterwegs zu Saad: „Ich freue mich außerordentlich, daß ich Hassan Alhabbals Glück gegründet habe; nur gefällt es mir nicht, daß er mich zweimal belogen hat, um mir vierhundert Goldstücke statt zweihundert abzulocken: denn dem Stück Blei, das du ihm schenkest, kann ich doch sein Glück nicht zuschreiben, auch wird sich Niemand sonst dies einfallen lassen.“

„Das mag deine Meinung seyn,“ antwortete Saad: „die meinige ist es nicht; auch sehe ich keinen Grund, warum du gegen Cogia Hassan so ungerecht seyn willst, ihn für einen Lügner zu halten. Erlaube mir, zu glauben, daß er uns die Wahrheit berichtet und mit nichts hinterm Berge gehalten hat, und daß das Stück Blei, das ich ihm gab, die einzige Ursache seines Glückes ist. Doch Cogia Hassan wird uns bald selbst Aufschluß darüber ertheilen.“

Unter solchen Gesprächen kamen die Freunde in die Straße, wo mein Haus liegt. Sie fragten nach demselben, und man zeigte es ihnen. Als sie die Vorderseite betrachteten, konnten sie kaum glauben, daß es mir gehören sollte. Gleichwohl klopfen sie an die Thüre und mein Pförtner öffnete ihnen.

Saadi, der eine Unhöflichkeit zu begehen fürchtete, wenn er das Haus, das er suchte, mit dem irgend eines bedeutenden Mannes verwechselte, sagte zu dem Pförtner: „Man hat uns gesagt, dieses Haus gehöre dem Cogia Hassan Alhabbal; sprich, ob wir uns irren oder nicht.“ — „Nein, Herr, du irrst dich nicht,“ antwortete der Thürsteher, indem er die Pforte noch weiter öffnete, „du bist im rechten Hause: tritt nur herein, er befindet sich eben im Saal, und einer von seinen Sklaven wird dich anmelden.“

Die beiden Freunde ließen sich mir anmelden, und ich erkannte sie auf den ersten Blick. Ich stand sogleich auf, lief ihnen entgegen und wollte den Saum ihres Kleides fassen, um ihn zu küssen. Sie ließen es nicht zu, und ich mußte mir wider meinen Willen gefallen lassen, daß sie mich umarmten. Ich lud sie ein, auf eine mit Teppichen belegte Erhöhung zu treten, und bot ihnen da einen Sopha an, der die Aussicht nach dem Garten hatte. Hier bat ich sie, sich zu setzen; allein sie verlangten, ich sollte den Ehrenplatz einnehmen. „Edle Herren,“ sagte ich zu ihnen, „ich habe nicht vergessen, daß ich der arme Hassan Alhabbal bin, und wenn ich auch ein ganz Anderer wäre, als ich bin, und nicht die Verpflichtungen gegen euch hätte, die ich wirklich habe, so weiß ich doch, was euch gebührt. Ich bitte euch also, beschämt mich nicht länger.“ Sie nahmen jetzt den ihnen gebührenden Platz ein, und ich setzte mich ihnen gegenüber.

Nun ergriff Saadi das Wort und sagte gegen mich gewendet: Cogia Hassan, ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich mich freue, dich in der Lage zu sehen, die ich dir damals wünschte, als ich dir zweimal hinter einander und ohne Vorwürfe zweihundert Goldstücke schenkte, und ich bin überzeugt, daß diese vierhundert Goldstücke die wunderbare Veränderung deiner Lage bewirkt haben, die ich mit so vielem Vergnügen wahrnahm. Nur Eins kann ich nicht begreifen, nämlich aus welchem Grund du mir zweimal die Wahrheit verhehltest und Verluste vorspiegeltest, deren Veranlassung mir heute noch so unglaublich erscheint, wie damals. Nicht wahr, das letzte Mal, als wir dich sahen, hattest du mit den vierhundert Goldstücken deine Angelegenheiten noch so wenig verbessert, daß du dich schämtest, es uns zu gestehen? Ich will dies wenigstens zum Voraus annehmen, und erwarte, daß du meine Meinung bestätigen wirst.“

Saad hörte diese Rede Saadi's mit großer Ungebuld, ich will nicht sagen mit Unwillen, an, was er auch durch seine gesenkten Blicke und durch sein Kopfschütteln zu erkennen gab. Gleichwohl ließ er ihn aussprechen, ohne den Mund zu öffnen. Als er aber zu Ende war, sagte er: „Verzeihe, Saadi, wenn ich vor Cogia Hassan das Wort ergreife, um dir zu sagen, daß ich mich über dein Vorurtheil gegen seine

Aufrichtigkeit, so wie darüber sehr wundern muß, wie du auf deinem Unglauben an seine früheren Versicherungen beharren magst. Ich habe es dir schon einmal gesagt und wiederhole es jetzt, daß ich gleich im Anfang seiner schmucklosen Erzählung von dem doppelten Mißgeschick, das er hatte, Glauben schenkte, und du magst sagen was du willst, ich bin dennoch überzeugt, daß die Sache sich wirklich so verhält. Lassen wir indeß ihn selbst sprechen, er wird uns am besten darüber Auskunft geben können, wer von uns Beiden ihn richtig beurtheilt hat und wer nicht.“

Nachdem die beiden Freunde so gesprochen, ergriff ich das Wort und sagte zu Beiden gewendet: „Eble Herren, ich würde mich in Betreff des von euch verlangten Aufschlusses zu ewigem Stillschweigen verdammen, wenn ich nicht zum Voraus überzeugt wäre, daß euer Streit wegen meiner nicht im Stande ist, das Freundschaftsband, das eure Herzen verknüpft, zu zersprengen. Ich werde mich also, da ihr es verlangt, erklären, zuvor aber betheure ich, daß es mit derselben Aufrichtigkeit geschehen wird, womit ich euch früher erzählte, was mir begegnet war.“ Ich erzählte ihnen hierauf die ganze Geschichte Punkt für Punkt, wie ich sie meinem Herrn König erzählt habe, und vergaß keinen einzigen Umstand.

Meine Bêtheurungen machten indeß nicht so viel Eindruck auf Saadi, daß er von seinem Vorurtheil zurückgekommen wäre. Als ich zu Ende war, sagte er zu mir: „Cogia Hassan, das Abenteuer mit dem Fisch und dem in seinem Bauche gefundenen Diamant scheint mir eben so unglücklich, als die Entführung deines Turbans durch einen Hühnergeier, und der Umtausch des Kleingefäßes gegen Waschthon; dem mag übrigens seyn wie ihm wolle, ich habe mich jetzt jedenfalls überzeugt, daß du nicht mehr arm bist, sondern reich, was ich gleich anfangs zu bewerkstelligen beabsichtigte, und ich freue mich von ganzem Herzen darüber.“

Da es schon spät war, so stand er auf und wollte sich verabschieden; Saad mit ihm. Ich stand ebenfalls auf, hielt sie zurück und sagte zu ihnen: „Eble Herren, erlaubt, daß ich euch um eine Gnade bitte, die ihr mir nicht abschlagen dürft. Erzeiget mir die Ehre, eine einfache Abendmahlzeit und ein Nachtlager bei mir anzunehmen, damit ich euch morgen früh zu Wasser nach einem kleinen Landhause führen kann, das ich mir gekauft habe, um daselbst von Zeit zu Zeit frische Luft zu genießen; ich werde euch noch am selben Tage mit meinen Pferden zu Lande wieder zurückführen.“

„Wenn Saad keine Geschäfte hat, die ihn anders wohin rufen,“ sagte Saadi, „so nehme ich es von Herzen gern an.“ — „Ich habe nie Geschäfte,“ antwortete Saad, „sobald es sich davon handelt, deine Gesellschaft zu genießen; wir müssen aber,“ setzte

er hinzu, „Beide nach Haus schicken und sagen lassen, daß man uns nicht erwarten soll.“ Ich ließ ihnen einen Sklaven kommen, und während sie ihm ihren Auftrag ertheilten, benutzte ich die Zeit, um Befehle zur Zubereitung des Mahles zu geben.

Inzwischen zeigte ich meinen Wohlthätern mein Haus, und sie fanden es für mein Geschäft sehr zweckmäßig angelegt. Ich nenne sie Beide ohne Unterschied meine Wohlthäter, weil ohne Saadi Saad mir das Stück Blei nicht gegeben und ohne Saad Saadi sich schwerlich an mich gewendet haben würde, um mir die vierhundert Goldstücke zu schenken, von denen ich den Anfang meines Glücks herschreibe. Sodann führte ich sie in den Saal zurück, wo sie über die Einzelheiten meines Geschäfts allerlei Fragen an mich richteten, die ich zu ihrer Zufriedenheit beantwortete.

Endlich meldete man mir, das Abendessen sey aufgetragen. Da die Tafel in einem andern Saale gedeckt war, so lud ich sie ein, sich dahin zu bemühen. Sie wunderten sich höchlich über die glänzende Beleuchtung und die Niedlichkeit des Saales und auch das Getränke, so wie die Speisen fanden sie ganz nach ihrem Geschmack. Während der Mahlzeit unterhielt ich sie mit einem Concert, und als abgetragen war, ließ ich einen Trupp Tänzer und Tänzerinnen ihre Künste zeigen und sorgte für alle mögliche Ergötzlichkeiten, nur um ihnen zu zeigen, wie sehr ich von Dank gegen sie durchdrungen sey.

Scheherzad unterbrach ihre Erzählung, um sie in der nächsten Nacht mit folgenden Worten wieder fortzusetzen:





Funfhundert und vierundsebenzigste Nacht.

Am andern Morgen hatte ich mit Saadi und Saad verabredet, sehr fröhe aufzubrechen, um die Morgenfrische zu genießen, und wir begaben uns daher noch vor Sonnenaufgang an das Ufer des Flusses; dort trafen wir ein bequemes und mit Teppichen belegtes Fahrzeug, stiegen hinein und kamen mit Hülfe sechs tüchtiger Ruderer und der günstigen Strömung des Flusses nach etwa anderthalbstündiger Fahrt bei meinem Landhaus an.

Als wir ausstiegen, blieben beide Freunde stehen, nicht sowohl um das schöne Aeußere des Hauses zu betrachten, als um seine vortreffliche Lage und die herrlichen Ausichten zu bewundern, die weder zu beschränkt noch zu ausgedehnt und nach allen Seiten hin sehr lieblich waren. Ich führte sie in die Zimmer, machte sie auf den Ausschmuck derselben, auf das An- und Zugehör und Alles, was sonst zur Bequemlichkeit diente, aufmerksam, und sie fanden Alles freundlich und anmuthig.

Sofort gingen wir in den Garten, wo ihnen nichts besser gefiel, als ein Wald von Citronen- und Pomeranzenbäumen aller Arten, deren Blüten und Früchte die Luft durchdufteten; sie waren in regelmäßige Baumgänge gepflanzt und durch ein immer fließendes Bächlein von lebendigem Wasser aus dem Strome bewässert. Der Schatten, die Kühle während der größten Sonnenglut, das sanfte Gemurmel des Wassers, der melodische Waldgesang unzähliger Vögel und mehrere andere Annehmlichkeiten machten einen solchen Eindruck auf sie, daß sie fast bei jedem Schritte stehen blieben, bald um mir ihren Dank dafür auszudrücken, daß ich sie an einen so anmuthigen Ort geführt, bald um mir zu einem solchen Besitzthume Glück zu wünschen und andere Artigkeiten zu sagen.

Ich führte sie bis an's Ende dieses Waldes, der sehr lang und sehr breit ist, und machte sie daselbst auf ein Gehölz von großen Bäumen aufmerksam, womit mein Garten aufhört. Hier führte ich sie in ein nach allen Seiten hin offenes, von einer Gruppe von Palmbäumen, die aber nach keiner Seite hin die Aussicht benahmen, überschattetes Zimmer und lud sie ein, hineinzutreten und auf einem mit Teppichen und Polstern versehenen Sopha auszuruhen.

Zwei meiner Söhne, die ich der guten Luft wegen vor einiger Zeit mit ihrem Lehrer hierher geschickt hatte, waren tiefer in das Gehölz eingedrungen, um Vogelnester zu suchen. Endlich bemerkten sie eins zwischen den Zweigen eines großen Baumes. Sie versuchten anfangs hinaufzuklettern, da es ihnen aber sowohl an Kraft als an Geschicklichkeit gebrach, so zeigten sie es einem Sklaven, den ich ihnen mitgegeben, und der sie nicht verlassen durfte, und befahlen ihm, die Vögel auszunehmen.

Der Sklave stieg auf den Baum, gelangte bis an das Nest und sah zu seiner großen Verwunderung, daß dasselbe in einem Turban angebracht war. Er nahm nun das Nest, wie es war, stieg vom Baume herab und zeigte den Turban meinen Kindern. Da er indeß nicht zweifelte, daß ich dies vielleicht selbst gern sehen würde, so machte er sie darauf aufmerksam und gab es dem Ältesten, um es mir zu bringen.

Ich sah ihn schon von Weitem mit großer Freude herbeikommen, wie Kinder, wenn sie ein Nest gefunden, so gewöhnlich haben. Er überreichte es mir und sagte: „Sieh, lieber Vater, da ist ein Nest in einem Turban.“

Saadi und Saad waren über diese neue Erscheinung nicht minder überrascht als ich; noch größer aber ward mein Erstaunen, als ich den Turban für denjenigen wieder erkannte, den der Hühnergeier mir entführt hatte. Nachdem ich ihn voll Verwunderung genau besichtigt und nach allen Seiten gedreht hatte, fragte ich die beiden Freunde:



„Edle Herren, habt ihr wohl ein so gutes Gedächtniß, um euch zu erinnern, daß dies der Turban ist, den ich an dem Tage trug, da ihr mir zum ersten Male die Ehre erwieset, mich anzureden?“

„Ich glaube nicht,“ antwortete Saad, „daß Saadi besser darauf geachtet haben wird als ich; aber weder er noch ich können daran zweifeln, wenn sich die hundert und neunzig Goldstücke darin finden.“

„Herr,“ versetzte ich, „zweifle nicht, es ist derselbe Turban: ich erkenne ihn ganz gut und bemerke auch an seiner Schwere, daß es kein anderer seyn kann; du wirst es selbst einsehen, wenn du dir die Mühe nimmst, ihn in die Hand zu nehmen.“ Mit diesen Worten überreichte ich ihm den Turban, zuvor aber nahm ich die Vögel heraus und gab sie meinen Kindern. Er nahm ihn in die Hände und überreichte ihn dann Saadi, damit dieser sich ebenfalls von seiner Schwere überzeugen sollte.

„Ich will gern glauben, daß es dein Turban ist,“ sagte Saadi zu mir, „doch wäre meine Ueberzeugung noch stärker, wenn ich die hundert und neunzig Goldstücke darin sehen würde.“

Als ich nun den Turban wieder in die Hand genommen hatte, sagte ich zu ihm: „Ich bitte dich, Herr, bevor ich ihn anrühre, überzeuge dich vorerst, daß er sich nicht erst seit heute auf dem Baume befindet, und bedenke, daß der Zustand, worin du ihn siehst, so wie dieses hübsche und bequeme Nest, woran keine Menschenhand gearbeitet hat, deutliche Beweise sind, daß er sich seit jenem Tage, wo der Hühnergeier mir ihn entführte, hier befindet; ohne Zweifel hat ihn der Vogel auf diesen Baum gelegt oder fallen lassen, dessen Nester ihn nicht auf den Boden kommen ließen. Ihr werdet mir diese Bemerkung zu gut halten, denn es liegt mir gar zu viel daran, euch jeden Verdacht gegen meine Ehrlichkeit zu benehmen.“

Saad unterstellte mich hierin. „Saadi,“ sagte er, „dies geht dich an, nicht mich, denn ich war von jeher überzeugt, daß Cogia Hassan uns nicht täuschen will.“

Während Saad so sprach, nahm ich das Tuch weg, das mehrfach um die innere Mütze des Turbans gewickelt war, und zog den Beutel heraus. Saadi erkannte ihn sogleich für denselben, den er mir gegeben hatte. Ich schüttete ihn vor ihren Augen auf den Teppich aus und sagte zu ihnen: „Seht, ihr Herren, das sind die Goldstücke; zählt sie selbst und überzeuge euch, ob die Zahl richtig ist. Saadi zählte sie zehn für zehn, brachte wirklich hundert und neunzig heraus, und da er nun eine so offenkundige Wahrheit nicht mehr läugnen konnte, nahm er das Wort und sprach zu mir: „Cogia Hassan, ich gebe zu, daß du von diesen hundert und neunzig Goldstücken nicht hast reich werden können; allein die andern hundert und neunzig, die du in ein Kleingefäß versteckt haben willst, haben dir sicherlich aufgeholfen.“ — „Herr,“ antwortete ich, „ich habe dir in Beziehung auf die letzte Summe so gut die Wahrheit gesagt wie bei der ersten. Du wirst doch nicht glauben, daß ich schmähtlich genug handeln könnte, dich zu bellen.“

„Cogia Hassan,“ sagte Saad zu mir, „laß Saadi bei seinem Glauben. Ich will ihm herzlich gern die Ueberzeugung lassen, daß du ihm vermöge der letzten Summe die Hälfte deiner Wohlhabenheit verdankst; allein er muß dann auch zugeben, daß ich vermöge des Stücks Blei, das ich dir gab, wegen der andern Hälfte ein Verdienst ansprechen kann, und er darf die Auffindung des kostbaren Diamants im Bauche des Fisches nicht mehr in Zweifel ziehen.“

In diesem Augenblicke brach der Tag an und hinderte Schehersad, weiter zu erzählen. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:



Fünfhundert und fünfundsebenzigste Nacht.

„Saad,“ antwortete Saadi, „ich bin mit Allem zufrieden, wenn du mir nur meinen Glauben unangefochten lässest, daß man Schätze Geldes nur durch Geld aufhäufen kann.“

„Nein,“ antwortete Saad; „wenn der Zufall wollte, daß ich einen Diamant im Werth von fünfzigtausend Goldstücken fände, und auch wirklich die Summe dafür erhielte, hätte ich dann diese Summe durch Geld erworben?“

Dabei hatte der Streit sein Bewenden. Wir standen auf und gingen in das Haus zurück, wo das Mittagmahl aufgetragen war, und setzten uns zu Tische. Nach dem Essen ließ ich meine Gäste allein, damit sie während der größten Hitze nach Belieben Ruhe und Kühlung suchen konnten; ich selbst aber ging zu meinem Schlossverwalter und meinem Gärtner, um ihnen die nöthigen Befehle zu geben. Dann kam ich wieder zu ihnen und wir unterhielten uns von allen möglichen gleichgültigen Sachen, bis die größte Hitze vorüber war. Hierauf kehrten wir in den Garten zurück und blieben beinahe bis zum Sonnenuntergang in der Kühlung. Endlich stiegen die beiden Freunde

und ich, in Begleitung eines Sklaven, zu Pferde und langten ungefähr um die zweite Stunde der Nacht bei schönem Mondschein in Bagdad an.

Ich weiß nicht, durch welche Nachlässigkeit meiner Leute es geschehen war, daß es in meinem Hause an Gerste für die Pferde fehlte. Die Getreidespeicher aber waren verschlossen und auch zu weit entfernt, als daß man so spät von dorthier hätte etwas bekommen können.

Einer meiner Sklaven suchte in der Nachbarschaft umher und fand in einem Laden ein Gefäß mit Kleie. Er kaufte die Kleie und brachte sie sammt dem Gefäß, hatte aber versprochen müssen, am andern Tage das Gefäß zurückzubringen. Der Sklave schüttelte die Kleie in die Krippe aus und als er sie auseinander breitete, um jedem der Pferde seinen Antheil zukommen zu lassen, fühlte er unter den Händen ein zusammengebundenes Tuch, das schwer war. Er brachte es mir uneröffnet, ganz wie er es gefunden hatte, und setzte hinzu, dies sey vielleicht das Tuch, wovon er mich so oft habe sprechen hören, wenn ich meinen Freunden meine Geschichte erzählte.

Voll Freude sagte ich zu meinen Wohltätern: „Edle Herren, Gott will nicht, daß ihr von mir scheidet, ohne von der Wahrheit der Geschichte, die ich euch immer erzählt habe, vollkommen überzeugt zu seyn. Hier,“ fuhr ich gegen Saadi fort, „hier sind die hundert und neunzig andern Goldstücke, die ich von dir empfangen habe, ich erkenne sie an dem Tuche.“ Ich band sofort das Leintuch auf und zählte die Summe vor ihren Augen. Auch ließ ich mir das Gefäß bringen; ich erkannte es und schickte es meiner Frau mit der Frage, ob sie es kenne? verbot aber, von dem ganzen Vorfall ihr etwas zu sagen. Sie erkannte es sogleich und ließ mir sagen, es sey dasselbe Gefäß, das sie mit Kleie angefüllt gegen Baschthon ausgetauscht habe.

Nun gab sich der ungläubige Saadi endlich überwunden und sagte zu Saad: „Du hast gesiegt, ich erkenne jetzt mit dir an, daß das Geld nicht immer ein sicheres Mittel ist, um noch mehr Geld aufzuhäufen und reich zu werden.“

Als Saadi ausgesprochen hatte, sagte ich zu ihm: „Herr, ich kann es nicht wagen, dir die dreihundert und achtzig Goldstücke wieder anzubieten, die der Himmel in seiner Gnade heute wieder zum Vorschein gebracht hat, um deine schlechte Meinung von meiner Wahrheitsliebe zu berichtigen. Ich bin überzeugt, daß du sie mir nicht in der Absicht geschenkt hast, sie dereinst zurückzubekommen. Ich für meinen Theil bin zufrieden mit dem, was der Himmel mir von anderer Seite her beschert hat, und mache ebenfalls keinen Anspruch auf das Geld. Ich hoffe aber, daß du es genehmigen wirst, wenn

ich es morgen unter die Armen vertheile, damit Gott es bereinst dir und mir vergelten möge.“



Die beiden Freunde brachten diese Nacht noch in meinem Hause zu: am andern Morgen aber umarmten sie mich und kehrten jeder in seine Wohnung zurück; sie waren sehr vergnügt über die Art, wie ich sie empfangen und wie sie mich in dem Glück, das ich nächst Gott ihnen verdankte, handeln sahen. Ich habe nicht ermangelt, Beide in ihren Wohnungen aufzusuchen, um ihnen noch besonders zu danken. Seitdem schätze ich es mir zur großen Ehre, daß sie mir die Erlaubniß gegeben haben, Freundschaft mit ihnen zu halten und sie häufig zu sehen und zu sprechen.“

Der Chalif Harun Arraschid hörte die Geschichte Cogia Hassans mit großer Aufmerksamkeit an, und erst als der Erzähler schwieg, merkte er, daß sie zu Ende war. „Cogia Hassan,“ sprach er darauf zu ihm, „ich habe seit langer Zeit nichts gehört, was mir so viel Vergnügen gemacht hätte, als die wunderbaren Wege, auf denen es dem Himmel gefallen hat, dich auf dieser Welt glücklich zu machen. Du mußt ihm durch guten Gebrauch seiner Wohlthaten fortwährend deine Dankbarkeit bezeigen. Es freut mich, dir sagen zu können, daß der Diamant, der dein Glück gemacht hat, sich in meiner Schatzkammer befindet, und es ist mir lieb zu wissen, wie er dahin gekommen ist. Da indessen in Saadi's Herzen vielleicht noch ein Zweifel über die ausgezeichnete Vorzüglichkeit dieses Diamants obwalten könnte, den ich für das Kostbarste und

Bewundernswürdigste aller meiner Besitztümer halte, so wünsche ich, daß du ihn nebst Saadi herbringst; mein Schatzmeister soll ihm dann den Diamant zeigen, damit er sich, wenn er von seinem Unglauben noch nicht ganz geheilt ist, hier überzeuge, daß das Geld nicht immer ein sicheres Mittel ist, wodurch sich ein armer Mann in kurzer Zeit und ohne viele Mühe Reichthümer erwerben könne. Ich wünsche auch, daß du die Geschichte meinem Schatzmeister erzählst, auf daß er sie zu Papier bringen lasse und neben dem Diamant in meinem Schatze aufbewahre.“

Nach diesen Worten gab der Chalif durch Kopfnicken Cogia Hassan, Sidi Ruman und Baba Abdallah zu verstehen, daß er mit ihnen zufrieden sey; sie verabschiedeten sich daher, indem sie sich vor seinem Throne niederwarfen, und gingen dann nach Hause.

Die Sultanin Schehersab wollte noch eine andere Erzählung beginnen, allein der Sultan von Indien, der die Morgenröthe anbrechen sah, verschob die Anhörung derselben auf die nächste Nacht.





Fünfhundert und sechsundsiebzigste Nacht.

Geschichte des Ali Baba und der vierzig Räuber, die durch eine Sklavin um's Leben kamen.

Sobald die Sultanin Schehersad von ihrer wachsamten Schwester Dinarfad geweckt worden war, erzählte sie ihrem Gemahl, dem Sultan von Indien, folgende Geschichte, worauf er sich schon Rechnung gemacht hatte.

„Mächtiger Sultan!“ begann sie; „in einer Stadt Persiens an den Grenzen deines Reichs lebten zwei Brüder, von denen der eine Cassim, der andere Ali Baba hieß. Da ihr Vater ihnen nur wenig Vermögen hinterlassen und sie dieses Wenige gleichmäßig unter sich vertheilt hatten, so sollte man denken, ihre äußeren Umstände müssen ziemlich gleich gewesen seyn; allein der Zufall wollte es anders.“

Cassim heirathete eine Frau, die bald nach ihrer Hochzeit eine wohlausgestattete Bude, ein reich angefülltes Waarenlager und eine Menge liegender Güter erbt, so daß er auf einmal ein wohlhabender Mann und einer der reichsten Leute in der Stadt wurde.

Ali Baba dagegen heirathete eine Frau, die eben so arm war als er selbst, wohnte sehr ärmlich und hatte keinen andern Erwerb, um sich und den Seinigen den Lebensunterhalt zu verschaffen, als daß er in einem nahen Walde Holz fällte, das er dann auf drei Eseln, seinem einzigen Besizthum, in die Stadt brachte und verkaufte.

Eines Tags, als Ali Baba wieder im Walde war und eben Holz genug gefällt hatte, um seine Esel damit zu beladen, sah er auf einmal in der Ferne eine gewaltige Staubwolke aufsteigen, die sich in gerader Richtung dem Orte näherte, wo er war. Er blickte sehr aufmerksam nach ihr hin und erkannte bald, daß es eine zahlreiche Reiterschaar war, die raschen Schrittes herankam.

Obgleich man in der Gegend nichts von Räubern sprach, so kam Ali Baba doch auf den Gedanken, diese Reiter könnten dergleichen seyn, und beschloß daher, seine Esel ihrem Schicksale zu überlassen und nur seine eigene Person zu retten. Er stieg also auf einen Baum, dessen Aeste zwar nicht hoch, aber außerordentlich dicht belaubt waren, und nahm darauf mit um so größerer Zuversicht seinen Posten ein, als er von da aus Alles sehen konnte, was unten vorging, ohne selbst gesehen zu werden. Der Baum stand am Fuße eines von allen Seiten vereinzeltten Felsen, der viel höher als der Baum und so steil war, daß man auf keine Weise hinaufsteigen konnte.

Die Reiter, sämmtlich große und stattliche Leute, und sowohl mit Waffen als Pferden sehr gut versehen, stiegen an dem Felsen ab, und Ali Baba, der ihrer vierzig zählte, konnte nach ihren Gesichern und ihrem ganzen Aufzuge nicht mehr zweifeln, daß es Räuber seyen. Er täuschte sich auch nicht: es waren wirklich Räuber, die aber die Umgegend nicht im Mindesten beunruhigten, sondern ihr Geschäft in weiter Ferne trieben und hier bloß ihren Sammelplatz hatten. Er wurde in seiner Meinung bestärkt, als er sie weiter beobachtete.

Jeder von den Reitern säumte sein Pferd ab, band es an, warf ihm einen Sack voll Gerste, den er hinter sich gehabt hatte, über den Kopf, und packte dann sein Felleisen ab. Die Meisten derselben schienen Ali Baba so schwer, daß er schloß, sie müssen voll Gold und Silber seyn.

Der stattlichste der Räuber, den Ali Baba für ihren Hauptmann hielt, näherte sich ebenfalls mit seinem Felleisen auf der Schulter dem Felsen, der dicht an dem großen

Baume war, wohin Ali Baba sich geflüchtet hatte, und nachdem er sich durch einige Sträucher den Weg gebahnt, sprach er die Worte: „Sesam, öffne dich!“ so laut und deutlich, daß Ali Baba sie hörte. Kaum hatte der Räuberhauptmann diese Worte ausgesprochen, so öffnete sich eine Thüre, durch die er alle seine Leute vor sich her eintreten ließ; er selbst ging zuletzt hinein und die Thüre schloß sich wieder.

Die Räuber blieben lange in dem Felsen, und Ali Baba mußte geduldig auf dem Baume bleiben und warten; denn er fürchtete, es möchten einzelne, oder auch alle zusammen in dem Augenblick, wo er seinen Posten verlassen und fliehen wollte, herauskommen. Gleichwohl gerieth er in Versuchung, herabzusteigen, sich zweier Pferde zu bemächtigen, auf das eine zu sitzen, das andere am Zügel nebenher zu führen, und so, indem er seine drei Esel vor sich hertrieb, in die Stadt zu reiten; doch war dieses Unternehmen zu gewagt, und er beschloß daher, den sicheren Theil zu ergreifen.

Endlich öffnete sich die Thüre wieder, die vierzig Räuber traten heraus und der Hauptmann, der zuletzt hineingegangen war, war jetzt der Erste, der herauskam und die übrigen Alle an sich vorbeiziehen ließ. Ali Baba hörte, daß auf seine Worte: „Sesam, schließe dich!“ die Thüre sich wieder schloß. Jeder kehrte zu seinem Pferde zurück, zäumte es, band sein Felleisen hinter den Sattel und schwang sich wieder hinauf. Als der Hauptmann endlich sah, daß sie Alle zum Ritte gerüstet waren, so stellte er sich an ihre Spitze und schlug wieder denselben Weg ein, auf dem sie gekommen waren.

Ali Baba stieg nicht sogleich vom Baume herab. „Sie könnten,“ sprach er bei sich selbst, „Etwas vergessen haben, das sie wieder umzukehren nöthigte, und dann würden sie mich ertappen.“ Er verfolgte sie mit den Augen, bis er sie aus dem Gesichte verloren hatte, und stieg zur größeren Sicherheit erst lange nachher herab. Da er die Worte, kraft deren der Räuberhauptmann die Thüre geöffnet und wieder geschlossen, wohl in seinem Gedächtnisse behalten hatte, so wandelte ihn die Lust an, einen Versuch zu machen, ob sie vielleicht dieselbe Wirkung haben würden, wenn er sie ausspräche. Er drängte sich daher durch das Gesträuch, fand die Thüre, die von demselben verdeckt war, stellte sich vor sie hin, sprach die Worte: „Sesam, öffne dich!“ und siehe da, im Augenblick sprang die Thüre angelweit auf.

Ali Baba hatte einen dunkeln und finstern Ort erwartet, aber wie groß war sein Erstaunen, als er das Innere des Felsen sehr hell, weit und geräumig und von Menschenhänden zu einem hohen Gewölbe ausgehöhlt sah, das von oben herab durch eine künstlich angebrachte Oeffnung sein Licht empfing. Er erblickte hier große



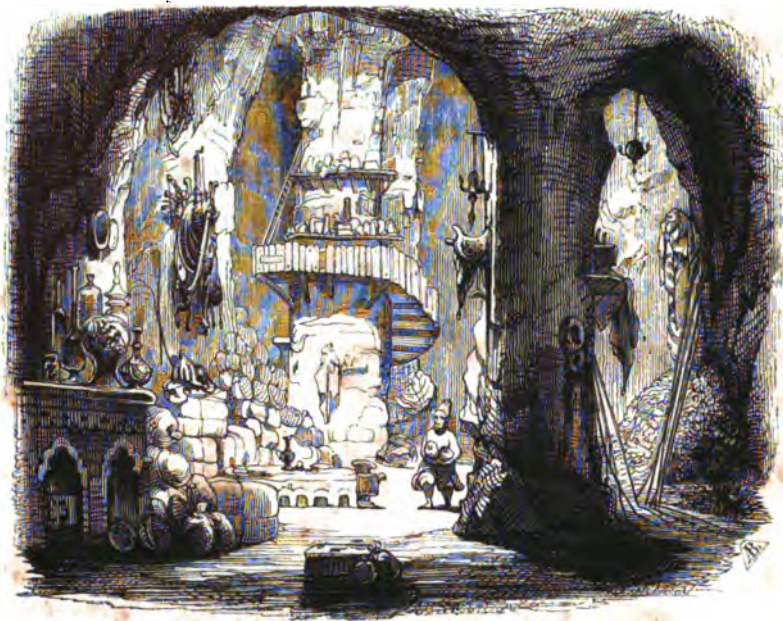
III. Band. Seite 396.



Mundvorräthe, Ballen von köstlichen Kaufmannswaren, Seidestoffen und Brofat, besonders auch werthvolle Teppiche haufenweise aufgethürmt; was ihn aber am meisten anzog, war eine Masse geprägtes Gold und Silber, das theils in Haufen aufgeschüttet, theils in ledernen Säcken oder Beuteln immer einer über dem andern dalag. Bei diesem Anblick kam es ihm vor, als ob diese Felsenhöhle nicht erst seit einer Reihe von Jahren, sondern schon seit Jahrhunderten fortwährend Räubern zum Zufluchtsort gedient haben müsse.

Scheheriad schwieg, um in der nächsten Nacht ihre Erzählung mit folgenden Worten fortzusetzen:





Fünfhundert und siebenundstebenzigste Nacht.

Ali Baba besann sich nicht lange, was er hier thun sollte; er trat in die Höhle und sobald er darin war, schloß sich die Thüre wieder: doch beunruhigte ihn das nicht, denn er wußte ja das Geheimniß, sie zu öffnen. Mit dem Silbergelde gab er sich nicht lange ab, sondern machte sich nur an das gemünzte Gold und besonders an das, das in den Säcken war. Von diesem nahm er zu wiederholten Malen so viel, als er tragen und seinen drei Eseln, die sich indeß zerstreut hatten, aufladen konnte. Als er sie wieder an den Felsen zusammengetrieben hatte, bepackte er sie mit den Säcken, und um diese zu verbergen, legte er Holz oben drauf, so daß Niemand Etwas davon merken konnte. Als er fertig war, stellte er sich vor die Thüre, und kaum hatte er die Worte: „Sesam, schließe dich!“ ausgesprochen, so schloß sie sich auch wieder; sie hatte sich nämlich jedesmal, wenn er hineingegangen war, von selbst geschlossen und war jedesmal, wenn er herauskam, offen geblieben.

Ali Baba nahm nun seinen Weg nach der Stadt zurück und als er vor seinem Hause anlangte, trieb er seine Esel in einen kleinen Hof, dessen Thüre er sorgfältig hinter sich zuschloß. Hierauf lud er das wenige Holz, das seinen Schatz bedeckte, ab,

trug die Säcke in sein Haus und legte sie vor seiner Frau, die auf einem Sopha saß, auf den Tisch.

Seine Frau nahm die Säcke in die Hand, und als sie merkte, daß sie voll Geld waren, meinte sie, ihr Mann habe sie gestohlen. Wie er nun alle hereingebracht hatte, konnte sie nicht umhin, zu ihm zu sagen: „Ali Baba, solltest du so gottverlassen seyn, um . . .“ Ali Baba unterbrach sie mit den Worten: „Sey ruhig, liebes Weib, und mach' dir keine Sorgen darob, ich bin kein Dieb, denn ich habe dies Alles nur Dieben genommen. Du wirst deine schlechte Meinung von mir bald aufgeben, wenn ich dir mein Glück erzählt haben werde.“ Er schüttete die Säcke aus, die einen großen Haufen Golds ausmachten, so daß seine Frau ganz geblendet wurde; hierauf erzählte er ihr die Geschichte vom Anfang bis zum Ende und empfahl ihr dann vor allen Dingen, die Sache geheim zu halten.

Als die Frau sich von ihrem Erstaunen und Schrecken wieder erholt hatte, freute sie sich mit ihrem Manne über das Glück, das ihnen widerfahren, und wollte den ganzen Goldhaufen, der vor ihr lag, Stück für Stück zählen. „Liebe Frau,“ sagte Ali Baba zu ihr: „du bist nicht gescheit. Was fällt dir da ein? du würdest nie mit dem Zählen fertig werden. Ich will eine Grube machen und es dahinein vergraben; wir haben keine Zeit zu verlieren.“ — „Es wäre doch gut,“ antwortete die Frau, „wenn wir wenigstens ungefähr wüßten, wieviel es ist. Ich will in der Nachbarschaft ein kleines Maß borgen und es damit messen, während du die Grube machst.“ — „Liebe Frau,“ sagte Ali Baba darauf, „dies würde uns zu nichts nützen und ich rathe dir, laß davon ab. Du kannst übrigens thun, was du willst, aber vergiß nur nicht, die Sache verschwiegen zu halten.“

Um ihr Gellüste zu befriedigen ging Ali Baba's Frau fort und zu ihrem Schwager Cassim, der nicht weit von ihr wohnte. Cassim war nicht zu Hause, und sie wandte sich daher an seine Frau mit der Bitte, ihr doch auf einige Augenblicke ein Maß zu leihen. Die Schwägerin fragte sie, ob sie ein großes oder ein kleines wolle, und Ali Baba's Frau bat sich ein kleines aus. „Recht gern,“ antwortete die Schwägerin, „warte nur ein wenig, ich will es dir sogleich bringen.“

Die Schwägerin holte das Maß; da sie aber Ali Baba's Armuth kannte, so war sie neugierig zu erfahren, was für Getreide seine Frau damit messen wolle, und kam daher auf den Gedanken, unten an das Maß unvermerkt etwas Teig zu kleben. Darauf kam sie zurück, überreichte Ali Baba's Frau das Maß und entschuldigte sich wegen ihres Ausbleibens, indem sie es lange habe suchen müssen.

Als Ali Baba's Frau nach Hause zurückkam, stellte sie das Maß auf den Goldhaufen, füllte es an und leerte es in einiger Entfernung davon auf den Sopha. Als sie nun Alles gemessen hatte, war sie sehr zufrieden mit der ansehnlichen Zahl der Maße und theilte es ihrem Manne mit, der so eben die Grube vollendet hatte.

Während Ali Baba das Geld vergrub, trug seine Frau, um ihrer Schwägerin ihre Pünktlichkeit und Ordnungsliebe zu zeigen, das Maß zurück, hatte aber nicht bemerkt, daß ein Goldstück unten noch daran klebte. „Liebe Schwägerin,“ sagte sie zu ihr, als sie es zurückgab, „du siehst, daß ich dein Maß nicht zu lange behalten habe; ich bin dir sehr verbunden dafür; hier hast du es wieder.“

Kaum hatte Ali Baba's Frau ihr den Rücken gekehrt, als Cassim's Frau das Maß von unten besah, und man kann ihr Erstaunen denken, als sie das am Boden klebende Goldstück fand. Als bald fuhr der Satan des Neides in ihr Herz. „Wie!“ sagte sie, „Ali Baba hat das Gold maßweise, woher mag es wohl der Elende genommen haben?“ Cassim, ihr Mann, war, wie gesagt, nicht zu Hause, sondern in seiner Bude, von wo er erst auf den Abend zurückwartet wurde. Die Zeit bis zu seiner Heimkehr dünkte ihr eine Ewigkeit, denn sie brannte vor Ungeduld, ihm die große Nachricht mitzutheilen, die für ihn eben so überraschend seyn mußte, wie für sie.

Der Tag hinderte Scheherzad, weiter zu erzählen; in der nächsten Nacht aber fuhr sie also fort:





Funfhundert und achtundstebenzigste Nacht.

Als Cassim nach Hause kam, sagte seine Frau zu ihm: „Du glaubst ein reicher Mann zu seyn, Cassim, allein du täuschest dich: Ali Baba ist tausendmal reicher als du; er kann sein Gold nicht zählen, sondern muß es messen.“ Cassim verlangte eine Erklärung dieses Räthsels und sie erzählte ihm, wie schlau sie auf die Entdeckung gekommen sey; zugleich zeigte sie ihm das Goldstück, das unten am Boden kleben geblieben war; es war so alt, daß der Name des Fürsten, der es hatte prägen lassen, ihnen unbekannt war.

Statt sich über das Glück des bisher so armen Bruders herzlich zu freuen, empfand Cassim eine Eifersucht, die ihm keine Ruhe mehr ließ. Er konnte beinahe die ganze Nacht darüber nicht schlafen, und am andern Morgen ging er noch vor Sonnenaufgang

zu ihm. Da er seit seiner Verheirathung mit der reichen Wittwe ihn nicht mehr als seinen Bruder ansah und diesen Namen ganz vergessen hatte, so redete er ihn auch jetzt also an: „Ali Baba, du bist sehr zurückhaltend in deinen Angelegenheiten. Du spielst den Armen, den Nothleidenden, den Bettler, und mißest das Gold in Massen.“

„Lieber Bruder,“ antwortete Ali Baba, „ich weiß nicht, was du da sagen willst; erkläre dich deutlicher.“ — „Verstelle dich nur nicht so,“ antwortete Cassim, und indem er ihm das Gold zeigte, das seine Frau ihm gegeben hatte, fügte er hinzu: „Wieviel hast du solche Goldstücke? Meine Frau hat dieses hier unten an dem Maße gefunden, das die deintige gestern von ihr borgte.“

Aus dieser Rede erkannte Ali Baba, daß in Folge des Eigensinns seiner Frau Cassim und dessen Weib bereits die Sache wußten, deren Geheimhaltung ihm so wichtig war. Allein der Fehler war einmal gemacht, und man konnte ihm nicht abhelfen. Ohne sich seinen Verdruß im Mindesten anmerken zu lassen, gestand er daher seinem Bruder die ganze Sache und erzählte ihm, durch welchen Zufall und an welchem Ort er den Schlupfwinkel der Räuber entdeckt hatte; zugleich erbot er sich, den Schatz mit ihm zu theilen, wenn er nur das Geheimniß bewahren wolle.

„Ja, das verlange ich ohnehin,“ versetzte Cassim mit stolzem Tone; „aber,“ fügte er hinzu, „ich will auch noch ganz genau wissen, wo der Schatz ist, an welchen näheren Merkmalen ich ihn erkennen und wie ich wohl selbst hineinkommen kann, wenn es mich gelüstet; sonst zeige ich dich bei dem Gerichte an. Weigerst du dich des, so hast du nicht nur nichts mehr zu hoffen, sondern wirst auch das noch verlieren, was du schon hast; ich aber werde für diese Angabe meinen Antheil erhalten.“

Mehr aus Gutmüthigkeit, als durch die unverschämten Drohungen seines rohen Bruders eingeschüchtern, gab Ali Baba ihm vollständige Auskunft über Alles, was er wünschte, und theilte ihm auch die Worte mit, die er sprechen mußte, um in die Höhle hinein und wieder heraus zu gelangen.

Mehr verlangte Cassim nicht zu wissen. Er verließ seinen Bruder mit dem festen Vorsatz, ihm zuvorzukommen, und in der Hoffnung, sich des Schazes allein zu bemächtigen. Am andern Morgen brach er schon vor Tagesanbruch mit zehn Maulthierren auf, die er mit großen Kisten beladen hatte; diese wollte er alle anfüllen und nahm sich vor, bei einer zweiten Fahrt nach dem Schaze noch weit mehr solche Kisten mitzunehmen, im Falle er noch so viele Ladungen darin vorfände, daß dies nöthig wäre. Er schlug den Weg ein, den Ali Baba ihm bezeichnet hatte, gelangte an den Felsen und erkannte die Merkmale, sowie den Baum, auf dem Ali Baba sich versteckt hatte. Er suchte die

Thüre, fand sie und sprach die Worte: „Sesam, öffne dich!“ die Thüre ging auf, er trat hinein und sogleich schloß sie sich wieder. Bei Besichtigung der Höhle gerieth er in große Verwunderung, da er darin weit mehr Reichthümer antraf, als er nach Ali Baba's Erzählung vermuthet hatte, und sein Erstaunen wurde immer größer, je mehr er Alles einzeln betrachtete. Als ein geiziger Mann, dem die Reichthümer über Alles gingen, hätte er gerne den ganzen Tag lang seine Augen an dem Anblicke so vielen Goldes geweidet, wenn es ihm nicht eingefallen wäre, daß er eigentlich dazu gekommen sey, um das Geld zu holen und seine zehn Maulesel damit zu beladen. Er nahm daher eine Anzahl von Säcken, soviel er tragen konnte, ging damit auf die Thüre zu, und da er an alles Andere mehr dachte, als an das, was jetzt für ihn am wichtigsten war, so geschah es, daß er sich des nothwendigen Wortes nicht mehr erinnerte und statt Sesam sagte: „Gerste, öffne dich!“ Aber wie groß war seine Bestürzung, als er sah, daß die Thüre sich nicht öffnete, sondern verschlossen blieb. Nun nannte er noch mehrere andere Namen von Getreidearten, aber nur den rechten nicht, und die Thüre blieb immer verschlossen.

Auf diesen Zufall hatte sich Cassim nicht gefaßt gemacht. Schrecken und Angst bemächtigten sich seiner, als er sich nun in so großer Gefahr erblickte, und je mehr er sich anstrenzte, um das Wort Sesam in sein Gedächtniß zurückzurufen, um so verwirrter wurde er, und bald war dies Wort für ihn, als ob er es nie hätte nennen hören. Verzweiflungsvoll warf er jetzt die Säcke, womit er sich beladen hatte, zu Boden, ging mit großen Schritten in der Höhle auf und nieder, und alle die Reichthümer, von denen er sich umgeben sah, hatten jetzt keinen Reiz mehr für ihn. Doch lassen wir Cassim sein Schicksal beweinen, er verdient unser Mitleid nicht.

Die Räuber kehrten gegen Mittag zu ihrer Höhle zurück, und als sie in die Nähe kamen und die mit Risten beladenen Maulesel Cassims erblickten, so wurden sie über diese neue Erscheinung unruhig, sprengten mit verhängtem Zügel heran und jagten die zehn Maulesel, die Cassim anzubinden vergessen hatte, und die ruhig weideten, auseinander, so daß sie sich da und dorthin im Walde zerstreuten und ihnen bald aus dem Gesichte entschwandten.

Die Räuber nahmen sich nicht die Mühe, den Mauleseln nachzureiten: es war ihnen weit wichtiger, ihren Besizer aufzufinden. Während nun einige um den Felsen herum die Runde machten, um ihn zu suchen, stieg der Hauptmann nebst den übrigen ab, ging mit blankem Säbel gerade auf die Thüre zu, sprach die Worte, und die Thüre öffnete sich.

Cassim, der mitten in der Höhle das Stampfen von Pferden hörte, zweifelte jetzt nicht mehr, daß die Räuber angekommen und er selbst verloren sey. Gleichwohl beschloß er einen Versuch zu machen, um aus ihren Händen zu entinnen und sich zu retten; daher stellte er sich dicht vor die Thüre, um hinauszukürzen, sobald sie sich öffnen würde. Kaum hörte er das Wort Besam, das seinem Gedächtniß entfallen war, aussprechen, und sah die Thüre aufgehen, so stürzte er so ungestüm hinaus, daß er den Hauptmann zu Boden warf. Allein den andern Räubern vermochte er nicht zu entgehen; diese hielten ebenfalls den blanken Säbel in der Hand und nahmen ihm auf der Stelle das Leben.



Jetzt war die erste Sorge der Räuber, in die Grotte hineinzugehen. Sie fanden nahe bei der Thüre die Säcke, die Cassim bis dahin gebracht hatte, um seine Maulesel damit zu bepacken, und legten dieselben wieder auf den vorigen Platz, bemerkten aber nicht, daß diejenigen, die Ali Baba fortgeschafft hatte, fehlten. Indem sie sich nun über diese Begebenheit gemeinschaftlich beriethen, begriffen sie wohl, wie Cassim nicht habe aus der Grotte herauskommen können, allein wie er hineingekommen sey, das konnten sie nicht verstehen. Sie kamen auf den Gedanken, er seye vielleicht von oben herabgestiegen; allein die Oeffnung, durch welche das Licht hereinsiel, war so hoch, und der Gipfel des Felsen so unzugänglich, daß sie einstimmig erklärten, dieses Räthsel können sie nicht auflösen. Daß er durch die Thüre hereingekommen sey, konnten sie nicht annehmen, denn dazu mußte er doch das Geheimniß wissen, sie zu öffnen, und in dessen

Besitz, glaubten sie, sey Niemand außer ihnen selbst. Sie konnten nämlich nicht wissen, daß Ali Baba sie belauscht und es gehört hatte.

Wie nun auch die Sache gekommen seyn mochte, es handelte sich jetzt darum, ihre gemeinschaftlichen Reichthümer in Sicherheit zu bringen, und so kamen sie denn dahin überein, den Leichnam Cassims in vier Theile zu theilen und innerhalb der Grotte nicht weit von der Thüre zwei zur Rechten und zwei zur Linken aufzuhängen, zum abschreckenden Beispiel für jeden, der die Frechheit haben würde, etwas Aehnliches zu wagen; sie selbst aber beschloffen, erst nach Verlauf einiger Zeit, wenn der Leichengeruch sich verloren haben würde, in ihre Höhle zurückzukehren. Gesagt, gethan; da sie nichts weiter zurückhielt, so verließen sie ihren Zufluchtsort, nachdem sie ihn wohl verschlossen, stiegen wieder zu Pferde und durchstrefften die Ebene in der Richtung hin, wo die Straßen am meisten von den Karawanen besucht waren, um wie gewöhnlich Jagd auf dieselben zu machen und sie auszuplündern.

Indeß war Cassims Frau in großer Unruhe, als die finstere Nacht anbrach und ihr Mann immer noch nicht zurückkam. Voll Bekümmerniß ging sie zu Ali Baba und sagte zu ihm: „Lieber Schwager, du weißt gewiß, daß dein Bruder Cassim in den Wald gegangen ist und zu welchem Zweck. Er ist immer noch nicht zurückgekommen und doch ist es bereits tiefe Nacht; ich fürchte, es möchte ihm irgend ein Unglück zugestoßen seyn.“

Ali Baba hatte nach der oben angeführten Unterredung mit seinem Bruder seine Reise vermuthet und war deßhalb an diesem Tage nicht selbst in den Wald gegangen, um ihm keinen Anlaß zu Argwohn zu geben. Ohne ihr irgend einen Vorwurf zu machen, der sie oder ihren Mann, wenn er noch am Leben gewesen wäre, hätte beleidigen können, sagte er zu ihr, sie solle sich deßwegen noch nicht bekümmern, denn ohne Zweifel habe Cassim es für zweckmäßig gefunden, erst später in die Stadt zurückzukehren.

Scheherzad schwieg, um in der folgenden Nacht also fortzufahren:





Fünfhundert und neunundstebenzigste Nacht.

Cassim's Frau glaubte dies um so leichter, da sie bedachte, wie sehr ihrem Manne daran liegen mußte, die Sache geheim zu halten. Sie kehrte also nach Hause zurück und wartete geduldig bis um Mitternacht. Nun aber verdoppelte sich ihre Bekümmerniß und ihr Herzeleid um so mehr, da sie ihrem geängstigten Herzen nicht durch Schreien und Weinen Luft schaffen konnte, weil sie wohl einsah, daß die wahre Ursache davon vor der Nachbarschaft ein Geheimniß bleiben mußte. Jetzt, da ihr Fehler nicht wieder gut zu machen war, bereuete sie ihre närrische Neugierde und ihr sträfliches Begehren, die häuslichen Angelegenheiten ihres Schwagers und ihrer Schwägerin durchschauen zu wollen. Sie weinte die ganze Nacht durch und bei Tagesanbruch eilte sie wieder zu ihm, indem sie mehr durch Thränen als durch Worte zu verstehen gab, warum sie komme.

Ali Baba wartete nicht, bis seine Schwägerin ihn bat, er möchte sich die Mühe nehmen und nachsehen, was aus Cassim geworden sey. Er machte sich auf der Stelle mit seinen drei Eseln auf und ging in den Wald, nachdem er ihr zuvor empfohlen hatte, ihre Betrübniß zu mäßigen. Als er sich dem Felsen näherte, ohne auf dem ganzen Wege weder seinen Bruder noch die Maulesel angetroffen zu haben, verwunderte er sich sehr über das Blut, das er am Eingange der Höhle bemerkte, und dies erschien ihm als eine üble Vorbedeutung. Er trat vor die Thüre, sprach die Worte, sie öffnete sich und das Erste, was ihm in die Augen fiel, war der Leichnam seines geviertheilten

Bruders. Bei diesem traurigen Anblick besann er sich nicht lange, was er thun sollte, sondern beschloß alsbald, seinem Bruder die letzte Ehre zu erweisen, denn er gedachte nicht mehr, wie wenig brüderliche Liebe dieser stets für ihn gehegt hatte. Er fand in der Höhle allerlei Zeug, um darein die vier Theile seines Bruders in verschiedene Fäßen zu packen, womit er einen seiner Esel belud; oben darüber legte er Holz, damit Niemand es merken möchte. Die beiden andern Esel bepactete er ohne weitem Aufschub mit vollen Goldsäcken, über die er wie das erste Mal Holz legte, und nachdem er dies vollendet und der Thüre befohlen hatte, sich wieder zu schließen, zog er nach der Stadt zurück. Er war jedoch vorsichtig genug, am Ausgange des Waldes so lange zu warten, daß er erst mit Anbruch der Nacht dieselbe erreichte. Zu Hause angekommen, trieb er nur die zwei mit Gold beladenen Esel in den Hof, überließ seiner Frau das Geschäft, sie abzuladen, und nachdem er ihr mit wenigen Worten das Schicksal Cassims mitgetheilt hatte, führte er den dritten Esel zu seiner Schwägerin.

Ali Baba klopfte an die Thüre und sie wurde ihm von einer gewissen Morgiane geöffnet. Diese Morgiane war eine geschickte, kluge und erfinderische Sklavin, welche die größten Schwierigkeiten zu überwinden mußte, und Ali Baba kannte sie als solche. Als er daher in den Hof getreten war, und dem Esel das Holz nebst den beiden Fäßen



abgenommen hatte, zog er Morgiane bei Seite und sagte zu ihr: „Morgiane, das Erste, was ich von dir verlange, ist unverbrüchliche Verschwiegenheit: du wirst bald sehen, wieviel deiner Gebieterin und mir daran liegen muß. Diese zwei Fäße enthalten

den Leichnam deines Herrn; wir müssen jetzt darauf denken, ihn so zu beerdigen, als ob er eines natürlichen Todes gestorben wäre. Führe mich zu deiner Gebieterin und achte auf das, was ich ihr sagen werde."

Morgiane meldete es ihrer Gebieterin, und Ali Baba, der ihr auf dem Fuße folgte, trat in's Zimmer. „Nun, mein Schwager!“ rief ihm die Wittve mit großer Ungeduld entgegen, „was für Nachricht bringst du mir von meinem Manne? dein Gesicht verkündet nichts Tröstliches.“

„Schwägerin,“ antwortete Ali Baba, „ich kann dir nichts sagen, bevor du mir gelobst, daß du mich vom Anfang bis zum Ende anhören willst, ohne den Mund zu öffnen. Nach dem Vorfall, den ich dir zu erzählen habe, ist es für dein eigenes Wohl und deine Ruhe gleich wichtig, wie für mich, daß die Sache verschwiegen bleibt.“

„Ach!“ rief die Schwägerin halblaut aus, „diese Einleitung läßt mich erkennen, daß mein Mann nicht mehr am Leben ist; zugleich aber sehe ich ein, wie nothwendig die Verschwiegenheit ist, die du von mir forderst. Ich muß mir freilich viel Gewalt anthun, aber sprich nur, ich höre dich.“

Ali Baba erzählte hierauf seiner Schwägerin den ganzen Erfolg seiner Reise bis zu seiner Heimkehr mit Cassims Leichnam. „Schwägerin,“ fügte er hinzu, „du hast nun freilich große Ursache betrübt zu seyn, um so mehr, je weniger du es erwarten konntest. Dieses Unglück läßt sich nicht mehr ändern; wenn aber irgend Etwas im Stande ist, dich zu trösten, so erbiere ich mich, die wenigen Güter, die mir Gott beschert, mit den deinigen zu vereinigen und dich zu heirathen; zugleich gebe ich dir die Versicherung, daß meine Frau nicht eifersüchtig seyn und ihr euch gewiß recht gut mit einander vertragen werdet. Gefällt dir mein Vorschlag, so müssen wir vor Allem darauf denken, die Sache so einzuleiten, daß Jedermann glaubt, mein Bruder sey eines natürlichen Todes gestorben, und hierin denke ich, kannst du dich ganz auf Morgiane verlassen; auch ich werde meinerseits Alles beitragen, was in meiner Macht steht.“

Was konnte Cassims Wittve Besseres thun, als Ali Baba's Vorschlag annehmen? Neben dem Vermögen, das ihr durch den Tod ihres ersten Mannes zufiel, bekam sie einen zweiten Mann, der reicher war als sie selbst und in Folge der Entdeckung des Schazes noch reicher werden konnte. Sie lehnte also den Antrag nicht ab, sondern betrachtete ihn im Gegentheil als einen sehr triftigen Grund sich zu trösten. Indem sie daher ihre Thränen trocknete, die bereits reichlich zu fließen begonnen hatten, und jenes durchdringende Klagegeschrei, das Frauen bei dem Verluste ihrer Männer zu erheben pflegen, unterließ, bewies sie Ali Baba genugsam, daß sie sein Anerbieten annahm.

In dieser Stimmung verließ Ali Baba die Wittwe Cassims, und nachdem er Morgianen anempfohlen, ihre Rolle gut zu spielen, kehrte er mit seinem Esel nach Hause zurück.

Morgiane that, was man von ihr erwartete; sie ging in demselben Augenblicke, wie Ali Baba, aus dem Hause und zu einem Apotheker, der in der Nähe wohnte. Sie klopfte an seinen Laden, und als man ihr geöffnet, verlangte sie eine gewisse Art von Arzneitäschchen, die in den gefährlichsten Krankheiten von sehr großem Nutzen sind. Der Apotheker gab ihr einige für das Geld, das sie auf den Tisch gelegt hatte, und fragte, wer denn im Hause ihres Herrn krank sey? „Ach!“ erwiderte sie mit einem tiefen Seufzer, „Cassim, mein guter Herr, ist es selbst. Man kann aus seiner Krankheit nicht klug werden, er spricht nichts und kann nichts essen.“ Mit diesen Worten nahm sie die Arzneitäschchen fort, von denen Cassim wahrhaftig keinen Gebrauch mehr machen konnte.

Am andern Morgen kam Morgiane wieder zu demselben Apotheker und verlangte mit Thränen in den Augen einen Saft, den man Kranken nur in der äußersten Gefahr einzugeben pflegt; wenn dieser Saft sie nicht gesund machte, so gab man alle Hoffnung auf ihre Genesung auf. „Ach!“ sagte sie mit großer Betrübniß, als sie ihn aus den Händen des Apothekers empfing, „ich fürchte sehr, dies Mittel wird eben so wenig anschlagen, wie die Arzneitäschchen. Ach, was war er für ein guter Herr und jetzt soll ich ihn verlieren!“

Da man nun auch von der andern Seite Ali Baba und seine Frau den ganzen Tag mit betrübtem Gesichte nach Cassims Hause hin und her gehen sah, so wunderte sich Niemand über das Jammergeschrei, das Cassims Frau und besonders Morgiane am Abend erhoben, um Cassims Tod zu verkündigen.

Scheherschad unterbrach ihre Erzählung, setzte sie aber in der nächsten Nacht mit folgenden Worten wieder fort:





Fünfhundert und achtzigste Nacht.

Am andern Morgen ging Morgiane, die auf dem Marktplatz einen alten ehrlichen Schuhflicker kannte, der seine Bude immer zuerst und lange vor den andern öffnete, in aller Frühe aus, um ihn aufzusuchen. Sie begrüßte ihn mit dem gewöhnlichen Gruß und drückte ihm sogleich ein Goldstück in die Hand.

Der Schuhflicker, der in der ganzen Stadt unter dem Namen Baba Mustapha bekannt und ein sehr lustiger Kamerad voll heiterer Einfälle war, befah das Stück genau, weil es noch nicht recht Tag war, und als er sich überzeugt, daß er Gold bekommen, sagte er: „Ein schönes Handgeld! was steht zu Befehl? ich bin bereit, Alles zu thun.“

„Baba Mustapha,“ sagte Morgiane zu ihm, „nimm all dein Handwerkszeug, das zum Flickern nöthig ist, und komm schnell mit mir; du mußt dir aber, wenn wir an dem und dem Orte angekommen sind, die Augen verbinden lassen.“

Bei diesen Worten machte Baba Mustapha Schwierigkeiten. „Nein, nein,“ antwortete er, „du verlangst gewiß Etwas von mir, was gegen mein Gewissen oder

gegen meine Ehre ist.“ — „Gott behüte,“ erwiderte Morgiane, indem sie ihm ein zweites Goldstück in die Hand drückte, „ich fordere Nichts von dir, was du nicht in allen Ehren thun könntest. Komm nur und mache dir keine unnöthige Angst.“

Baba Mustapha folgte und Morgiane führte ihn, nachdem sie ihm an der bezeichneten Stelle ein Tuch vor die Augen gebunden, in das Haus ihres verstorbenen Herrn und nahm ihm das Tuch erst in dem Zimmer ab, wohin sie den Leichnam gebracht und seine vier Theile gehörig zusammengesetzt hatte. „Baba Mustapha,“ sagte sie jetzt zu ihm: „ich habe dich hierher gebracht, damit du diese vier Stücke da zusammennähen sollst. Verliere keine Zeit, und wenn du fertig bist, bekommst du noch ein Goldstück.“

Als Baba Mustapha fertig war, verband ihm die Morgiane in demselben Zimmer wieder die Augen, und nachdem sie ihm das versprochene dritte Goldstück eingehändigt und Verschwiegenheit empfohlen, führte sie ihn an den Ort zurück, wo sie ihm auf dem Herweg die Augen verbunden hatte. Hier nahm sie ihm das Tuch wieder ab und ließ ihn nach Hause gehen; sie verfolgte ihn mit den Blicken so weit sie konnte, damit er keine Lust bekommen sollte, zurückzukehren und sie selbst zu beobachten.

Morgiane hatte heißes Wasser bereiten lassen, um Cassims Leichnam zu waschen, und Ali Baba, der zugleich mit ihr in's Haus zurückgekehrt war, wusch ihn, beräucherte ihn mit Weihrauch und hüllte ihn mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten und Gebräuchen in's Leichentuch. Bald brachte auch der Schreiner den Sarg, den Ali Baba bei ihm bestellt hatte.

Damit nun der Schreiner nichts merken möchte, nahm Morgiane den Sarg an der Thüre in Empfang, und nachdem sie ihn bezahlt und weggeschickt hatte, half sie Ali Baba die Leiche hineinlegen. Sobald dieser den Deckel daraufgenagelt hatte, ging sie nach der Moschee und meldete, daß Alles zu der Beerdigung bereit sey. Die Leute der Moschee, deren Geschäft es ist, die Leichen zu waschen, boten ihre Dienste an, um ihre Verrichtung zu erfüllen, allein sie sagte ihnen, dies sey schon geschehen.

Raum war Morgiane wieder zu Hause, als der Imam nebst den übrigen Dienern der Moschee ankam. Vier von Cassims Nachbarn nahmen den Sarg auf die Schultern und trugen ihn hinter dem Imam, der fortwährend Gebete sprach, her auf den Begräbnißplatz. Morgiane, als die Sklavin des Verstorbenen, folgte unter Thränen und mit entblößtem Haupte, indem sie ein lautes Klagegeschrei erhob, sich heftig die Brust zerschlug und die Haare austraupte. Hinter ihr ging Ali Baba, begleitet von



den Nachbarn, die von Zeit zu Zeit und nach der Reihe die andern Nachbarn, welche den Sarg trugen, ablösten, bis man allmählig den Begräbnisplatz erreicht hatte.

Was nun Cassim's Frau betrifft, so blieb diese zu Hause, um ihrer Betrübniß nachzuhängen und ein lautes Klagegeschrei zu erheben, mit ihren Nachbarinnen, die der bestehenden Sitte zufolge während der Begräbnisfeierlichkeit zu ihr gekommen waren, um ihre Wehklagen mit denen der Wittve zu vereinigen, und das ganze Stadtviertel weit und breit mit Trauer erfüllten.

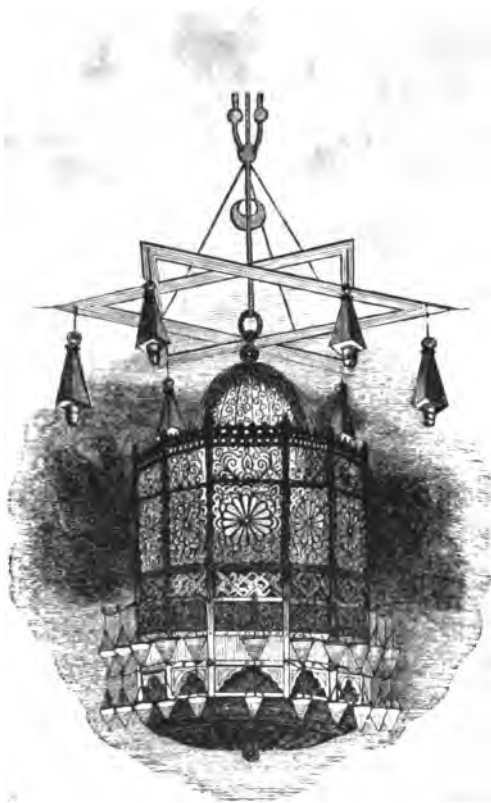
Auf diese Art blieb Cassim's unglückseliger Tod ein Geheimniß zwischen Ali Baba, dessen Frau, Cassim's Wittve und Morgiane, und diese vier Personen bewahrten es so behutsam, daß kein Mensch in der Stadt nur im Mindesten Etwas argwöhnte, geschweige denn erfuhr.

Drei oder vier Tage nach Cassim's Beerdigung schaffte Ali Baba die wenigen Geräthschaften, die er besaß, sammt dem aus der Schatzhöhle der Räuber geholten Gelde, letzteres aber bloß bei Nacht, in das Haus der Wittve seines Bruders, um fortan da zu wohnen. Dadurch brachte er zugleich seine Verheirathung mit seiner Schwägerin zur öffentlichen Kunde und da Heirathen dieser Art bei unserer Religion durchaus nichts Ungewöhnliches sind, so wunderte sich auch Niemand darüber.

Was Cassim's Laden betrifft, so hatte Ali Baba einen Sohn, der seit einiger Zeit seine Lehrjahre bei einem bedeutenden Kaufmann vollendet und von ihm immer

gute Zeugnisse erhalten hatte. Diesem übergab er ihn mit dem Versprechen, wenn er fortfahre, sich gut aufzuführen, so werde er ihn mit der Zeit seinem Stande gemäß vortheilhaft verheirathen.

In diesem Augenblicke brach der Tag an und Scheherzad war gezwungen, ihre Erzählung zu unterbrechen. In der nächsten Nacht begann sie dieselbe mit folgenden Worten:





Fünfhundert und einundachtzigste Nacht.

Wir wollen indeß Ali Baba sein neues Glück genießen lassen und uns wieder ein wenig nach den vierzig Räubern umsehen. Sie kehrten nach der bestimmten Frist in ihren Schlupfwinkel im Walde zurück und erstaunten über die Mäßen, als sie Cassim's Leichnam nicht mehr vorfanden; noch höher aber stieg ihre Verwunderung, da sie an ihren Goldsäcken eine bedeutende Verminderung bemerkten. „Wir sind verrathen und verloren,“ sprach der Hauptmann, „wenn wir uns nicht sehr in Acht nehmen und sogleich die nöthigen Gegenmaßregeln ergreifen; sonst würden wir allmählig alle unsere Reichthümer einbüßen, die unsere Vorfahren und wir selbst mit so vieler Mühe und Beschwerde erworben haben. Aus dem Schaden, der uns angerichtet worden ist, geht soviel hervor, daß der Dieb, den wir ertappten, das Geheimniß wußte, die Thüre zu öffnen, und wir zum guten Glück gerade in dem Augenblicke dazukamen, als er wieder hinausgehen wollte. Er war jedoch nicht allein, sondern ein Anderer muß ebenfalls darum wissen. Was bedürfen wir weiter Zeugniß, als daß seine Leiche fortgeschafft worden ist und

unser Schatz bedeutend abgenommen hat. Da es nun nicht scheint, daß mehr als zwei Personen um das Geheimniß wissen, so müssen wir, nachdem wir den ersten umgebracht, auch den zweiten aus dem Wege räumen. Was sagt ihr dazu, brave Leute, seyd ihr nicht auch meiner Meinung?"

Der Vorschlag des Räuberhauptmanns leuchtete der ganzen Bande vollkommen ein; sie billigten ihn Alle und vereinigten sich dahin, daß man vor der Hand jede andere Unternehmung bei Seite setzen und die vereinigten Kräfte bloß dieser allein widmen solle; ja man solle nicht eher davon abgehen, bis der Zweck erreicht sey.

„Eben das,“ fuhr der Hauptmann fort, „habe ich von euerm Muth und eurer Tapferkeit erwartet; vor Allem aber muß ein kühner, gewandter und unternehmender Mann aus eurer Mitte ohne Waffen, in der Tracht eines fremden Reisenden, in die Stadt gehen und seine ganze Geschicklichkeit aufbieten, um zu erkunden, ob man da nicht von dem auffallenden Tode dessen spricht, den wir, wie er verdiente, umgebracht haben, wer er war und in welchem Hause er wohnte. Dies ist für jetzt das Wichtigste, damit wir nichts thun, das wir jemals zu bereuen Ursache hätten, und uns nicht in einem Lande verrathen, wo wir so lange unbekannt waren, und es so wichtig für uns ist, auch fernerhin unbekannt zu bleiben. Um indeß denjenigen, der sich zu dieser Sendung erbiehen wird, anzufeuern, und damit er uns nicht einen falschen Bericht hinterbringe, der unser aller Verderben nach sich ziehen könnte, so frage ich euch, ob ihr es nicht für angemessen haltet, daß er sich in diesem Falle der Todesstrafe unterwerfe?“

Ohne erst die Abstimmung der Andern abzuwarten, sagte einer der Räuber: „Ich unterwerfe mich der Bedingung und mache mir eine Ehre daraus, bei diesem Geschäfte mein Leben in die Schanze zu schlagen. Gelingt es mir nicht, so werdet ihr euch wenigstens erinnern, daß es mir weder an gutem Willen, noch an Muth gefehlt hat, um das Wohl der Gesellschaft zu befördern.“

Der Räuber erhielt große Lobsprüche vom Hauptmann und seinen Kameraden und verkleidete sich dann so vollständig, daß Niemand ihn für das halten konnte, was er wirklich war. Er ging Nachts ab und traf seine Maßregeln so, daß er gerade um die Zeit, wo der Tag zu grauen anfing, in die Stadt kam. Auf dem Marktplatz angelangt sah er nur einen einzigen Laden offen, nämlich den des Baba Mustapha.

Baba Mustapha saß mit dem Psfriemen in der Hand auf seinem Stuhle und wollte eben sein Geschäft beginnen. Der Räuber trat auf ihn zu, wünschte ihm guten Morgen und da er sein hohes Alter bemerkte, sagte er zu ihm: „Guter Mann, du fängst sehr frühe an zu arbeiten; du kannst bei deinen Jahren unmöglich jetzt schon gut

sehen. Auch wenn es noch heller wäre, so zweifle ich doch, daß deine Augen noch scharf genug sind zum Flicken.“

„Wer du auch seyn magst,“ antwortete Baba Mustapha, „so scheinst du mich nicht zu kennen. Ich bin zwar allerdings schon sehr alt, habe aber dennoch treffliche Augen, und zum Beweis dafür will ich dir nur sagen, daß ich vor noch nicht langer Zeit einen Todten an einem Orte zusammengeflickt habe, wo es nicht viel heller war, als es jetzt hier ist.“

Der Räuber war hocherfreut, sogleich einen Mann angetroffen zu haben, der ihm, wie er hoffte, von selbst und ungefragt über das Auskunft geben würde, weshalb er hierher gekommen war. „Einen Todten?“ fragte er ganz verwundert, und um ihn zum Sprechen zu bringen, fügte er hinzu: „Warum denn einen Todten zusammennähen? Du wolltest offenbar sagen, das Leichentuch, worin er eingehüllt war!“

„Nein, nein,“ antwortete Baba Mustapha, „ich weiß recht gut, was ich sagen will. Du möchtest mich gerne zum Sprechen bringen, allein ich werde dir nichts mehr davon erzählen.“

Der Räuber bedurfte keiner weitem Erklärungen, um überzeugt zu seyn, daß er gefunden habe, was zu suchen er gekommen war. Er zog ein Goldstück aus der Tasche, drückte es Baba Mustapha in die Hand und sagte zu ihm: „Ich habe durchaus nicht die Absicht, in dein Geheimniß eindringen zu wollen, obwohl ich dich versichern kann, daß ich es nicht weiter verbreiten würde, wenn du mir es anvertrauest. Das Einzige, um was ich dich bitte, ist, daß du so gefällig seyn mögest, mir das Haus zu beschreiben oder zu zeigen, wo du den Leichnam zusammengenäht hast.“

„Wenn ich dies auch gerne thun wollte,“ antwortete Baba Mustapha, indem er Miene machte, ihm das Gold zurückzugeben, „so versichere ich dich doch, daß es mir unmöglich wäre, und du kannst mir dies auf mein Wort glauben. Man hat mich nämlich an einen gewissen Ort geführt, wo mir die Augen verbunden wurden, und von da nach dem Hause, von wo aus man mich nach Vollendung meines Geschäfts auf dieselbe Weise an denselben Ort zurückführte. Du siehst also ein, daß ich dir unmöglich deinen Wunsch gewähren kann.“

„So wirst du dich doch,“ fragte der Räuber weiter, „wenigstens einigermaßen noch des Wegs erinnern, den man dich mit verbundenen Augen geführt hat. Ich bitte dich, komye setzt mit mir, ich will dir an derselben Stelle die Augen verbinden und dann wollen wir mit einander dieselbe Straße und dieselben Kreuz- und Querwege gehen, die du dich damals gegangen zu seyn erinnerst. Da aber jeder Arbeiter seines Lohnes

werth ist, so gebe ich dir hiemit ein zweites Goldstück. Komm und thu' mir diesen Gefallen.“

Die beiden Goldstücke lockten Baba Mustafa. Er betrachtete sie eine Zeitlang in seiner Hand, ohne ein Wort zu sprechen, und ging mit sich zu Rathe, was er thun solle. Endlich zog er seinen Geldbeutel, steckte sie hinein und sagte dann zum Räuber: „Ich kann zwar nicht versichern, daß ich mich des Wegs, den man mich damals führte, genau erinnere; da du es aber so haben willst, so komm, ich will mein Möglichstes thun, um mich darauf zu besinnen.“

Baba Mustafa machte sich nun zur großen Freude des Räubers auf, und ohne seinen Laden zu verschließen, worin er nichts Bedeutendes zu verlieren hatte, führte er ihn an den Ort, wo Morgiane ihm die Augen verbunden hatte. Als sie dort angekommen waren, sagte Baba Mustafa: „Hier hat man mich verbunden und ich sah gerade nach derselben Seite wie jetzt.“ Der Räuber, der schon sein Schnupftuch in Bereitschaft hatte, verband ihm nun gleichfalls die Augen und ging neben ihm her, indem er ihn theils führte, theils sich von ihm führen ließ, bis er stehen blieb.



„Weiter,“ sagte Baba Mustafa, „bin ich, so viel ich weiß, nicht gekommen,“ und er befand sich wirklich vor Cassims Hause, wo jetzt Ali Baba wohnte. Der Räuber

machte, bevor er ihm das Tuch von den Augen nahm, schnell mit einem Stück Kreide ein Zeichen vor die Thüre, und als er es ihm abgebunden hatte, fragte er ihn, ob er wisse, wem das Haus gehöre? Baba Mustapha antwortete, er wohne nicht in diesem Stadtviertel und könne ihm auch nichts Weiteres davon sagen.

Als der Räuber sah, daß er von Baba Mustapha nichts mehr erfahren konnte, dankte er ihm für seine Bemühung und ließ ihn nach seinem Laden zurückgehen; er selbst aber ging wieder in den Wald, in der festen Ueberzeugung, dorten eine gute Aufnahme zu finden.

Bald nachdem der Räuber und Baba Mustapha sich getrennt hatten, ging Morgiane eines Geschäftes wegen aus dem Hause Ali Baba's, und als sie zurückkam, bemerkte sie das Zeichen, das der Räuber an die Thüre gemacht hatte. Sie blieb stehen und betrachtete es aufmerksam. „Was mag wohl dieses Zeichen bedeuten?“ sagte sie bei sich selbst; „sollte Jemand Böses gegen meinen Herrn im Schilde führen, oder ist es bloß zum Scherze gemacht worden?“ dem sey übrigens wie ihm wolle, es kann nichts schaden, wenn man sich für jeden Fall sicher stellt.“ Sie nahm sofort ebenfalls Kreide, und da die zwei oder drei vorhergehenden und dahinterfolgenden Thüren fast ganz eben so aussahen, wie ihre Hausthüre, so bezeichnete sie dieselben an der nämlichen Stelle und ging sodann in das Haus zurück, ohne weder ihrem Herrn noch dessen Frau etwas davon zu sagen.

Scheherzad schwieg, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:





Fünfhundert

und

zweiundachtzigste Nacht.

Der Räuber setzte indeß seinen Weg nach dem Walde fort und kam sehr bald zur übrigen Gesellschaft zurück. Er stattete sogleich Bericht vom Erfolg seiner Reise ab und pries über die Maßen sein Glück, daß er gleich anfangs einen Mann gefunden, der ihm das, was ihn in die Stadt geführt, erzählt habe, denn er hätte es sonst von Niemand erfahren können. Alle bezeigten große Freude darüber, der Hauptmann aber nahm das Wort, und nachdem er seinen Eifer gelobt, sprach er folgendermaßen zu der ganzen Gesellschaft: „Kameraden, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren; laßt uns wohl bewaffnet, aber ohne daß man es uns ansieht, aufbrechen und, um keinen Verdacht zu erregen, einzeln, Einer nach dem Andern, in die Stadt gehen; dort kommt von verschiedenen Seiten her auf dem Marktplatz zusammen, während ich mit unserm Kameraden, der uns eben diese gute Nachricht gebracht hat, das Haus auskundschaften werde, um darnach die zweckmäßigsten Maßregeln treffen zu können.“

Die Rede des Räuberhauptmanns wurde mit großem Beifall aufgenommen, und sie waren bald reisefertig. Sie zogen nun zu Zwei und Drei von dannen, und da sie immer in angemessener Entfernung von einander gingen, so gelangten sie ohne Verdacht zu erregen in die Stadt. Der Hauptmann und der Räuber, der Morgens

hier gewesen war, trafen zuletzt daselbst ein. Dieser führte den Hauptmann in die Straße, wo er Ali Baba's Haus bezeichnet hatte, und als er an die erste, von Morgiane bezeichnete Hausthüre kam, machte er ihn darauf aufmerksam und sagte, daß sie die rechte. Als sie aber, um sich nicht verdächtig zu machen, weiter gingen, bemerkte der Hauptmann, daß die nächstfolgende Thür ebenfalls dasselbe Zeichen und an derselben Stelle hatte; er zeigte es daher seinem Führer und fragte ihn, ob es dies Haus sey oder das vorige. Der Räuber kam in Verlegenheit und wußte nichts zu



antworten, besonders als er und der Hauptmann sahen, daß die vier oder fünf folgenden Thüren ebenfalls dasselbe Zeichen hatten. Er versicherte dem Hauptmann mit einem Schwur, daß er bloß eine einzige bezeichnet habe, und setzte dann hinzu: „Es ist mir unbegreiflich, wer die übrigen so ähnlich bezeichnet haben mag, aber ich muß in dieser Verwirrung gestehen, daß ich dasjenige, das ich selbst bezeichnet habe, nicht mehr herausfinden kann.“

Als nun der Hauptmann seinen Plan vereitelt sah, begab er sich nach dem Marktplatz und ließ seinen Leuten durch den ersten besten, der ihm begegnete, sagen,

sie haben sich diesmal eine vergebliche Mühe gemacht und es bleibe nichts Anderes übrig, als den Rückweg nach ihrem gemeinschaftlichen Zufluchtsorte anzutreten. Er selbst ging voran und sie folgten ihm alle in derselben Ordnung, wie sie gekommen waren.

Nachdem die Bande sich im Walde wieder versammelt hatte, erklärte ihr der Hauptmann, warum er sie habe wieder umkehren lassen. Sogleich wurde der Führer einstimmig des Todes schuldig erklärt, auch gestand er selbst zu, daß er es verdient habe, weil er bessere Vorsichtsmaßregeln hätte ergreifen sollen, und ohne Zittern bot er demjenigen den Hals hin, der den Auftrag erhielt, ihm den Kopf abzuschlagen.

Da es für das Wohl der Bande sehr wichtig war, den Schaden, den man ihr zugefügt, nicht ungerächt zu lassen, so trat ein anderer Räuber auf, versprach, es solle ihm besser gelingen als seinem Vorgänger, und bat sich die Uebertragung dieses Geschäfts als eine Gunst aus. Es wurde ihm genehmigt; er ging nach der Stadt, bestach Baba Mustapha, wie sein Vorgänger gethan, und Baba Mustapha führte ihn mit verbundenen Augen vor Ali Baba's Haus. Der Räuber bezeichnete dasselbe an einer weniger bemerkbaren Stelle mit Röthel, in der Hoffnung, er werde es auf diese Art gewiß von den weißbezeichneten unterscheiden können.

Aber bald darauf ging Morgiane aus dem Hause, wie am vorigen Tag, und als sie zurückkam, entging das rothe Zeichen ihren scharfblickenden Augen nicht. Sie dachte sich dabei das Nämliche, wie bei dem weißen Zeichen, und machte sogleich an die Thüren der Nachbarhäuser und zwar an die nämliche Stelle dasselbe Zeichen mit Röthel.

Inzwischen kehrte der Räuber zu seiner Bande in den Wald zurück, erzählte, welche Maßregel er genommen, und sagte, es wäre ihm jetzt unmöglich, das bezeichnete Haus mit den andern zu verwechseln. Der Hauptmann und seine Leute glaubten mit ihm, die Sache müsse jetzt gelingen. Sie begaben sich daher in derselben Ordnung und mit derselben Vorsicht wie Tags zuvor, auch ganz ebenso bewaffnet, nach der Stadt, um den Plan auszuführen, den sie erfunden hatten. Der Hauptmann und der Räuber gingen sogleich in die Straße Ali Baba's, fanden aber dieselbe Schwierigkeit wie das erste Mal. Der Hauptmann ward darüber erzürnt, und der Räuber gerieth in dieselbe Bestürzung, wie derjenige, der vor ihm diesen Auftrag gehabt hatte.

So sah sich denn der Hauptmann genöthigt, eben so unbefriedigt wie das erste Mal noch an demselben Tage mit seinen Leuten den Rückzug anzutreten. Der Räuber, der an dem Mißlingen des Planes Schuld war, erlitt gleicherweise die Strafe, der er sich freiwillig unterworfen hatte.

Da nun der Hauptmann seine Bande um zwei wackere Leute vermindert sah, fürchtete er, sie möchte noch mehr abnehmen, wenn er sich bei Erforschung von Ali Baba's Haus auch fernerhin auf Andere verlassen wollte. Ihr Beispiel zeigte ihm, daß sie mehr zu kühnen Waffenthaten geeignet waren, als zu solchen Unternehmungen, wo man klug und listig zu Werke gehen mußte. Er übernahm daher die Sache selbst und ging nach der Stadt, wo ihm Baba Mustapha denselben Dienst leistete, wie den beiden Abgesandten seiner Bande; er machte jedoch kein Merkzeichen an Ali Baba's Haus, sondern ging mehrere Male vorüber und betrachtete es so genau, daß er es durchaus nicht mehr verfehlen konnte.

Nachdem er sich nun von Allem, was er wünschte, unterrichtet hatte, ging der Räuberhauptmann, wohl zufrieden mit seiner Reise, nach dem Walde zurück, und als er in die Felsenhöhle kam, wo die ganze Bande ihn erwartete, sagte er zu ihnen: „Kameraden, jetzt kann uns nichts mehr hindern, volle Rache für die Bosheit zu nehmen, die an uns verübt worden ist. Ich kenne das Haus des Schurken, den sie treffen soll, ganz genau und habe unterwegs auf Mittel gedacht, die Sache so schlau anzugreifen, daß Niemand weder von unserer Höhle, noch von unserm Schaze etwas ahnen soll; denn dies ist der Hauptzweck, den wir bei unserm Unternehmen vor Augen haben müssen, sonst würde es uns in's Verderben stürzen.“

„Hört einmal an,“ fuhr der Hauptmann fort, „was ich ausgedacht habe, um diesen Zweck zu erreichen. Wenn ich euch meinen Plan auseinandergesetzt haben werde und einer von euch ein besseres Mittel weiß, so mag er es uns dann mittheilen.“ Sofort erklärte er ihnen, wie er die Sache anzugreifen gedenke, und als ihm Alle ihren Beifall zu erkennen gaben, befahl er ihnen, sich in die umliegenden Dörfer und Flecken und auch in die Stadt zu zerstreuen, und neunzehn Maulesel zu kaufen, nebst achtunddreißig großen ledernen Delschläuchen, den einen voll, die andern aber leer.

Winnen zwei bis drei Tagen hatten die Räuber Alles beisammen. Da die leeren Schläuche an der Mündung für seinen Zweck etwas zu eng waren, so ließ der Hauptmann sie ein wenig erweitern, und nachdem er in jeden Schlauch einen seiner Leute mit den nöthigen Waffen hatte hineinkriechen lassen, wobei jedoch eine aufgetrennte Rige offen blieb, damit sie frei Athem schöpfen konnten, so verschloß er die Schläuche so, daß man glauben mußte, es sey Del darin; um aber die Täuschung zu vollenden, besuchte er sie von Außen mit Del, das er aus dem vollen Schlauche nahm.“

Scheherzad unterbrach ihre Erzählung, fuhr aber in der nächsten Nacht also fort:



Fünfhundert und dreiundachtzigste Nacht.

Nachdem er diese Anordnung getroffen und die siebenunddreißig Räuber, jeden in einem Schlauche steckend, nebst dem mit Del angefüllten Schlauche auf die Maulthiere geladen hatte, nahm der Hauptmann um die festgesetzte Stunde mit denselben seinen Weg nach der Stadt und kam in der Abenddämmerung, etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, vor derselben an. Er ging zum Thore hinein und gerades Weges auf Ali Baba's Haus zu, in der Absicht, bei ihm anzuklopfen und von der Gefälligkeit des Hausherrn für sich und seine Maulthiere ein Nachtlager zu erbitten. Er brauchte nicht anzuklopfen, denn Ali Baba saß vor der Thüre, um nach dem Abendessen frische Luft zu schöpfen. Er ließ daher seine Maulthiere Halt machen, wandte sich an Ali Baba und sagte zu ihm: „Herr, ich bringe das Del, das du hier siehst, aus weiter Ferne her, um es morgen auf dem Markte zu verkaufen, aber da es schon so spät ist, so weiß ich nicht, wo ich ein Unterkommen finden soll. Wenn es dir nicht zu lästig wäre, so würde ich dich um die Gefälligkeit bitten, mich

für diese Nacht in deinem Hause aufzunehmen; ich würde dir großen Dank dafür wissen."

Obgleich Ali Baba den Mann, der jetzt mit ihm sprach, bereits im Walde gesehen und auch reden gehört hatte, so konnte er ihn doch in seinem Delhändlersaufzuge unmöglich als den Hauptmann jener vierzig Räuber wieder erkennen. „Sey mir willkommen," sagte er zu ihm, „und tritt herein!" Mit diesen Worten machte er ihm Platz, daß er sammt seinen Maulthieren hineingehen konnte.

Ali Baba rief nun seinen Sklaven und befahl ihm, sobald die Maulthiere abgepackt seyn würden, sie nicht bloß in den Stall zu führen, sondern ihnen auch Gerste und Heu zu bringen. Auch nahm er sich die Mühe, in die Küche zu gehen und Morgianen zu befehlen, sie solle für den neuankommenden Gast schnell ein gutes Abendbrod bereiten und in einem Zimmer ein Bett für ihn aufschlagen.

Ali Baba that noch mehr, um seinem Gaste viele Ehre zu bezeigen. Als er nämlich sah, daß der Räuberhauptmann seine Maulesel abgepackt hatte, und diese, wie er befohlen, in den Stall gebracht worden waren, so nahm er den Fremden, der die Nacht unter freiem Himmel zubringen wollte, bei der Hand und führte ihn in den Saal, wo er seine Besuche zu empfangen pflegte, mit der Erklärung, er werde es nicht zugeben, daß er im Hofe übernachtete. Der Räuberhauptmann verbat sich diese Ehre, indem er sagte, er wolle ihm durchaus nicht zur Last fallen; der wahre Grund aber war, damit er seinen Plan um so ungestörter ausführen könnte. Indeß bat ihn Ali Baba so höflich und so dringend, daß er ihm nicht länger widerstehen konnte.

Ali Baba leistete demjenigen, der ihm nach dem Leben trachtete, nicht bloß so lange Gesellschaft, bis Morgiane das Abendbrod austrug, sondern unterhielt sich mit ihm auch noch fortwährend über allerlei Dinge, von denen er glaubte, sie können ihm Vergnügen machen, und verließ ihn nicht eher, als bis er sein Mahl vollendet hatte. „Ich lasse dich jetzt allein," sagte er dann zu ihm; „wenn du irgend etwas wünschst, so darfst du es nur sagen: Alles, was in meinem Hause ist, steht zu deinen Diensten."

Der Räuberhauptmann stand zugleich mit Ali Baba auf und begleitete ihn bis an die Thüre. Während nun Ali Baba in die Küche ging, um mit Morgiane zu sprechen, begab er sich in den Hof unter dem Vorwand, er wolle im Stall nachsehen, ob es seinen Maulthieren an nichts fehle.

Nachdem Ali Baba Morgianen von Neuem empfohlen hatte, für seinen Gast auf's beste zu sorgen und ihm nichts abgehen zu lassen, fügte er hinzu: „Morgiane,

ich will dir jetzt nur noch sagen, daß ich morgen vor Tag in's Bad gehe; mache meine Badetücher zurecht und gib sie Abdallah — so hieß nämlich sein Sklave, — sodann besorge mir eine gute Fleischbrühe, bis ich nach Hause komme.“ Nachdem er ihr diese Befehle gegeben hatte, ging er zu Bette.

Indeß gab der Räuberhauptmann, als er aus dem Stalle herauskam, seinen Leuten Befehl, was sie thun sollen. Vom ersten Schlauche an bis zum letzten sagte er zu jedem: „Wenn ich von meinem Schlafgemach kleine Steinchen herabwerfe, so schneide mit dem Messer, das du bei dir hast, den Schlauch von oben bis unten auf und krieche aus der Oeffnung heraus; ich werde dann bald bei euch seyn.“ Das Messer, von dem er sprach, war für diesen Zweck eigens gespitzt und geschliffen.

Nachdem dies geschehen war, kehrte er zurück, und sobald er sich an der Küchenthüre zeigte, nahm Morgiane ein Licht, führte ihn nach dem für ihn eingerichteten Zimmer und ließ ihn dort allein, nachdem sie ihn zuvor gefragt hatte, ob er nichts weiter zu wünschen habe. Um keinen Argwohn zu erregen, löschte er bald darauf das Licht aus und legte sich ganz angekleidet nieder, damit er gleich nach dem ersten Schlafe wieder aufstehen könnte.

Morgiane vergaß Ali Baba's Befehl nicht. Sie legte seine Badetücher zurecht, übergab sie an Abdallah, der noch nicht schlafen gegangen war, und stellte den Topf zur Fleischbrühe an's Feuer. Während sie nun den Topf abschöpfte, löschte plötzlich die Lampe aus. Im ganzen Hause war kein Del mehr und zufällig auch keine Lichter vorrätzig. Was sollte sie nun anfangen? Um ihren Topf abzuschöpfen, mußte sie nothwendig hell sehen. Sie entdeckte ihre Verlegenheit Abdallah, der ihr zur Antwort gab: „Da gibt es freilich keinen andern Rath, als daß du dir aus einem der Schläuche unten im Hofe etwas Del holst!“

Morgiane dankte Abdallah für diesen Rath, und während er neben Ali Baba's Zimmer sich niederlegte, um ihn dann in's Bad zu begleiten, nahm sie den Delkrug und ging in den Hof. Als sie sich dem ersten besten Schlauch näherte, fragte der Räuber, der darin steckte, ganz leise: „Ist es Zeit?“

Obwohl nun der Räuber leise gesprochen hatte, so wurde Morgiane doch über diese Stimme um so mehr stugig, weil der Räuberhauptmann, nachdem er seine Maulesel abgeladen, nicht bloß diesen Schlauch, sondern auch alle übrigen geöffnet hatte, um seinen Leuten frische Luft zu verschaffen. Diese hatten ohnehin eine sehr üble Lage darin, obschon sie Athem holen konnten.

Jede andere Sklavin, als Morgiane, obwohl sie freilich nicht wenig überrascht war, statt des gesuchten Del's einen Mann in dem Schlauche zu finden, hätte darüber wahrscheinlich einen Lärm gemacht und vielleicht großes Unglück angerichtet. Morgiane aber war weit verständiger als Ihresgleichen. Sie begriff sogleich, wie wichtig es war, die Sache geheim zu halten, in welcher dringender Gefahr Ali Baba nebst seiner Familie und sie selbst schwebte, und daß sie jetzt nothwendig so schnell als möglich und ohne allen Lärm ihre Maßregeln ergreifen mußte. Gott der Herr hatte sie mit Verstand gesegnet, so daß sie die Mittel dazu bald erkannte. Sie faßte sich im Augenblicke wieder, und ohne im Mindesten Schrecken zu verrathen, antwortete sie, als ob sie der Räuberhauptmann wäre: „Noch nicht, aber bald.“ Darauf näherte sie sich dem folgenden Schlauch, wo sie dieselbe Frage hörte und sofort bis zum letzten kam, der voll Del war; sie gab auf jede Frage immer dieselbe Antwort.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherzade mit folgenden Worten fortgesetzt wurde:





Fünfhundert und vierundachtzigste Nacht.

Morgiane erkannte daraus, daß ihr Herr Ali Baba nicht, wie er glaubte, einen Delhändler, sondern siebenunddreißig Räuber nebst ihrem Hauptmann, dem verkleideten Kaufmann, in seinem Hause beherbergte. Sie füllte daher in aller Eile ihren Krug mit Del, das sie aus dem letzten Schlauche nahm, kehrte sodann in die Küche zurück, und nachdem sie Del in die Lampe gegossen und sie wieder angezündet hatte, nahm sie einen großen Kessel, ging wieder in den Hof und füllte ihn mit Del aus dem Schlauche. Sodann ging sie wieder in die Küche und setzte ihn über ein gewaltiges Feuer, in das sie immer neues Holz zuschob, denn je eher das Del in's Sieden kam, desto eher konnte sie auch den Plan ausführen, den sie zum gemeinsamen Wohl des Hauses entworfen hatte und der keinen Aufschub zuließ. Als endlich das

Del kochte, nahm sie den Kessel und goß in jeden Schlauch vom ersten bis zum letzten so viel siedendes Del, als hinreichend war, um die Räuber zu ersticken und zu tödten.

Nachdem Morgiane diese That, die ihrem Muth alle Ehre machte, eben so geräuschlos ausgeführt als ausgedacht hatte, kehrte sie mit dem leeren Kessel in die Küche zurück und verschloß sie. Sodann löschte sie das große Feuer, das sie angezündet hatte, aus und ließ bloß so viel übrig, als nöthig war, um die Fleischbrühe für Ali Baba vollends zu kochen. Zuletzt blies sie auch die Lampe aus und verhielt sich ganz still, denn sie hatte beschloßen, nicht eher zu Bette zu gehen, als bis sie durch ein Küchenfenster, das nach dem Hofe hinaus sah, soweit die Dunkelheit der Nacht es gestatte, Alles beobachtet hätte, was etwa vorging. Morgiane hatte noch keine Viertelstunde gewartet, als der Räuberhauptmann erwachte. Er stand auf, öffnete das Fenster, sah hinaus und da er nirgends mehr Licht gewahrte, sondern überall im Hause die tiefste Ruhe und Stille herrschen sah, so gab er das verabredete Zeichen, indem er kleine Steine hinabwarf. Mehrere davon fielen, wie er sich durch den Schall überzeugen konnte, auf die lebernen Schläuche. Er horchte begierig, hörte und merkte aber nichts, woraus er hätte schließen können, daß seine Leute sich in Bewegung setzten. Dies beunruhigte ihn und er warf zum zweiten und dritten Mal kleine Steinchen hinab. Sie fielen auf die Schläuche, aber keiner von den Räubern gab das geringste Lebenszeichen von sich. Da er dies nicht begreifen konnte, ging er in der höchsten Bestürzung und so leise als möglich in den Hof hinab und näherte sich dem ersten Schlauch; als er aber den darin befindlichen Räuber fragen wollte, ob er schlafe, so stieg ihm ein Geruch von heißem Del und von etwas Verbranntem aus dem Schlauch entgegen und er erkannte daraus, daß sein Plan gegen Ali Baba, ihn zu ermorden, auszuspündern und das seiner Gesellschaft geraubte Gold wieder mitzunehmen, gänzlich fehlgeschlagen hatte. Er ging nun zum folgenden Schlauch und so fort bis zum letzten und fand, daß alle seine Leute auf dieselbe Weise ungelommen waren. Die Abnahme des Dels in dem vollen Delschlauche zeigte ihm, welcher Mittel und Wege man sich bedient hatte, um seinen Plan zu vereiteln. Jetzt, da er alle seine Hoffnungen zertrümmert sah, brach er, Verzweiflung im Herzen, durch die Thüre, die aus dem Hofe in Ali Baba's Garten führte, und flüchtete sich, indem er über eine Gartenmauer nach der andern sprang.

Als Morgiane kein Geräusch mehr hörte und nach geraumem Warten den Räuberhauptmann nicht zurückkommen sah, so zweifelte sie nicht mehr daran, daß er durch den Garten geflohen sey; denn durch die Hausthüre konnte er nicht zu entinnen



hoffen, da sie doppelt geschlossen war. Hoherfreut, daß es ihr so gut gelungen war, das ganze Hans zu retten, ging sie endlich zu Bette und schlief ein.

Ali Baba indeß stand vor Tage auf und ging, von-seinem Sklaven begleitet, in's Bad. Er hatte nicht die geringste Ahnung von der gräßlichen Begebenheit, die sich, während er schlief, in seinem Hause zugetragen hatte, denn Morgiane hatte nicht für nöthig gefunden, ihn aufzuwecken, weil sie im Augenblicke der Gefahr keine Zeit zu verlieren hatte und nach Abwendung derselben ihn nicht in seiner Ruhe stören wollte.

Als Ali Baba aus dem Bade in sein Zimmer zurückkam und die Sonne schon hell am Himmel glänzte, wunderte er sich sehr, die Delschläuche noch am alten Plage stehen zu sehen, und es war ihm unbegreiflich, daß der Kaufmann mit seinen Eseln nicht auf den Markt gegangen-seyn solle. Er fragte deßhalb Morgiane, die ihm die Thüre öffnete und Alles so stehen und liegen gelassen hatte, damit er es selbst sehen möchte, und sie ihm recht deutlich machen konnte, was sie zu seiner Rettung gethan habe.

„Mein guter Herr,“ antwortete ihm Morgiane, „Gott und der heilige Prophet erhalte dich und dein Haus! Du wirst dich von dem, was du zu wissen verlangst, besser überzeugen, wenn deine eigenen Augen sehen werden, was ich ihnen zeigen will. Nimm dir einmal die Mühe, mit mir zu kommen.“

Ali Baba folgte seiner Magd; diese verschloß die Thüre, führte ihn zum ersten Schlauch und sagte dann: „Blicke einmal in diesen Schlauch hinein, du wirst noch nie solches Del gesehen haben.“

Der Tag hinderte Scheherzad, weiter zu erzählen; in der nächsten Nacht aber fuhr sie also fort:





Funfhundert und funfundachtzigste Nacht.

Ali Baba bliete hinein, und als er in dem Schlauche einen Mann sah, erschrad er über die Maßen, schrie laut auf und sprang zurück, wie wenn er auf eine Schlange getreten wäre. „Fürchte nichts,“ sagte Morgiane zu ihm, „der Mann, den du da siehst, wird dir nichts Böses thun. Er hat das Maß seiner Missethaten erfüllt, aber jetzt kann er Niemand mehr Schaden zufügen, denn er ist todt.“

„Morgiane!“ rief Ali Baba, „beim Barte des Propheten! sage mir, was soll das heißen?“

„Ich will es dir erklären,“ sagte Morgiane, „aber mäßige die Ausbrüche deiner Verwunderung und reiz nicht die Neugierde der Nachbarn, auf daß sie nicht eine Sache erfahren, welche geheim zu halten von großer Wichtigkeit für dich ist. Sieh jedoch zuvor die übrigen Schläuche.“

Ali Baba sah in die andern Schläuche nach der Reihe hinein, vom ersten bis zum letzten, worin Del war, das sichtbarlich abgenommen hatte. Als er nun alle gesehen hatte, blieb er wie angewurzelt stehen, indem er seine Augen bald auf die Schläuche, bald auf Morgiane heftete, und so groß war sein Erstaunen, daß er lange kein Wort sprechen konnte. Endlich erholte er sich wieder und fragte dann: „Aber was ist denn aus dem Kaufmann geworden?“

„Der Kaufmann,“ antwortete Morgiane, „ist so wenig ein Kaufmann, als ich eine Kaufmännin bin. Ich will dir sagen, was er ist und wohin er sich geflüchtet hat. Doch wirst du diese Geschichte viel bequemer auf deinem Zimmer anhören, denn deine Gesundheit erfordert, daß du jetzt, nachdem du aus dem Bade gekommen, etwas Fleischbrühe geniehest.“

Während Ali Baba sich auf sein Zimmer begab, holte Morgiane die Fleischbrühe aus der Küche und überbrachte sie ihm; Ali Baba sagte aber, ehe er sie zu sich nahm: „Fange immerhin an, meine Ungeduld zu befriedigen, und erzähle mir diese seltsame Geschichte mit allen einzelnen Umständen.“

Morgiane erfüllte den Willen ihres Herrn und sprach also: „Herr, gestern Abend, als du bereits zu Bette gegangen warst, legte ich, wie du mir befohlen, deine Baderücher zurecht und übergab sie an Abdallah. Sodann stellte ich den Topf mit der Fleischbrühe an's Feuer und während ich diese schäumte, erlosch auf einmal die Lampe, weil kein Del mehr darin war. Im Krüge war kein Tröpfchen mehr zu finden und eben so wenig konnte ich ein Stümpfchen Licht bekommen. Abdallah, der meine Verlegenheit bemerkte, erinnerte mich an die vollen Delschläuche im Hofe, denn er zweifelte eben so wenig als ich und du selbst, daß es solche wären. Ich nahm also meinen Delkrug und lief zu dem nächsten besten Schlauche. Als ich nahe daran war, kam eine Stimme aus demselben, die mich fragte: „Ist es Zeit?“ Ich erschrak nicht, sondern erkannte sogleich die Bosheit des falschen Kaufmanns und antwortete ohne Zögern: „Noch nicht, aber bald.“ Ich trat zum folgenden Schlauche und eine andere Stimme that dieselbe Frage an mich, worauf ich dieselbe Antwort wiedergab. So ging ich denn von einem Schlauche zum andern: immer dieselbe Frage und dieselbe Antwort, und erst im letzten Schlauche fand ich Del, womit ich den Krug füllte.

„Als ich nun überlegte, daß sich mitten in deinem Hofe siebenunddreißig Räuber befanden, welche nur auf ein Zeichen oder den Befehl ihres Anführers, den du für einen Kaufmann hieltest und so gut aufgenommen hattest, warteten, um das ganze Haus in Brand zu stecken, so glaubte ich, jetzt sey keine Zeit mehr zu verlieren. Ich trug

daher den Krug zurück, zündete die Lampe an, nahm den größten Kessel in der ganzen Küche und füllte ihn mit Del. Sodann stellte ich ihn über das Feuer, und als das Del recht kochte, so goß ich in jeden Schlauch, worin ein Räuber steckte, soviel hinein, als hinlänglich war, um sie an der Ausführung des verderblichen Planes zu verhindern, der sie hierher geführt hatte.

„Nachdem nun die Sache ein solches Ende genommen, wie ich es mir gedacht hatte, kehrte ich in die Küche zurück, löschte die Lampe aus, und bevor ich zu Bette ging, fing ich an durch's Fenster ruhig zu beobachten, was der falsche Delhändler wohl jetzt thun würde.

„Nach einer Weile hörte ich, daß er zum Zeichen für seine Leute kleine Steinchen aus dem Fenster und auf die Schläuche warf. Er wiederholte dies mehrere Male, als er aber nichts sich regen sah oder hörte, so ging er hinab und ich sah ihn von einem Schlauche zum andern gehen, bis ich ihn in der Dunkelheit der Nacht aus dem Auge verlor. Doch gab ich noch einige Zeit Acht, und da ich ihn nicht zurückkommen sah, so zweifelte ich nicht, er werde in der Verzweiflung über seinen mißlungenen Plan durch den Garten entflohen seyn. Nachdem ich mich nun überzeugt hatte, daß das Haus in Sicherheit sey, ging ich zu Bette.

„Dies ist nun,“ setzte Morgiane zum Schlusse hinzu, „die Geschichte, nach der du gefragt hast, und ich bin überzeugt, daß sie mit einer Bemerkung zusammenhängt, die ich vor einigen Tagen gemacht habe, aber Euch nicht mittheilen zu müssen glaubte. Als ich nämlich einmal sehr früh Morgens von meinem Gang in die Stadt zurückkam, bemerkte ich, daß die Hausthüre weiß bezeichnet war, und den Tag darauf bemerkte ich ein rothes Zeichen. Da ich nun aber nicht wußte, zu welchem Zweck dies geschehen war, so bezeichnete ich jedesmal zwei bis drei Nachbarhäuser sowohl vor als hinter uns in der Reihe eben so und an derselben Stelle. Wenn du nun dies mit der Geschichte der letzten Nacht zusammenhältst, so wirst du finden, daß Alles von den Räubern im Walde angezettelt worden ist, deren Bande sich indeß, ich weiß nicht warum, um zwei Köpfe verringert hat. Wie dem aber auch seyn mag, es sind ihrer im höchsten Falle nur noch drei am Leben. Dies beweist, daß sie dir den Untergang geschworen haben, und daß du sehr auf deiner Hut seyn mußt, so lange man weiß, daß noch einer davon am Leben ist. Ich für meine Person werde nichts unterlassen, um meiner Pflicht gemäß für deine Erhaltung zu sorgen.“

Als Morgiane ausgesprochen hatte, erkannte Ali Baba wohl, welch wichtigen Dienst sie ihm geleistet, und sprach voll Dankbarkeit also zu ihr: „Ich will nicht sterben,

bevor ich dich nach Verdienst belohnt habe. Dir habe ich mein Leben zu verdanken und um dir gleich jetzt einen Beweis von Erkenntlichkeit zu geben, schenke ich dir von Stund an die Freiheit, behalte mir aber vor, noch weiter an dich zu denken. Auch ich bin überzeugt, daß die vierzig Räuber mir diese Falle gelegt haben. Gott, der Allmächtige und Allbarmherzige, hat mich durch deine Hand befreit; ich hoffe, daß er mich auch ferner vor ihrer Bosheit beschützen, daß er sie vollends ganz von meinem Haupte abwenden und die Welt von den Verfolgungen dieser verfluchten Otternbrut befreien wird. Doch müssen wir jetzt vor Allem die Leichen von diesen Auswürflingen des Menschengeschlechts beerdigen, aber in aller Stille, so daß Niemand Etwas von ihrem Schicksal ahnen kann; das will ich mit Abdallah jetzt besorgen.“

Bei diesen Worten bemerkte Schehersab den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht setzte sie ihre Erzählung folgendermaßen fort:





Funfhundert und sechsundachtzigste Nacht.

Ali Baba's Garten war sehr lang und hinten von hohen Bäumen begrenzt. Ohne zu säumen ging er mit seinem Sklaven unter diese Bäume, um eine lange und breite Grube zu machen, wie für die Leichname, welche hineingelegt werden sollten, nothwendig war. Der Boden war leicht aufzulockern und sie brauchten nicht viel Zeit zu diesem Geschäfte. Sie zogen nun die Leichname aus den Lederschläuchen heraus, legten die Waffen, womit die Räuber sich versehen hatten, bei Seite, und schleppten dann die Todten an das Ende des Gartens; dort legten sie dieselben der Reihe nach in die Grube hinein, schütteten die aufgegrabene Erde über sie hin und zerstreuten nachher die übrige Erde in die Runde umher, so daß der Boden wieder so eben wurde, wie zuvor. Die Lederschläuche und die Waffen ließ Ali Baba sorgfältig verstecken, die Maulesel aber, die er zu nichts brauchen konnte, schickte er zu verschiedenen Malen auf den Markt und ließ sie durch seinen Sklaven verkaufen.

Während nun Ali Baba alle diese Maßregeln ergriff, um die Art, wie er in so kurzer Zeit so reich geworden, der Runde der Leute zu entziehen, war der Hauptmann

der vierzig Räuber mit bitterem Herzeleid in den Wald zurückgekehrt. Dieser unglückliche und seinen Hoffnungen so ganz zuwiderlaufende Ausgang der Sache kränkte ihn dermaßen und machte ihn so bestürzt, daß er unterwegs keinen Entschluß fassen konnte, was er gegen Ali Baba nunmehr unternehmen sollte, sondern, ohne zu wissen wie, in die Höhle zurückkam.

Gräßlich war es ihm, als er sich in diesem düstern Aufenthalt nun allein sah. „Ihr wackern Leute alle,“ rief er, „Gefährten meiner Nachtwachen, meiner Streifereien und meiner Anstrengungen, wo seyd ihr? Was kann ich ohne euch thun? Also bloß darum habe ich euch zusammengebracht und auserlesen, um euch auf einmal durch ein so unseliges und euers Muthes so unwürdiges Schicksal umkommen zu sehen? Ich würde euch weniger beklagen, wenn ihr mit dem Säbel in der Faust als tapfere Männer gestorben wäret. Wann werde ich je wieder eine solche Schaar von braven Leuten, wie ihr waret, zusammenbringen können. Und wenn ich es auch wollte, könnte ich es wohl unternehmen, ohne all dieses Gold und Silber, alle diese Schätze deinjeningen als Beute überlassen zu müssen, der sich bereits mit einem Theile derselben bereichert hat? Ich kann und darf nicht daran denken, bevor ich ihm das Leben genommen habe. Was ich mit euerm mächtigen Beistande nicht auszuführen vermochte, muß ich jetzt ganz allein thun, und wenn ich nun den Schatz vor Plünderung bewahrt haben werde, so will ich auch dafür sorgen, daß es ihm nach mir nicht an einem wackern Herrn fehle, auf daß er sich bis auf die spätesten Nachkommen erhalte und vermehre.“ Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, war er über die Mittel, ihn auszuführen, nicht verlegen; sein Herz wurde wieder ruhig, er überließ sich auf's Neue schönen Hoffnungen und versank in einen tiefen Schlaf.

Am andern Morgen wachte der Räuberhauptmann früh auf, legte, seinem Plane gemäß, ein sehr stattliches Kleid an, ging in die Stadt und nahm eine Wohnung in einem Khan. Da er erwartete, das, was bei Ali Baba vorgegangen war, müßte Aufsehen erregt haben, so fragte er den Aufseher des Khans gelegentlich im Gespräch, ob es nichts Neues in der Stadt gebe, und dieser erzählte ihm verschiedene Sachen, aber nur nicht das, was er zu wissen wünschte. Er schloß daraus, Ali Baba werde bloß darum ein Geheimniß aus der Sache machen, weil er nicht bekannt werden lassen wolle, daß er Etwas von dem Schätze wisse und das Geheimniß ihn zu öffnen besitze, auch sey ihm wahrscheinlich nicht unbewußt, daß man ihm bloß deshalb nach dem Leben trachte. Dies bestärkte ihn in dem Vorsatz, Alles zu thun, um ihn auf eine eben so geheime Art aus dem Wege zu schaffen.

Der Räuberhauptmann versah sich mit einem Pferde, mit dem er mehrere Reisen in den Wald machte, um verschiedene Arten reicher Seidenstoffe und feiner Schleiertücher in seine Wohnung zu bringen; dabei traf er die nöthigen Maßregeln, um den Ort, wo er dieselben holte, geheim zu halten. Als er nun so viele Waaren, als er zweckdienlich glaubte, beisammen hatte, suchte er sich einen Laden, um sie zu verkaufen, und fand auch einen; er mietete ihn von seinem Eigenthümer, stattete ihn aus und bezog ihn. Ihm gegenüber befand sich der Laden, der früher Cassim gehört hatte, aber seit einiger Zeit von Ali Baba's Sohne in Besitz genommen war.

Der Räuberhauptmann, der den Namen Cogia Hussein angenommen hatte, ermangelte nicht, als neuer Ankömmling, der Sitte gemäß, den Kaufleuten, die seine Nachbarn waren, seine Aufwartung zu machen. Da Ali Baba's Sohn noch jung, wohlgebildet und sehr verständig war, und er mit ihm öfter als mit andern Kaufleuten zu sprechen Gelegenheit hatte, so schloß er bald Freundschaft mit ihm. Er suchte seinen Umgang um so angelegentlicher, als er drei bis vier Tage nach Errichtung seines Ladens Ali Baba wiedererkannte, der seinen Sohn besuchte und, wie er von Zeit zu Zeit zu thun pflegte, sich längere Zeit mit ihm unterhielt. Als er vollends von dem Jüngling erfuhr, daß Ali Baba sein Vater sey, so verdoppelte er seine Gefälligkeit gegen ihn, liebte ihn, machte ihm kleine Geschenke und lud ihn mehrere Male zu Tische.

Ali Baba's Sohn glaubte Cogia Hussein diese Höflichkeit erwidern zu müssen; da er aber sehr eng wohnte und nicht so bequem eingerichtet war, um ihn, wie er wünschte, bewirthen zu können, so sprach er darüber mit seinem Vater Ali Baba und bemerkte ihm, es würde wohl nicht schicklich seyn, wenn er die Höflichkeiten Cogia Hussein's noch länger unerwidert ließe.

Ali Baba nahm es mit Vergnügen auf sich, den Fremden zu bewirthen. „Mein Sohn,“ sagte er, „morgen ist Freitag, und da die großen Kaufleute, wie Cogia Hussein und du, an diesem Tage ihre Läden geschlossen halten, so mache Nachmittags einen Spaziergang mit ihm und richte es auf dem Rückwege so ein, daß du ihn an meinem Hause vorbeiführst und hereinzutreten nöthigst. Es ist besser, die Sache macht sich so, als daß du ihn förmlich einladest. Ich werde Morgianen Befehl geben, daß sie ein Abendessen zugerichtet in Bereitschaft hält.“

Am Freitag Nachmittag fanden sich Ali Baba's Sohn und Cogia Hussein wirklich an dem Orte ein, wohin sie sich bestellt hatten, und machten ihren Spaziergang miteinander. Auf dem Rückwege führte Ali Baba's Sohn seinen Freund absichtlich durch die Straße, wo sein Vater wohnte, und als sie vor der Hausthüre waren, blieb

er sehen, klopfte an und sagte zu ihm: „Hier ist das Haus meines Vaters: da ich ihm schon viel erzählt habe von der freundschaftlichen Art, wie du mir überall entgegenkommst, so hat er mich beauftragt, ihm die Ehre deiner Bekanntschaft zu verschaffen. Ich ersuche dich nun, die Zahl deiner Gefälligkeiten gegen mich durch diese noch zu vermehren.“

Obgleich nun Cogia Hussein zu dem Ziele gelangt war, nach dem er strebte, nämlich Eintritt in Ali Baba's Haus zu erhalten, um ihn ohne eigene Gefahr und ohne großen Lärm zu tödten, so brachte er dennoch allerhand Entschuldigungen hervor und stellte sich, als wollte er von dem Sohne Abschied nehmen; da aber in diesem Augenblicke Ali Baba's Sklave öffnete, so nahm ihn der Sohn artig bei der Hand, ging voran und zwang ihn gewissermaßen, mit ihm hereinzukommen.

Scheherzad schwieg, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:





Funshundert

und

sevenundachtzigste Nacht.

Ali Baba empfing Cogia Hussein mit freundlichem Gesichte und so gut, als er es nur wünschen konnte. Er dankte ihm für die Güte, die er gegen seinen Sohn bewiesen, und sagte dann: „Wir Beide sind dir dafür zu um so größerem Danke verpflichtet, weil er noch ein junger in der Welt unerfahrener Mensch ist und du es nicht unter deiner Würde erachtest, zu seiner Bildung mitzuwirken.“

Cogia Hussein erwiderte Ali Baba's Höflichkeiten durch andere und versicherte ihm zugleich, wenn seinem Sohne auch die Erfahrung von Greisen abgehe, so habe er doch einen gesunden Verstand, der so viel werth sey, als die Erfahrung von tausend Andern.

Nachdem sie sich eine Zeitlang über verschiedene gleichgültige Gegenstände unterhalten hatten, wollte Cogia Hussein sich verabschieden; Ali Baba ließ es aber nicht zu. „Herr,“ sagte er zu ihm, „wohin willst du gehen? Ich bitte dich, erweise mir die Ehre, ein Abendbrod bei mir einzunehmen. Das Mahl, das ich dir geben will, ist freilich

bei Weitem nicht so glänzend, als du verdienst; aber ich hoffe, du werdest es, so wie es ist, mit eben so gutem Herzen annehmen, wie ich es dir biete."

"Herr," antwortete Cogia Hussein, "ich bin von deiner guten Gesinnung vollkommen überzeugt, und wenn ich dich bitte, es mir nicht übel zu nehmen, daß ich dein höfliches Anerbieten ausschlage, so bitte ich dich zugleich zu glauben, daß dies weder aus Verachtung noch aus Unhöflichkeit geschieht, sondern weil ich einen besondern Grund dazu habe, den du selbst billigen würdest, wenn er dir bekannt wäre."

"Und was mag dies für ein Grund seyn, Herr?" versetzte Ali Baba; "darf ich dich wohl darum fragen?" — "Ich kann es dir wohl sagen," antwortete Cogia Hussein: "ich esse nämlich weder Fleisch noch andere Gerichte, wobei Salz ist; du kannst hieraus selbst schließen, welche Rolle ich an deinem Tische spielen würde." — "Wenn du sonst keinen Grund hast," fuhr Ali Baba dringender fort, "so soll dieser mich gewiß nicht der Ehre berauben, dich heute Abend an meinem Tische zu besüßen, außer du müßtest etwas Anderes vorhaben. Erstens ist in dem Brode, das man bei mir isst, kein Salz, und was das Fleisch und die Brühen betrifft, so verspreche ich dir, daß in dem, was dir vorgesetzt werden wird, ebenfalls keines seyn soll. Ich will sogleich die nöthigen Befehle geben; erweise mir daher die Gefälligkeit, bei mir zu bleiben; ich komme im Augenblick wieder zurück."

Ali Baba ging in die Küche und befahl Morgianen, das Fleisch, das sie heute auftragen würde, nicht zu salzen, und außer den Gerichten, die er schon früher bei ihr bestellt hatte, schnell noch zwei bis drei andere zu bereiten, worin kein Salz sey.

Morgiane, die so eben im Begriff war, aufzutragen, konnte nicht umhin, ihre Unzufriedenheit über diesen neuen Befehl zu äußern und sich darüber gegen Ali Baba zu erklären. "Wer ist denn," fragte sie, "dieser eigensinnige Mann, der kein Salz essen will? Deine Mahlzeit wird nicht mehr gut seyn, wenn ich sie später austrage." — "Werde nur nicht böse, Morgiane," antwortete Ali Baba; "es ist ein rechtschaffener Mann, deswegen thu', was ich dir sage."

Morgiane gehorchte, aber mit Widerwillen, und es ergriff sie große Neugierde, den Mann kennen zu lernen, der kein Salz essen wollte. Als sie das Mahl bereitet und Abdallah den Tisch gedeckt hatte, half sie ihm die Speisen hineinragen. Indem sie nun Cogia Hussein ansah, erkannte sie ihn sogleich trotz seiner Verkleidung als den Räuberhauptmann, und bei längerer aufmerksamer Betrachtung bemerkte sie, daß er unter seinem Kleide einen Dolch versteckt trug. "Jetzt wundere ich mich nicht mehr,"

sagte sie in ihrem Herzen, „daß dieser Gottlose mit meinem Herrn kein Salz essen will:“ er ist sein hartnäckigster Feind und will ihn ermorden; aber ich will ihn schon daran verhindern.“

Sobald Morgiane mit Abdallah das Auftragen besorgt hatte, benutzte sie die Zeit, während die Herren aßen, um die nöthigen Vorbereitungen zur Ausführung eines Planes zu treffen, der von mehr als gewöhnlichem Muthe zeugte, und sie war eben fertig damit, als Abdallah ihr meldete, es sey Zeit, die Früchte aufzutragen. Sie brachte dieselben und trug sie auf, sobald Abdallah den Tisch abgeräumt hatte. Hierauf stellte sie neben Ali Baba ein kleines Tischchen und auf dasselbe den Wein nebst drei Schalen; dann ging sie mit Abdallah hinaus, als wollte sie mit ihm zu Nacht speisen, und um Ali Baba nicht zu hören, damit er sich mit seinem Gaste angenehm unterhalten und ihm, nach seiner Gewohnheit, zusprechen könnte, sich den Wein schmecken zu lassen.

Jetzt glaubte der falsche Cogia Hussein oder vielmehr der Hauptmann der vierzig Räuber, der günstige Augenblick sey gekommen, um Ali Baba das Leben zu nehmen. „Ich will,“ sprach er bei sich selbst, „Vater und Sohn betrunken machen, und der Sohn, dem ich gerne das Leben schenke, soll mich nicht hindern, seinem Vater den Dolch in's Herz zu stoßen; sodann will ich mich, wie das erste Mal, durch den Garten flüchten, während die Köchin und der Sklave noch mit ihrem Abendessen beschäftigt oder in der Küche eingeschlafen sind.“

Morgiane aber hatte die Absicht des falschen Cogia Hussein durchschaut und ließ ihm nicht Zeit, seinen boshaften Plan auszuführen. Statt ihr Abendbrod einzunehmen, zog sie ein sehr anmuthiges Tanzkleid an, wählte einen passenden Kopfsputz dazu, legte

¹ Das Salz war bei den Alten das Sinnbild der Freundschaft und Treue; sie brauchten es bei allen ihren Opfern und Bündnissen. Die Beduinen oder die Araber der Wüste betrachten es als das Symbol und Pfand der Treue und Unverletzlichkeit ihrer Verträge. Sie hegen — sagt Don Raphael — vor nichts so tiefe Ehrfurcht, als vor dem Brod und dem Salz. Haben sie einmal mit einem Menschen Brod und Salz gegessen, so wäre es ein fluchwürdiges Verbrechen, ihn anzuplündern oder sein Gepäck und seine Waaren, womit er durch die Wüste reist, auch nur anzurühren. Für gleich schändlich gilt die geringste Beleidigung gegen seine Person; der Araber, der sich mit einem Verbrechen dieser Art besetzte, würde überall für einen niederträchtigen Schurken angesehen und fele der tiefsten und allgemeinsten Verachtung anheim; ja er würde in seinen eigenen Augen verächtlich werden und könnte seine Schande niemals abwaschen. Es ist beinahe unerhört, daß Araber dieses schmachvolle Verbrechen begangen hätten; Bände, die mit Brod und Salz besiegelt wurden, sind ihnen unauflöslich. Wenn ein Fremder ihrer Gabsucht diesen Damm entgegensetzen kann, so darf er mitten in der Wüste für sein Gepäck und sein Leben weit ruhiger seyn, als wenn ihm der Stamm, in dessen Gebiet er kommt, zwanzig Geißel gestellt hätte; der Araber, mit dem er einmal Salz und Brod gegessen hat, und alle seine Stammgenossen betrachten ihn als Landmann und Bruder. Man erweist ihm alle nur erdenklichen Ehrenbezeugungen und gibt ihm auf jede mögliche Art aufrichtige Bruderliebe zu erkennen.

sich einen Gürtel von vergoldetem Silber um, und befestigte daran einen Dolch, dessen Scheide und Griff von demselben Metall waren; vor ihr Gesicht hing sie eine sehr schöne Maske. Nachdem sie sich nun so verkleidet hatte, sagte sie zu Abdallah: „Abdallah, nimm deine Schellentrommel und laß uns hineingehen, um vor dem Gaste unsers Herrn, dem Freunde seines Sohnes, die lustigen Spiele aufzuführen, die wir ihm manchmal Abends zum Besten geben.“

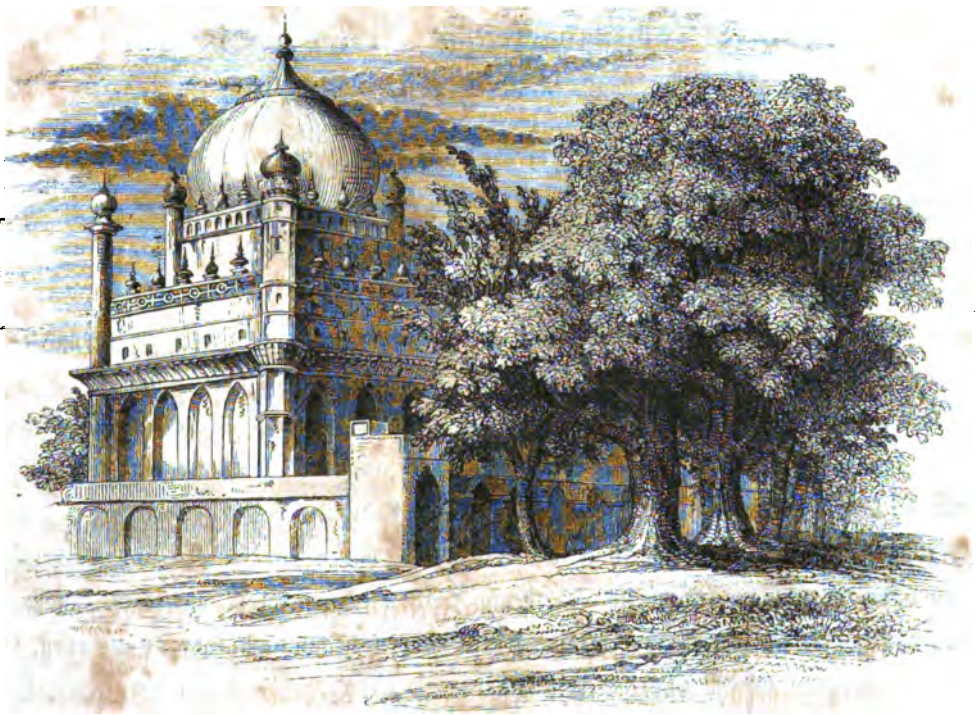
Abdallah nahm die Schellentrommel, ging darauf spielend vor Morgianen her und trat so in den Saal. Hinter ihm kam Morgiane, die sich auf eine höchst ungezwungene und anmuthsvolle Weise tief verneigte, gleich als bäte sie um Erlaubniß, ihre Geschicklichkeit zu zeigen.



Da Abdallah sah, daß Ali Baba sprechen wollte, hörte er auf zu trommeln. „Komm nur herbei, Morgiane,“ sagte Ali Baba; „Cogia Hussein mag urtheilen, ob du Etwas verstehst, und uns dann seine Meinung darüber sagen.“ Sodann sagte er, zu Cogia Hussein gewendet: „Du darfst nicht glauben, Herr, daß ich mich in große Unkosten gesetzt habe, um dir dieses Vergnügen zu bereiten. Ich finde es in meinem eigenen Hause, und du siehst, daß es Niemand als ein Sklave und meine Köchin ist, die mich auf solche Art belustigen. Ich hoffe, es werde dir nicht mißfallen.“

Eogia Hussein war nicht darauf gefaßt, daß Ali Baba auf das Mahl noch diese Belustigung folgen lassen würde. Er fing nun an zu fürchten, er möchte die Gelegenheit, die er gefunden zu haben glaubte, nicht benutzen können. Doch tröstete er sich für diesen Fall mit der Hoffnung, bei fortgesetztem freundlichen Umgang mit Vater und Sohn werde sich bald eine neue zeigen. Obgleich es ihm nun weit angenehmer gewesen wäre, wenn Ali Baba ihn mit diesem Spiele verschont hätte, so stellte er sich dennoch, als wüßte er ihm vielen Dank dafür, und war zugleich höflich genug, ihm zu erklären: Alles, was seinem verehrten Gastfreunde Vergnügen mache, müsse nothwendig auch ihm eine Quelle großer Freude seyn.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherzad folgendermaßen fortgesetzt wurde:





Fünfhundert

und

achtundachtzigste Nacht.

Als nun Abdallah sah, daß Ali Baba und Cogia Hussein aufgehört hatten zu sprechen, so fing er auf's Neue an, seine Schellentrommel zu schlagen, und sang ein Tanzlied dazu. Morgiane aber, die den geübtesten Tänzern und Tänzerinnen vom Fach an Geschicklichkeit nichts nachgab, tanzte auf eine Weise, die bei jeder andern, als gerade bei der hier anwesenden Gesellschaft Bewunderung hätte erregen müssen; am wenigsten Aufmerksamkeit schenkte der falsche Cogia Hussein ihrer Kunst.

Nachdem sie nun mit gleicher Kraft und Anmuth mehrere Tänze aufgeführt hatte, zog sie endlich den Dolch, schwang ihn in der Hand und tanzte einen neuen Tanz, worin sie sich selbst übertraf. Die mannigfaltigen Figuren, die sie bildete, ihre leichten Bewegungen, ihre kühnen Sprünge und die wunderbaren Wendungen und Stellungen, die sie dabei vornahm, indem sie den Dolch bald wie zum Stöße ausstreckte, bald sich stellte, als bohrte sie ihn in ihre eigene Brust, waren höchst anmuthig anzuschauen.

Endlich schien sie sich außer Athem getanzi zu haben; sie riß mit der linken Hand Abdallah die Schellentrommel aus den Händen und indem sie mit der rechten den Dolch hielt, bot sie die Trommel von der hohlen Seite Ali Baba hin, wie Tänzer und Tänzerinnen, die ein Gewerbe aus ihrer Kunst machen, zu thun pflegen, um die Freigebigkeit ihrer Zuschauer anzusprechen.

Ali Baba warf Morgiane ein Goldstück auf die Trommel; hierauf wandte sie sich an Ali Baba's Sohn, der dem Beispiel seines Vaters folgte. Cogia Hussein, der sie auch zu sich kommen sah, hatte bereits seinen Geldbeutel gezogen, um ihr gleichfalls ein Geschenk zu machen, und griff eben hinein, als Morgiane mit einem Muthe, der ihrer Festigkeit und Entschlossenheit alle Ehre machte, ihm den Dolch mitten durch's Herz bohrte, so daß er leblos zurücksank.



Ali Baba und sein Sohn entsetzten sich über die Thaten ob dieser Handlung und erhoben ein lautes Geschrei. „Unglückselige!“ rief Ali Baba, „was hast du gethan! Willst du durchaus mich und meine ganze Familie verderben?“

„Nein, mein Herr,“ antwortete Morgiane, „ich habe es im Gegentheil zu deiner Rettung gethan.“ Hierauf öffnete sie Cogia Hussein's Kleid, zeigte Ali Baba den Dolch, womit er bewaffnet war, und sagte dann zu ihm: „Da sieh, mit welchem kühnen Feind du zu thun hattest, und blicke ihm mit scharfem Auge in's Angesicht: du wirst gewiß den falschen Delhändler und den Hauptmann der vierzig Räuber erkennen. Ist es dir denn nicht aufgefallen, daß er kein Salz mit dir essen wollte? Bedarf es wohl noch weiterer Zeugnisse für seinen verderblichen Plan? Noch ehe ich ihn sah, hatte ich schon Argwohn geschöpft, als du mir sagtest, daß du einen solchen Gast habest. Ich sah ihn darauf von Angesicht, und nun liegt der Beweis vor dir, daß mein Verdacht nicht ungegründet war.“

Ali Baba fühlte in seinem innersten Herzen, welchen Dank er Morgianen schuldig war, die ihm nun zum zweiten Male das Leben gerettet hatte. Er umarmte sie und sagte zu ihr: „Morgiane, ich habe dir die Freiheit geschenkt und dabei versprochen, daß mein Dank es nicht dabei bewenden lassen werde und ich bald noch mehr für dich thun wolle. Diese Zeit ist gekommen: ich mache dich hiemit zu meiner Schwiegertochter.“

Hierauf wandte er sich an seinen Sohn und sagte zu ihm: „Mein Sohn, du bist ein guter Sohn, und ich glaube, du wirst es nicht unbillig finden, daß ich dir Morgiane zur Frau gebe, ohne zuvor deine Stimme zu hören. Du bist ihr eben so großen Dank schuldig, wie ich selbst; denn es ist klar, daß Cogia Hussein deine Freundschaft bloß dazu gesucht hat, um mir desto leichter meuchlerischerweise das Leben zu nehmen, und du darfst nicht zweifeln, daß er, wenn ihm dies gelungen wäre, auch dich seiner Rache geopfert haben würde. Bedenke überdies, daß du in Morgianen, wenn du sie heirathest, die Stütze meiner Familie, so lange ich leben werde, und die Stütze der deinigen bis an's Ende deiner Tage besitzen wirst.“

Der Sohn gab nicht den geringsten Widerwillen zu erkennen, sondern erklärte im Gegentheil, er willige in diese Heirath nicht bloß aus Gehorsam gegen seinen Vater, sondern auch aus eigener Neigung.

Hierauf traf man in Ali Baba's Hause Anstalten, den Leichnam des Hauptmanns neben die übrigen Räuber zu begraben, und dies geschah so geheim und in aller Stille, daß es erst nach langen Jahren bekannt wurde, als Niemand mehr lebte, der bei dieser denkwürdigen Geschichte persönlich betheiliget war.

Wenige Tage nachher feierte Ali Baba die Hochzeit seines Sohnes und Morgianens mit großem Glanze und durch ein prachtvolles Festmahl, das mit Tänzen, Schauspielen und den gewöhnlichen Lustbarkeiten gewürzt war. Auch hatte er das Vergnügen zu sehen, daß seine Freunde und Nachbarn, die er eingeladen hatte, und die zwar die wahren Beweggründe zu dieser Hochzeit nicht wissen konnten, aber sonst die schönen und guten Eigenschaften Morgianens kannten, ihn laut wegen seiner Großmuth und seiner Herzensgüte lobten.

Ali Baba war nicht mehr in die Räuberhöhle zurückgekehrt, seitdem er die Leiche seines Bruders Cassim dort angetroffen und auf einem seiner drei Esel nebst vielem Golde zurückgebracht hatte, denn er fürchtete, er möchte die Räuber dort antreffen oder von ihnen überrascht werden; aber auch nach dem Tode der achtunddreißig Räuber, den Hauptmann mit eingerechnet, hütete er sich lange Zeit, dahin zurückzukehren, weil er

beforgte, die zwei andern, deren Schicksal ihm nicht bekannt war, möchten noch am Leben seyn.

Endlich nach Verlauf eines Jahres, als er sah, daß nichts mehr gegen seine Ruhe unternommen wurde, wandelte ihn die Neugierde an, abermals eine Reise dahin zu unternehmen; doch ergriff er dabei die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu seiner Sicherheit. Er stieg zu Pferde, und als er bei der Grotte anlangte, nahm er es als ein gutes Vorzeichen, daß er weder Spuren von Menschen, noch von Pferden bemerkte. Er stieg ab, band sein Pferd an, trat vor die Thüre und sprach die Worte: „Eesam, öffne dich!“ die er noch nicht vergessen hatte. Die Thüre öffnete sich, er ging hinein und aus dem Zustand, worin er Alles in der Grotte antraf, konnte er ersehen, daß ungefähr seit der Zeit, da der angebliche Cogia Hussein einen Laden in der Stadt errichtet hatte, Niemand darin gewesen war, und die ganze Bande der vierzig Räuber ausgerottet seyn mußte. Auch zweifelte er nicht mehr daran, daß er der Einzige in der Welt sey, der um das Geheimniß, die Höhle zu öffnen, wisse, und daß der darin verschlossene Schatz gänzlich zu seiner Verfügung stehe. Er hatte ein Felleisen mitgenommen; dieses füllte er mit soviel Gold an, als er glaubte, daß ein Pferd tragen könnte, und kehrte dann zur Stadt zurück.



Seit dieser Zeit lebten Ali Baba und sein Sohn, den er nach der Felsenhöhle führte und in das Geheimniß, sie zu öffnen, einweihete, desgleichen ihre Nachkommen, auf die sie das Geheimniß vererbten, und die ihr Glück mit weiser Mäßigung genossen, in hohem Glanze und geschmückt mit den höchsten Ehrenstellen der Stadt.

Nachdem Scheherzad dem Sultan Scheherban diese Geschichte erzählt hatte, begann sie in der nächsten Nacht mit folgender





Funfhundert und neunundachtzigste Nacht.

Geschichte des Ali Kodjah, Kaufmanns von Bagdad.

Unter der Regierung des Chalifen Harun Arraschid lebte in Bagdad ein Kaufmann, Namens Ali Kodjah, der zwar nicht zu den reichsten, aber auch nicht zu den ärmsten gehörte, im Hause seiner Väter wohnte und weder Weib noch Kinder hatte. In der Zeit, da er, ganz sein eigener Herr, zufrieden vom Ertrag seines Handels lebte, hatte er drei Nächte hinter einander einen Traum, worin ihm ein ehrwürdiger Greis mit strengem Blick erschien und einen heftigen Verweis gab, weil er die vom Geses vorgeschriebene Wallfahrt nach Mekka noch nicht gemacht habe.

Dieser Traum beunruhigte Ali Kodjah und setzte ihn in große Verlegenheit. Als guter Muselman wußte er wohl, daß er zu der Wallfahrt verpflichtet war, aber da er ein Haus, eine Menge Geräthschaften und einen Laden besaß, so hatte er immer geglaubt, dies seyen hinlängliche Gründe, sie zu unterlassen und dagegen lieber Almosen und andere gute Werke zu stiften. Doch seit dem Traume peinigte ihn sein

Gewissen so sehr, daß er aus Furcht, es möchte ihm irgend ein Unglück zustoßen, sich entschloß, mit der Erfüllung dieser Pflicht nicht länger zu zögern.

Um seinen Plan noch im laufenden Jahre ausführen zu können, verkaufte Ali Kodjah zuerst seine Geräthschaften, sodann seinen Laden nebst dem größten Theil der darin enthaltenen Waaren, und behielt nur diejenigen, für die er in Mekka Absag hoffen konnte; sein Haus fand er Gelegenheit zu verpachten. Nachdem er Alles so angeordnet hatte, war er auf die Zeit, wo die Karavane von Bagdad nach Mekka aufbrechen wollte, reisefertig. Nur wollte er noch eine Summe von tausend Goldstücken, die ihn unterwegs bloß belästigt haben würde, in Sicherheit bringen: denn das Geld, das er für die Reisekosten und andere Bedürfnisse nöthig glaubte, hatte er bereits zur Seite gelegt.

Ali Kodjah wählte ein Gefäß von passender Größe aus, legte die tausend Goldstücke hinein und füllte es dann mit Oliven auf. Nachdem er es zuletzt wohl verschlossen hatte, brachte er es zu einem Kaufmann, der sein guter Freund war, und sagte zu ihm: „Bruder, du weißt, daß ich in einigen Tagen mit der Karavane die Wallfahrt nach Mekka antrete. Wolltest du nicht die Gefälligkeit haben, dieses Olivengefäß hier bis zu meiner Wiederverkehr in Verwahrung zu nehmen?“ Der Kaufmann antwortete darauf sehr verbindlich: „Da hast du den Schlüssel zu meinem Speicher, trage dein Gefäß selbst dahin und setze es nieder, wo du willst; ich verspreche dir, daß du es unverfehrt dort wieder antreffen wirst.“

Als der Tag zum Abgang der Karavane von Bagdad gekommen war, schloß sich Ali Kodjah mit einem Kameele, das er mit auserlesenen Waaren bepackt hatte und zugleich zum Reiten benutzte, an dieselbe an und kam glücklich nach Mekka. Dasselbst besuchte er mit den andern Wallfahrern jenen weltberühmten Tempel, zu dem jedes Jahr so viele Muselmänner von allen Nationen und allen Enden der Erde pilgern, um die von dem Gesez ihnen vorgeschriebenen Ceremonien zu erfüllen. Nachdem er seinen Pflichten als Wallfahrer Genüge gethan, stellte er seine Waaren aus, um sie zu verkaufen oder umzutauschen.

Zwei Kaufleute, welche vorübergingen und Ali Kodjah's Waaren erblickten, fanden dieselben so schön, daß sie stehen blieben und sie genauer in Augenschein nahmen, obshon sie ihrer nicht benöthigt waren. Als sie ihre Neugierde befriedigt hatten, sagte der Eine zum Andern beim Weggehen: „Wenn dieser Kaufmann wüßte, wie viel er mit seinen Waaren in Kahira gewinnen könnte, so würde er sie dorthin führen und nicht hier verkaufen, wo sie so wenig gelten.“



Ali Kodjah hörte diese Worte, und da man ihm schon tausendmal die Schönheiten Egyptens gerühmt hatte, so beschloß er alsbald, diese Gelegenheit zu benutzen und dahin zu reisen. Er packte daher seine Waaren wieder ein, und statt nach Bagdad zurückzukehren, schloß er sich der Karavane von Kahira an und nahm seinen Weg nach Egypten. In Kahira angelangt hatte er keine Ursache, diesen Entschluß zu bereuen, denn er fand daselbst seine Rechnung sehr gut und hatte binnen wenigen Tagen alle seine Waaren mit weit größerm Vortheil, als er hoffen konnte, verkauft. Er kaufte nun andere dafür ein, um damit nach Damaskus zu gehen, und während er, der größern Bequemlichkeit wegen, auf den Abgang einer Karavane wartete, die in sechs Wochen dahin aufbrechen sollte, besichtigte er nicht bloß alle Merkwürdigkeiten von Kahira, sondern besuchte auch die Pyramiden, fuhr eine ansehnliche Strecke den Nil hinauf und besah die berühmtesten Städte, die an den Ufern dieses Stromes lagen.

Da die Karavane auf ihrer Reise nach Damaskus den Weg über Jerusalem nahm, so benutzte unser Bagdader Kaufmann auch die Gelegenheit, den dortigen Tempel zu besuchen, der nächst dem in Mekka von allen Muselmännern für den heiligsten angesehen wird, daher die Stadt selbst den Namen „die heilige Stadt“ erhalten hat.

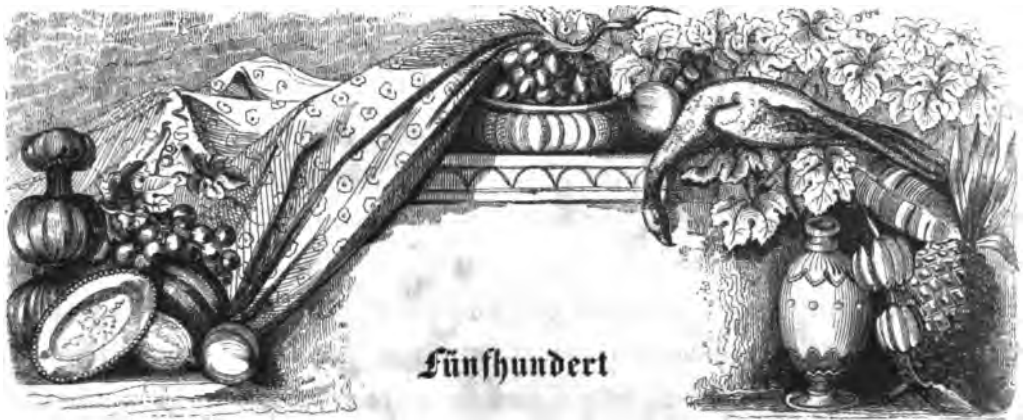
Ali Kodjah fand die Stadt Damaskus wegen ihres Reichthums an Wassern, ihrer schönen Wiesen und herrlichen Gärten so unendlich angenehm, daß Alles, was er bisher in unsern Geschichtsbüchern von der Schönheit und den Reizen derselben gelesen

hatte, ihm tief unter der Wahrheit zu stehen schien und er sich lange daselbst aufhielt. Da er demungeachtet nicht vergessen konnte, daß er aus Bagdad war, so reiste er endlich wieder ab und gelangte nach Halep, wo er ebenfalls einige Zeit verweilte; von da setzte er über den Euphrat und schlug die Straße nach Mussul ein in der Absicht, zur Beschleunigung seiner Abreise den Tigris hinabzufahren.

Als Ali Kodjah aber nach Mussul gekommen war, so hatten unterdessen die persischen Kaufleute, mit denen er von Halep gereist und in sehr freundschaftliche Verhältnisse getreten war, durch ihre Höflichkeiten und angenehmen Unterhaltungen so großen Einfluß über ihn gewonnen, daß sie ihn ohne Mühe überredeten, ihnen noch bis nach Schiras Gesellschaft zu leisten, von wo er dann leicht und mit bedeutendem Gewinn nach Bagdad zurückkehren könnte. So begleitete er sie denn nach den Städten Sultanieh, Kei, Koam, Ispahän und Schiras; aus Gefälligkeit ging er auch noch nach Indien mit ihnen und dann wieder zurück nach Schiras.

Scheherzad bemerkte den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht setzte sie ihre Erzählung folgendermaßen fort:





Fünshundert

und

neunzigste Nacht.



Auf diese Weise waren mit Inbegriff des Aufenthalts in jeder der genannten Städte seit Ali's Abreise von Bagdad bald sieben Jahre verflossen, als er sich endlich entschloß, dahin zurückzukehren. Der Freund, dem er das Olivengefäß anvertraut, hatte bisher weder an ihn, noch an das Gefäß mehr gedacht. Gerade um die Zeit aber, da Ali mit einer Karavane von Schiras her unterwegs war, speiste dieser Kaufmann, sein Freund, eines Abends im Kreise der Seinigen; das Gespräch kam unter Andern auf Oliven und seine Frau äußerte großes Verlangen, welche zu essen, denn sie sagte, es seyen schon lange Zeit keine mehr auf den Tisch gekommen.

„Ei,“ sagte der Kaufmann, „bei dem Wort Oliven fällt mir ein, daß Ali Kodjah mir vor sieben Jahren bei seiner Abreise nach Mekka ein damit angefülltes Gefäß übergeben und selbst in meinen Speicher getragen hat, um es bei seiner Rückkehr wieder in Empfang zu nehmen. Wo mag Ali Kodjah wohl geblieben seyn? Freilich sagte mir Einer, als die Karavane zurückkam, er sey nach Egypten abgereist; ohne Zweifel ist er dort gestorben, da er sich seit so vielen Jahren nimmer gezeigt hat, und wir können jetzt wohl die Oliven essen, wenn sie noch gut sind. Gebt mir eine Schüssel und ein Licht, ich will sogleich einige davon holen, damit wir sie kosten.“

„Lieber Mann,“ versetzte hierauf die Frau, „ich beschwöre dich beim Barte des Propheten, begehe diese schändliche Handlung nicht. Du weißt ja, daß nichts heiliger ist, als ein anvertrautes Gut. Freilich sagst du, es seyen schon sieben Jahre her, daß Ali Rodjah nach Mekka gegangen und nicht zurückgekehrt ist; man hat dir aber auch gesagt, daß er nach Egypten gereist sey, und du kannst nicht wissen, ob er von da nicht noch weiter gezogen ist. Jedenfalls hast du noch keine Nachricht von seinem Tode erhalten, und somit kann er schon morgen oder übermorgen zurückkommen. Welche Schande für dich und deine ganze Familie, wenn er wiederkäme und du ihm sein Gefäß nicht in demselben Zustande zurückgeben könntest, wie er es dir anvertraut hat! Ich erkläre dir, daß ich nach diesen Oliven durchaus kein Verlangen habe und nicht davon essen werde. Wenn ich davon gesprochen habe, so geschah es nur gesprächsweise. Glaubst du denn überhaupt, daß die Oliven nach so langer Zeit noch gut seyn werden? Gewiß sind sie alle schon verfault und verdorben. Und wenn nun Ali, wie eine dunkle Ahnung mir sagt, zurückkommt und bemerkt, daß du sie angerührt hast, was wird er dann von deiner Freundschaft und Treue schließen können? Deshalb bitte ich dich bei Gott, gib dein Vorhaben auf.“

Die Frau hielt bloß deswegen eine so lange Rede an ihren Mann, weil sie ihm seine Hartnäckigkeit auf dem Gesichte ansah. Er hörte auch wirklich nicht auf ihren guten Rath, sondern stand auf, nahm ein Licht und eine Schüssel und ging damit in seinen Speicher. „Nun so vergiß wenigstens nicht,“ rief ihm die Frau nach, „daß ich an dem, was du jetzt thust, durchaus keinen Theil habe, damit du mir nicht einstens die Schuld beimiffest, wenn du je Ursache haben solltest, es zu bereuen.“

Der Kaufmann blieb indeß auch gegen diese Worte taub und beharrte auf seinem Vorsatz. Als er in dem Speicher war, nahm er das Gefäß, hob den Deckel ab und fand die Oliven alle verfault. Um sich nun zu überzeugen, ob die untern eben so verdorben seyen wie die oberen, schüttete er einige davon in die Schüssel aus, und bei dieser Bewegung fielen etliche Goldstücke klingend mit hinein.

Beim Anblick der Goldstücke sah sich der Kaufmann, der von Natur habgüchtig und sehr neugierig war, das Gefäß genauer an und bemerkte, daß er fast alle Oliven in die Schüssel ausgeschüttet hatte und der übrige Inhalt eitel Gold vom schönsten Gepräge war. Er schüttete nun die Oliven wieder in's Gefäß hinein, deckte es zu und kehrte zu seiner Familie zurück.

„Weib,“ sagte, er als er zurückkam, „du hast Recht gehabt; die Oliven sind verfault und ich habe das Gefäß wieder so verschlossen, daß Ali Rodjah, wenn er



je zurückkommt, nicht merken kann, daß ich es angerührt habe.“ — „Du hättest besser gethan, auf mich zu hören,“ antwortete die Frau, „und es gar nicht zu berühren. Gott gebe, daß uns kein Unheil daraus erwachse.“

Auf den Kaufmann machten die letzten Worte seiner Frau so wenig Eindruck, als ihre frühern Ermahnungen. Er sann fast die ganze Nacht hindurch auf Mittel, sich Ali Rodjah's Gold anzueignen und die Sache so einzurichten, daß es ihm auch für den Fall bleiben müßte, wenn jener zurückkäme und sein Gefäß verlangte. Am andern Morgen ging er in aller Frühe aus, kaufte Oliven vom laufenden Jahr und trug sie in seinen Speicher. Nun warf er die alten Oliven aus Ali's Gefäß heraus, steckte das Gold zu sich und brachte es in Sicherheit. Hierauf füllte er das Gefäß mit den frischgekauften Oliven bis oben an, deckte es mit demselben Deckel wieder zu und stellte es wieder an den alten Platz.

Etwa einen Monat, nachdem der Kaufmann diese niederträchtige Handlung begangen hatte, die ihm so übel bekommen sollte, traf Ali Rodjah von seiner langen Reise wieder in Bagdad ein. Da er vor seiner Abreise sein Haus vermietet hatte, so stieg

er in einem Khan ab, wo er auf so lange eine Wohnung bezog, bis er seinem Miethsmann seine Ankunft angezeigt und dieser sich eine andere Wohnung besorgt haben würde.

Am andern Tag suchte Ali Kodjah seinen Freund, den Kaufmann, auf, der ihn mit einer Umarmung bewillkommte und große Freude über seine endliche Rückkehr nach so langer Abwesenheit bezeugte; denn, sagte er, er habe beinahe schon alle Hoffnung verloren gehabt, ihn je wieder zu sehen.

Nach den bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Begrüßungen bat Ali Kodjah den Kaufmann, er möchte ihm jetzt das Olivengefäß zurückgeben, das er bei ihm zur Verwahrung niedergelegt, und entschuldigen, daß er ihn damit belästigt habe.

„Mein theurer Freund Ali,“ antwortete der Kaufmann, „du hast durchaus keinen Grund, dich zu entschuldigen, denn dein Gefäß war mir nicht im geringsten lästig; auch hätte ich in einem ähnlichen Falle dich um die ganz gleiche Gefälligkeit gebeten. Hier hast du den Schlüssel zu meinem Speicher, hole es selbst, du wirst es noch an demselben Plage finden, wohin du es damals gestellt hast.“

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherzad mit folgenden Worten fortgesetzt wurde:





und

einundneunzigste Nacht.

Ali Kodjah ging in den Speicher des Kaufmanns, holte sein Gefäß ab und nachdem er ihm den Schlüssel zurückgegeben und nochmals für seine Gefälligkeit gedankt hatte, kehrte er nach dem Khan zurück, wo er wohnte. Hier machte er das Gefäß auf, steckte seine Hand so tief hinein, als die tausend Goldstücke liegen mußten, und verwunderte sich höchlich, sie nicht zu finden. Er glaubte, dies sey Täuschung, und um schnell allem Zweifel ein Ende zu machen, nahm er eine Anzahl von Schüsseln und andern Geschirren aus seiner Reisefüchse, schüttete sämtliche Oliven hinein, sah aber nicht ein einziges Goldstück. Darüber entsetzte er sich so sehr, daß er eine Weile wie angewurzelt stehen blieb; dann aber hob er seine Hände und Augen gen Himmel und rief: „Ist's möglich? Kann ein Mann, den ich für meinen besten Freund hielt, eine so schändliche Untreue an mir begangen haben?“

Voll Besorgniß, einen so bedeutenden Verlust erlitten zu haben, ging Ali Kodjah hierauf zu dem Kaufmann zurück. „Lieber Freund,“ sagte er zu ihm, „wundere dich nicht, daß ich so schnell wiederkomme. Ich gestehe, daß ich das Olivengefäß, das ich aus deinem Speicher abgeholt, als das meinige wieder erkannt habe; allein außer den Oliven hatte ich noch tausend Goldstücke hineingelegt, und diese finde ich nicht mehr.“

darin. Vielleicht warst du ihrer bedürftig und hast sie in deinem Geschäft angelegt? Wenn dies der Fall ist, so stehen sie dir auch ferner noch zu Dienste; nur bitte ich dich, daß du mich von meiner Unruhe befreist und mir einen Schuldschein ausstellst; du magst sie dann nach Bequemlichkeit wieder heimbezahlen."



Der Kaufmann, der auf diese Anrede schon gefaßt war, hatte sich auch schon eine Antwort darauf ausgedenkt. „Lieber Freund Ali,“ antwortete er, „habe ich denn damals, als du mir dein Olivengefäß brachtest, es auch nur angerührt? Habe ich dir nicht den Schlüssel zu meinem Speicher gegeben? Hast du es nicht selbst dahin getragen und hast du es nicht an demselben Orte, wohin du es gestellt, und zwar noch ganz in demselben Zustande und ganz eben so zugedeckt, wieder gefunden? Wenn du Gold hineingelegt hast, so muß es wohl noch darinnen seyn; du sagtest mir bloß, es seyen Oliven darin, und ich glaubte es. Mehr weiß ich nicht von der Sache; du kannst übrigens davon halten, was du willst: ich habe nichts angerührt.“

Ali Kodjah wandte alle möglichen Mittel an, um den Kaufmann zum Eingeständniß seines Unrechts zu vermögen. „Ich halte gern mit Jedermann Frieden,“ sagte er, „und es würde mir sehr wehe thun, wenn ich zu den äußersten Maßregeln schreiten müßte, die dir wenig Ehre vor der Welt machen würden. Bedenke doch, daß Kaufleute, wie wir, eher alles Andere fahren lassen müssen, als ihren guten Ruf. Ich sage dir noch einmal, es wäre mir im höchsten Grade unangenehm, wenn deine

Hartnäckigkeit mich nöthigen sollte, den Weg Rechtens einzuschlagen; denn ich habe von jeher lieber etwas von meinem Recht aufgeopfert, als meine Zuflucht zu den Gerichten genommen."

"Ali," erwiderte der Kaufmann, "du gestehst doch selbst ein, daß du ein Olivengefäß mir in Verwahrung gegeben hast; du hast es wieder geholt, hast es selbst weggetragen, und jetzt kommst du und forderst tausend Goldstücke von mir! Hast du mir denn gesagt, daß sie in dem Gefäß seyen? Ich weiß ja nicht einmal, ob Oliven darin waren, denn du hast sie mir nicht gezeigt. Warum forderst du nicht auch Perlen oder Diamanten? Laß dir einen Rath geben: gehe jetzt nach Hause, damit nicht alles Volk vor meinem Laden zusammenläuft."

Wirklich waren schon einige Leute stehen geblieben, und die letzten Worte des Kaufmanns, die in einem Tone gesprochen waren, der sich nicht mehr innerhalb der Grenzen der Mäßigung bewegte, hatten zur Folge, daß sich nicht bloß eine größere Anzahl von Menschen hier versammelte, sondern sogar die benachbarten Kaufleute aus ihren Läden herbeikamen, um sich nach der Ursache des Streites zu erkundigen und beide Männer wieder mit einander zu versöhnen. Als Ali Rodjah ihnen die Sache auseinander gesetzt hatte, fragten die Angesehensten den Kaufmann, was er darauf zu antworten habe?

Der Kaufmann gestand, daß er Ali's Gefäß in seinem Speicher aufbewahrt, läugnete aber, es jemals berührt zu haben, und schwor, er wisse bloß daher, daß Oliven darin gewesen seyen, weil Ali Rodjah es ihm gesagt; zugleich nehme er sie alle zu Zeugen des Schimpfs und der Beleidigung, die jener ihm in seinem eigenen Hause angethan habe.

"Du ziehst dir den Schimpf selbst zu," sagte hierauf Ali, indem er den Kaufmann beim Arm nahm; "aber da du so schändlich handelst, so fordere ich dich vor das Gesetz Gottes. Wir wollen sehen, ob du die Frechheit hast, vor dem Kadi dasselbe zu behaupten."

Bei dieser Vorladung, welcher jeder gute Muselmanne Folge leisten muß, wosfern er nicht gegen die Religion widerspenstig erscheinen will, wagte es der Kaufmann nicht, sich zu sträuben. "Ganz recht," sagte er, "eben das verlange ich; wir werden bald sehen, wer von uns Beiden Unrecht hat."

Ali Rodjah führte den Kaufmann vor den Richterstuhl des Kadi und klagte ihn an, ihm eine anvertraute Summe von tausend Goldstücken gestohlen zu haben; zugleich setzte er die ganze Sache so auseinander, wie wir bereits wissen. Der Kadi fragte

ihn, ob er Zeugen habe. Er antwortete, er habe diese Vorsichtsmaßregel nicht nöthig geglaubt, weil er denselben, dem er das Geld anvertraut, für seinen Freund gehalten und bisher als einen rechtlichen Mann gekannt habe.

Der Kaufmann führte zu seiner Verteidigung weiter nichts an, als was er Ali Kodjah schon in Gegenwart der Nachbarn gesagt hatte, und schloß mit der Erklärung, er sey bereit, durch einen Eid zu bekräftigen, daß nicht nur die Anklage wegen des Diebstahls von tausend Goldstücken falsch sey, sondern auch, daß er nicht einmal das Geringste davon gewußt habe. Der Kadi forderte ihm den Eid ab und entließ ihn sodann völlig freigesprochen.

Ali Kodjah, im Innersten ergrimmt, zu einer so bedeutenden Einbuße verurtheilt zu seyn, erklärte dem Kadi, daß er sich mit diesem Ausspruch nicht zufrieden gebe, sondern seine Klage bis vor den Chalifen Harun Arraschid bringen wolle, der ihm schon zu seinem Rechte verhelfen werde; der Kadi aber wunderte sich nicht über diese Widerseßlichkeit, sondern betrachtete sie bloß als die Wirkung der gewöhnlichen Erbitterung aller derer, die ihren Rechtshandel verloren haben. Er glaubte seine Pflicht vollkommen erfüllt zu haben, indem er einen Angeklagten, gegen den man keine Zeugen hatte aufstellen können, freisprach.

Während nun der Kaufmann voll Freude, über Ali Kodjah gesiegt und auf so leichte Art tausend Goldstücke bekommen zu haben, nach Hause ging, verfaßte dieser eine Bittschrift und nahm gleich den folgenden Tag die Zeit wahr, wo der Chalif nach dem Mittagsgebet aus der Moschee zurückkehren mußte. Er stellte sich in einer Straße ihm auf den Weg, und in dem Augenblick, wo er vorüberkam, erhob er den Arm und hielt die Bittschrift hoch empor, worauf ein Beamter, der dies Geschäft hatte und dicht vor dem Chalifen herging, sogleich aus dem Zuge heraustrat und ihm sein Schreiben abnahm, um es zu übergeben.

Scheherzad unterbrach ihre Erzählung, setzte sie aber in der nächsten Nacht folgendermaßen fort:





und

zweiundneunzigste Nacht.

Da Ali Kodjah wußte, daß der Chalif Harun Arraschid die Gewohnheit hatte, gleich nach seiner Rückkehr in den Palast die Bittschriften, die ihm auf diese Weise übergeben wurden, selbst zu lesen, so folgte er dem Zuge, trat in den Palast hinein und wartete, bis der Beamte, der ihm sein Schreiben abgenommen hatte, aus den Zimmern des Chalifen wieder herauskam. Beim Heraustreten sagte dieser Beamte zu ihm: der Chalif habe seine Bittschrift gelesen, und bezeichnete ihm zugleich die Stunde, da er ihn am andern Tage anhören wolle; sodann fragte er ihn nach der Wohnung des Kaufmanns und ließ diesem melden, er solle sich am andern Tag um dieselbe Stunde einfänden.

Am Abend desselben Tages machte der Chalif mit dem Großvezier Djasar und Masrur, dem Oberhaupt der Verschnittenen, alle Drei verkleidet, wieder seine gewöhnliche Runde durch die Stadt, wie ich meinem Herrn und König bereits gesagt habe, daß er von Zeit zu Zeit zu thun pflegte.

Indem er nun durch eine Straße ging, hörte er Lärm; er beschleunigte seine Schritte und kam an eine Thür, die in einen Hof ging, worin zehn bis zwölf Kinder im Mondschein noch spielten, wie er durch eine Ritze hindurch bemerken konnte.

Der Chalif war neugierig, welches Spiel die Kinder spielten, und setzte sich daher auf eine feinerne Bank, die sich gerade neben der Thüre befand. Da er nun



fortwährend durch die Ritze schaute, hörte er, wie eines der Kinder, welches das lebhafteste und aufgeweckteste von allen war, zu den andern sagte: „Wir wollen den Kadi spielen. Ich bin der Kadi und ihr müßt mir den Ali Kodjah und den Kaufmann, der ihm die tausend Goldstücke gestohlen hat, vorführen.“

Bei diesen Worten des Kindes erinnerte sich der Chalif an die Bittschrift, die ihm an demselben Tag überreicht worden war und die er noch nicht lange gelesen hatte. Er verdoppelte daher seine Aufmerksamkeit, um zu hören, wie der Urtheilspruch ausfallen würde.

Da der Streit zwischen Ali Kodjah und dem Kaufmann etwas ganz Neues war und in der ganzen Stadt Bagdad sogar unter den Kindern viel Aufsehen machte, so nahmen die übrigen Kinder den Vorschlag mit Freuden an und theilten die Rollen aus, die jedes spielen sollte. Niemand verwehrte es dem Knaben, der sich zu der Rolle des Kadi erboten, dieselbe zu übernehmen. Als er sich nun mit dem wichtigen Amtesgesicht eines Kadi gesetzt hatte, führte ein anderer, der einen Gerichtsdieners vorstellte, ihm zwei Knaben vor, von denen er den einen als Ali Kodjah, und den andern als den Kaufmann bezeichnete, gegen welchen Ali Klage führte.

Jetzt nahm der Kadi das Wort und fragte in gewichtigem Tone Ali Kodjah: „Ali Kodjah, was begehrt du von diesem Kaufmann?“

Der angebliche Ali Kodjah verbeugte sich tief und trug dann die Sache Punkt für Punkt dem Kadi vor; zuletzt bat er ihn demüthiglich, daß es ihm gefallen möge, mit seinem richterlichen Ansehen dazwischen zu treten, damit er nicht eine so bedeutende Summe einbüßen müsse.

Als der kleine Kadi den Kläger angehört hatte, wandte er sich nach dem Kaufmann und fragte ihn: warum er dem Ali Kodjah die Summe nicht zurückgebe, die er von ihm verlange?

Der angebliche Kaufmann brachte dieselben Gründe vor, die der wirkliche vor dem Kadi von Bagdad angeführt hatte, und verlangte gleichfalls, die Wahrheit seiner Aussage durch einen Eid bekräftigen zu dürfen.

„Wir wollen uns nicht übereilen,“ versetzte der Kadi; „bevor du schwörst, wünschte ich das Olivengefäß zu sehen. Ali Kodjah,“ fuhr er dann gegen den Knaben fort, der diese Rolle übernommen hatte, „hast du das Gefäß mitgebracht?“ Als dieser antwortete, er habe es nicht bei sich, so sagte er zu ihm: „Nun so gehe hin und hole es.“

Ali Kodjah verschwand auf einen Augenblick, kam dann wieder und that, als ob er vor den Kadi ein Gefäß hinstellte; zugleich erklärte er, dies sey dasselbe Gefäß, das er dem Beklagten zur Aufbewahrung gegeben und bei ihm wieder abgeholt habe. Um nichts, was zur herkömmlichen Form gehört, zu unterlassen, fragte der angebliche Kadi den angeblichen Kaufmann, ob er es ebenfalls für dasselbe erkenne, und da dieser durch sein Schweigen zu verstehen gab, daß er es nicht läugnen könne, so befahl er, es zu öffnen. Ali Kodjah that, als nähme er den Deckel ab, und der Kadi, als sähe er in das Gefäß hinein. „Recht schöne Oliven,“ sagte er dann, „ich will sie doch kosten.“ Darauf that er, als nähme er eine und koste sie, und fuhr nun fort: „Sie sind wirklich ganz vortreflich. Indeß glaube ich doch, daß Oliven, die man sieben Jahre lang aufgehoben hat, nicht mehr so gut seyn können. Man führe mir einmal einige Olivenhändler vor, um die Sache zu untersuchen.“ Zwei Kinder wurden sofort als Olivenhändler vorgeführt. Der Kadi fragte sie: „Seyd ihr Olivenhändler?“ und als sie geantwortet hatten: „Ja, dies ist unser Gewerbe,“ so fuhr er fort: „Sagt einmal, wisset ihr wohl, wie lange Oliven, wenn sie von sachverständigen Leuten eingelegt sind, sich gut und genießbar erhalten können?“

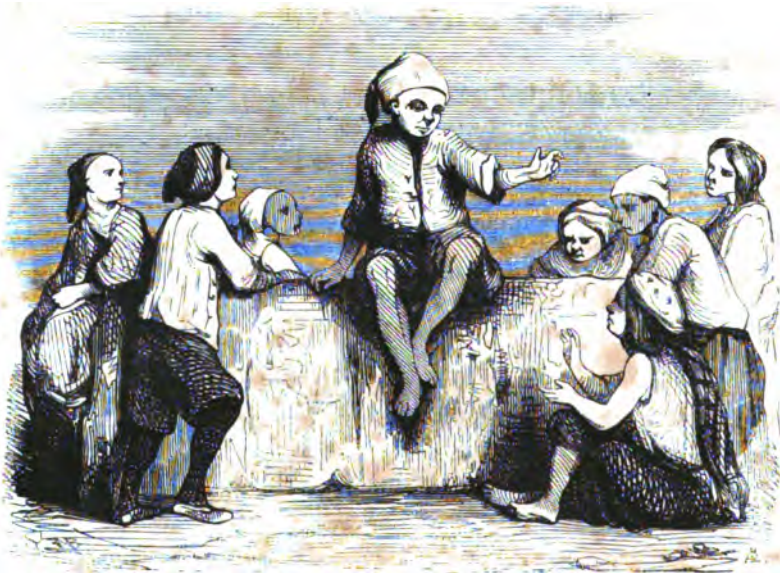
„Herr,“ antworteten die angeblichen Olivenhändler, „wenn man sie auch noch so sorgfältig einlegt und aufbewahrt, so taugen sie doch schon im dritten Jahre nimmer;

sie haben dann weder Geschmack noch Farbe mehr und man kann sie bloß wegwerfen.“ — „Wenn das der Fall ist,“ sprach der Kadi, „so sehet einmal dies Gefäß an und sagt mir, wie lange wohl die Oliven da eingelegt seyn können.“

Die Kaufleute thaten, als ob sie die Oliven untersuchten und kosteten, worauf sie dem Kadi erklärten, sie seyen noch ganz frisch und gut. „Da irrt ihr euch,“ erwiderte der Kadi, „dieser Ali Kodjah hier behauptet, er habe sie schon vor sieben Jahren in das Gefäß gelegt.“

„Herr,“ antworteten die Sachverständigen, „wir können versichern, daß es Oliven von diesem Jahre sind, und wir behaupten zugleich, daß unter allen Olivenhändlern in Bagdad kein einziger seyn wird, der nicht dasselbe Zeugniß ablegte, wie wir.“

Der Beklagte wollte gegen dieses Zeugniß der sachverständigen Kaufleute den Mund aufthun, allein der Kadi ließ ihm keine Zeit dazu, sondern sagte: „Schweig,



du bist ein Dieb; man hänge ihn auf!“ So endigten denn die Kinder mit großer Freude ihr Spiel, indem sie in die Hände klatschten und auf den angeblichen Verbrecher losstürzten, als wollten sie ihn zum Galgen führen.

Der Tag hinderte Scheherzad, weiter zu erzählen. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:



Fünfhundert

und

dreiundneunzigste Nacht.

Es läßt sich nicht beschreiben, wie sehr der Chalif Harun Arraschid die Weisheit und den Verstand des Knaben bewunderte, der ein so richtiges Urtheil über eine Sache gefällt hatte, die am andern Tag vor ihm selbst verhandelt werden sollte. Als er nun genug durch die Ritze geschaut hatte, stand er auf und fragte seinen Großvezier, der auf den Vorgang ebenfalls aufmerksam gewesen war, ob er das von dem Kinde gesprochene Urtheil gehört habe, und was er davon denke? „Beherrscher der Gläubigen,“ antwortete der Großvezier Djafar: „es kann Niemand über eine so seltene Klugheit in so zartem Alter mehr verwundert seyn, als ich.“

„Aber,“ fuhr der Chalif fort, „weißt du auch, daß ich morgen über dieselbe Sache zu entscheiden habe, und daß der wirkliche Ali Rodjah mir heute seine Bittschrift eingereicht hat?“ — „Ich erfahre es eben erst aus dem Munde meines Herrn,“ antwortete der Großvezier. „Glaubst du wohl,“ fragte der Chalif weiter, „daß ich darüber ein anderes Urtheil fällen könnte, als das, welches wir so eben gehört haben?“ — „Wenn der Fall derselbe ist,“ antwortete der Großvezier, „so glaube ich, daß mein Herr nicht anders verfahren und keinen andern Ausspruch thun kann.“ — „Merke dir dieses Haus wohl,“ sagte der Chalif weiter, „und führe das Kind morgen

zu mir, auf daß es dieselbe Angelegenheit in meiner Gegenwart wiederum entscheide. Melde auch dem Kadi, der den Dieb freigesprochen hat, er solle sich dabei einfinden, damit er aus dem Beispiele des Kindes sehe, was seine Pflicht sey, und sich in Zukunft bessere. Ferner will ich, daß du dem Ali Kodjah Wink geben lässest, er solle sein Olivengefäß mitbringen, und daß zwei Olivenhändler bei der Verhandlung zugegen sind.“ Während der Chalif diese Befehle gab, setzte er seine Kunde fort, wobei ihm diesmal nichts Bemerkenswerthes mehr aufstieß.

Am andern Tag ging der Großvezier Djasar in das Haus, wo der Chalif Zeuge von dem Spiel der Kinder gewesen war, und verlangte mit dem Herrn des Hauses zu sprechen. Da dieser ausgegangen war, so wies man ihn an die Frau. Er fragte sie, ob sie Kinder habe; sie antwortete: drei, und ließ sie alle vor ihn hintreten. „Ihr lieben Kinder,“ sagte der Großvezier zu ihnen, „wer von euch hat denn gestern Abend den Kadi gespielt?“ Der größte von den Knaben, der zugleich der älteste war, antwortete: er sey es gewesen, änderte aber die Farbe, da er nicht wußte, warum diese Frage gestellt wurde. „Mein Sohn,“ sagte der Großvezier, „komm' mit mir, der Beherrscher der Gläubigen wünscht dich zu sehen.“



Die Mutter erschrad gewaltig, als sie sah, daß der Großvezier ihren Sohn mitnehmen wollte. Sie fragte ihn: „Herr, will der Beherrscher der Gläubigen mit meinem Sohn entreißen?“ Der Großvezier beruhigte sie, indem er ihr versprach, sie werde ihren Sohn spätestens binnen einer Stunde wieder erhalten, und dann zu ihrem Vergnügen erfahren, warum er berufen worden sey. „Wenn dies wirklich so ist, Herr,“ erwiderte die Mutter, „so erlaube mir wenigstens, daß ich ihm zuvor ein schöneres Kleid anziehe, damit er auf anständigere Weise vor dem Beherrscher der Gläubigen erscheinen kann.“ Zugleich legte sie ihm ohne Säumen ein schöneres Kleid an.

Der Großvezier führte nun das Kind fort und stellte es dem Chalifen auf dieselbe Stunde vor, auf die er Ali Kodjah und den Kaufmann beschieden hatte.

Der Chalif bemerkte, daß das Kind etwas bestürzt war, und sagte daher, um es auf das, was er von ihm erwartete, vorzubereiten: „Komm' her, mein Sohn, tritt näher; also du hast gestern den Streit zwischen Ali Kodjah und dem Kaufmann, der ihm sein Geld gestohlen, entschieden? Ich habe dich gesehen, dir zugehört und bin wohl zufrieden mit dir.“ Der Knabe beruhigte sich jetzt und antwortete bescheiden, er sey es gewesen. „Mein Sohn,“ fuhr der Chalif fort, „ich werde dir heute den wahren Ali Kodjah und den wahren Kaufmann zeigen. Komm' her, setze dich zu mir.“

Mit diesen Worten nahm der Chalif den Knaben bei der Hand, setzte sich auf seinen Thron und das Kind zu seiner Seite; sodann fragte er, wo die streitenden Parteien seyen. Man ließ sie vortreten und nannte ihm ihre Namen, während sie sich niederwarfen und mit ihrer Stirne den Teppich berührten, welcher den Thron bedeckte. Als sie wieder aufgestanden waren, sagte der Chalif zu ihnen: „Jetzt trage Jeder seine Sache vor. Dies Kind hier wird euch anhören und Recht sprechen; sollte es sich in irgend einem Punkte verfehlen, so werde ich in's Mittel treten.“

Ali Kodjah und der Kaufmann sprachen nach einander; als aber der Kaufmann wieder denselben Eid abzulegen verlangte, den er schon vor dem Kadi geschworen hatte, so sagte das Kind, es sey noch nicht so weit, man müsse nothwendig vorher das Olivengefäß sehen.

Bei diesen Worten brachte Ali Kodjah das Gefäß, setzte es zu den Füßen des Chalifen und nahm den Deckel ab. Der Chalif besah die Oliven, nahm eine und kostete sie. Hierauf wurde das Gefäß den sachverständigen Kaufleuten, die man dazu berufen hatte, zur Untersuchung übergeben, und diese gaben den Bescheid, die Oliven seyen gut und vom laufenden Jahre. Das Kind sagte ihnen, Ali Kodjah behaupte, sie seyen schon vor sieben Jahren hineingelegt worden, worauf

sie dieselbe Antwort gaben, wie die Kinder, welche die Rolle sachverständiger Kaufleute gespielt hatten.

Obwohl nun der Beklagte einsah, daß die beiden sachverständigen Kaufleute sein Verdammungsurtheil ausgesprochen hatten, so wollte er gleichwohl noch allerlei zu seiner Vertheidigung anführen; das Kind hütete sich indeß wohl, ihn zum Aufhängen zu verurtheilen, sondern sah den Chalifen an und sagte: „Beherrscher der Gläubigen, dies ist kein Spiel mehr, sondern es kommt meinem Herrn zu, im Ernst zum Tode zu verurtheilen, nicht aber mir, der ich es gestern bloß zum Scherze that.“

Der Chalif, der nun vollkommen von der Unredlichkeit des Kaufmanns überzeugt war, ließ ihn sofort den Gerichtsdienern überantworten, um ihn zu hängen. Dies geschah auch, nachdem er zuvor angezeigt, wohin er die tausend Goldstücke versteckt hatte, die nun dem Ali Kodjah zurückgegeben wurden. Zuletzt aber gab dieser gerechte und billige Fürst dem Rabi, welcher den früheren Urtheilspruch gefällt hatte und auch zugegen war, die Mahnung, daß er von einem Kinde lernen solle, sein Amt pünktlicher zu verwalten; dann küßte er das Kind und schickte es mit einem Beutel von hundert Goldstücken, die er ihm zum Zeichen seiner Freigebigkeit einhändigen ließ, zu seiner Mutter zurück.

Die Sultantin Schehersad erzählte hierauf die Geschichte des Prinzen Achmed und der Fee Pari Banu. Sie begann dieselbe folgendermaßen:





Fünfhundert und vierundneunzigste Nacht.

Geschichte des Prinzen Achmed und der Fee Pori Banu. ¹

Herr, es war einmal ein Sultan, und zwar einer der Vorfahren meines Königs, der viele Jahre lang friedlich über Indien herrschte und noch in seinem hohen Alter die Freude hatte, an drei Prinzen, seinen Söhnen und würdigen Nachahmern seiner Tugenden, so wie an einer Prinzessin, die seine Nichte war, die Zierde seines Hofes zu besitzen. Der älteste von den Prinzen hieß Hussain, der zweite Ali, der jüngste Achmed, und die Prinzessin, seine Nichte, Nurunnihar. ²

Die Prinzessin Nurunnihar war die Tochter des jüngsten Bruders vom Sultan, der vom Sultan einen bedeutenden Jahresgehalt bezog, aber schon wenige Jahre nach seiner Vermählung gestorben war, und sie als zartes Kind hinterlassen hatte. In

¹ Zwei persische Worte, welche beide eine und dieselbe Bedeutung haben, nämlich: weiblicher Geist oder Fee.

² Ein arabisches Wort, mit der Bedeutung: Licht des Tages.

Rücksicht auf die brüderliche Freundschaft und treue Anhänglichkeit, die sein Bruder ihm stets bewiesen, hatte der Sultan die Tochter desselben in seinen eigenen Palast aufgenommen, um sie mit den drei Prinzen erziehen zu lassen. Mit einer ausnehmenden Schönheit und allen nur erdenklichen Vollkommenheiten des Körpers vereinigte diese Prinzessin einen außerordentlichen Verstand, und ihre fleckenlose Tugend zeichnete sie vor allen Prinzessinnen ihrer Zeit aus.

Der Sultan, als Oheim der Prinzessin, der sich längst vorgenommen hatte, sie, wenn sie einmal manubar geworden seyn würde, zu verheirathen und durch ihre Vermählung mit irgend einem benachbarten Fürsten ein Freundschaftsbündniß anzuknüpfen, dachte jetzt um so ernstlicher darauf, als er bemerkte, daß seine Söhne alle drei in leidenschaftlicher Liebe zu ihr entbrannten. Dies machte ihm viel Herzeleid, nicht sowohl, weil er dadurch verhindert wurde, das beabsichtigte Bündniß abzuschließen, sondern vielmehr, weil er die Schwierigkeit voraussah, sie über diesen Punkt zu vereinigen, und wenigstens die zwei Jüngeren zu bewegen, daß sie die Prinzessin dem Ältesten überlassen sollten. Er sprach mit Jedem von ihnen insbesondere, und nachdem er ihnen die Unmöglichkeit vorgestellt hatte, daß die Prinzessin alle Drei zugleich heirathen könne, sowie die Unruhen, die aus ihrem hartnäckigen Beharren entstehen würden, so bot er Alles auf, um sie zu überreden, daß sie entweder der Prinzessin die entscheidende Wahl unter ihnen überlassen, oder alle Drei von ihren Ansprüchen abstehen und zugeben sollten, daß sie mit einem auswärtigen Fürsten vermählt würde; sie selbst können ja auf andere Verbindungen denken, bei denen er ihnen durchaus Nichts in den Weg legen wolle. Da er aber eine unüberwindliche Hartnäckigkeit bei ihnen fand, so ließ er sie alle Drei vor sich kommen und sprach also zu ihnen: „Meine Söhne, da es mir nicht gelungen ist, euch zu euerm eigenen Wohl und zu eurer Ruhe zu überreden, daß ihr von euren Ansprüchen auf die Prinzessin, meine Nichte, abstehen möchtet, und da ich von meiner väterlichen Gewalt keinen Gebrauch machen und sie nicht Einem, mit Hintansetzung der beiden Andern, geben will, so glaube ich nunmehr, ein passendes Mittel gefunden zu haben, um euch zufrieden zu stellen und die pflichtschuldige Einigkeit unter euch zu bewahren, wenn ihr anders auf meine Worte hören und das ausführen wollet, was ich euch sagen werde. Ich halte es nämlich für angemessen, daß ihr auf Reisen gehet, und zwar Jeder allein und in ein anderes Land, so daß ihr nicht miteinander zusammentreffen könntet, und da ihr wisset, wie neugierig ich auf Alles bin, was für selten und einzig in seiner Art gelten kann, so verspreche ich meine Nichte Demjenigen, der mir die außerordentlichste und merkwürdigste Seltenheit mitbringen wird. Auf diese Weise kann



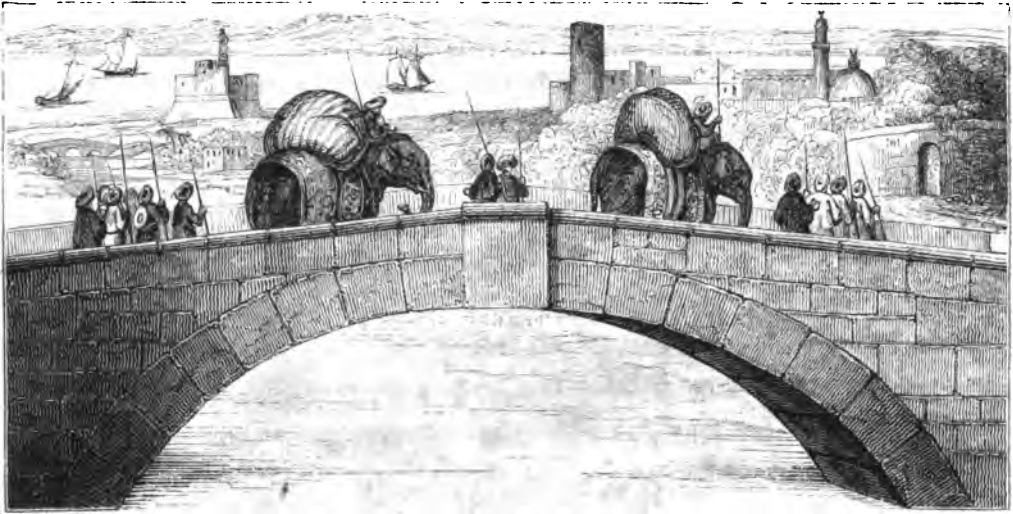
es der Zufall mit sich bringen, daß ihr selbst über die Vortreflichkeit der von euch mitgebrachten Sachen durch Vergleichung derselben urtheilen werdet, und dann werdet ihr hoffentlich so billig seyn, Demjenigen den Vorzug zu überlassen, der ihn verdient. Zur Bestreitung der Reisekosten und zum Ankauf der Seltenheiten, die ihr mitbringen wollet, werde ich Jedem von euch eine euerm Stande angemessene Summe mitgeben, die ihr aber nicht auf Reisegefolge oder Reisegeräthschaften verwenden dürfet; denn ihr würdet dadurch eure Abkunft verrathen und könntet leicht die Freiheit einbüßen, deren ihr nicht nur zur Ausführung euers Planes, sondern auch dazu bedürfet, um Alles, was eure Aufmerksamkeit verdient, beobachten und einen um so größeren Nutzen aus eurer Reise ziehen zu können.“

Da die drei Prinzen sich immer willig in die Wünsche des Sultans, ihres Vaters, gefügt hatten, und jeder sich schmeichelte, das Glück werde ihm günstig seyn und zum Besitz der Prinzessin Nurunnihar verhelfen, so gaben sie zur Antwort, sie seyen bereit, zu gehorchen. Der Sultan ließ ihnen ohne Aufschub die versprochene Summe ausbezahlen, und sie gaben noch an demselben Tage ihre Befehle, daß die Vorkehrungen zu ihrer Reise getroffen wurden; sodann nahmen sie Abschied von ihrem Vater, um sich am andern Morgen in aller Frühe auf den Weg machen zu können. Sie zogen alle Drei wohl beritten, mit allem Nöthigen versehen, als Kaufleute verkleidet, und

Jeder nur mit einem einzigen vertrauten Diener in Sklavenkleidern, zu demselben Thore hinaus und gelangten mit einander in die erste Nachtherberge, von wo sich dann der Weg nach drei Richtungen theilte. Als sie hier die Abendmahlzeit verzehrten, die sie sich hatten bereiten lassen, so verabredeten sie unter einander, daß ihre Reise ein Jahr dauern sollte, und bestellten sich wieder in dieselbe Herberge, mit der Bedingung, wer zuerst eintreffe, solle auf den Andern warten, und die Beiden dann auf den Dritten, so daß sie alle Drei, wie sie zugleich miteinander von ihrem Vater, dem Sultan, Abschied genommen hatten, ebenso bei ihrer Rückkehr wieder vor ihn treten könnten. Am andern Morgen stiegen sie mit Tagesanbruch, nachdem sie einander umarmt und sich gegenseitig glückliche Reise gewünscht hatten, zu Pferde und schlugen nun Jeder einen von den drei Wegen ein, ohne wegen der Wahl Streit zu bekommen.

Schehersad, welche bei diesen Worten vom Tag überrascht wurde, hielt inne, um in der nächsten Nacht also fortzufahren.





Fünfhundert und fünfundneunzigste Nacht.

Der Prinz Hussain, der älteste von den drei Brüdern, der viel von der wundervollen Größe und Macht, dem Reichthum und dem Glanze des Königreichs Bidnagar¹ gehört hatte, nahm seine Richtung nach dem indischen Meere, und nach einer Reise von etwa drei Monaten, wobei er sich an verschiedene Karavaneen angeschlossen und bald öde Wüsten und steile Berge durchzog, bald aber auch sehr bevölkerte, wohlbebaute und fruchtbare Gegenden, wie man sie nicht leicht an andern Theilen der Erde trifft,

¹ Das indische Königreich Bidnagar, auf der indischen Halbinsel, hatte eine sehr glänzende Periode während des fünfzehnten Jahrhunderts, und die Fürsten dieses Staats scheinen mittelbar oder unmittelbar fast ganz Südindien, wenigstens den im Süden vom Flusse Kistna gelegenen Theil, in ihrer Gewalt gehabt zu haben. Die portugiesischen Schriftsteller bezeichnen es bisweilen mit dem Namen Königreich Narfinga, dem Namen eines der mächtigsten Fürsten dieses Reichs. Die Hauptstadt Bidnagar wurde um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an den Ufern des Longbudra von zwei Brüdern gegründet, die ihr den Namen Bidjayanagara (Siegestadt) gaben, woraus nachher Bidnagar entstand. Das Königreich wurde im Jahr 1564 durch eine Coalition der vier muselmännischen Sultane von Bijapur, Golkonda, Ahmednagar und Berar zerstört. Nach einer Schlacht, in welcher der indische Fürst besiegelt und gelddet wurde, fiel seine Hauptstadt in die Gewalt der Muselmänner, welche das ganze Reich verheerten und unter sich theilten.

kam er nach Bisnagar, der Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs und dem gewöhnlichen Wohnsitz seiner Könige. Er kehrte in einem Khan ein, wo die fremden Kaufleute abzustiegen pflegten, und da er hörte, daß es hauptsächlich vier Orte in der Stadt gebe, wo die Kaufleute und Verkäufer aller Arten von Handelswaaren ihre Läden haben, so begab er sich gleich am folgenden Tage nach einem dieser Stadtviertel. In der Mitte desselben lag das Schloß oder vielmehr der Palast der Könige, der einen sehr bedeutenden Raum einnahm, und gleichsam den Mittelpunkt der Stadt bildete. Die Stadt aber hatte drei Ringmauern, und ihre Thore waren zwei volle Stunden Wegs von einander entfernt.



Der Prinz Hussain konnte das Stadtviertel, worin er sich befand, nicht ohne Bewunderung betrachten: es war sehr geräumig und in die Kreuz und Quers von mehreren Straßen durchschnitten, welche sämmtlich zum Schutz gegen die Sonnenhitze oben überwölbt, aber gleichwohl sehr hell waren. Die Kaufläden waren alle gleich

groß und hatten ganz die gleiche Form; die Läden derjenigen Kaufleute, welche die gleichen Artikel führten, waren nicht zerstreut, sondern in einer und derselben Straße beisammen; ebenso verhielt es sich auch mit den Buden der Handwerker.

Die Menge der Läden, die mit einer und derselben Art von Waaren angefüllt waren, wie z. B. mit den feinsten Schleiertüchern aus den verschiedenen Gegenden Indiens, mit buntbemalten Linnentüchern, worauf in den lebhaftesten Farben Menschen, Landschaften, Bäume und Blumen dargestellt waren, mit Seide- und Brokatstoffen aus Persien, China und andern Orten, mit Porcellan aus Japan und China, mit Fußteppichen von allen Größen — dies Alles überraschte ihn so sehr, daß er nicht wußte, ob er seinen eigenen Augen trauen durfte. Als er aber vollends zu den Läden der Goldschmiede und Juweliere kam (beide Gewerbe wurden nämlich von einer und derselben Klasse von Kaufleuten betrieben), da war er beim Anblick der ungeheuren Menge ausgezeichnete Gold- und Silberarbeiten ganz außer sich und wie geblendet vom Glanze der Perlen, Diamante, Smaragde, Rubine, Saphire und anderer Edelsteine, welche die Hülle und Fülle zum Verkauf ausgesetzt waren. Wenn er nun schon über die Aufhäufung so vieler Reichthümer an einem einzigen Orte verwundert war, so wuchs sein Erstaunen noch weit mehr, wenn er an den Reichthum des ganzen Königreichs dachte, denn er bemerkte, daß außer den Braminen und Tempeldienern, die es zu ihrem Berufe machten, fern von den Eitelkeiten der Welt zurückgezogen zu leben, im ganzen Reiche nicht leicht ein Indier oder eine Indierin zu sehen war, die nicht Hals- und Armbänder, ja sogar an den Schenkeln und Füßen Schmuck von Perlen und Edelsteinen gehabt hätten, deren Glanz um so mehr hervorleuchtete, als die Einwohner alle schwarz waren.

Eine andere Eigenthümlichkeit, die der Prinz Hussain bewunderte, war die große Menge von Rosenverkäufern, von denen alle Straßen wimmelten. Er dachte, die Indier müssen große Liebhaber von dieser Blume seyn, denn er sah auch nicht Einen, der nicht einen Rosenstock in der Hand oder einen Rosenkranz auf dem Kopf gehabt hätte, und namentlich standen in jedem Kaufladen mehrere Vasen mit diesen Blumen zu sehen, so daß das Stadtviertel trotz seines gewaltigen Umfangs ganz davon durchduftet war.

Als nun der Prinz Hussain voll Gedanken über die vielen Reichthümer, die sich seinen Augen darboten, sämmtliche Straßen dieses Stadtviertels durchwandelt hatte, fühlte er endlich das Bedürfnis, auszuruhen. Er gab dies einem Kaufmann zu erkennen, und der Kaufmann lud ihn sehr höflich ein, in seinen Laden zu treten und sich bei ihm zu setzen, was er denn auch annahm. Er war noch nicht lange da gesessen,

als er einen Ausrufer vorübergehen sah mit einem Teppich von etwa sechs Fuß in's Geviert, den er zum Preise von dreißig Beuteln¹ im Aufstreiche ausbot. Diesen Ausrufer beschied er zu sich und verlangte den Teppich zu sehen, der ihm nicht bloß



wegen seiner Kleinheit, sondern auch wegen seines sonstigen geringen Aussehens viel zu theuer ausgedoten schien. Als er ihn lange genug betrachtet hatte, sagte er zu dem Ausrufer, er könne nicht begreifen, wie man einen so kleinen und so unscheinbaren Teppich zu einem so hohen Preise feilbieten möge.

Der Tag hinderte Schebersad, weiter zu erzählen. In der folgenden Nacht aber fuhr sie also fort:

¹ Ein Beutel gilt etwa fünfzehnhundert Francs.



Fünfhundert

und

sechshundneunzigste Nacht.

Der Ausrufer, der den Prinzen Hussain für einen Kaufmann hielt, gab ihm zur Antwort: „Edler Herr, da dir dieser Preis schon übermäßig hoch vorkommt, so wirst du dich noch weit mehr wundern, wenn ich dir sage, daß ich Befehl habe, ihn bis auf vierzig Beutel zu steigern und bloß für diesen Preis und zwar gegen baares Geld abzulassen.“ — „Demnach,“ versetzte der Prinz Hussain, „muß er irgend eine mir unbekannte Eigenschaft haben, die ihm so viel Werth verleiht.“ — „Du hast es errathen, edler Herr,“ antwortete der Ausrufer, „und du wirst es mir selbst zugeben, wenn ich dir sage, daß man sich auf diesen Teppich nur zu setzen braucht, um überallhin, wo man nur wünscht, versetzt zu werden, und daß man augenblicklich an dem gewünschten Orte ist, ohne daß irgend ein Hinderniß in den Weg kommen kann.“

Bei diesen Worten dachte der indische Prinz, da der Hauptgrund seiner Reise doch nur sey, dem Sultan, seinem Vater, irgend eine außerordentliche und unerhörte Seltenheit zu bringen, so werde er nicht leicht etwas habhaft werden können, das dem Sultan größere Freude machen könne. „Wenn dieser Teppich,“ sagte er zu dem Ausrufer, „wirklich die Eigenschaft hätte, die du rühmst, so würde ich den dafür verlangten Preis von vierzig Beuteln keineswegs zu hoch finden und könnte mich wohl

entschließen, diese Summe dafür zu bezahlen; außerdem würde ich dir noch ein Geschenk machen, mit dem du gewiß zufrieden seyn könntest." — „Edler Herr,“ antwortete der Ausrufer, „ich habe dir die Wahrheit gesagt und werde dich leicht davon überzeugen können, sobald du unter der Bedingung, daß ich dich eine Probe sehen lasse, den Handel eingegangen haben wirst. Da du die vierzig Beutel nicht hier hast, und ich dich doch, um sie in Empfang zu nehmen, nach dem Khan begleiten muß, wo du als Fremder abgestiegen seyn wirst, so laß uns mit Erlaubniß des Herrn vom Laden in den Hinterladen treten; dort will ich den Teppich ausbreiten, und wenn wir Beide, du und ich, darauf sitzen und du den Wunsch ausgesprochen haben wirst, mit mir nach deinem Zimmer im Khan versetzt zu werden, und dies nicht auf der Stelle in Erfüllung geht, so soll der Handel null und nichtig und du zu nichts verpflichtet seyn. Was das Geschenk betrifft, so werde ich es, da meine Mühe mir von dem Verkäufer bezahlt werden muß, als eine Gnade annehmen, die du mir erzeigst, und wofür ich dir immer verpflichtet seyn werde.“

Der Prinz vertraute auf die Redlichkeit des Ausrufers, ging den Vorschlag ein und schloß unter der eben erwähnten Bedingung den Handel ab. Hierauf trat er mit Erlaubniß des Kaufmanns in den Hintergrund des Ladens, wo der Ausrufer den Teppich ausbreitete. Sie setzten sich Beide darauf und kaum hatte der Prinz den Wunsch ausgesprochen, nach seinem Zimmer im Khan versetzt zu werden, so befanden sich Beide dort und zwar ohne im Mindesten aus ihrer Lage gekommen zu seyn. Da er nun keiner weitem Zeugnisse für die Wunderkraft des Teppichs mehr bedurfte, so bezahlte er dem Ausrufer die Summe von vierzig Beuteln in Gold aus und fügte für ihn noch ein Geschenk von zwanzig Goldstücken hinzu.

So war denn nun der Prinz Hussain Besitzer des Teppichs und ungemein erfreut, gleich bei seiner Ankunft in Bisnagar ein so seltenes Stück an sich gebracht zu haben, das ihm, wie er nicht zweifelte, die Hand der Prinzessin Nurunnihar verschaffen mußte. Er hielt es in der That für unmöglich, daß seine beiden jüngeren Brüder etwas von ihrer Reise mitbringen könnten, was mit seinem glücklichen Funde nur entfernt in Vergleichung kommen dürfte. Auch hätte er sich jetzt sogleich auf seinen Teppich setzen und nach dem verabredeten Zusammenkunftsorte verfügen können; allein er hätte dann zu lange auf sie warten müssen, und da er ohnehin neugierig war, den König von Bisnagar und seinen Hof zu sehen, zugleich aber auch die Streitkräfte, Gesetze, Gewohnheiten, Religion und den Zustand des ganzen Reiches kennen zu lernen, so beschloß er, einige Monate auf Befriedigung seiner Neugierde zu verwenden.

Der König von Bisnagar hatte die Gewohnheit, den fremden Kaufleuten jede Woche einmal Zutritt zu seiner Person zu gestatten. Unter diesem Namen sah ihn der Prinz Hussain, der durchaus nicht für das gelten wollte, was er war, mehrere Male, und da er nicht nur sehr hübsch von Gestalt war, sondern auch ungemein viel Verstand und feine Geistesbildung besaß, wodurch er sich vor den andern Kaufleuten, die mit ihm vor dem König erschienen, auszeichnete, so wandte sich dieser vorzugsweise an ihn, wenn er über die Person des Sultans von Indien, über die Streitkräfte, den Reichthum und die Verwaltung seines Reichs Erkundigung einziehen wollte.

Die übrigen Tage verwandte der Prinz dazu, die Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgegend zu besichtigen. Unter andern bewundernswürdigen Dingen sah er auch einen Götzentempel, der einzig in seiner Art und ganz aus Erz erbaut war. Seine Grundfläche betrug zehn Ellen in's Gevierte, seine Höhe fünfzehn Ellen: die größte Schönheit darin aber war ein Götzenbild in menschlicher Größe aus gediegenem Gold, das als Augen



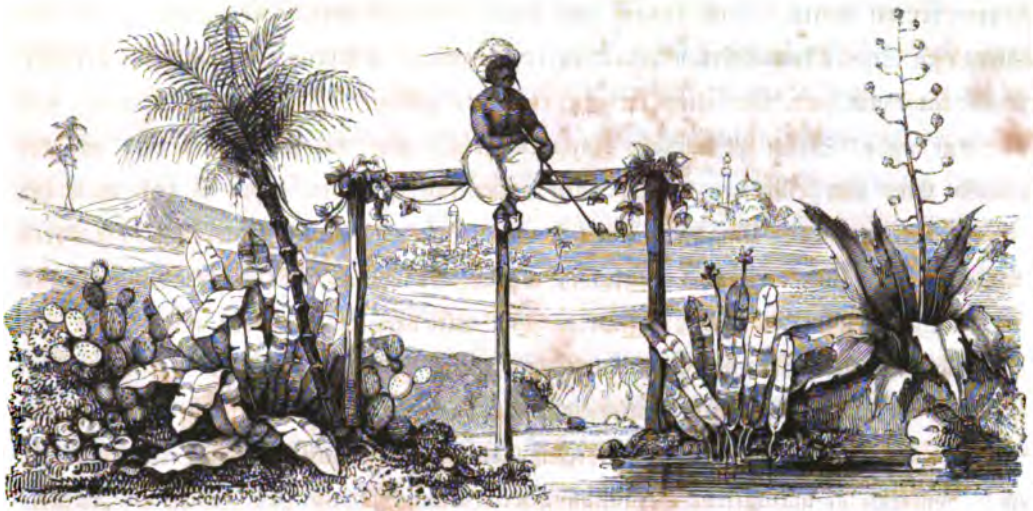
zwei Rubine hatte und zwar so künstlich angebracht, daß Jeder, der es betrachtete, gleichviel von welcher Seite, der Meinung war, es richte die Augen auf ihn. Dann sah er noch einen, der nicht minder Bewunderung verdiente, in einem Dorfe. Es war da nämlich eine Ebene von etwa zehn Morgen Landes, die aus einem einzigen köstlichen, mit Rosen und andern anmuthigen Blumen übersäeten Garten bestand, und dieser ganze

Raum war mit einer kleinen Mauer von der Höhe eines Geländers umgeben, um die Thiere des Feldes abzuwehren. Mitten in der Ebene erhob sich eine mannhöhe Terrasse, die so kunstreich und sorgfältig mit in einander gefügten Steinen bedeckt war, daß Jedermann glaubte, es sey nur ein einziger Stein. Der Tempel, der mitten auf der Terrasse stand und eine Kuppelform hatte, war fünfzig Ellen hoch, so daß man ihn mehrere Meilen in der Umgegend sehen konnte. Seine Länge betrug dreißig, die Breite zwanzig Ellen, und der rothe Marmor, woraus er erbaut war, war außerordentlich fein und glänzend. Das Kuppelgewölbe war mit drei Reihen sehr anmuthiger und geschmackvoller Gemälde geschmückt und der ganze Tempel von oben bis unten mit einer Menge anderer Gemälde, halberhabnem Bildwerk und Götzenbildern angefüllt.

Morgens und Abends wurden in diesem Tempel abergläubische Ceremonien begangen, auf welche Spiele, musikalische Vergnügungen, Gesänge, Tänze und Festschmäuse folgten. Die Diener des Tempels und die Bewohner des Orts leben bloß von den Opfern, welche die zahllosen Pilger aus den entferntesten Gegenden des Reichs unaufhörlich dahin bringen, um ihre Gelübde zu erfüllen.

Scheersad unterbrach ihre Erzählung, um in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzufahren:





Fünfhundert und siebenundneunzigste Nacht.

Der Prinz Hussain war auch noch Zuschauer eines feierlichen Festes, das alle Jahre am Hof von Bishnagar begangen wird, und wobei die Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der festen Plätze, die Vorsteher und Richter der Städte, sowie die durch ihre Gelehrsamkeit berühmtesten Braminen sich einfinden müssen. Einige von ihnen kommen aus so weiter Ferne, daß sie nicht weniger als vier Monate zu ihrer Reise brauchen. Die Versammlung besteht aus einer unzähligen Menge von Indiern und findet sich auf einer ungeheuren Ebene ein, wo sie einen überraschenden Anblick darbietet, so weit das Auge reicht. Mitten in der Ebene befand sich ein sehr langer und breiter Platz, auf einer Seite durch ein prächtiges Gebäude begrenzt in Form eines Gerüstes, das neun Stockwerke hatte, von vierzig Säulen getragen wurde und für den König, den Hof und diejenigen Fremden bestimmt war, denen er wöchentlich einmal die Ehre erwies, sie vorzulassen. Im Innern war es prächtig geschmückt und mit Geräthschaften versehen, von Außen mit Landschaften bemalt, worin man alle Arten von Thieren, Vögeln, Insekten, selbst Fliegen und Mücken, ganz nach der Natur abgebildet sah. Die drei übrigen Seiten des Platzes waren von andern Gerüsten eingefast, die wenigstens vier bis fünf Stockwerke hatten, und eines beinahe wie das

andere bemalt waren. Auch hatten diese Gerüste das Eigenthümliche, daß man sie von Stunde zu Stunde herumdrehen und dadurch ihr ganzes Ansehen, sowie ihre Verzierungen verändern konnte.

Auf allen Seiten des Plazes standen in kurzen Zwischenräumen von einander tausend Elephanten mit den prachtvollsten Harnischen, jeder mit einem viereckigen Thurm von vergoldetem Holz auf dem Rücken, worin sich Tonspieler oder Tänzer befanden. Rüssel, Ohren und die übrigen Theile dieser Elephanten waren mit Zinnober und andern Farben bemalt, so daß sie ein gar seltsames Aussehen darboten.

Was bei diesem ganzen Schauspiel dem Prinzen am meisten Bewunderung einflößte für die Betrieffsamkeit, Geschicklichkeit und den Erfindungsgeist der Indier, war ein überaus großer und gewaltiger Elefant, der mit seinen vier Füßen oben auf einem senkrecht aufgerichteten, zwei Fuß hohen Ständer stand, und nach dem Tact der Musik mit seinem Rüssel in der Luft herumsucht. Nicht minder bewunderte er einen andern eben so gewaltigen Elephanten, der auf dem einen Ende eines quer über einen zehn Fuß hohen Ständer gelegten Balkens stand, an dessen anderem Ende ein ungeheurer



Stein als Gegengewicht befestigt war, so daß er mittelst desselben bald höher, bald tiefer vor dem Könige und dem ganzen Hofe durch die Bewegungen seines Körpers und Rüssels, gleich wie der andere Elefant, den Tact der Musik angab. Die Indier hatten nämlich zuerst den Stein als Gegengewicht angebunden, sodann das gegenüberstehende Ende zur Erde hinabgebogen und den Elephanten hinaufstreten lassen.

Der Prinz Hussain hätte sich noch länger am Hof und im Reich Visnagar aufhalten können; eine Unzahl anderer Wunderdinge hätte ihn gewiß bis zum letzten Tage des Jahres, auf welchen er und seine Brüder sich beschieden hatten, angenehm unterhalten; allein da er durch das, was er gesehen hatte, vollkommen befriedigt, überdies beständig mit dem Gegenstand seiner Liebe beschäftigt war, und da seit der neuen Erwerbung, welche er gemacht, die Schönheit und die Reize der Prinzessin Nurunnihar die Heftigkeit seiner Leidenschaft von Tag zu Tag steigerten, so glaubte er, sein Gemüth würde ruhiger werden und er selbst seinem Glücke näher seyn, wenn er durch eine geringere Entfernung von ihr getrennt wäre. Er bezahlte daher dem Wirth des Rhans den Miethzins für sein Zimmer, bezeichnete ihm die Stunde, wo er den Schlüssel dazu an der Thüre abholen könne, und ohne sich über seine weiteren Vorbereitungen zur Abreise auszusprechen, ging er auf sein Zimmer zurück, schloß es hinter sich zu und ließ den Schlüssel stecken. Hierauf breitete er den Teppich aus und setzte sich mit seinem Begleiter darauf. Sodann sammelte er seine Gedanken, und kaum hatte er recht ernstlich gewünscht, in die Herberge versetzt zu werden, wo er mit seinen Brüdern zusammentreffen sollte, als er auch schon bemerkte, daß er dort war. Er kehrte also da ein, gab sich für einen Kaufmann aus und wartete auf die Andern.

Indeß hatte Hussains jüngerer Bruder, Prinz Ali, der, um dem Plane des Sultans von Indien zu entsprechen, eine Reise nach Persien machen wollte, sich schon drei Tage nach der Trennung von seinen beiden Brüdern einer Karavane angeschlossen und war mit derselben nach diesem Lande abgegangen. Nachdem er beinahe vier Monate unterwegs gewesen, kam er endlich nach Schiras, welches dazumalen die Hauptstadt des Königreichs Persien war. Da er auf der Reise mit einer kleinen Anzahl von Kaufleuten Bekanntschaft und Freundschaft geschlossen hatte, ohne sich jedoch für etwas Anderes als einen Juwelenhändler auszugeben, so stieg er auch in einem und demselben Rhan mit ihnen ab.

Am folgenden Tag, während die Kaufleute ihre Waarenballen öffneten, zog der Prinz Ali, der nur zu seinem Vergnügen reiste und sich bloß mit dem zu seiner Bequemlichkeit erforderlichen Reisegepäck versehen hatte, andere Kleider an und ließ sich nach dem Stadtviertel führen, wo Edelgesteine, Gold- und Silberarbeiten, Brokat, Seidenstoffe, feine Schleiertücher und andere überaus seltene und kostbare Waaren zum Verkauf ausgestellt standen. Dieser sehr geräumige und auf die Dauer gebaute Ort war oben überwölbt, und das Gewölbe wurde von starken Pfeilern getragen, die Buden aber waren theils um dies herum, theils den Mauern entlang, sowohl von innen, als

von außen angelegt. Der Ort selbst war in Schiras allgemein unter dem Namen Befaſtan bekannt. Prinz Ali durchſtreifte alſo den Befaſtan ſogleich nach allen Seiten, in die Länge und Breite, und aus der erſtaunlichen Menge koſtbarer Waaren, die er da ausgelegt ſah, ſchloß er mit Bewunderung auf die Reichthümer, welche innerhalb der Läden aufgehäuft ſeyn mußten. Unter den vielen Ausrufern, die beſtändig hin und her gingen und verſchiedene Sachen zum Kauf ausboten, ſah er zu ſeiner nicht geringen Verwunderung auch einen, der ein elfenbeinernes Rohr in der Hand hielt, welches etwa einen Fuß lang und etwas dicker als ein Daumen war, und daſſelbe zu dreißig Beuteln ausrief. Im Anfang glaubte er, der Ausrufer ſey nicht recht bei Verſtand. Um ſich nun darüber Auskunft zu verſchaffen, trat er an den Laden eines Kaufmanns und ſagte zu dieſem, indem er auf den Ausrufer deutete: „Herr, ich bitte dich, ſage mir, ob ich mich nicht täuſche: iſt der Mann dort, der ein kleines, elfenbeinernes Rohr zu dreißig Beuteln ausruft, wohl bei gutem Verſtande?“ — „Herr,“ antwortete der Kaufmann, „wenn er ihn nicht anders ſeit geſtern verloren hat, ſo kann ich dich verſichern, daß dieſer der klügſte und geſuchteſte von allen unſern Ausrufern iſt, und daß er das größte Vertrauen genießt, wenn es ſich um den Verkauf von ſehr werthvollen Gegenſtänden handelt. Was indeß das Rohr betrifft, das er zu dreißig Beuteln ausruft, ſo muß daſſelbe wohl aus irgend einem nicht in die Augen fallenden Grunde dieſen großen, ja vielleicht einen noch größeren Werth haben. Der Mann wird im Augenblick wieder hier vorbeikommen, dann wollen wir ihn hercinrufen, und du magſt dich ſelbſt von der Sache überzeugen. Setz dich einſtweilen auf meinen Sopha und ruhe ein wenig aus.“

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg. In der nächſten Nacht aber ſetzte ſie ihre Erzählung mit folgenden Worten fort:





Fünfhundert und achtundneunzigste Nacht.

Der Prinz Ali lehnte das höfliche Anerbieten des Kaufmanns nicht ab, und kaum war er eine Weile dageseffen, als der Ausrufer wieder vorbei kam. Der Kaufmann rief ihn bei Namen und er trat herein. Hierauf sagte der Kaufmann zu ihm, indem er auf den Prinzen wies: „Antworte einmal diesem Herrn, der mich fragt, ob du wohl bei Sinnen seyest, daß du ein elfenbeinernes Rohr, das so unscheinbar aussieht, zu dreißig Beuteln ausbietet. Ich selbst würde mich darüber wundern, wenn ich nicht wüßte, daß du ein verständiger Mann bist.“ Der Ausrufer wandte sich jetzt an den Prinzen und sagte zu ihm: „Edler Herr, du bist nicht der Einzige, der mich wegen dieses Rohres für einen Thoren ansieht; du magst übrigens selbst urtheilen, ob ich einer bin, wenn ich dir seine Eigenschaft gesagt haben werde, und dann hoffe ich, daß du ein eben so hohes Gebot darauf thun wirst, wie Diejenigen, denen ich es bis jetzt gezeigt, und welche dieselbe üble Meinung von mir hatten, wie du.

„Vor Allem, Herr,“ fuhr der Ausrufer fort, indem er dem Prinzen das Rohr überreichte, „mußt du wissen, daß dieses Rohr an jedem Ende ein Glas hat und man nur durch eines dieser Gläser zu sehen braucht, um sogleich Alles zu erblicken, was man nur wünscht.“ — „Ich bin bereit, dir feierliche Genugthuung zu geben,“ antwortete Prinz Ali, „wenn du mir die Wahrheit dessen, was du behauptest, darthun kannst.“ Da er nun das Rohr in der Hand hatte, so besah er sich die beiden Gläser und fuhr dann fort: „Zeig’ mir doch, wo ich hineinschauen muß, um mir darüber Aufklärung zu verschaffen.“ Der Ausrufer zeigte es ihm; der Prinz sah hinein, und da es ihn nach

dem Anblick des Sultans von Indien, seines Vaters, verlangte, so sah er ihn in vollkommenster Gesundheit mitten unter seinem Reichsrathe auf dem Throne sitzen. Sodann wünschte er, da er nächst dem Sultan nichts Lieberes auf der Welt hatte, als die Prinzessin Nurunnihar, auch diese zu sehen, und erblickte sie sogleich an ihrem Pustische sitzend, umgeben von ihren Frauen, lachend und in der heitersten Laune.



Der Prinz Ali verlangte keine andere Probe, um sich zu überzeugen, daß dieses Rohr die kostbarste Sache nicht nur in der Stadt Schiras, sondern auf der ganzen Welt sey, und er glaubte, wenn er es unterließ, dasselbe zu kaufen, so würde er nie mehr weder zu Schiras, und wenn er zehn Jahre da bliebe, noch sonstwo eine ähnliche Seltenheit antreffen, die er von seiner Reise mitbringen könnte. Er sagte daher zu dem Ausrufer: „Ich nehme meine unvernünftige Ansicht, die ich von deinem Verstande hatte, zurück, glaube aber, daß es dir hinlängliche Genugthuung seyn wird, wenn ich mich erbiere, das Rohr zu kaufen. Da ich es nicht gerne in andere Hände kommen lassen möchte, so sag' mir den Preis, den der Verkäufer dafür haben will, ganz genau, und gib dir fortan keine Mühe mehr, mit diesem Rohr deine Füße müde zu gehen und es auszurufen.

Du brauchst nur mit mir zu kommen, so werde ich dir die Summe ausbezahlen.“ Der Ausrufer betheuerte mit einem Eid, er habe Befehl, es um vierzig Beutel zu verkaufen, und im Fall er daran zweifle, so wolle er ihn selbst zum Verkäufer führen. Der indische Prinz glaubte seinem Wort, nahm ihn mit sich nach Hause, und als sie in seiner Wohnung im Khan angelangt waren, bezahlte er ihm die vierzig Beutel in schönen Goldstücken aus und wurde auf diese Art Besitzer des eisenbeinernen Rohres.

Der Prinz Ali war über diesen Kauf um so mehr erfreut, als er fest überzeugt war, seine Brüder können nichts so Seltenes und Bewundernswürdiges gefunden haben, und folglich werde die Prinzessin Nurunnihar der Lohn für die Beschwerden seiner Reise seyn. Er dachte jetzt bloß noch darauf, unerkannt den Hof von Persien, so wie die Merkwürdigkeiten der Stadt Schiras und ihrer Umgegend, kennen zu lernen, bis die Karavane, mit welcher er gekommen war, nach Indien zurückreisen würde. Er hatte seine Neugierde vollkommen befriedigt, als die Karavane Anstalten zur Abreise traf, und der Prinz ermangelte nicht, sich ihr anzuschließen und mit ihr auf den Weg zu machen. Kein Unfall störte oder unterbrach die Reise, und ohne weitere Unbequemlichkeit, als die Beschwerden eines so langen Weges, kam er glücklich an dem verabredeten Orte an, wo der Prinz Hussain bereits eingetroffen war. Der Prinz Ali traf ihn dort, und sie warteten nun gemeinschaftlich auf ihren Bruder Achmed.

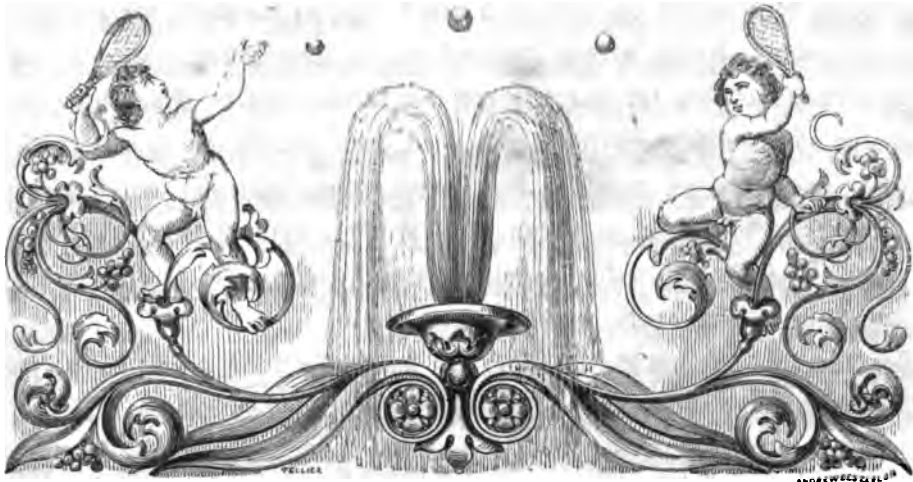
Prinz Achmed hatte den Weg nach Samarkand eingeschlagen, und gleich am ersten Tage nach seiner Ankunft war er, wie seine beiden Brüder, nach dem Bessan gegangen. Auch hatte er diesen Ort kaum betreten, als sich ein Ausrufer, mit einem künstlichen Apfel in der Hand, ihm nähete und denselben zu fünfunddreißig Beuteln ausrief. Er hielt den Mann an und sagte zu ihm: „Zeig' mir einmal diesen Apfel und sage mir, welche so außerordentliche Kraft oder Eigenschaft er hat, daß er zu so hohem Preise ausgerufen wird.“ Der Ausrufer gab ihm den Apfel in die Hand, daß er ihn untersuchen möchte, und sagte dann zu ihm: „Edler Herr, wenn man diesen Apfel bloß nach seinem Aussehen beurtheilt, so ist er freilich sehr gering; zieht man aber die Eigenschaften, Kräfte und den bewundernswürdigen Gebrauch, den man zum Wohle der Menschheit davon machen kann, in Erwägung, so muß man sagen, daß er eigentlich mit keinem Preis bezahlt werden kann, und gewiß ist, daß sein Besitzer einen wahren Schatz besitzt. In der That gibt es keine tödtliche Krankheit, anhaltendes Fieber, Fleckfieber, Seitenstechen, Pest oder wie sie sonst heißen mögen, welche durch diesen Apfel nicht sogleich geheilt würde; ja, wenn Einer schon in den letzten Zügen liegt, so gibt er ihm die Gesundheit auf der Stelle so vollständig zurück, wie wenn er

nie in seinem Leben krank gewesen wäre. Und zwar geschieht dies auf die allerleichteste Art von der Welt, denn man darf weiter nichts thun, als den Kranken daran riechen lassen.“

„Wenn man dir glauben darf,“ antwortete der Prinz Achmed, „so ist dies freilich ein Apfel von wunderbarer Kraft, ja, man darf wohl sagen, ganz unschätzbar; aber wie kann ein ehrlicher Mann, wie ich, der ihn gerne kaufen möchte, sich überzeugen, daß bei deiner Lobpreisung des Apfels weder Lüge, noch Uebertreibung mitunterläuft?“

Scheherzad schwieg, um in der folgenden Nacht also fortzufahren:





Fünfhundert und nennundneunzigste Nacht.

„Herr,“ erwiderte der Ausrufer, „die Sache ist in der ganzen Stadt Samarkand bekannt und bewährt, und du darfst, ohne weiter zu gehen, nur die hier versammelten Kaufleute befragen; sie werden alle darin übereinstimmen, und mehrere von ihnen werden bekennen, daß sie selbst nicht mehr leben würden, wenn sie sich nicht dieses vortrefflichen Mittels bedient hätten. Um dir einen Begriff beizubringen, was du davon zu denken hast, so wisse, daß es die Frucht der Studien und Nachtwachen eines sehr berühmten Weltweisen aus dieser Stadt ist, der sich sein ganzes Leben hindurch der Erforschung der Pflanzen und Mineralien widmete, und endlich diese zusammengesetzte Masse hier daraus bereitete, vermittelt welcher er so wundervolle Kuren in dieser Stadt gemacht hat, daß sein Andenken hier niemals in Vergessenheit kommen wird. Vor Kurzem raffte ihn der Tod so schnell weg, daß er selbst nicht mehr Zeit hatte, von seinem Universalmittel Gebrauch zu machen, und seine Wittwe, der er nur ein geringes Vermögen, dagegen einen Haufen von kleinen Kindern hinterließ, hat sich endlich entschlossen, den Apfel verlaufen zu lassen, um sich mit ihrer Familie etwas bequemer einrichten zu können.“

Während der Ausrufer den Prinzen Achmed von den Wunderkräften des künstlichen Apfels unterrichtete, blieben mehrere Personen bei den Sprechenden stehen. Die Meisten bestätigten das Gute, das der Ausrufer von ihm rühmte, und da Einer hinzusetzte, ein Freund von ihm sey so gefährlich krank, daß man bereits an seinem Aufkommen verzweifle, und somit sey dies eine sehr bequeme Gelegenheit für den Kaufliebhaber, einen Versuch mit dem Apfel zu machen, so nahm der Prinz Achmed das Wort und sagte zu dem Ausrufer, er wolle ihm vierzig Beutel dafür geben, wofern der Kranke durch das bloße Riechen daran geheilt würde.

Der Ausrufer, welcher Befehl hatte, ihn um diesen Preis zu verkaufen, sagte zu dem Prinzen: „Herr, wir wollen einmal diesen Versuch machen, und der Apfel ist somit dein; ich sage dies mit um so größerer Zuversicht, weil gar kein Zweifel vorhanden ist, daß er diesmal eben so gut seine Wirkung thun wird, wie er bisher Kranke, die bereits aufgegeben waren, von den Pforten des Todes zurückgerufen hat.“

Der Versuch glückte, Prinz Achmed bezahlte dem Ausrufer vierzig Beutel für den künstlichen Apfel und erwartete nun voll Ungeduld den Abgang der ersten besten Karavane, um nach Indien zurückzukehren. Indes benützte er die Zwischenzeit, um alle Merkwürdigkeiten Samarkands und seiner Umgebungen zu besichtigen, vornehmlich aber das Thal Sogd, das von dem gleichnamigen Flusse, von welchem es durchströmt wird, seinen Namen hat, und wegen der Schönheit seiner Gefilde, seiner Gärten und Paläste, sowie wegen seines Reichthums an Früchten aller Art und wegen der Annehmlichkeiten, die man während der schönen Jahreszeit dort genießt, von den Arabern für eins der vier Paradiese der Welt gehalten wird.

Der Prinz Achmed versäumte indes die Gelegenheit nicht, mit der ersten besten Karavane nach Indien abzugehen. Trotz der vielen Unbequemlichkeiten, die unausbleiblich mit einer so langen Reise verbunden sind, gelangte er im besten Wohlseyn in der Herberge an, wo Hussain und Ali ihn erwarteten.

Der Prinz Ali, der etwas früher als Achmed angekommen war und den Prinzen Hussain dort schon antraf, hatte denselben gefragt, wie lange er schon da sey. Als er nun hörte, daß es demnächst drei Monate seyn werden, hatte er zu ihm gesagt: „Demnach mußt du nicht weit gekommen seyn.“ — „Ich will jetzt,“ antwortete Hussain, „nichts von dem Orte sagen, wo ich war, doch kann ich dich so viel versichern, daß ich mehr als drei Monate gebraucht habe, um dahin zu gelangen.“ — „Wenn das der Fall ist,“ sagte darauf der Prinz Ali, „so kannst du dich nicht lange daselbst aufgehalten haben.“ — „Lieber Bruder,“ antwortete Hussain, „du täuschst

dich. Ich war vier bis fünf Monate dort und hätte sehr leicht noch länger bleiben können.“ — „Wofern du nicht etwa zurückgeflogen bist,“ erwiderte Ali, „so begreife ich nicht, wie du mich überreden willst, daß du schon drei Monate hier sehest.“

„Ich habe dir die Wahrheit gesagt,“ sagte Prinz Hussain, „aber das Räthsel werde ich erst bei der Ankunft unsers Bruders Achmed lösen, und dann werde ich auch die Seltenheit zeigen, die ich von meiner Reise mitgebracht habe. Was dich betrifft, so weiß ich nicht, was du mitgebracht hast, aber es scheint nichts Bedeutendes zu seyn. Wenigstens sieht man deinem Reisegepäck keinen großen Zuwachs an.“ — „Und was dich betrifft,“ erwiderte Ali, „so bemerke ich weiter nichts, als den unscheinbaren Teppich da, womit dein Sopha bedeckt ist, und könnte dir also, wie mir's scheint, deinen Spott zurückgeben. Da du indeß aus deiner Seltenheit ein Geheimniß machen zu wollen scheinst, so wirst du mir nicht übel nehmen, wenn ich in Betreff der meinigen das Gleiche thue.“

Darauf erwiderte der Prinz Hussain: „Ich bin so vollkommen überzeugt, daß die Seltenheit, die ich mitgebracht habe, jeder andern, welcher Art sie auch seyn mag, unendlich vorzuziehen ist, daß ich sie dir wohl zeigen könnte; denn sobald ich dir ihre Vortrefflichkeit auseinandersetzen würde, könntest du nicht umhin, mit mir übereinzustimmen, und ich brauche durchaus nicht zu fürchten, daß die deinige ihr vorgezogen werden dürfte. Indehß halte ich es doch für passend, die Ankunft unsers Bruders Achmed abzuwarten; dann können wir einander mit mehr Einsicht und Anstand das Glück mittheilen, das Jedem von uns zu Theil geworden ist.“

Der Prinz Ali wollte mit seinem Bruder nicht länger wegen der Vortrefflichkeit der von ihm mitgebrachten Seltenheit rechten, sondern begnügte sich mit der Ueberzeugung, daß, wenn das Rohr, welches er vorzuzeigen hatte, auch nicht gerade den Vorzug verdienen sollte, es doch wenigstens nicht zurückstehen könne, und so verabredete er sich denn mit ihm, das Vorzeigen desselben bis zur Ankunft des Prinzen Achmed aufzuschieben.

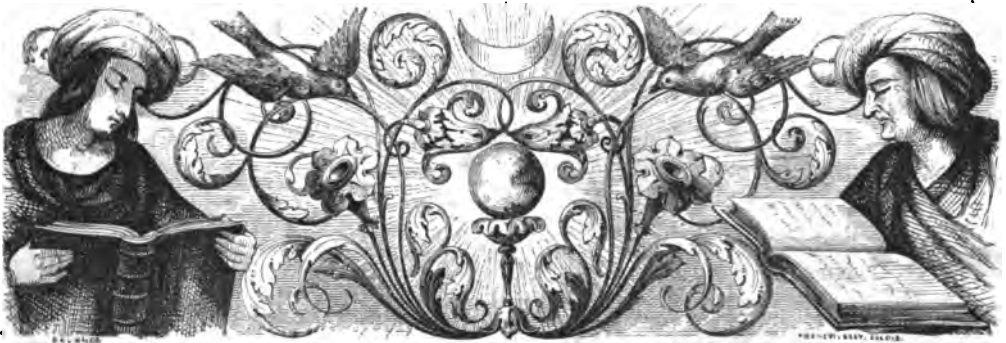
Als Achmed endlich eingetroffen war und die drei Brüder einander zärtlich umarmt und zu dem fröhlichen Wiedersehen an demselben Orte, wo sie sich getrennt, Glück gewünscht hatten, so nahm der Prinz Hussain, als der Älteste, das Wort und sprach also: „Liebe Brüder, wir werden noch Zeit genug übrig haben, um uns über die einzelnen Umstände unsrer Reise zu unterhalten. Vor der Hand wollen wir nur davon reden, was zu wissen uns am meisten frommt, und da ihr euch des Hauptbeweggrunds zur Reise gewiß noch so gut erinnern werdet, als ich, so wollen wir einander nicht



verbergen, was wir mitgebracht haben; sondern ein Jeder lasse das Seinige sehen, damit wir schon zum voraus darüber sprechen und urtheilen mögen, wem von uns der Sultan, unser Vater, wohl den Vorzug geben wird.

„Um euch mit gutem Beispiel voranzugehen,“ fuhr der Prinz Hussain fort, „so wißt, daß die Seltenheit, die ich von meiner Reise in das Königreich Bisnagar mitgebracht habe, in dem Teppich besteht, worauf ich sitze. Er sieht freilich sehr gewöhnlich und unscheinbar aus: wenn ich euch aber seine Eigenschaft auseinandergesetzt haben werde, dann werdet ihr euch gewaltig verwundern und selbst eingestehen müssen, daß ihr nie von etwas Aehnlichem gehört habt. Denn in der That, man darf sich nur, wie wir eben jetzt sind, darauf setzen und an irgend einen, wenn auch noch so entfernten Ort hinwünschen, so ist man fast im Augenblicke dort. Ich habe es selbst versucht, ehe ich die vierzig Beutel, die er mich kostet, bezahlte, und ich muß gestehen, daß der Kauf mich nicht reut: denn als ich meine Neugierde am Hofe von Bisnagar befriedigt hatte und zurückzukehren wünschte, so bedurfte ich keines andern Fuhrwerks, als dieses Wunderteppichs, um mich und meinen Bedienten hierherzubringen. Dieser kann euch sagen, wie viel Zeit ich dazu gebraucht habe. Wenn ihr es übrigens wünschet, so will ich euch Beiden ebenfalls eine Probe zeigen. Indesß erwarte ich jetzt, daß ihr mir sagt, ob das, was ihr mitgebracht habt, mit meinem Teppich in Vergleichung kommen kann.“

In diesem Augenblicke brach der Tag an und hinderte Scheherzad, weiter zu erzählen. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:



Sechshundertste Nacht.

Mit diesen Worten schloß der Prinz Hussain seine Lobrede auf die Vortrefflichkeit des Teppichs, worauf der Prinz Ali folgendermaßen das Wort ergriff: „Lieber Bruder, ich muß gestehen, daß dein Teppich zu den bewundernswürdigsten Dingen gehört, die man sich nur denken kann, denn ich zweifle nicht, daß er die Eigenschaft besitzt, die du von ihm gerühmt hast. Uebrigens wirst du zugeben müssen, daß es auch noch andere, ich will nicht sagen bewundernswürdigere, aber doch wenigstens eben so bewundernswürdige Dinge geben kann. Zum Beispiel dieses elfenbeinerne Rohr da erscheint auf den ersten Anblick auch nicht als eine Seltenheit, die große Aufmerksamkeit verdiente. Ich habe es indeß eben so theuer bezahlt, wie du deinen Teppich, und bin mit meinem Kauf nicht minder zufrieden, als du mit dem deinigen. Bei der Billigkeit deiner Gesinnungen wirst du mir bald zugestehen, daß ich damit nicht betrogen worden bin, wenn du dich durch einen eigenen Versuch überzeugt haben wirst, daß man nur oben oder unten hineinzusehen braucht, um Alles zu erblicken, was man nur irgend wünscht. Ich verlange nicht, daß du mir auf mein bloßes Wort glaubst,“ fügte der Prinz Ali hinzu, indem er ihm das Rohr überreichte; „hier ist es, überzeuge dich, daß ich nicht gelogen habe.“

Der Prinz Hussain nahm das elfenbeinerne Rohr aus der Hand seines Bruders, hielt ein Ende davon an sein Auge und wünschte die Prinzessin Nurunnihar zu sehen,

um zu erfahren, wie sie sich befinde. Seine Brüder Ali und Achmed, welche die Augen auf ihn geheftet hatten, geriethen in das größte Erstaunen, als sie ihn auf einmal die Farbe verändern sahen, und zwar auf eine Weise, welche die höchste Befürzung und schwere Betrübniß verrieth. Der Prinz Hussain ließ ihnen keine Zeit, nach der Ursache zu fragen, sondern rief aus: „Ach, meine Brüder, wir haben alle Drei vergeblich diese beschwerliche Reise unternommen, in der Hoffnung, durch den Besitz der reizenden Nurunnihar dafür belohnt zu werden: die liebenswürdige Prinzessin wird in wenigen Augenblicken nicht mehr am Leben seyn. Ich sah sie so eben in ihrem Bette, umgeben von ihren Frauen und Verschnittnen, welche alle in Thränen schwimmen und nur noch ihren letzten Seufzer zu erwarten scheinen. Da nehmt, sehet sie selbst in diesem erbarmungswürdigen Zustande, und vereinigt eure Thränen mit den meinigen.“

Der Prinz Ali nahm das elfenbeinerne Rohr aus der Hand seines Bruders, und nachdem er mit tiefem Herzeleid dasselbe erblickt hatte, gab er es weiter an den Prinzen Achmed, damit dieser ebenfalls das traurige und betrübende Schauspiel, welches Alle gleich nahe anging, betrachten möchte.

Als der Prinz Achmed das Rohr aus den Händen seines Bruders Ali empfangen und beim Hineinsehen ebenfalls die Prinzessin Nurunnihar am Rande des Todes erblickt hatte, nahm er das Wort und sagte zu den beiden andern Prinzen: „Brüder, die Prinzessin Nurunnihar, der Gegenstand unserer gemeinsamen Wünsche, befindet sich allerdings in einem Zustande, der dem Tode sehr nahe ist. Indes glaube ich, daß es wohl noch möglich ist, den Augenblick des Todes von ihr zu entfernen, wenn wir nur keine Zeit verlieren.“

Zugleich zog der Prinz Achmed den künstlichen Apfel, den er angekauft, aus seinem Busen, zeigte ihn seinen Brüdern und sagte zu ihnen: „Dieser Apfel hier hat mich eben so viel gekostet, wie euch der Teppich oder das elfenbeinerne Rohr, das ihr von der Reise mitgebracht habt. Da sich nun eine so günstige Gelegenheit zeigt, seine Wunderkraft euch zu beweisen, so reuen mich die vierzig Beutel, die ich dafür ausgegeben habe, nicht. Um euch nicht länger in gespannter Erwartung zu erhalten: er hat die Kraft, daß ein Kranker, selbst wenn er schon in den letzten Zügen liegt, durch das bloße Riechen daran auf der Stelle seine Gesundheit wieder erlangt; der Versuch, den ich selbst angestellt habe, läßt mich nicht daran zweifeln; jetzt aber kann ich euch seine Heilkraft an der Prinzessin Nurunnihar beweisen, wenn wir nur die nöthige Eile anwenden, um ihr zu helfen.“

„In diesem Fall,“ versetzte der Prinz Hussain, „können wir nichts Besseres thun, als uns mittelst meines Teppichs sogleich in's Zimmer der Prinzessin versetzen lassen. Laßt uns keine Zeit verlieren; kommt und setzt euch mit mir hierher; er ist groß genug, um uns alle Drei mit Bequemlichkeit aufzunehmen. Vor allen Dingen aber wollen wir unsern Bedienten befehlen, daß sie sogleich mit einander abreisen und uns im Palaste auffuchen sollen.“

Nachdem sie diesen Befehl gegeben hatten, setzten sich die Prinzen Ali und Achmed zu ihrem Bruder Hussain auf den Teppich, und da ihnen allen Drei nur Eines am Herzen lag, so hatten sie auch den gemeinschaftlichen Wunsch, in's Zimmer der Prinzessin Nurunnihar versetzt zu werden. Ihr Wunsch ging in Erfüllung, und sie wurden so schnell dahin versetzt, daß sie sich an dem erwünschten Orte sahen, ohne irgend eine Bewegung bemerkt zu haben.



Die unerwartete Erscheinung der drei Prinzen erschreckte die Frauen und die Verschnittenen der Prinzessin, welche nicht begreifen konnten, durch welche Zauberei auf einmal drei Männer sich in ihrer Mitte befanden. Im Anfang erkannten sie die

Prinzen nicht einmal, und schon waren die Verschnittenen im Begriff, auf die Fremdlinge, die sich in einen ihnen durchaus unerlaubten Ort eingedrängt, loszustürzen; doch kamen sie bald von ihrem Irrthum zurück und erkannten sie für das, was sie waren.

Der Prinz Achmed hatte nicht so bald die sterbende Nurunnihar erblickt, als er rasch mit seinen Brüdern vom Teppich aufstand, sich dem Bette näherte und ihr den Wunderapfel unter die Nase hielt. Einige Augenblicke nachher schlug die Prinzessin die Augen auf, wandte den Kopf nach beiden Seiten, sah die Umstehenden an, setzte sich dann auf und verlangte mit derselben Unbefangtheit und Klarheit, als ob sie bloß von einem langen Schlafe erwachte, angekleidet zu werden. Ihre Frauen sagten ihr nun sogleich voll Freude, daß sie den drei Prinzen, ihren Bettern, und hauptsächlich dem Prinzen Achmed, ihre plötzliche Wiederherstellung verdanke. Sie bezeugte ihnen daher ihre Freude, sie wieder zu sehen, und stattete ihnen insgesammt, und dem Prinzen Achmed insbesondere, ihren Dank ab. Da sie angekleidet zu werden verlangt hatte, so sagten die Prinzen nur mit wenigen Worten, wie sehr sie sich glücklich schätzen, noch zu rechter Zeit angelangt zu seyn, um insgesammt zu ihrer Rettung aus der augenscheinlichsten Lebensgefahr beitragen zu können, und nachdem sie noch ihre glühenden Wünsche für die lange Dauer ihres Lebens ausgesprochen hatten, entfernten sie sich.

Schehersad schwieg, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:





e r s t e N a c h t

Während die Prinzessin sich ankleidete, gingen die Prinzen unmittelbar von den Gemächern derselben nach den Zimmern des Sultans, ihres Vaters, um sich ihm zu Füßen zu werfen und ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Als sie vor ihm erschienen, fanden sie, daß der Oberste der Verschnittenen der Prinzessin ihnen bereits zuvorgekommen war, und sowohl ihre unvermuthete Ankunft, als auch die durch sie erfolgte vollständige Heilung der Prinzessin gemeldet hatte. Der Sultan empfing und umarmte sie daher um so freudiger, als er im Augenblick des Wiedersehens die frohe Kunde erhielt, daß die Prinzessin, seine Nichte, die er wie sein eigen Kind liebte, nachdem sie von den Ärzten bereits aufgegeben worden, auf eine so wunderbare Weise ihre Gesundheit wieder erlangt habe. Nach den bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Begrüßungen überreichte jeder der Prinzen die Seltenheit, die er mitgebracht hatte: der Prinz Hussain seinen Teppich, der Prinz Ali das elfenbeinerne Rohr, und Prinz Achmed den künstlichen Apfel; Jeder pries sein Stück, und nachdem sie ihm der Reihe nach alle drei Sachen eingehändigt hatten, baten sie ihn, zu entscheiden, welches er für das Vorzüglichste

halte, und auf diese Art zu erklären, wem von ihnen Dreien er seinem Versprechen gemäß die Prinzessin Nurunnihar zur Frau gebe.

Nachdem der Sultan von Indien Alles, was die Prinzen zum Lobe ihrer Seltenheiten vorbrachten, sehr wohlwollend und ohne Unterbrechung angehört, und sich sofort nach den näheren Umständen bei der Heilung der Prinzessin Nurunnihar erkundigt hatte, so schwieg er eine Weile lang still, als überlegte er, was er antworten sollte. Endlich brach er dieses Stillschweigen und hielt folgende sehr weise Rede an sie: „Liebe Söhne, ich würde mich sehr gern für einen von euch entscheiden, wenn ich es mit Gerechtigkeit thun könnte; aber überlegt selbst, ob es mir möglich ist. Dir, o Achmed, und deinem künstlichen Apfel verdankt die Prinzessin allerdings ihre



Wiederherstellung; aber, ich frage dich, ob du dies hättest thun können, wenn du nicht durch Ali's elfenbeinernes Rohr die Gefahr, worin sie schwebte, erfahren hättest und durch Hussain's Teppich in den Stand gesetzt worden wärest, noch zu rechter Zeit zu Hilfe zu kommen? Dein elfenbeinernes Rohr, o Ali, hat sowohl dir, als deinen Brüdern die Kunde verschafft, daß ihr auf dem Punkte standet, die Prinzessin, eure Ruhme, zu verlieren, und man muß gestehen, daß sie dir deswegen zu großem Danke verpflichtet ist. Auf der andern Seite wirst du aber auch zugeben, daß dir diese Kunde allein, ohne den künstlichen Apfel und den Teppich, nichts genügt haben würde. Was endlich dich betrifft, Hussain, so würde es sehr unrecht von der Prinzessin seyn, wenn





III. Band. Seite 499.

ſie ſich nicht wegen deines Teppichs, der zu ihrer Wiederherſtellung ſo nothwendig war, zu großem Danke gegen dich verpflichtet fühlte; du mußt aber wohl bedenken, daß er dir hiebei durchaus von keinem Nutzen gewesen wäre, wenn du nicht durch Ali's elfenbeinernes Rohr ihre Krankheit erfahren und Achmed ſie nicht durch ſeinen Wunderapfel geheilt hätte. Da nun also weder der Teppich, noch das elfenbeinerne Rohr, noch der künstliche Apfel irgend Einem auch nur den mindesten Vorzug vor den Andern verliehen, ſondern ihr im Gegentheil dadurch Alle ganz und gar gleich geſtellt ſeyd, und da ich die Prinzessin Nurunnihar nur Einem geben kann, ſo ſehet ihr ſelbſt, daß die einzige Frucht eurer Reiſe die Ehre iſt, auf gleiche Weiſe zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit beigetragen zu haben.

„Wenn dies nun ſo iſt,“ fuhr der Sultan fort, „ſo werdet ihr einſehen, daß ich zu einem andern Mittel greifen muß, um bei der Wahl unter euch Dreien ein entſcheidendes Wort zu reden. Da wir noch mehrere Stunden haben, bis es Nacht wird, ſo will ich es heute noch thun. Gehet, nehmet jeder einen Bogen und einen Pfeil und beget euch vor die Stadt hinaus auf die große Ebene, wo die Pferde zugeritten werden; ich werde ebenfalls dahinkommen und erkläre, daß ich die Prinzessin Nurunnihar demjenigen zur Frau gebe, welcher am weitesten ſchießen wird.“

„Uebrigens kann ich bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, euch inſageſamt und jedem inſondere für das Geſchenk zu danken, das ihr mir mitgebracht habet. Ich beſitze mancherlei Seltenheiten in meiner Sammlung, aber keine von allen kommt an Merkwürdigkeit dem Teppich, dem elfenbeinernen Rohr und dem künstlichen Apfel gleich, womit ich ſie jetzt vermehren und bereichern will. Dieſe drei Stücke werden die erſte Stelle darin einnehmen, und ich werde ſie auf's ſorgfältigſte aufbewahren, nicht bloß wegen ihrer Merkwürdigkeit, ſondern auch um bei Gelegenheit nützlichen Gebrauch davon zu machen.“

Die drei Prinzen konnten gegen dieſe Entſcheidung ihres Vaters nichts einwenden. Als ſie ſich von ſeinem Angeſicht entfernt hatten, brachte man jedem von ihnen einen Bogen und einen Pfeil, was ſie ſofort einem von ihren Dienern, die ſich auf die Nachricht von ihrer Rückkehr ſogleich verſammelt hatten, einhändigten; und nun begaben ſie ſich, von einer unzähligen Menge Volks begleitet, auf die Ebene, wo die Pferde zugeritten wurden.

Der Sultan ließ nicht lange auf ſich warten, und ſobald er angekommen war, nahm der Prinz Hufſain, als der Älteſte, Pfeil und Bogen und ſchoß zuerſt. Darauf ſchoß der Prinz Ali und man ſah ſeinen Pfeil viel weiter fliegen und hinfallen,

als den des Prinzen Hussain. Zuletzt schoß der Prinz Achmed, aber man verlor seinen Pfeil aus dem Gesicht und Niemand sah ihn niederfallen. Man eilte hin und suchte, allein so viele Sorgfalt auch alle Anwesenden, so wie der Prinz Achmed selbst anwandte, der Pfeil war weder in der Nähe noch in der Ferne zu finden. Obwohl man nun glauben mußte, daß er am weitesten geschossen und so die Prinzessin Nurunnihar verdient habe, so war dennoch, um die Sache augenscheinlich und gewiß zu machen, die Auffindung des Pfeiles nothwendig, und der Sultan ermangelte nicht, trotz aller Gegenvorstellungen Achmeds, sich zu Gunsten des Prinzen Ali zu entscheiden. Er gab nun sogleich Befehl, die nöthigen Anstalten zur Hochzeitfeier zu treffen, und wenige Tage darauf wurde die Vermählung mit vieler Pracht gefeiert.

Scheberfad unterbrach ihre Erzählung, um dieselbe in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzusetzen:





Sechshundert

und

zweite Nacht.

Der Prinz Hussain beehrte das Fest nicht mit seiner Gegenwart. Da seine Liebe zur Prinzessin Nurunnihar sehr feurig und herzlich war, so fühlte er sich nicht stark genug, um mit Gleichmuth die Kränkung zu ertragen, sie in die Arme des Prinzen Ali führen zu sehen, der, wie er sagte, sie nicht besser verdiente und in keinem Fall heißer liebte, als er. Ja, die Sache verdross ihn dermaßen, daß er den Hof verließ, auf sein Recht der Thronfolge Verzicht leistete und Derwisch wurde. Er ging zu einem sehr berühmten Scheich in die Lehre, der wegen seines musterhaften Lebenswandels in großem Rufe stand und mit seinen zahlreichen Schülern in einer anmuthigen Einöde wohnte.

Der Prinz Ahmed wohnte aus demselben Grunde, wie sein Bruder Hussain, der Hochzeit des Prinzen Ali und der Prinzessin Nurunnihar nicht bei, ohne jedoch, wie Jener, der Welt deshalb zu entsagen. Da er nicht begreifen konnte, wie sein Pfeil, so zu sagen, unsichtbar geworden seyn sollte, so entfernte er sich von seinen Leuten, mit dem festen Vorsatz, ihn so sorgfältig aufzusuchen, daß er sich keine Vorwürfe

zu machen hätte, und begab sich an die Orte, wo die Pfeile der Prinzen Hussain und Ali aufgehoben worden waren. Von da ging er in gerader Richtung vorwärts, immer rechts und links blickend, und ohne zu finden, was er suchte, war er endlich so weit gekommen, daß er einsah, alle seine Mühe sey vergebens. Indeß fühlte er sich unwillkürlich weiter gezogen und setzte seinen Weg fort, bis er zu sehr hohen Felsen kam, bei denen er seitwärts hätte ablenken müssen, wenn er noch weiter hätte gehen wollen. Die Felsen waren außerordentlich steil und lagen in einer unfruchtbaren Gegend, etwa vier Stunden von dem Ort, von wo er ausgegangen war.

Als Achmed näher zu diesen Felsen hintrat, bemerkte er einen Pfeil, hob ihn auf, betrachtete und erkannte ihn, zu seiner großen Verwunderung, als denselben, welchen er abgeschossen hatte. „Er ist es wirklich,“ sagte er bei sich selbst, „aber weder ich, noch irgend ein Sterblicher auf der ganzen Welt kann die Kraft haben, einen Pfeil so weit zu schießen!“ Da er ihn auf der Erde liegend und nicht mit der Spitze darin feststehend gefunden hatte, so schloß er, daß er an den Felsen geflogen und von da zurückgeprallt sey. „Eine seltsame Sache!“ dachte er: „da muß irgend ein Geheimniß dahinter stecken, und dies Geheimniß kann für mich nur vortheilhaft seyn. Nachdem das Schicksal mich so sehr betrübt und desjenigen Gutes beraubt hat, von dem ich hoffte, es werde das Glück meines Lebens werden, so hat es mir zu meinem Troste vielleicht irgend ein anderes vorbehalten.“

Da die Außenseite der Felsen mehrere vorspringende Spitzen und dann wieder mehrere tief sich hineinziehende Schluchten hatte, so trat der Prinz unter solchen Gedanken in eine der Vertiefungen hinein, und indem er seine Augen von einem Winkel zum andern gehen ließ, entdeckte er eine eiserne Thüre, an der aber kein Schloß zu sehen war. Er fürchtete, sie möchte wohl verschlossen seyn; als er aber daran stieß, öffnete sie sich nach innen zu, und er erblickte einen sanft abschüssigen Weg ohne Stufen, den er sofort, mit dem Pfeile in der Hand, hinabstieg. Im Anfang glaubte er in tiefe Finsterniß zu gerathen, allein bald trat an die Stelle des Lichts, das er verließ, ein anderes, weit helleres, und nach fünfzig bis sechzig Schritten gelangte er auf einen geräumigen Platz, wo er einen prachtvollen Palast erblickte, dessen wundersamen Bau er aber nicht Zeit hatte genau zu betrachten; denn in demselben Augenblick trat eine Frau von majestätischer Gestalt und Haltung und einer Schönheit, welche durch den Reichthum ihrer Kleider und den Schmuck der funkelnden Edelsteine nicht höher gehoben werden konnte, unter der Vorhalle heraus, begleitet von einer Anzahl von Frauen, unter denen sie leicht als die Gebieterin zu erkennen war.

Als der Prinz Achmed die schöne Frau bemerkte, so beschleunigte er seine Schritte, um ihr seine Ehrfurcht zu bezeigen, und die Frau, die ihn kommen sah, rief ihm entgegen: „Tritt näher, Prinz Achmed, du bist willkommen.“



Die Ueberraschung des Prinzen war nicht gering, als er seinen Namen in einer Gegend nennen hörte, von welcher er noch nie das Geringste vernommen hatte, obwohl diese Gegend so nahe an der Hauptstadt des Sultans, seines Vaters, war, und er konnte nicht begreifen, wie er einer Frau bekannt seyn sollte, die er selbst durchaus nicht kannte. Endlich warf er sich ihr zu Füßen, und als er wieder aufgestanden war, redete er sie folgendermaßen an: „Edle Frau, bei meiner Ankunft an einem Ort, wo ich fürchten mußte, durch unüberlegten Vorwitz zu weit gelockt worden zu seyn, danke ich dir tausendmal für deine Versicherung, daß ich willkommen sey. Aber, edle Frau, wirst du es nicht für unhöflich halten, wenn ich dich frage, durch welchen seltsamen Zufall es kommt, daß ich dir nicht unbekannt bin, während ich selbst bis auf diesen Augenblick nie etwas von dir erfahren hatte, obgleich du so ganz in unserer Nachbarschaft wohnst?“ — „Prinz,“ antwortete die schöne Frau, „laß uns in den Saal treten; dort werde ich deine Fragen mit größerer Bequemlichkeit für dich und mich beantworten.“

Mit diesen Worten führte die schöne Frau den Prinzen Achmed in einen Saal von wundervollem Bau. Das Gold und das Himmelblau, womit das kuppelförmige Gewölbe geschmückt war, sowie die unschätzbare Pracht der Geräthschaften, erschien ihm so ganz neu, daß er seine Verwunderung darüber nicht verbergen konnte und laut ausrief, er habe noch nie etwas der Art gesehen und glaube nicht, daß irgend etwas auf der Welt diesem nur entfernt gleichkommen könne. „Und dennoch,“ erwiderte die schöne Frau, „versichere ich dich, daß dies das geringste Zimmer in meinem Palaste ist; du wirst es selbst zugestehen, wenn ich dir die übrigen Gemächer gezeigt haben werde.“ Sie stieg sofort einige Stufen hinauf und setzte sich auf einen Sopha, und als der Prinz auf ihre Bitten neben ihr Platz genommen hatte, sagte sie zu ihm: „Prinz, du wunderst dich, wie du sagst, daß ich dich kenne, und du mich nicht; deine Verwunderung wird jedoch bald aufhören, wenn ich dir sage, wer ich bin. Es ist dir ohne Zweifel nicht unbekannt, was ja schon eure Religion euch lehrt, daß die Welt sowohl von Geistern, als von Menschen bewohnt wird. Ich bin die Tochter eines dieser Geister, und zwar eines der mächtigsten und ausgezeichnetsten, und mein Name ist Pari Banu. Du darfst dich also nicht wundern, daß ich dich, deinen Vater, den Sultan, deine beiden Brüder und die Prinzessin Nurunnihar kenne. Ich weiß auch von deiner Liebe und deiner Reise und könnte dir alle einzelnen Umstände derselben wieder erzählen, denn ich war es, die zu Samarkand den künstlichen Apfel, den du gekauft, ausbieten ließ, desgleichen in Bisnagar den Teppich, den der Prinz Hussain bekam, und in Schiras das elfenbeinerne Rohr, welches der Prinz Ali mitgebracht hat. Daran magst du zur Genüge erkennen, daß mir nichts von all dem, was dich betrifft, unbekannt ist. Ich will nur noch dies Eine hinzufügen, daß du mir ein glücklicheres Loos zu verdienen schienest, als den Besitz der Prinzessin Nurunnihar, und daß ich dir den Weg dazu gebahnt habe. Da ich nämlich gerade zugegen war, als du den Pfeil, den du in der Hand hast, abschößest, und da ich voraus sah, daß er nicht einmal weiter fliegen würde, als der des Prinzen Hussain, so faßte ich ihn in der Luft und gab ihm den erforderlichen Schwung, so daß er an die Felsen anprallen mußte, neben denen du ihn gefunden hast. Es wird jetzt bloß noch von dir abhängen, die Gelegenheit, die sich dir darbietet, zu benutzen und noch glücklicher zu werden.“

Scheher sad verschob die Fortsetzung ihrer Erzählung auf die nächste Nacht, in welcher sie mit folgenden Worten begann:



Sechshundert

und

D r i t t e N a c h t .

Da die Fee Pari Banu diese letzten Worte in einem ganz andern Tone aussprach, indem sie den Prinzen Achmed gar zärtlich anblickte und dann sogleich sitzsam erröthend die Augen niederschlug, so errieth der Prinz sehr leicht, welches Glück sie damit meinte. Er überlegte schnell, daß Nurunnihar nicht mehr die Seinige werden konnte, und daß die Fee Pari Banu sie an Schönheit, Anmuth und Holdseligkeit, so wie durch hervorragenden Verstand und unermessliche Reichthümer, so weit er nämlich aus der Pracht des Palastes darauf schließen konnte, unendlich weit übertraf, und so segnete er den Augenblick, da ihm der Gedanke gekommen war, seinen Pfeil zum zweiten Mal zu suchen. Indem er sich daher ganz der Neigung hingab, die ihn zu dem neuen Gegenstand seines Herzens hinzog, antwortete er ihr also: „Edle Frau, wenn ich mein ganzes Leben lang nur das Glück hätte, dein Sklave und der Bewunderer all dieser Reize zu seyn, die mich mir selbst entrücken, so würde ich mich für den glücklichsten aller Sterblichen halten. Verzeih mir meine Kühnheit, wenn ich es wage, dich um diese Gunst zu bitten, und verschmähe es nicht, an deinem Hofe einen Prinzen zuzulassen, der sich ganz deinem Dienste widmen will.“

„Prinz,“ erwiderte die Fee, „da ich schon lange Zeit schalten und walten kann, wie ich will, und von der Vormundschaft meiner Eltern frei bin, so will ich dich nicht

als Sklaven an meinem Hofe aufnehmen, sondern als Herrn meiner Person und alles dessen, was mir gehört, wofern du mir nämlich Treue geloben und mich zu deiner Gemahlin annehmen willst. Ich hoffe, du wirst es mir nicht übel deuten, daß ich dir mit diesem Anerbieten zuvorkomme. Wie gesagt, ich hänge von Niemandes Willen ab und füge bloß noch hinzu, daß es bei den Feen nicht ist, wie bei den Frauen unter den Menschen, welche dergleichen Anerbietungen nicht zu machen pflegen und sie sogar für unverträglich mit ihrer Ehre halten würden. Wir dagegen thun es und denken, daß man uns Dank dafür wissen muß.“

Der Prinz Achmed antwortete nichts mehr auf diese Rede der Fee, aber durchdrungen von Dankbarkeit glaubte er diese nicht besser an den Tag legen zu können, als wenn er sich näherte, um den Saum ihres Kleides zu küssen. Sie ließ ihm indessen nicht Zeit dazu, sondern reichte ihm ihre Hand, die er küßte, und indem sie nun die seinige festhielt und sie drückte, sagte sie zu ihm: „Prinz Achmed, willst du mir nicht Treue



geloben, wie ich dir gelobt habe?“ — „Ach, edle Frau,“ erwiderte der Prinz voll Freude und Entzücken, „was könnte ich wohl Besseres und Angenehmeres thun! Ja, meine Sultantin, meine Königin, ich weihe dir mein Herz und meine Hand zu ewigem Dienste.“ — „Wenn das ist,“ antwortete die Fee, „so bist du mein Gemahl und ich bin deine Gemahlin. Die Ehen werden bei uns ohno weitere Ceremonien geschlossen, sind aber weit fester und unauflöslicher, als die der Menschen, ungeachtet diese eine

Menge Förmlichkeiten dabei haben. Während man nun," fuhr sie fort, „für heute Abend die Anstalten zu unserm Hochzeitmahle trifft, will ich dir, da du offenbar heute noch nichts zu dir genommen hast, vorerst einen leichten Imbiß vorsezen lassen, und dann werde ich dir die Zimmer meines Palastes zeigen, damit du selbst entscheiden magst, ob es nicht wahr ist, was ich dir sagte, daß nämlich dieser Saal gerade das schlechteste Zimmer ist."

Einige von den Frauen der Fee, die bei ihr im Saale waren, hatten kaum ihre Absicht vernommen, so gingen sie hinaus und kamen bald darauf mit mehreren Speisen und trefflichem Weine zurück.

Als der Prinz Achmed zur Genüge getrunken und gegessen hatte, führte ihn die Fee Pari Banu von einem Zimmer in's andere, und er sah darin Diamante, Rubine, Smaragde und alle Arten der feinsten Edelsteine, nebst Perlen, Achat, Jaspis, Porphyr und dem kostbarsten Marmor von allen Gattungen angebracht, ohne von den Zimmergeräthschaften zu sprechen, die einen unschätzbaren Werth hatten. Ueberdies war Alles in so erstaunlichem Ueberfluß vorhanden, daß der Prinz erklärte, er habe in seinem Leben nie etwas Aehnliches gesehen, und es könne auf der ganzen Welt nichts der Art mehr geben. „Prinz," sagte hierauf die Fee, „da du meinen Palast, der allerdings große Schönheiten hat, so sehr bewunderst, was würdest du erst von den Palästen unserer Geisterfürsten sagen, die alle noch weit schöner, geräumiger und prachtwoller sind! Ich könnte dich auch noch meinen Garten bewundern lassen, allein das kann ja auch ein andermal geschehen. Die Nacht ist im Anzug, und es ist Zeit, daß wir uns zu Tische setzen."

Der Saal, in welchen die Fee nunmehr den Prinzen führte und wo sie die Tafel hatte decken lassen, war das letzte Zimmer im Palaste und zugleich das einzige, das der Prinz noch nicht gesehen hatte: es stand indeß hinter keinem von allen zurück, die er bereits in Augenschein genommen. Gleich beim Hineintreten bewunderte er den Lichtglanz unzähliger von Ambra duftender Kerzen, die in so schöner und zierlicher Ordnung aufgestellt waren, daß man sie nicht ohne Vergnügen sehen konnte. Ebenso fiel ihm ein großer Schenkisch in die Augen, der mit goldenen Gefäßen besetzt war, die durch ihre kunstreiche Arbeit noch mehr Werth hatten, als durch ihren Stoff: ferner mehrere Frauenschöre von bezaubernder Schönheit und in den prachtvollsten Kleidern, welche so lieblich sangen und so melodisch auf allen möglichen Instrumenten dazu spielten, daß er in seinem Leben nie etwas Schöneres gehört hatte. Sie setzten sich zu Tische; Pari Banu ließ es sich ganz besonders angelegen seyn, dem Prinzen Achmed die köstlichsten

Speisen vorzulegen, und nannte ihm dieselben jedesmal, so oft sie ihn aufforderte, zuzugreifen, mit Namen, und da der Prinz nie etwas davon gehört hatte und immer ein Gericht wohlschmeckender fand, als das andere, so lobte er Alles über die Maßen und rief aus, die gute Mahlzeit, womit sie ihn bewirthe, übertreffe bei weitem Alles, was man bei den Menschen finde. Ebenso war er ganz entzückt über die Vortrefflichkeit des Weins, welcher aufgetragen wurde, wovon er und die Fee jedoch erst beim Nachtsch, der aus Früchten, Kuchen und anderen dazu passenden Speisen bestand, zu trinken anfangen.

Nach dem Nachtsch standen die Fee Pari Banu und der Prinz Ahmed von der Tafel auf, die sogleich weggetragen wurde, und setzten sich dann sehr bequem auf den Sopha, indem sie den Rücken an seidene Polster lehnten, die mit großem, vielfarbigem Blumenwerk, alles von der feinsten Stickeri, bedeckt waren. Sofort trat eine große Anzahl von Geistern und Feen in den Saal und begannen einen reizenden Tanz, der so lange dauerte, bis die Fee und der Prinz Ahmed aufstanden. Dann tanzten die Geister und Feen zum Saale hinaus und zogen so vor den Neuvermählten her bis an die Thüre des Zimmers, wo das hochzeitliche Lager bereitet war. Als sie da angekommen waren, stellten sie sich in Reihen auf, um das Paar hindurch gehen zu lassen, worauf sie sich entfernten und die Beiden allein zu Bette gehen ließen.

Scheherzad hielt inne, um in der folgenden Nacht also fortzufahren:





Sechshundert und vierte Nacht.

Das Hochzeitsfest dauerte auch am andern Tage noch fort, oder vielmehr die nächstfolgenden Tage waren ein ununterbrochenes Fest, in welches die erfinderische und hochverständige Fee Pari Banu die größte Mannigfaltigkeit zu bringen wußte, durch neue Speisen und Gerichte bei den Mahlzeiten, durch neue musikalische Vergnügungen, neue Tänze, Schauspiele und eine Menge anderer Ergötzlichkeiten, die alle so außerordentlich waren, daß der Prinz Achmed, und hätte er auch tausend Jahre unter den Menschen gelebt, nie dergleichen hätte erdenken können.

Die Absicht der Fee war nicht bloß, dem Prinzen die deutlichsten Beweise von der Aufrichtigkeit ihrer Liebe und herzlichsten Zuneigung zu geben, sondern sie wollte ihm dadurch auch recht fühlbar machen, daß er, da er am Hofe des Sultans, seines Vaters, keine Ansprüche mehr zu machen hatte, und an keinem Orte der Welt, um von ihrer Schönheit und ihren Reizen zu schweigen, irgend etwas hätte finden können, was mit dem Glück, das er bei ihr genoß, vergleichbar wäre, — sich nun gänzlich an sie anschließen und nie mehr von ihr trennen solle. Dies gelang ihr auch vollkommen: die Liebe des Prinzen Achmed wurde durch ihren vollständigen Besitz nicht nur nicht

vermindert, sondern stieg vielmehr bis zu einem so hohen Grade, daß es nicht mehr in seiner Macht stand, von seiner Liebe zu ihr abzulassen, selbst wenn sie sich jemals hätte entschließen können, gleichgültig gegen ihn zu werden.

Endlich nach Verlauf von sechs Monaten ergriff den Prinzen Achmed, welcher den Sultan, seinen Vater, immer geliebt und geehrt hatte, gewaltiges Verlangen, Etwas von ihm zu erfahren, und da er diesen Wunsch nicht anders befriedigen konnte, als wenn er sich auf einige Zeit entfernte, um in eigener Person Nachrichten einzuziehen, so sprach er eines Tags gelegentlich mit Pari Banu darüber und bat sie, es ihm zu erlauben. Diese Worte beunruhigten die Fee, denn sie fürchtete, es sey bloß ein Vorwand, um sie zu verlassen. Deshalb sprach sie also zu ihm: „Durch was kann ich dir Ursache zur Unzufriedenheit mit mir gegeben haben, daß du dich gedrungen fühlst, mich um diese Erlaubniß zu bitten? Wär's möglich? könntest du dein mir gegebenes Wort vergessen haben und mich nicht mehr lieben, während ich dich so zärtlich und von ganzem Herzen liebe? Wenigstens solltest du davon überzeugt seyn, da ich dir unaufhörlich so viele Beweise gebe.“

„Königin meines Herzens!“ erwiderte der Prinz Achmed, „ich bin von deiner Liebe vollkommen überzeugt, und würde mich ihrer unwürdig machen, wenn ich nicht durch die innigste Gegenliebe meine Dankbarkeit bewiese. Wenn meine Bitte dich beleidigt hat, so bitte ich dich tausendmal um Verzeihung und bin bereit, dir jede Genugthuung zu geben, die du verlangen kannst. Ich that sie nicht, um dich zu kränken, sondern einzig und allein aus Ehrfurcht gegen den Sultan, meinen Vater, den ich von der Betrübniß zu befreien wünschte, in welche ihn meine lange Abwesenheit versetzt haben wird: denn ich glaube, daß er um so größeres Herzeleid darüber empfindet, weil er ohne Zweifel annimmt, ich sey nicht mehr am Leben. Da es dir indeß nicht lieb ist, wenn ich hingehe, um ihm diesen Trost zu bereiten, so will ich dasselbe, was du willst, und es gibt Nichts auf der Welt, was ich nicht zu thun bereit wäre, wenn es sich darum handelt, dir einen Gefallen zu erweisen.“

Der Prinz Achmed war kein Heuchler: er liebte die Fee in seinem Herzen wirklich so heiß, als er es sie versichert hatte, und drang daher nicht weiter in sie, um die gewünschte Erlaubniß zu erhalten, so daß sie über seine Nachgiebigkeit höchlich erfreut war. Da er indeß seinen Plan doch nicht ganz aufgeben konnte, so erzählte er ihr geflissentlich von Zeit zu Zeit von den Eigenschaften des Sultans von Indien und hauptsächlich von den Beweisen seiner Zärtlichkeit, die er ihm insbesondere gegeben: denn er hoffte immer, sie werde sich dadurch endlich erweichen lassen.

Die Vermuthungen des Prinzen waren gegründet: der Sultan von Indien hatte sich mitten unter den Lustbarkeiten wegen der Vermählung des Prinzen Ali mit der Prinzessin Nurunnihar über die Entfernung seiner beiden andern Söhne tief bekümmert. Er erfuhr bald, daß der Prinz Hussain den Entschluß gefaßt hatte, die Welt zu verlassen, und auch den Ort, den er sich zu seinem künftigen Aufenthalte ausgewählt. Als guter Vater, der einen großen Theil seines Glücks darein setzt, die Kinder, die aus seinen Lenden hervorgegangen sind, recht oft um sich zu haben, zumal wenn sie sich seiner Zärtlichkeit würdig zeigen, hätte er es freilich lieber gesehen, wenn er am Hof und in seiner Nähe geblieben wäre; da er indeß nicht mißbilligen konnte, daß er diesen Stand gewählt hatte, wodurch er sich zu immer höherer Vervollkommnung verpflichtete, so schickte er sich mit Geduld in seine Abwesenheit. Dagegen gab er sich alle mögliche Mühe, um Nachrichten von dem Prinzen Achmed zu erhalten: er schickte in alle Provinzen seines Reichs Boten ab und ließ den Statthaltern befehlen, ihn anzuhalten und zur Rückkehr an seinen Hof zu nöthigen; allein alle Bemühungen blieben vergebens, und sein Kummer wurde von Tag zu Tag größer. Oft besprach er sich darüber mit seinem Großvezier. „Vezier,“ sagte er zu ihm, „du weißt, daß Achmed derjenige von meinen Söhnen ist, den ich immer am zärtlichsten liebte; auch ist dir nicht unbekannt, welche Mittel ich angewendet habe, um ihn wieder zu finden, aber ach! Alles umsonst. Dies bereitet mir so großes Herzeleid, daß ich ihm am Ende erliegen muß, wenn du nicht Mitleid mit mir hast. Wofern dir meine längere Erhaltung am Herzen liegt, so beschwöre ich dich, leihe mir deinen Rath und deinen Beistand.“

Der Großvezier, der ebensowohl der Person des Sultans ergeben, als in Verwaltung der Staatsangelegenheiten eifrig war, sann auf Mittel, ihm einige Beruhigung zu verschaffen, und da fiel ihm eine Zauberin ein, von der man Wunderdinge erzählte. Er machte den Vorschlag, sie kommen zu lassen und um Rath zu fragen. Dem Sultan gefiel dies, und der Großvezier beschickte die Frau und führte sie zu ihm.

Der Sultan sagte zur Zauberin: „Der Kummer, worein mich seit der Vermählung meines Sohnes Ali mit der Prinzessin Nurunnihar, meiner Nichte, die Abwesenheit des Prinzen Achmed versetzt hat, ist so stadt- und landkundig, daß du ohne Zweifel davon wissen wirst. Könntest du mir nicht vermöge deiner Kunst und Geschicklichkeit sagen, was aus ihm geworden ist? Lebt er noch? wo ist er? wie geht es ihm und darf ich hoffen, ihn je wiederzusehen?“

Darauf erwiderte die Zauberin: „Herr, so viel ich auch Geschicklichkeit in meinem Fache haben mag, so ist es mir doch nicht möglich, die Frage meines Herrn und Königs

sogleich zu beantworten. Wenn du mir aber bis morgen Zeit vergönnen willst, so werde ich dir wohl Bescheid geben können.“ Der Sultan gestattete ihr diese Frist und entließ sie mit der Zusicherung, sie gut zu belohnen, wenn die Antwort seinen Wünschen entsprechen würde.

Die Zauberin kam am folgenden Tag wieder, und der Großvezier stellte sie zum zweiten Male vor. Sie sagte zum Sultan: „Herr, so eifrig und gewissenhaft ich auch alle Regeln meiner Kunst befolgt habe, um in Erfahrung zu bringen, was du zu wissen verlangst, so habe ich doch nur so viel ausmitteln können, daß der Prinz Achmed noch nicht todt ist. Dies ist ganz gewiß; mein Herr und König kann sich darauf verlassen. Was aber den Ort betrifft, wo er seyn mag, so war es mir unmöglich, diesen zu entdecken.“

Mit dieser Antwort mußte sich der Sultan von Indien zufrieden geben, obgleich sie ihn über das Schicksal seines Sohnes beinahe in derselben Unruhe ließ, worin er schon lange schwebte.

Scheherzad hielt inne, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:





Sechshundert und fünfte Nacht.

Um nun auf den Prinzen Achmed zurückzukommen, so erzählte dieser der Fee Pari Banu so oft und so viel von dem Sultan, seinem Vater, ohne jedoch seinen Wunsch in Betreff eines Besuchs bei ihm aufs Neue zu erwähnen, daß sie gerade dadurch seine wahre Gesinnung errieth. Da sie nun seine Zurückhaltung und Kengstlichkeit, nach jener abschlägigen Antwort abermals ihr Mißfallen zu erregen, bemerkte, so schloß sie daraus erstens, daß seine Liebe zu ihr, wovon er auch bei jeder Gelegenheit unablässig Beweise gab, aufrichtig sey; zweitens bedachte sie in ihrem Innern, wie ungerecht es seyn würde, der Zärtlichkeit eines Sohnes gegen seinen Vater Zwang anzuthun, wenn sie ihn nöthigen wollte, der natürlichen Neigung, die ihn zu jenem hinzog, zu entsagen, und so beschloß sie denn, ihm das zu gestatten, was er offenbar noch immer aufs feurigste wünschte. „Prinz,“ sagte sie eines Tags zu ihm, „die Erlaubniß, um die du mich batest, den Sultan, deinen Vater, zu besuchen, hatte mir gerechte Besorgniß eingeflößt, sie möchte für dich bloß ein Vorwand seyn, um deine Unbeständigkeit zu beweisen und mich zu verlassen, und ich hatte sonst keinen andern Grund, sie dir abzuschlagen. Heute aber, da ich mich sowohl durch dein Benehmen als durch deine Reden vollkommen überzeugt habe, daß ich mich auf deine Festigkeit, so wie auf die

Dauer deiner Liebe verlassen kann, bin ich anderer Ansicht geworden und gewähre dir diese Erlaubniß, jedoch nur unter Einer Bedingung: du mußt mir nämlich zuvor schwören, daß deine Abwesenheit nicht lange währen und du bald zu mir zurückkehren willst. Du darfst dich über diese Bedingung nicht ärgern, denn ich mache sie nicht aus Mißtrauen, sondern nur, weil ich zum Voraus weiß, daß sie dir nach der Ueberzeugung, die ich so eben von der Aufrichtigkeit deiner Liebe ausgesprochen habe, nicht lästig seyn wird."

Der Prinz Achmed wollte sich der Fee zu Füßen werfen, um ihr seinen innigen Dank zu bezeigen, allein sie ließ es nicht zu. „Königin meines Herzens," sagte er zu ihr, „ich erkenne den Werth der Gnade, welche du mir erweistest, in seiner vollen Größe, allein es fehlt mir an Worten, um dir nach Gebühr dafür zu danken. Ich beschwöre dich, ergänze in Gedanken, was ich nicht auszudrücken vermag, und sey überzeugt, daß Alles, was du dir selbst darüber sagen magst, weit hinter dem zurücksteht, was ich in meinem Herzen empfinde. Du hast sehr recht, wenn du glaubst, daß der Schwur, den du von mir verlangst, mir nicht schwer fallen werde; ich leiste ihn dir um so bereitwilliger, als es mir fortan unmöglich wäre, ohne dich zu leben. Ich will also abreisen; aber die Eilfertigkeit, womit ich zurückkehren werde, soll dir beweisen, daß ich es nicht sowohl aus Furcht vor einem Meineid thue, sondern weil es die innerste Neigung meines Herzens ist, mein ganzes Leben an deiner Seite zuzubringen, und wenn ich mich manchmal mit deiner Genehmigung entferne, so werde ich stets durch schnelle Rückkehr dem Kummer zu begegnen wissen, den eine allzu lange Abwesenheit mir verursachen müßte."

Pari Banu war im Innersten erfreut über diese Versicherung des Prinzen, weil sie dadurch von allem Verdacht gegen ihn und der Furcht befreit wurde, daß sein heftiges Verlangen, den Sultan von Indien zu sehen, nur ein scheinbarer Vorwand seyn möchte, das ihr gegebene Wort zu brechen. „Prinz," sagte sie zu ihm, „du kannst abreisen, sobald es dir beliebt; nimm mir aber nicht übel, wenn ich dir zuvor einige Winke über die Art und Weise gebe, wie du dich auf dieser Reise am besten benehmen kannst. Für's erste halte ich es nicht für angemessen, daß du dem Sultan, deinem Vater, von unserer Verbindung oder von meinem Stande, so wie von dem Orte erzählst, wo du dich niedergelassen und seit der Trennung von ihm deinen Aufenthalt genommen hast. Bitte ihn, er möge sich mit der Versicherung begnügen, daß du glücklich seyest und dir nichts mehr wünschest, so wie daß der einzige Grund deiner Reise zu ihm die Absicht gewesen sey, ihn von seiner unruhigen Besorgniß über dein

Schicksal zu befreien.“ Hierauf gab die Fee dem Prinzen zu seiner Begleitung zwanzig wohlgerüstete und stattliche Reiter. Als Alles bereit war, umarmte sie der Prinz Achmed zum Abschied und erneuerte sein Versprechen, in Bälde zurückzukehren. Man führte ihm das Pferd vor, das sie für ihn hatte satteln lassen, und es war nicht nur auf's kostbarste angeschirrt, sondern auch weit schöner und werthvoller, als irgend eines in den Marställen des Sultans von Indien. Er bestieg es zur großen Freude der Fee mit vielem edlen Anstande, winkte ihr sein letztes Lebewohl zu und sprengte von bannen.



Da der Weg nach der Hauptstadt nicht lang war, so war der Prinz Achmed bald dafelbst. Als er zum Thore einzog, empfing ihn das Volk, voll Freude über seinen Anblick, mit lautem Jubelruf, und eine Menge Leute zogen ihm nach bis vor den Palast des Sultans. Der Sultan empfing und umarmte ihn ebenfalls mit großer Freude, machte ihm aber väterlich liebevolle Vorwürfe wegen des Kammers, in welchen ihn seine lange Abwesenheit versetzt habe. „Diese Abwesenheit,“ fuhr er fort, „war für mich um so schmerzlicher, weil ich seit dem Tage, da der Zufall zu deinem Nachtheil und zu Gunsten deines Bruders Ali entschied, immer fürchtete, du habest dich vielleicht zu irgend einem verzweifeltten Schritte hinreißten lassen.“

„Herr,“ erwiderte der Prinz Achmed, „ich überlasse es dir selbst, zu überlegen, ob ich nach dem Verluste Nurunnihars, welche der einzige Gegenstand meiner Wünsche

gewesen war, mich entschließen konnte, Zeuge von meines Bruders Glück zu seyn. Wenn ich eines so unwürdigen Betragens fähig gewesen wäre, was würde man bei Hof und in der Stadt, und was würde mein Herr selbst von meiner Liebe gedacht haben? Die Liebe ist eine Leidenschaft, die man nicht von sich abschütteln kann, sobald man will. Sie beherrscht und bemeistert uns; ja, ein wahrhaft Liebender hat nicht einmal Zeit, von seiner Vernunft Gebrauch zu machen. Mein Herr weiß, daß mir mit dem Pfeile, den ich abschoss, etwas so Außerordentliches begegnete, wie wohl nicht leicht einem Andern, daß nämlich dieser Pfeil auf dem ganz ebenen und freien Plage, wo die Pferde zugeritten werden, durchaus nicht mehr aufzufinden war, wodurch ich denn eine Sache verlor, in der meine Liebe so gut Recht verdient hätte, als jeder von meinen beiden Brüdern. Besiegt durch die Laune des Zufalls, verschwendete ich meine Zeit nicht mit unnützen Klagen. Um mein Gemüth über diese sonderbare und unbegreifliche Begebenheit zu beruhigen, entfernte ich mich unbemerkt von meinen Leuten und ging allein nach dem Schießplatz zurück, um meinen Pfeil zu suchen. Ich suchte ihn diesseits und jenseits, rechts und links von der Stelle, wo, wie ich wußte, Hussains und Ali's Pfeile aufgehoben worden waren, und wohin nach meiner Ansicht auch der meinige gefallen seyn mußte; allein vergebens waren alle meine Bemühungen. Dies schreckte mich indeß nicht ab, und ich setzte meine Nachforschungen fort, indem ich in gerader Linie nach der Richtung, wo er hingefallen seyn mußte, immer weiter vorwärts ging. Schon war ich über eine Stunde lang immerfort rechts und links hinblickend und mich von Zeit zu Zeit auch noch umdrehend fortgegangen, so daß mir nicht das Geringste, was nur irgend Aehnlichkeit mit einem Pfeile hatte, entgehen konnte, als ich überlegte, mein Pfeil könne unmöglich so weit geflogen seyn. Ich blieb stehen und fragte mich selbst, ob ich denn den Verstand verloren und so ganz von Sinnen gekommen sey, daß ich mir Kraft genug zutraue, einen Pfeil nach einer solchen Weite abzuschießen, wie niemals einer unserer ältesten und durch seine Stärke berühmtesten Helden im Stand gewesen. Bei solchen Betrachtungen hatte ich gute Lust, mein Unternehmen aufzugeben; als ich aber diesen Entschluß ausführen wollte, fühlte ich mich unwillkürlich weiter fortgezogen, und nachdem ich vier Stunden weit gegangen und an den Ort gekommen war, wo die Ebene von Felsen begrenzt wird, bemerkte ich einen Pfeil. Ich eilte hin, hob ihn auf und erkannte ihn für den, welchen ich abgeschossen hatte, der aber weder am rechten Ort, noch zu rechter Zeit aufgefunden worden war. Statt nun die Entscheidung, die mein Herr zu Gunsten des Prinzen Ali gethan, als eine Ungerechtigkeit gegen mich zu betrachten, legte ich das, was mir hier zustieß, ganz anders aus, und

zweifelte nicht daran, es werde irgend ein für mich vortheilhaftes Geheimniß dahinter stecken, und ich müßte Alles aufbieten, mir darüber Aufklärung zu verschaffen; diese Aufklärung fand ich auch, ohne mich zu weit von dem Orte zu entfernen. Indes ist dies ein neues Geheimniß, und ich muß meinen Herrn und König bitten, es nicht übel zu nehmen, wenn ich darüber stillschweige, und sich mit der Versicherung zu begnügen, daß ich glücklich und mit meinem Schicksal vollkommen zufrieden bin. Da mich in meinem Glücke nichts zu beunruhigen und zu stören vermochte, als der Gedanke, daß mein Herr sich über mein Verschwinden vom Hofe und über mein Schicksal bekümmern werde, so hielt ich es für meine Pflicht, hierher zu kommen, um dich von dieser Unruhe zu befreien. Dies ist der einzige Grund, der mich zu dir führt, und die einzige Gnade, die ich von meinem Herrn erbitte, ist, daß du mir erlauben mögest, von Zeit zu Zeit zu kommen, um dir meine Ehrfurcht zu bezeigen und mich nach deinem Befinden zu erkundigen.“

Scheherzad unterbrach ihre Erzählung, setzte sie aber in der nächsten Nacht folgendermaßen fort:





Sechshundert und sechste Nacht.

„Mein Sohn,“ antwortete der Sultan von Indien, „ich kann dir diese Erlaubniß nicht verweigern; obwohl es mir weit lieber gewesen wäre, wenn du dich hättest entschließen können, bei mir zu bleiben. Indes sage mir wenigstens, wo ich Nachrichten von dir erhalten kann, so oft du selbst mir keine zukommen lässest, oder wenn deine Gegenwart einmal nöthig seyn sollte.“ — „Herr,“ erwiderte der Prinz Achmed, „das, worüber du mich fragst, ist ein wichtiger Theil des Geheimnisses, von dem ich bereits gesagt habe. Ich bitte daher meinen Herrn, mir gnädigst zu erlauben, daß ich über diesen Punkt stillschweige; ich werde mich so häufig zur Erfüllung meiner Pflicht einstellen, daß ich eher lästig zu werden fürchte, als dir Veranlassung zu geben, mich der Gleichgültigkeit anzuklagen, im Fall meine Gegenwart einmal nöthig werden sollte.“

Der Sultan von Indien drang jetzt nicht weiter in den Prinzen Achmed, sondern sagte zu ihm: „Mein Sohn, ich verlange nicht, in dein Geheimniß eingeweiht zu

werden, und sage dir bloß, daß du mir kein größeres Vergnügen hättest machen können, als indem du mich besuchtest und mir dadurch wieder einige heitere Stunden bereitetest, wie ich sie lange nicht gehabt habe; auch wirst du jedesmal sehr willkommen seyn, so oft du unbeschadet deiner Geschäfte oder Vergnügungen mich besuchen willst."

Der Prinz Achmed blieb bloß drei Tage am Hofe des Sultans, seines Vaters, und reiste am vierten in aller Frühe wieder ab. Die Fee Pari Banu war um so erfreuter, ihn wieder zu sehen, als sie diese baldige Rückkehr durchaus nicht erwartet hatte, und sie machte sich jetzt in ihrem Innern Vorwürfe, daß sie ihn für fähig gehalten, die Treue, die er ihr schuldete und so feierlich gelobt hatte, zu brechen. Sie verhehlte dies auch dem Prinzen nicht, sondern gestand ihm frei und offen ihre Schwachheit und bat ihn um Verzeihung. Von nun an war die Eintracht der beiden Liebenden so vollkommen, daß, was der eine Theil wollte, sicher auch dem andern angenehm war.

Einen Monat nach der Rückkehr des Prinzen Achmed fiel es der Fee Pari Banu auf, daß der Prinz, der ihr einen ausführlichen Bericht über seine Reise und seine Gespräche mit dem Sultan, seinem Vater, abgestattet, und somit auch erzählt hatte, daß er ihn um Erlaubniß gebeten, ihn von Zeit zu Zeit zu besuchen — daß, sage ich, der Prinz seither mit keiner Sylbe mehr des Sultans erwähnte, gleich als ob er nicht mehr auf der Welt wäre, und doch hatte er vorher so oft von ihm gesprochen. Sie dachte nun, er unterlasse es ohne Zweifel aus Rücksicht für sie, und nahm daher eines Tags Gelegenheit, also zu ihm zu sprechen: „Prinz,“ fing sie an, „sag' einmal, hast du denn den Sultan, deinen Vater, ganz vergessen? Erinnerst du dich nicht mehr, daß du ihm versprochen hast, ihn von Zeit zu Zeit zu besuchen? Ich für meinen Theil habe nicht vergessen, was du mir bei deiner Rückkehr sagtest, und bringe es dir hiermit in Erinnerung, auf daß du nicht länger säumest, dein Versprechen zum ersten Male zu erfüllen.“

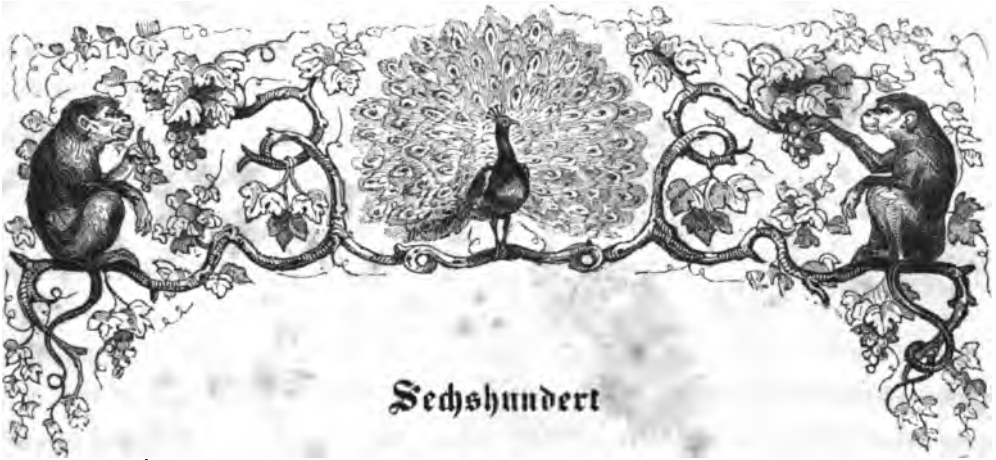
„Geliebteste meines Herzens,“ antwortete der Prinz Achmed in demselben heitern Tone, wie die Fee, „ich fühle mich einer solchen Vergesslichkeit durchaus nicht fähig, will aber lieber den unverdienten Vorwurf von dir ertragen, als mich einer abschlägigen Antwort aussetzen, wenn ich zu unrecht Zeit eine Sehnsucht nach etwas bliden ließe, was du vielleicht nicht gerne bewilligtest.“ — „Prinz,“ sagte die Fee, „ich verlange durchaus nicht, daß du solche Rücksichten gegen mich nimmst, und damit dergleichen nicht wieder vorkomme, so denke ich, da du den Sultan von Indien, deinen Vater, bereits seit einem Monate nicht mehr gesehen hast, du solltest deine Besuche bei ihm nie

länger als einen Monat aussetzen. Fange morgen damit an und fahre so von Monat zu Monat fort, ohne daß du mir etwas davon sagest oder eine Aeußerung von mir erwartest. Ich genehmige es sehr gern."

Der Prinz Achmed reiste schon am folgenden Tag mit demselben Gefolge wieder ab, das aber weit geschmackvoller gekleidet war, und auch er selbst war viel prächtiger ausgerüstet, als das erste Mal. Der Sultan empfing ihn abermals mit großer Freude und Vergnügen. So setzte er denn seine Besuche mehrere Monate lang fort, und immer erschien er in einem reichern und glänzenderen Aufzuge.

Schehersed, welche bei diesen Worten vom Tag überrascht wurde, hielt inne, um in der nächsten Nacht also fortzufahren.





Sechshundert

und

siebente Nacht.

Endlich mißbrauchten einige Beziere, welche die Lieblinge des Sultans waren und aus dem Aufwand des Prinzen auf seine Macht und Größe schlossen, die Freiheit, die ihnen gestattet war, mit ihrem Fürsten zu reden, dazu, daß sie ihn gegen seinen Sohn einzunehmen suchten. Sie stellten ihm vor, die Klugheit erfordere es, daß er in Erfahrung bringe, wo der Prinz seinen gewöhnlichen Aufenthalt habe, und womit er seinen großen Aufwand bestreite; denn es sey ihm doch weder eine Leibrente, noch ein bestimmter Jahresgehalt angewiesen worden, und er scheine bloß deswegen an den Hof zu kommen, um dem Sultan zu trotzen und zu zeigen, daß er auch ohne seine Geschenke als Prinz leben könne; überhaupt sey zu befürchten, er möchte das Volk aufwiegeln, um ihn frevelischer Weise zu entthronen.

Der Sultan von Indien, der eine zu gute Meinung von dem Prinzen Ahmed hatte, als daß er ihn eines so verbrecherischen Planes, wie seine Günstlinge ihm unterschoben, fähig geglaubt hätte, antwortete ihnen: „Ihr scherzet wohl nur; mein Sohn liebt mich, und ich bin seiner Zärtlichkeit und Treue um so gewisser, da ich mich nicht erinnern kann, ihm jemals den geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben zu haben.“

Auf diese letzten Worte bemerkte einer der Günstlinge: „Herr, obgleich du nach dem Urtheil aller Verständigen nichts Besseres thun konntest, um die drei Prinzen in ihrer Angelegenheit wegen der Prinzessin Nurunnihar zufrieden zu stellen, als du wirklich gethan hast, so kann man doch nicht wissen, ob der Prinz Achmed sich in die Entscheidung des Zufalls mit derselben Entfagung flügt, als der Prinz Hussain. Wie leicht könnte er es sich in den Kopf setzen, er allein verdiene die Prinzessin, und mein Herr habe dadurch, daß er ihm nicht den Vorzug vor den älteren Prinzen gab und die Entscheidung darüber dem Zufall überließ, eine Ungerechtigkeit begangen.

„Mein Herr wird vielleicht sagen;“ fügte der boshafte Günstling hinzu, „der Prinz Achmed verrathe ja durch nichts eine Spur von Unzufriedenheit, unsere Furcht sey ungegründet und voreilig, und es seye unrecht von uns, ihm einen ohne Zweifel grundlosen Verdacht dieser Art gegen einen Prinzen seines Geblütes einflößen zu wollen. Aber, mein Herr und König, vielleicht ist dieser Verdacht auch gut gegründet. Du weißt gar wohl, daß man bei einer so zarten und so wichtigen Angelegenheit immer das sicherste Mittel wählen muß. Bedenke nur, daß der Prinz dich durch seine Verstellung gar leicht ergötzen und hinter's Licht führen kann, und daß die Gefahr um so bedenklicher ist, da Achmed seinen Aufenthalt ganz in der Nähe deiner Hauptstadt zu haben scheint. Denn wenn du eben so aufmerksam gewesen bist, wie wir, so hast du bemerken können, daß jedesmal, so oft er kommt, sowohl er, als seine Leute, ganz frisch und munter, und ihre Kleider, so wie die Decken der Pferde nebst dem übrigen Schmuck, so blank aussehen, als kämen sie eben erst von dem Handwerksmann, der sie verfertigt. Auch ihre Pferde sind so wenig müde, wie wenn sie von einem bloßen Spazierritte kämen. Dies ist ein augenscheinlicher Beweis, daß der Prinz Achmed ganz in der Nähe wohnt, und wir würden unsere Pflicht nicht zu erfüllen glauben, wenn wir es dir nicht unterthänig vorstellten, damit du zu deiner eigenen Erhaltung und zum Wohl deiner Völker die angemessene Rücksicht darauf nehmen mögest.“

Als der Günstling seine lange Rede geendet hatte, brach der Sultan dies Gespräch mit den Worten ab: „Dem mag seyn, wie ihm wolle, ich glaube nicht, daß mein Sohn Achmed so schlecht ist, wie ihr miß gerne überreden möchtet; gleichwohl danke ich euch für euern Rath und bin überzeugt, daß ihr ihn mir aus der besten Absicht gegeben habt.“

So sprach der Sultan von Indien zu seinen Günstlingen und gab ihnen nicht zu erkennen, daß ihre Aeußerungen Eindruck auf sein Gemüth gemacht hatten. Dennoch beunruhigte er sich darüber und beschloß, die Schritte des Prinzen Achmed beobachten

zu lassen, ohne jedoch seinem Großvezier ein Wort davon zu sagen. Er beschied die Zauberin zu sich, die durch eine geheime Thüre in seinen Palast eingelassen und in sein Zimmer geführt wurde. „Du hast mir,“ sagte er zu ihr, „die Wahrheit berichtet, als du mich versichertest, daß mein Sohn Achmed nicht todt sey, und ich danke dir dafür; jetzt mußt du mir aber noch einen Gefallen thun. Seitdem ich ihn nämlich wieder gefunden habe und er jeden Monat einmal an meinen Hof kommt, war es mir unmöglich, seinen Aufenthalt von ihm zu erfahren, und ich wollte ihm sein Geheimniß auch nicht mit Gewalt ablocken. Indessen halte ich dich für geschickt genug, meiner Neugierde Befriedigung zu verschaffen, ohne daß er selbst oder irgend Jemand am Hofe etwas davon erfährt. Du weißt, daß er hier ist, und da er gewöhnlich wieder abreist, ohne Abschied von mir oder sonst von Jemanden zu nehmen, so verliere keine Zeit, begib dich noch heute auf seinen Weg und beobachte ihn so gut, daß du erfährst, wo er jedesmal hingeht, und mir darüber Bescheid bringen kannst.“

Die Zauberin entfernte sich aus dem Palast, und da man sie belehrt, an welchem Ort der Prinz Achmed seinen Pfeil gefunden hatte, so begab sie sich augenblicklich dahin und versteckte sich in der Nähe der Felsen, so daß sie nicht bemerkt werden konnte.

Am andern Morgen reiste der Prinz Achmed in aller Frühe ab, ohne weder beim Sultan, noch irgend einem Andern bei Hof Abschied genommen zu haben, denn dies war so seine Gewohnheit. Die Zauberin sah ihn kommen und begleitete ihn mit den Augen so weit, bis sie ihn sammt seinem Gefolge aus dem Gesichte verlor.

Da die Felsen so steil waren, daß kein Sterblicher weder zu Fuß, noch zu Roß sie hätte übersteigen können, so schloß die Zauberin, hier können nur zwei Sachen möglich seyn: entweder müsse sich der Prinz in irgend eine Höhle zurückziehen oder an einen unterirdischen Ort, wo Geister und Feen wohnen. Sobald sie nun vermuthen konnte, daß der Prinz mit seinen Leuten verschwunden und in die Höhle, oder den unterirdischen Ort, den sie sich dachte, eingegangen seyn müsse, so verließ sie ihr Versteck und ging gerades Wegs auf die Schlucht zu, wo sie dieselben hineinreiten gesehen hatte. Sie ging nun selbst hinein und schritt so weit vor, bis die Schlucht sich in allerlei Krümmungen endigte; hier sah sie sich nach allen Seiten um und ging mehrere Male auf und ab. Allein trotz der angestrengtesten Aufmerksamkeit konnte sie weder eine Höhlenöffnung entdecken, noch die eiserne Thüre, die dem Prinzen Achmed sogleich aufgefallen war. Diese Thüre war nämlich bloß für Männer sichtbar, und zwar nur für solche, deren Gegenwart der Fee Pari Banu angenehm seyn konnte, nicht aber für Frauen.

Da die Zauberin sah, daß sie sich vergeblich abmühte, so beschloß sie endlich, sich mit dieser Entdeckung zu begnügen. Sie ging also wieder nach Hause, um dem Sultan Bericht abzustatten, und nachdem sie ihm umständlich Alles erzählt, was sie gethan hatte, fügte sie hinzu: „Mein Herr wird aus dem, was ich eben zu erzählen die Ehre hatte, deutlich ersehen, daß es mir nicht schwer fallen wird, ihm über das Betragen des Prinzen Ahmed den befriedigendsten Aufschluß zu geben, den er nur wünschen kann. Ich will für jetzt noch nicht sagen, was ich davon halte: ich ziehe es vor, dir eine so genaue Kenntniß davon zu verschaffen, daß du gar nicht mehr zweifeln kannst. Um dies aber möglich zu machen, erbitte ich mir Zeit und Geduld, nebst der Erlaubniß, mich nach eigenem Gutdünken schalten zu lassen, ohne nach den Mitteln zu fragen, deren ich mich dabei zu bedienen gedenke.“

Der Sultan genehmigte zum Voraus alle Maßregeln, welche die Zauberin ergreifen würde. „Du kannst thun, was du willst,“ sagte er zu ihr, „um die Sache zum Ende zu führen; ich will dir nichts dreinreden und mit Geduld erwarten, bis du deine Versprechungen erfüllst.“ Dann schenkte er ihr noch zur Aufmunterung einen sehr kostbaren Diamant mit der Bemerkung, dies bekomme sie bloß vorläufig, die vollständige Belohnung werde nachfolgen, sobald sie ihm den wichtigen Dienst, wobel er sich ganz auf ihre Geschicklichkeit verlasse, geleistet haben würde.

Da der Prinz Ahmed, seit er von der Fee Vari Banu die Erlaubniß erhalten hatte, dem Sultan von Indien seine Aufwartung zu machen, regelmäßig jeden Monat einmal erschienen war, so wartete die Zauberin, die dies recht gut wußte, bis der laufende Monat zu Ende ging. Einen oder zwei Tage vorher aber begab sie sich an den Fuß der Felsen, und zwar an die Stelle, wo sie den Prinzen und seine Leute aus den Augen verloren hatte, und wartete dort, um den Plan, welchen sie entworfen, auszuführen.

Gleich am andern Tag ritt der Prinz Ahmed, wie gewöhnlich, mit demselben Gefolge, das ihn jedesmal zu begleiten pflegte, zur eisernen Thüre heraus und kam ganz in die Nähe der Zauberin, die er nicht für das erkannte, was sie wirklich war. Da er bemerkte, daß sie den Kopf auf den Felsen gelehnt da lag und gar jämmerlich klagte, wie wenn sie von heftiger Krankheit geplagt wäre, so bewog ihn das Mitleid, seitwärts abzulenken, sich ihr zu nähern und sie zu fragen, was für einen Schmerz sie habe und was er zu ihrer Linderung thun könne?

Die arglistige Zauberin sah den Prinzen, ohne den Kopf empor zu heben, so jammervoll an, daß sein bereits rege gemachtes Mitleid noch dadurch vermehrt wurde,

und antwortete bloß mit abgebrochenen Worten, als ob es ihr sehr schwer würde, zu athmen, sie sey vom Hause weggegangen, um sich in die Stadt zu begeben, aber unterwegs habe sie ein so heftiges Fieber befallen, daß ihr die Kräfte geschwunden und sie genöthigt worden sey, anzuhalten und in dieser unbewohnten Gegend ganz ohne alle Aussicht auf Beistand in dem Zustande zu bleiben, worin er sie gefunden.

„Gute Frau,“ antwortete der Prinz Achmed, „du bist nicht so weit von der dir nöthigen Hülfe entfernt, als du glaubst. Ich bin bereit, es dir zu beweisen und dich ganz in der Nähe von da an einen Ort hinzubringen, wo man dich nicht nur auf's sorgfältigste verpflegen, sondern auch in Bälde vollkommen wieder herstellen wird. Du darfst bloß aufstehen und erlauben, daß einer meiner Leute dich hinter sich auf's Pferd nimmt.“

Scheherzad unterbrach ihre Erzählung, um sie in der nächsten Nacht also fortzusetzen:





Sechshundert

und

a c h t e N a c h t .

Die Zauberin, die sich bloß deshalb krank stellte, um zu erfahren, wo der Prinz Achmed wohne, was er treibe und überhaupt, wie es ihm ergehe, lehnte dieses freundliche Anerbieten nicht ab, und um ihm mehr durch die That, als durch die Worte zu beweisen, daß sie es sehr gerne annehme, stellte sie sich, als gebe sie sich sehr große Mühe, um aufzustehen, werde aber durch die Heftigkeit ihrer angeblichen Krankheit daran verhindert. Indes stiegen sogleich zwei von den Reitern ab, halfen ihr auf die Beine und setzten sie hinter einen andern Reiter auf's Pferd. Während sie selbst wieder aufstiegen, sprengte der Prinz an der Spitze seiner Reiterschaar den Weg zurück und gelangte bald an die eiserne Thüre, die ein vorausgeschickter Reiter geöffnet hatte. Er ritt hinein, und als er in den Hof des Feenpalastes gelangt war, stieg er nicht ab, sondern ließ der Fee durch einen seiner Leute melden, daß er sie zu sprechen wünsche.

Die Fee Pari Vanu eilte um so schneller herbei; weil sie nicht begreifen konnte, warum der Prinz Achmed wohl so schnell wieder umgekehrt sey. Dieser ließ ihr indes keine Zeit, nach dem Grunde zu fragen, sondern sagte zu ihr, indem er auf die Zauberin deutete, welche zwei seiner Leute vom Pferde herabgehoben hatten und unter den Armen hielten: „Liebe Prinzessin, ich bitte dich, schenke dieser Frau ebensoviel Mitleid, wie ich. In dem Zustande, worin du sie jetzt siehst, habe ich sie so eben

angetroffen und ihr den nöthigen Beistand versprochen. Ich empfehle sie dir nun in der Ueberzeugung, daß du sie sowohl aus eigenem Antriebe, als auch aus Rücksicht auf meine Bitte nicht hilflos lassen wirst.“



Die Fee Vari Banu, welche während der Rede des Prinzen Achmed ihre Augen auf die angebliche Kranke geheftet hatte, befahl zweien ihrer Frauen, die ihr gefolgt waren, dieselbe aus den Händen der beiden Reiter zu übernehmen, in ein Zimmer des Palastes zu führen und eben so sorgfältig zu verpflegen, wie wenn sie es selbst wäre.

Während aber die beiden Frauen den empfangenen Befehl vollzogen, trat Vari Banu zu dem Prinzen Achmed und sagte leise zu ihm: „Prinz, ich lobe dein Mitleid, es ist deiner und deines Ranges würdig, und mit großem Vergnügen werde ich deinen guten Absichten entsprechen; erlaube mir indeß, dir zu sagen, daß ich sehr fürchte, diese gute Absicht könnte uns schlecht belohnt werden. Es scheint mir durchaus nicht, als ob die Frau so krank wäre, wie sie vorgibt, und mich müßte Alles täuschen, wenn sie nicht ausdrücklich ausgesandt ist, um dir Unannehmlichkeiten zu bereiten. Laß dich indeß dies

nicht kümmern; was man auch anzetteln mag, so kannst du überzeugt seyn, daß ich dich aus allen Schlingen befreien werde, welche man dir legt. So gehe denn hin und setze deine Reise fort."

Der Prinz Achmed ließ sich durch diese Worte nicht beunruhigen und antwortete seiner Gemahlin: „Prinzessin, da ich mich nicht erinnern kann, irgend Jemanden etwas zu Leide gethan zu haben, und da ich auch gegen Niemanden eine böse Absicht hege, so kann ich mir durchaus nicht denken, wer wohl im Sinne haben sollte, mir ein Leid zuzufügen. Dem mag übrigens seyn wie ihm will, ich werde nie aufhören, Gutes zu thun, so oft sich mir Gelegenheit darbietet.“ Hierauf nahm er Abschied von der Fee, trennte sich von ihr und setzte seine Reise, die er wegen der Zauberin unterbrochen hatte, wieder fort. Nach wenigen Stunden langte er am Hofe des Sultans von Indien an, der ihn fast ganz wie gewöhnlich empfing, da er sich so viel als möglich Gewalt anthat, um seine Unruhe nicht blicken zu lassen: denn die Einflüsterungen seiner Günstlinge hatten ihm doch einigen Verdacht eingeflößt.

Scheherzad bemerkte den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:





Sechshundert

und

neunte Nacht.

Indeß hatten die beiden Frauen, welchen die Fee *Pari Banu* die Sache aufgetragen, die Zauberin in ein sehr schönes und reich geschmücktes Zimmer geführt. Sie ließen sie zuerst auf ein Sopha sitzen, wo sie sich auf ein Kissen von Goldbrocat lehnte, und bereiteten ihr dann auf demselben Sopha eine Lagerstätte, deren Unterdecken aus Atlas und mit Seidestickereien verziert waren; das Bettuch bestand aus der feinsten Leinwand und die Oberdecke war von Goldstoff. Als sie ihr nun in's Bett geholfen hatten, — denn die Zauberin stellte sich fortwährend wie wenn ihr Fieberanfall sie so quälte, daß sie sich kaum rühren konnte, — ging eine von den Frauen hinaus und kam bald darauf mit einem überaus feinen Porzellengefäße zurück, worin sich eine Flüssigkeit befand. Sie reichte es der Zauberin, während die andere Frau ihr aufsitzen half, und sagte zu ihr: „Da nimm diesen Saft, es ist Wasser aus der Löwenquelle und ein unfehlbares Mittel für alle und jede Fieber. Du wirst in weniger als einer Stunde die Wirkung verspüren.“

Die Zauberin ließ sich, um ihre Rolle besser durchzuführen, lange bitten, wie wenn sie eine unüberwindliche Abneigung gegen diesen Trank gehabt hätte. Endlich jedoch nahm sie die Schale und schluckte den Saft hinunter, schüttelte aber dabei den Kopf,

gleich als ob es sie große Ueberwindung kostete. Als sie sich sodann wieder gelegt hatte, dachten die beiden Frauen sie gut zu, und dieselige, die den Trank gebracht, sagte zu ihr: „Bleib' jetzt ganz ruhig und schlafe, wenn du Lust hast; wir verlassen dich auf ungefähr eine Stunde und hoffen, bei unsrer Wiederkehr dich vollkommen gesund anzutreffen.“

Die Zauberin, die nicht gekommen war, um lange die Kranke zu spielen, sondern bloß, um den Aufenthalt des Prinzen Achmed auszuforschen und zu erfahren, was ihn wohl veranlassen möchte, sich vom Hofe des Sultans, seines Vaters, zu entfernen, wußte jetzt schon, was sie wollte, und hätte gern auf der Stelle erklärt, der Trank habe seine Wirkung gethan, denn sie hatte großes Verlangen, nach Hause zurückzukehren und den Sultan von der glücklichen Ausführung seines Auftrags zu benachrichtigen. Da man ihr aber nicht gesagt hatte, daß der Trank auf der Stelle wirke, so mußte sie, wiewohl sehr ungerne, die Rückkehr der Frauen abwarten.

Diese kamen zur bestimmten Zeit zurück und fanden die Zauberin aufgestanden und angekleidet auf dem Sopha. Sie lief ihnen sogleich entgegen und rief: „O der herrliche Trank! er hat weit schneller gewirkt, als ihr sagtet, und ich wartete schon geraume Zeit voll Ungeduld auf euch, denn ich möchte euch bitten, daß ihr mich zu eurer mildthätigen Gebieterin führet, damit ich ihr für ihre Güte, welche ich nie vergessen werde, danken und nach dieser wundervollen Genesung ohne weitem Aufschub meine Reise fortsetzen kann.“

Die beiden Frauen, die ebenfalls Feen waren, bezeigten der Zauberin ihre Theilnahme und Freude über ihre schnelle Genesung, gingen dann vor ihr her, um ihr den Weg zu zeigen, und führten sie durch mehrere Zimmer, die alle weit prächtiger waren, als das, woraus sie eben kam, in den glänzendsten und am reichsten geschmückten Saal im ganzen Palaste.

In diesem Saale saß Pari Banu auf einem Throne von gebiegenem Golde, der mit Diamanten, Rubinen und Perlen von außerordentlicher Größe reich verziert war, und neben ihr standen zur Rechten und Linken eine Menge Feen, sämmtlich von ausnehmender Schönheit und sehr kostbar gekleidet. Beim Anblick all dieses Glanzes und dieser Herrlichkeit wurde die Zauberin ganz verblendet und so verwirrt, daß sie, als sie sich vor dem Throne niedergeworfen, nicht einmal den Mund zu öffnen vermochte, um der Fee zu danken, wie sie sich vorgenommen hatte. Pari Banu ersparte ihr auch die Mühe, indem sie zu ihr sagte: „Gute Frau, es freut mich sehr, daß sich diese Gelegenheit gefunden hat, dir einen Dienst zu erweisen, und daß du im Stande bist, deine Reise fortzusetzen. Ich will dich nicht länger hier aufhalten, doch wird es dir

nicht unangenehm seyn, zuvor meinen Palast zu besuchen. Geh' mit meinen Frauen, sie werden dich begleiten und ihn dir zeigen."



Die Zauberin, die noch immer ganz verblüfft war, verneigte sich abermals mit der Stirn bis an den Teppich, der den Fuß des Thrones bedeckte, und verabschiedete sich dann, ohne Kraft oder Muth zu haben, ein einziges Wort vorzubringen. Die beiden Feen, die sie begleiteten, führten sie im ganzen Palaste herum, wo sie mit Erstaunen und unter beständigen Ausrufen der Bewunderung der Reihe nach dieselben Zimmer, dieselben Reichthümer und dieselbe Pracht erblickte, welche die Fee Pari Banu dem Prinzen Achmed gleich bei seiner Ankunft selbst gezeigt hatte. Was ihr aber die größte Bewunderung einflößte, war, daß die beiden Feen, nachdem sie das ganze Innere des Palastes in Augenschein genommen, zu ihr sagten, Alles das, was sie so sehr bewundere, sey nur eine kleine Probe von der Größe und Macht ihrer Gebieterin, denn sie besitze im Umfang ihres Reichs noch unzählige andere Paläste, die alle von verschiedener Form und Bauart, aber nicht minder stattlich und prachtvoll seyen. Indem sie sich so mit ihr

über allerlei Gegenstände unterhielten, führten sie die Zauberin bis zur eisernen Thüre, zu welcher der Prinz Achmed sie hereingeführt hatte, öffneten dieselbe und wünschten ihr, nachdem sie Abschied von ihnen genommen und für ihre Bemühungen gedankt hatte, glückliche Reise.

Als die Zauberin einige Schritte weit gegangen war, drehte sie sich um, um nach der Thüre zu sehen und sich dieselbe genau zu merken; allein sie suchte vergeblich, denn die Thüre war für sie, wie überhaupt für alle Frauen, was ich ja oben schon erzählt habe, unsichtbar geworden. Sie begab sich nun, abgesehen von diesem einzigen Umstande, ziemlich zufrieden mit sich selbst und der Vollziehung ihres Auftrags zum Sultan zurück. Als sie in der Hauptstadt angelangt war, schlug sie Nebenwege ein und ließ sich wieder durch die geheime Thüre in den Palast führen. Der Sultan ließ sie, sobald ihm ihre Ankunft gemeldet worden war, sogleich vor sich kommen, und da er sie mit sehr traurigem Gesichte erscheinen sah, schloß er daraus, die Sache müsse ihr nicht gelungen seyn, und sagte zu ihr: „Nach deinem Anblick zu urtheilen, ist deine Reise wohl vergeblich gewesen und du vermagst mir den Aufschluß, den ich von deinem Diensteifer erwartete, nicht zu geben?“

Scheherzad schwieg, um in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzufahren:





Sechshundert und zehnte Nacht.

„Herr,“ antwortete die Zauberin, „erlaube mir die Bemerkung, daß du aus meiner Miene nicht schließen darfst, ob ich in der Vollziehung des Auftrags, womit du mich beehrt, glücklich gewesen bin, sondern nur aus dem getreuen Bericht über Alles, was ich gethan und was mir begegnet ist; du wirst sehen, daß ich nichts versäumt habe, um mich deines Beifalls würdig zu machen. Der traurige Zug, den du vielleicht auf meinem Gesichte bemerkt hast, hat einen andern Grund, als das Mißlingen unsers Planes, und ich hoffe, daß mein Herr in dieser Beziehung mit mir wohl zufrieden seyn wird. Ich sage dir die eigentliche Ursache nicht: der Bericht, den ich dir nun abstatten werde, wofern du die Geduld hast, mich anzuhören, muß Alles erklären.“

Sofort erzählte die Zauberin dem Sultan von Indien, wie sie sich krank gestellt und die Sache so eingerichtet habe, daß der Prinz Achmed, von Mitleid ergriffen, sie an einen unterirdischen Ort habe bringen lassen und in eigener Person einer Fee von unvergleichlicher Schönheit vorgestellt, empfohlen und dieselbe gebeten habe, für die Wiederherstellung ihrer Gesundheit Sorge zu tragen. Ferner, mit welcher Gefälligkeit die Fee sogleich zwei andern Feen aus ihrer Umgebung befohlen habe, sie in ihre Pflege zu nehmen und nicht zu verlassen, als bis sie vollkommen genesen seyn würde: daraus sey ihr ganz deutlich geworden, daß diese Willfährigkeit nur in einem Verhältniß zwischen Mann und Frau ihren Grund haben könne. Auch ermangelte die Zauberin nicht, ihr Erstaunen bei Erblickung des Feenpalastes zu schildern, von dem sie behauptete, daß es auf der ganzen Welt nichts Aehnliches geben könne, und in welchem die beiden Feen

sie wie eine Kranke, die ohne ihren Beistand weder gehen noch stehen könne, herumgeführt haben. Sodann beschrieb sie ihm ausführlich, mit welchem Eifer die Feen sie in einem besondern Zimmer verpflegt, welchen Trank sie ihr gereicht haben, und wie schnell darauf vollständige Heilung erfolgt, die aber, wie auch die Krankheit, nur verstellt gewesen sey, obgleich sie an der Kraft des Trankes durchaus nicht zweifle; ferner von der Majestät der Fee, als sie auf einem ganz von Edelsteinen strahlenden Throne gesessen, dessen Werth alle Reichthümer Indiens übersteige, und endlich von den übrigen unermesslichen und sowohl im Allgemeinen als im Besondern ganz unberechenbaren Schätzen, die in dem weiten Umfange des Palastes enthalten seyen.

Damit schloß die Zauberin ihren Bericht vom Erfolge ihrer Sendung und fuhr dann weiter also fort: „Was denkt mein Herr und König wohl von diesen unerhörten Reichthümern der Fee? Vielleicht wirst du sagen, du bewunderst sie und freuest dich über das hohe Glück deines Sohnes Achmed, der dieselben mit der Fee gemeinschaftlich genießt. Was indeß mich betrifft, Herr, so bitte ich um Verzeihung, wenn ich mir die Freiheit nehme, dir vorzustellen, daß ich anders davon denke, ja sogar, daß der Gedanke an das Unglück, welches dir daraus erwachsen kann, mich in Angst und Schrecken versetzt. Gerade das ist der Grund meiner Unruhe, die ich nicht so gut zu verbergen vermochte, daß du sie nicht hättest bemerken können. Ich will gerne glauben, daß der Prinz Achmed bei seiner guten Gemüthsart nicht im Stande ist, gegen meinen Herrn etwas zu unternehmen; aber wer bürgt dafür, daß die Fee ihm nicht durch ihre Reize, ihre Liebkosungen und die Gewalt, die sie bereits über ihren Gemahl erlangt hat, den verderblichen Plan eingibt, dich zu verdrängen und sich der Krone des Reiches Indien zu bemächtigen? Es kommt meinem Herrn zu, dieser hochwichtigen Angelegenheit all die Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche sie verdient.“

So fest nun auch der Sultan von Indien von der guten Gemüthsart des Prinzen Achmed überzeugt war, so hinterließen diese Vorstellungen der Zauberin dennoch einigen Eindruck bei ihm. Er entließ sie mit den Worten: „Ich danke dir für deine Bemühungen und deinen heilsamen Rath. Ich erkenne die hohe Wichtigkeit desselben, kann aber in der Sache noch nichts beschließen, bevor ich meine Rathgeber angehört habe.“

Als man dem Sultan die Ankunft der Zauberin gemeldet hatte, unterhielt er sich eben mit denselben Günstlingen, die ihm, wie schon oben erzählt, bereits früher Verdacht gegen den Prinzen Achmed eingeößt hatten. Er befahl nun der Zauberin, ihm zu folgen, und begab sich wieder zu den Günstlingen. Diesen erzählte er, was er so eben

vernommen, und nachdem er ihnen mitgetheilt, warum er befürchte, daß die Fee das Gemüth des Prinzen umstimmen werde, so fragte er sie, welcher Mittel er sich wohl bedienen solle, um so großes Unheil zu verhüten?

Einer der Günstlinge nahm hierauf für alle das Wort und sprach: „Herr, da du Denjenigen kennst, der dieses Unglück veranlassen könnte, da er mitten an deinem Hofe lebt und in deinen Händen ist, so solltest du, um es zu verhüten, ihn sogleich verhaften und wenn auch nicht hinrichten — denn dies würde zu viel Aufsehen erregen — doch wenigstens auf Lebenszeit in einen engen Kerker werfen lassen.“ Die übrigen Günstlinge gaben dieser Ansicht einstimmig ihren Beifall.

Der Zauberin indes schien dieser Rath doch zu gewaltsam; sie bat den Sultan um Erlaubniß zu sprechen, und als sie dieselbe erhalten, sagte sie zu ihm: „Herr, ich bin überzeugt, daß bloß der große Eifer für dein Wohlergehen deine Rathgeber bewogen hat, dir die Verhaftung des Prinzen Achmed vorzuschlagen. Sie mögen mir es aber nicht übel nehmen, wenn ich sie zu bedenken bitte, daß man mit dem Prinzen nothwendig zugleich auch seine Begleiter verhaften müßte, und diese sind Geister. Halten sie es wohl für etwas Leichtes, dieselben zu überfallen, Hand an sie zu legen und sich ihrer Personen zu bemächtigen? Würden sie nicht vermöge der ihnen inwohnenden Kraft, sich unsichtbar zu machen, augenblicklich verschwinden und die Fee von der ihrem Gemahl angethanen Beleidigung benachrichtigen? Und würde die Fee diese Beleidigung wohl ungerächt lassen? Könnte sich der Sultan nicht vielleicht durch ein anderes weniger auffallendes Mittel gegen die bösen Anschläge, die der Prinz Achmed haben mag, schützen, ohne daß dadurch der Ruhm meines Herrn im mindesten leiden oder irgend Jemand ihm eine schlimme Absicht beilegen könnte? Wenn mein Herr einiges Vertrauen auf meinen Rath hätte, so würde er, da die Geister und Feen Sachen vermögen, welche alle menschliche Kraft bei weitem übersteigen, den Prinzen Achmed bei seiner Ehre anfassen und verpflichten, ihm durch Vermittlung seiner Fee gewisse Vortheile zu verschaffen, unter dem Vorwande, daß ihm eine große Gefälligkeit damit geschehe. 3. B. so oft mein Herr zu Felde ziehen will, muß er einen ungeheuren Aufwand machen, nicht bloß für Schuttdächer und Zelte für sich und sein Heer, sondern auch für Kameele, Maulesel und andere Lastthiere: könntest du ihn nun nicht verpflichten, daß er dir vermöge des großen Einflusses, den er bei der Fee haben muß, ein Schuttdach verschaffen soll, das in der Hand Plag haben, aber gleichwohl sich über dein ganzes Herr ausbreiten müßte. Mehr brauche ich meinem Herrn nicht zu sagen. Wenn der Prinz das Zelt herbeischafft, so kannst du noch so viele ähnliche Forderungen an ihn machen, daß er am

Ende, so erfinderisch und reich an Mitteln auch die Fee, die ihn bezaubert und von dir abwendig gemacht, seyn mag, den Schwierigkeiten erliegen und gestehen muß, es sey ihm unmöglich, deinen Wunsch zu erfüllen. Aus Scham wird er es dann nicht mehr wagen, sich sehen zu lassen, und genöthigt seyn, fern von allem Verkehr mit der Welt sein Leben mit der Fee zuzubringen; dann wird mein Herr auch nichts mehr von seinen Anschlägen zu befürchten haben, und man wird ihm eine so gehässige Handlung, wie die Hinrichtung oder lebenslängliche Einkerkerung seines eigenen Sohnes wäre, nicht vorwerfen können.“

Als die Zauberin ihren Vortrag geendet hatte, fragte der Sultan seine Günstlinge, ob sie vielleicht etwas Besseres wüßten, und da sie alle still schwiegen, beschloß er, den Rath der Zauberin zu befolgen; denn dieser schien ihm der vernünftigste und den milden Grundsätzen, nach denen er bis jetzt geherrscht hatte, angemessenste zu seyn.

Als nun der Prinz Achmed am andern Tage vor dem Sultan, seinem Vater, der sich eben mit seinen Günstlingen unterhielt, erschien und neben ihm Platz genommen



hatte, so ließ dieser sich durch seine Gegenwart nicht abhalten, sein Gespräch über allerlei gleichgültige Gegenstände noch eine Weile fortzusetzen. Hierauf nahm der Sultan das Wort und sprach also zu dem Prinzen Achmed: „Mein Sohn, als du erschienst und mich von dem tiefen Kummer, worein deine lange Abwesenheit mich versetzt hatte, befreitest, machtest du mir ein Geheimniß aus dem Orte, den du zu deinem Aufenthalt gewählt, und in der ersten Freude, dich wieder zu sehen und mit deinem Schicksal zufrieden zu wissen, wollte ich nicht weiter in dein Geheimniß eindringen, sobald ich merkte, daß du es nicht wünschtest. Ich weiß nicht, welchen Grund du haben kannst, so gegen einen Vater zu handeln, der damals, so wie auch jetzt, den größten Antheil an deinem Glück genommen haben würde. Indes weiß ich jetzt, worin dieses Glück besteht, ich freue mich mit dir darüber und billige deine Wahl, daß du eine so liebenswürdige, so reiche und so mächtige Fee geheirathet hast, wie ich aus guter Quelle erfahren. Bei all meiner Macht wäre ich nicht im Stande gewesen, dir eine so vortheilhafte Verbindung zu verschaffen. Da du nun zu einem so hohen Rang erhoben bist, um welchen dich jeder Andere, als ein Vater wie ich, beneiden könnte, so bitte ich dich nicht bloß, daß du auch fernerhin wie bisher immer in gutem Einverständniß mit mir bleiben, sondern auch, daß du den ganzen Einfluß, den du bei deiner Fee haben kannst, anbieten mögest, um mir in Fällen der Noth ihren Beistand zu verschaffen, und du wirst mir erlauben, daß ich diesen deinen Einfluß noch heute auf die Probe stelle. Du weißt, mit welchen ungeheuren Kosten — um nichts von den Schwierigkeiten zu sagen — meine Heerführer, meine Hauptleute und ich selbst, so oft ich in Kriegszeiten zu Felde zu ziehen genöthigt bin, Schutzbücher und Zelte, so wie auch Kameele und andere Lastthiere zur Fortbringung derselben anschaffen müssen. Wenn du nun bedenken wolltest, welchen Gefallen du mir damit erweisen könntest, so bin ich überzeugt, daß es dich nicht viele Mühe kosten wird, von deiner Fee ein Zelt zu bekommen, das in einer Hand Platz hat, unter welchem jedoch mein ganzes Heer ein Obdach finden kann, — zumal wenn du ihr sagst, daß es für mich bestimmt sey. Die Schwierigkeit der Sache wird dir keine abschlägige Antwort zuziehen: alle Welt weiß ja, daß den Feen die Macht gegeben ist, noch weit außerordentlichere Dinge zu bewerkstelligen.“

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherzad folgendermaßen fortgesetzt wurde:



Sechshundert und elfte Nacht.

Der Prinz Achmed hatte sich einer solchen Forderung von Seiten seines Vaters nicht versehen, und die Sache schien ihm gleich im Anfange äußerst schwierig, wo nicht ganz unmöglich. Denn obwohl ihm die Macht der Geister und Feen nicht ganz unbekannt war, so bezweifelte er doch, daß sie sich so weit erstreckte, ihm ein solches Zelt verschaffen zu können, wie verlangt wurde. Ueberdies hatte er bisher sich noch nie etwas Ähnliches von Pari Banu erbeten, sondern sich stets mit den Beweisen ihrer Liebe, die sie ihm fortwährend gab, begnügt und dabei nichts unterlassen, was sie überzeugen konnte, daß er ihre Zärtlichkeit von ganzem Herzen erwidere und keinen andern Wunsch habe, als sich in ihrer Gunst zu erhalten. Er war daher in großer Verlegenheit, was er seinem Vater antworten sollte. „Herr,“ sagte er endlich, „wenn ich dir aus dem, was mir nach Auffindung meines Pfeiles begegnet ist, und wozu ich mich damals entschloß, ein Geheimniß gemacht habe, so geschah es bloß darum, weil ich dachte, es könne dir an näheren Aufschlüssen darüber nichts liegen. Ich weiß nicht, auf welchem Wege dir dieses Geheimniß eröffnet worden ist, kann aber nicht verhehlen, daß man dir einen wahren Bericht abgestattet hat. Ich bin allerdings Gemahl der Fee, von der man dir gesagt hat; ich liebe sie und darf überzeugt seyn, daß sie mich ebenfalls liebt. Was indeß den Einfluß

betrifft, den ich nach deiner Ansicht auf sie haben soll, so kann ich hievon weiter nichts sagen. Es ist mir noch niemals in den Sinn gekommen, einen Versuch damit zu machen, und ich hätte sehr gewünscht, daß mein Herr mich dieses Versuches überhoben und mich im Besitze des Glückes, zu lieben und geliebt zu werden, gelassen hätte; denn diese Liebe war so uneigennützig, daß ich gar nichts Anderes mehr wünschte. Indeß ist der Wunsch eines Vaters Befehl für einen Sohn, der, wie ich, es sich zur Pflicht macht, in allen Stücken zu gehorchen. Obwohl höchst ungern und mit unbeschreiblichem Widerwillen, werde ich doch nicht ermangeln, meiner Gemahlin den Wunsch meines Herrn vorzutragen, kann aber nicht versprechen, daß ich ihn erfüllen werde. Sollte ich mir daher die Ehre versagen müssen, dir meine Hochachtung zu bezeigen, so wird dies ein Zeichen seyn, daß ich nichts ausgerichtet habe, und ich bitte zum Voraus, du mögest mir dann verzeihen und bedenken, daß du selbst mich in diese Nothwendigkeit versetzt hast."

Darauf antwortete der Sultan von Indien: „Mein Sohn, es sollte mir sehr leid thun, wenn mein Verlangen mich jemals des Vergnügens berauben würde, dich bei mir zu sehen. Ich merke wohl, daß du die Gewalt nicht kennst, die ein Mann über seine Frau hat, und die deinige würde nur sehr schwache Liebe beweisen, wenn sie bei ihrer Macht als Fee die Kleinigkeit abschlagen wollte, um die ich sie durch dich bitten lasse. Lege deine Schüchternheit ab; sie kommt nur daher, weil du glaubst, sie liebe dich nicht eben so sehr, als du sie liebst. Geh' hin, bitte sie nur und du wirst sogleich sehen, daß die Fee dich weit mehr liebt, als du glaubst; dabei mußt du wohl bedenken, daß man sich großer Vortheile beraubt, wenn man nie um etwas bittet. Wie du sie so sehr liebst, daß du ihr nie eine Bitte abschlagen würdest, so wird auch sie dir deine Bitte nicht abschlagen, weil sie dich liebt.“

Der Sultan von Indien vermochte seinen Sohn durch solche Vorstellungen nicht zu überzeugen. Es wäre dem Prinzen weit lieber gewesen, wenn er irgend etwas Anderes von ihm verlangt hätte, als daß er ihn der Gefahr aussetzte, seiner geliebten Pari Banu zu mißfallen. Er war darüber so verdrießlich, daß er zwei Tage früher, als er sonst zu thun pflegte, vom Hofe wieder abreiste. Als er nach Hause kam, fragte ihn die Fee, die ihn bisher immer mit heiterem Gesichte erscheinen gesehen hatte, sogleich, was die Veränderung zu bedeuten habe, die sie an ihm bemerke. Da er aber statt zu antworten sich nach ihrem Befinden erkundigte und zwar mit einer Miene, die deutlich zu erkennen gab, daß er ihre Frage zu umgehen suchte, so sagte sie zu ihm: „Ich werde deine Frage nicht eher beantworten, als bis du die meinige beantwortet haben wirst.“ Der Prinz sträubte sich lange dagegen und versicherte, es sey weiter nichts; aber je

mehr er sich sträubte, um so mehr drang sie in ihn. „Ich kann dich,“ sagte sie, „unmöglich in deiner gegenwärtigen Stimmung sehen, ohne daß du mir die Ursache deiner Bekümmerniß gestehst, auf daß ich sie hebe, sie mag bestehen in was sie wolle. Sie müßte von ganz außerordentlicher Art seyn, wenn es mir unmöglich seyn sollte, abzuhelfen, es wäre denn, daß der Sultan, dein Vater, gestorben wäre. In diesem Fall müßte dir nebst dem, was ich dazu beitragen könnte, die Zeit hauptsächlich Trost gewähren.“

Schehersad schwieg, um in der nächsten Nacht ihre Erzählung mit folgenden Worten fortzusetzen:





Sechshundert

und

z w ö l f t e N a c h t.

Der Prinz Achmed vermochte den inständigen Bitten der Fee nicht länger zu widerstehen und sagte also zu ihr: „Geliebteste meines Herzens, Gott verlängere das Leben des Sultans, meines Vaters, und segne ihn bis an's Ende seiner Tage! Ich verließ ihn voll Kraft und in der besten Gesundheit. Dies ist es also nicht, was mir den Kummer verursacht, den du an mir gemerkt hast; nein, der Sultan selbst ist es, und die Sache betrübt mich um so mehr, da sie mich in die verdrießliche Nothwendigkeit versetzt, dir lästig zu fallen. Für's Erste, geliebte Prinzessin, weist du, wie sorgfältig ich ihm mit deiner Genehmigung das Glück zu verhehlen gesucht habe, das mir dadurch zu Theil wurde, daß ich dich sah, dich liebte, dein Wohlwollen und deine Liebe verdiente und von dir das Gelübde der Treue empfing, indem ich dir das meinige gab; gleichwohl ist es mir unbegreiflich, auf was Art er Alles erfahren hat.“

Bei diesen Worten unterbrach die Fee Vari Vanu den Prinzen Achmed und sagte zu ihm: „Ich weiß es recht gut. Erwinnere dich nur an das, was ich dir in Betreff jener Frau vorausgesagt habe, die sich vor dir krank stellte und mit der du so großes Mitleiden hattest; eben diese hat dem Sultan, deinem Vater, Alles berichtet, was du ihm verbergen wolltest. Ich hatte dir schon damals gesagt, daß sie so wenig krank sey, als du und ich, und dies hat sich auch bestätigt. Denn kaum hatten die beiden Frauen, denen ich sie zur Pflege übergeben, ihr einen allgemeinen Trank gegen alle Arten von Fieber, dessen sie aber gar nicht bedurfte, überreicht, so stellte sie sich,

als hätte dieser Trank sie sogleich geheilt, und ließ sich zu mir führen, um Abschied zu nehmen und unverzüglich von dem Erfolg ihrer Sendung Bericht abzustatten. Ja, sie hatte so große Eile, daß sie fortgegangen wäre, ohne meinen Palast zu besuchen, wenn ich ihr nicht zu verstehen gegeben hätte, daß dies wohl der Mühe werth sey, worauf zwei von meinen Frauen sie auf meinen Befehl überall herumführten. Fahre indeß nur fort und laß sehen, wodurch der Sultan, dein Vater, dich in die Nothwendigkeit versetzt hat, mir lästig zu fallen, was übrigens, wie ich dich zu glauben bitte, niemals vorkommen wird.“

„Liebe Gemahlin,“ fuhr hierauf der Prinz Achmed fort, „es kann dir nicht entgangen seyn, daß ich mich bis jetzt mit deiner Liebe begnügt und dich nie um irgend eine andere Gunstbezeigung gebeten habe. Was könnte ich auch bei dem Besitz einer so liebenswürdigen Gemahlin noch weiter wünschen? Ich wußte recht gut, wie groß deine Macht ist, allein ich hatte mir zur Pflicht gemacht, sie niemals auf die Probe zu stellen. Deswegen beschwöre ich dich, bedenke wohl, daß nicht ich, sondern der Sultan, mein Vater, die meines Erachtens höchst unbescheidene Bitte an dich thut, du möchtest ihm ein Zelt verschaffen, das ihn nebst seinem ganzen Hofe und seinem ganzen Heere, so oft er im Felde ist, gegen die Unbilden der Bitterung schütze, dabei aber in einer Hand Platz habe. Ich sage es noch einmal, nicht ich bin es, der um diese Gefälligkeit bittet, sondern der Sultan, mein Vater.“

„Prinz,“ erwiderte die Fee lächelnd, „es thut mir leid, daß diese Kleinigkeit dir so viel Unruhe und Bekümmerniß verursacht hat, wie du so eben blicken ließest. Ich sehe wohl, daß zweierlei Sachen dazu beigetragen haben. Erstens, weil du dir zum Gesetz gemacht hattest, dich mit unserer gegenseitigen Liebe zu begnügen und mich nie um etwas zu bitten, was meine Macht auf die Probe stellen könnte; zweitens, weil du, du magst es nun läugnen oder nicht, der irrigen Ansicht warest, das Begehren, das du auf den Wunsch des Sultans, deines Vaters, an mich richten solltest, liege außerhalb der Grenzen meiner Macht. Was nun den ersten Grund betrifft, so lobe ich dich darob und würde dich nur noch mehr lieben, wenn es irgend möglich wäre. In Beziehung auf den zweiten aber wird es mir nicht schwer werden, dir zu beweisen, daß das Verlangen des Sultans eine Kleinigkeit für mich ist, und daß ich gelegentlich noch ganz andere, weit schwierigere Sachen zu vollbringen vermöchte. Deswegen beruhige dich und sey überzeugt, daß du mich nicht nur nicht belästigt hast, sondern ich mir stets ein großes Vergnügen daraus machen werde, dir Alles zu bewilligen, um was du mich jemals bittest, sobald dir eine Gefälligkeit damit geschieht.“

Nach diesen Worten befohl die Fee, ihre Schatzmeisterin zu rufen. Die Schatzmeisterin kam und die Fee sagte zu ihr: „Nurdschihan,“ — so hieß nämlich die Fee, — bring' mir das größte Zelt, das in meinem Schatze ist.“ Nurdschihan kam nach einer kleinen Weile zurück und brachte ein Zelt, das nicht nur auf ihrer Hand Platz hatte, sondern man konnte es sogar darin verschließen; sie überreichte es ihrer Gebieterin, der Fee, und diese übergab es dem Prinzen Achmed, damit er es besehen sollte.



Als der Prinz Achmed sah, was die Fee Pari Banu ein Zelt und zwar das größte Zelt in ihrer Schatzkammer nannte, so glaubte er, sie wolle seiner spotten, und verrieth sein Befremden darüber durch Mienen und Geberden. Pari Banu, die dies bemerkte, lachte laut auf und rief: „Wie! mein Prinz, meinst du denn, ich wolle deiner spotten? du sollst sogleich sehen, daß ich nicht so boshaft bin. Nurdschihan,“ sagte

¹ Auf arabisch: Licht der Welt.

sie hierauf zu ihrer Schatzmeisterin, indem sie das Zelt aus den Händen des Prinzen nahm und ihr zurückgab, „geh', spanne es aus, auf daß der Prinz sehen kann, ob der Sultan, sein Vater, es nicht groß genug finden wird.“

Die Schatzmeisterin ging aus dem Palaste und entfernte sich so weit, daß beim Ausspannen des Zeltes das eine Ende davon bis an den Palast reichte. Als sie damit fertig war, fand der Prinz Achmed es nicht nur nicht zu klein, sondern groß genug, um zwei eben so zahlreichen Heeren, wie das des Sultans von Indien war, ein Obdach zu verschaffen. „Prinzessin,“ sagte er jetzt zu Vari Banu, „ich bitte dich tausendmal um Verzeihung wegen meiner Ungläubigkeit. Nach dem, was ich jetzt sehe, glaube ich nicht, daß dir irgend Etwas, was du einmal unternehmen willst, unmöglich seyn könnte.“ — „Du siehst,“ erwiderte die Fee, „das Zelt ist größer, als nöthig war; indeß mußt du wissen, daß es die Eigenschaft hat, ganz von selbst, ohne daß Jemand Hand daran legt, größer oder kleiner zu werden, je nach der Größe dessen, was dadurch bedeckt werden soll.“

Die Schatzmeisterin schlug das Zelt wieder ab, legte es in seine vorige Lage und übergab es dem Prinzen. Der Prinz Achmed nahm es, und gleich am folgenden Tage stieg er ohne längeres Zögern, mit seiner gewöhnlichen Begleitung, zu Pferde, um es dem Sultan, seinem Vater, zu überreichen.

Der Tag hinderte Scheherzad, weiter zu erzählen; in der nächsten Nacht aber fuhr sie also fort:





Sechshundert und dreizehnte Nacht.

Der Sultan, der des festen Glaubens lebte, ein solches Zelt, wie er verlangt hatte, könne gar nicht aufgefunden werden, erstaunte nicht wenig über die schnelle Rückkehr seines Sohnes. Er empfing das Zelt und wunderte sich über die Maßen, daß es so klein war, noch höher aber stieg seine Bewunderung, als er es auf der oben erwähnten Ebene ausspannen ließ und sich überzeugte, daß noch zwei andere eben so große Heere, wie das seinige, bequem darunter Platz gehabt hätten. Da er indeß diesen letztern Umstand als überflüssig und beim Gebrauch sogar unbequem hätte betrachten können, so vergaß der Prinz Achmed nicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß die Größe des Zeltes sich stets der Stärke seines Heeres anpassen werde.

Der Sultan von Indien stellte sich, als ob er seinem Sohne sehr dankbar für dieses prachtvolle Geschenk wäre, und bat ihn, der Fee Pari Banu in seinem Namen schönstens zu danken; zugleich befahl er, zum Beweis, wie hoch er dasselbe schätzte, es sorgfältig in seiner Schatzkammer aufzubewahren; allein in seinem Innern erwachte

setzt eine weit ärgere Eifersucht, als seine Schmeichler und die Zauberin ihm eingeflößt hatten, wenn er bedachte, daß sein Sohn mit Hülfe der Fee Sachen ausführen könne, die unendlich weit über die Grenzen seiner eigenen Macht hinaus gingen, obgleich er einer der gewaltigsten und reichsten Könige des Erdkreises war. Er wurde dadurch nur noch mehr aufgereizt, Alles aufzubieten, um ihn zu Grunde zu richten, und fragte die Zauberin darüber um Rath; diese aber rieth ihm, den Prinzen aufzufordern, daß er ihm Wasser aus der Löwenquelle bringen solle.

Als nun der Sultan Abends, wie gewöhnlich, seine Höflinge um sich versammelt hatte und der Prinz Achmed ebenfalls zugegen war, so sprach er folgendermaßen zu ihm: „Mein Sohn, ich habe dir bereits meinen innigen Dank für das Zelt ausgesprochen, das du mir verschafft hast, und das ich als das kostbarste Stück in meiner ganzen Schatzkammer betrachte; du mußt mir aber noch einen andern Gefallen thun, womit du mich eben so sehr erfreuen kannst. Ich habe nämlich gehört, daß deine Gemahlin, die Fee, sich eines gewissen Wassers aus der Löwenquelle bediene, um alle möglichen Arten von Fieber, auch die gefährlichsten, zu heilen; da ich nun vollkommen überzeugt bin, daß meine Gesundheit dir sehr am Herzen liegt, so zweifle ich nicht daran, daß du die Güte haben werdest, für mich ein Gefäß mit solchem Wasser zu erbitten und es mir zu überbringen, als ein Heilmittel, dessen ich jeden Augenblick bedürftig werden kann. Erweise mir auch noch diesen wichtigen Dienst und setze dadurch deiner kindlichen Liebe, wie sie ein guter Sohn gegen einen guten Vater haben muß, die Krone auf.“

Der Prinz Achmed, welcher geglaubt hatte, der Sultan, sein Vater, werde sich mit dem Besiz eines so einzigen und nützlichen Zeltes, wie er ihm gebracht, begnügen und ihm keinen neuen Auftrag mehr aufbürden, der ihn bei der Fee Pari Banu in Ungunst setzen könnte, war über diese zweite Forderung sehr verdrücklich, obgleich seine Gemahlin ihn versichert hatte, daß sie ihm Alles bewilligen werde, was in ihrer Macht stehe. Er schwieg eine Weile, ohne zu wissen, was er antworten sollte; endlich aber nahm er das Wort und sagte: „Herr, ich bitte dich, als gewiß anzunehmen, daß es nichts gibt, was ich nicht zu thun oder zu unternehmen bereit wäre, um dir etwas zu verschaffen, was zur Verlängerung deines Lebens beitragen kann; nur wünschte ich, daß es ohne die Vermittlung meiner Gemahlin geschehen könnte, und kann es daher nicht wagen, mit Gewißheit zu versprechen, daß ich dieses Wasser bringen werde. Alles, was ich geben kann, ist die Versicherung, daß ich darum bitten werde, jedoch mit demselben Widerwillen, wie bei dem Zelte.“

Als der Prinz Ahmed nun am andern Tag zur Fee Pari Banu zurückgekehrt war, stattete er ihr einen aufrichtigen und treuen Bericht über Alles ab, was er gethan hatte und was am Hofe seines Vaters bei Ueberreichung des Zeltes vorgegangen war. Er meldete ihr dafür den großen Dank des Sultans, und erzählte zugleich, welche neue Bitte er in seinem Namen an sie zu machen hatte; er schloß mit den Worten: „Geliebte Prinzessin, ich theile dir dies Alles nur als einen einfachen Bericht über das mit, was zwischen meinem Vater und mir vorgegangen ist; im Uebrigen kannst du thun, was du willst, und ich bin eben so zufrieden, wenn du seinen Wunsch erfüllst, als wenn du ihn gar nicht berücksichtigst: denn ich will nichts, als was dir angenehm ist.“

„Nein, nein,“ antwortete die Fee Pari Banu, „es ist mir sehr angenehm, dem Sultan von Indien zeigen zu können, daß du mir nicht gleichgültig bist. Ich will ihn zufrieden stellen, und welche Rathschläge ihm auch die Zauberin ertheilen kann (denn ich sehe wohl, daß er nur auf sie hört), so soll er weder mich noch dich in Verlegenheit bringen können. Es liegt diesmal etwas Böshafes in seiner Forderung, wie ich dir sogleich auseinander setzen werde. Die Löwenquelle befindet sich nämlich mitten im Hofe eines großen Schlosses, dessen Eingang von vier ungeheuren Löwen bewacht wird, von



denen immer zwei schlafen, während die andern wachen; denn sie wechseln so mit einander ab. Laß dich indeß dadurch nicht bekümmern; ich werde dir ein Mittel an die Hand geben, vermöge dessen du ohne die mindeste Gefahr mitten durch sie hindurchgehen kannst.“

Bei diesen Worten bemerkte Scheherzad den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht setzte sie ihre Erzählung folgendermaßen fort:





v i e r z e h n t e N a c h t .

Die Fee Pari Banu war eben mit Nähen beschäftigt, und da sie mehrere Zwirnknäuel neben sich liegen hatte, so nahm sie einen, überreichte ihn dem Prinzen Achmed und sagte: „Zuerst nimm diesen Knäuel, ich werde dir bald sagen, wozu du ihn gebrauchen kannst. Für's Zweite laß zwei Pferde anschirren, eines, um darauf zu reiten, das andere, um es als Handpferd nebenher zu führen, belastet mit einem in vier Theile zerschnittenen Hammel, der heute noch geschlachtet werden muß. Drittens versieh dich mit einem Gefäß, das ich dir geben lassen werde, damit du Wasser damit schöpfen kannst. Morgen in aller Frühe setze dich dann zu Pferde, führe das andere Pferd am Zügel nebenher, und sobald du vor der eisernen Thüre draußen bist, so wirf den Zwirnknäuel aus. Er wird dann anfangen zu rollen und immer fortrollen bis an's Thor des Schlosses. Du reitest ihm nach, und da das Thor offen seyn wird, so wirst du die vier Löwen erblicken. Die beiden wachenden werden durch ihr Gebrüll sogleich die beiden andern schlafenden aufwecken. Erschrick indeß nicht darüber, sondern wirf, ohne vom Pferde abzustiegen, jedem ein Hammelsviertel zu. Hierauf gib deinem Pferde die Sporen und reite so schnell du kannst, zur Quelle; dort fülle, aber ohne abzustiegen, dein Gefäß und eile dann mit derselben Schnelligkeit zurück. Die Löwen werden noch mit Fressen beschäftigt seyn und dich ungehindert hinausziehen lassen.“

Der Prinz Achmed ritt am andern Morgen zur Stunde, welche die Fee Pari Banu bestimmt hatte, aus und vollzog Punkt für Punkt, was sie ihm vorgeschrieben. Er gelangte an's Thor des Schlosses, warf die Hammelsviertel den vier Löwen zu, ritt sodann unerschrocken mitten durch sie hindurch, kam bis zur Quelle und füllte sein Gefäß mit Wasser. Sodann kehrte er sogleich wieder um und gelangte gesund und wohlbehalten wieder zum Schlosse hinaus. Als er aber ein Stück Wegs fortgeritten war, sah er sich um und erblickte zwei Löwen, die hinter ihm hersprangen. Er erschrad indes nicht, sondern zog seinen Säbel und wollte sich zur Wehre setzen. Da er aber unterwegs bemerkte, daß der eine in einiger Entfernung seitwärts ablenkte und mit Kopf und Schweif zu verstehen gab, er komme nicht, um ihm etwas zu Leide zu thun, sondern um vor ihm herzulaufer, und daß der andere zurückblieb, um hintennach zu folgen, so steckte er seinen Säbel wieder ein und ritt unausgesetzt bis in die Hauptstadt Indiens. Die beiden Löwen begleiteten ihn fortwährend und wichen nicht von ihm, bis sie vor's



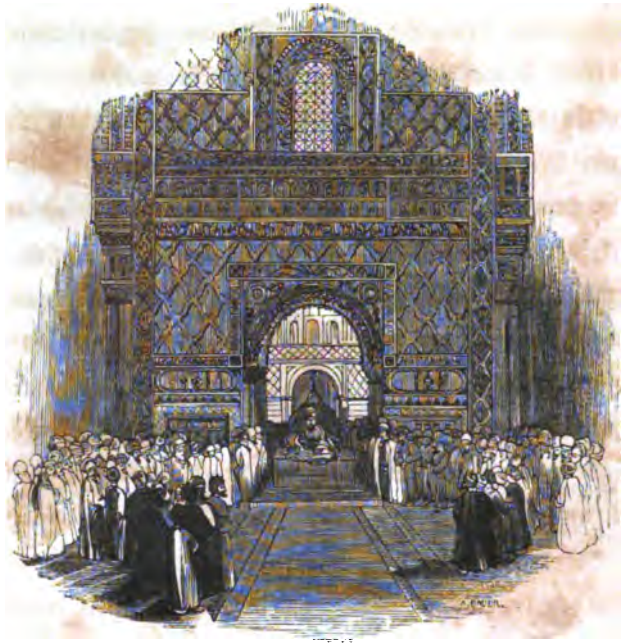
Thor des königlichen Palastes kamen. Hier ließen sie ihn allein hineinreiten und sprangen dann denselben Weg, den sie gekommen waren, zurück, zum großen Entsetzen des Volks und aller derer, welche sie erblickten und sich entweder versteckten, oder rechts und

links von ihrem Wege ab flohen, obwohl die Löwen in gleichmäßigem Gange vorwärts eilten und durchaus mit keinem Zeichen ihre Wildheit verriethen.

Mehrere Palastbeamte eilten sogleich herbei, um dem Prinzen Ahmed vom Pferde zu helfen, und begleiteten ihn bis vor die Zimmer des Sultans, der eben mit seinen Günstlingen sprach. Er näherte sich dem Throne, stellte das Gefäß zu den Füßen des Sultans, küßte den reichen Teppich, der die Stufen des Thrones bedeckte, stand dann wieder auf und sagte: „Herr, hier ist das heilsame Wasser, welches mein Herr in der Sammlung von Kostbarkeiten und Seltenheiten zu besitzen wünscht, die seinen Schatz zieren und bereichern. Indessen wünsche ich dir eine so vollkommene Gesundheit, daß du nie in den Fall kommst, Gebrauch davon machen zu müssen.“

In diesem Augenblicke brach der Tag an und hinderte Schehersad, weiter zu erzählen. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:





Sechshundert und fünfzehnte Nacht.

Als der Prinz seine Anrede geendigt hatte, hieß der Sultan ihn zu seiner Rechten Platz nehmen und sagte zu ihm: „Mein Sohn, ich bin dir für dein Geschenk um so mehr verbunden, als du dich mir zu Liebe großer Gefahr ausgesetzt hast. (Er hatte dies nämlich von der Zauberin erfahren, die sowohl von der Löwenquelle, als von der Gefahr wußte, welche mit dem Wassers schöpfen daselbst verbunden war.) Thu' mir jetzt den Gefallen,“ fuhr er fort, „und sage mir, durch welche Geschicklichkeit oder welche unglaubliche Kraft du dein Leben gesichert hast.“

„Herr,“ antwortete der Prinz Ahmed, „ich kann dein Lob durchaus nicht annehmen, sondern es gebührt einzig und allein meiner Gemahlin, der Fee, und ich habe dabei bloß den Ruhm anzusprechen, daß ich ihren guten Rath befolgt habe.“ Er setzte ihm hierauf auseinander, worin dieser gute Rath bestanden habe, und erzählte ihm die ganze Reise, die er gemacht und wie er sich dabei benommen. Als er zu Ende war, stand der Sultan, der ihn fortwährend mit großen Freudebezeugungen, aber innerlich mit immer wachsender Eifersucht angehört hatte, auf, zog sich in's Innere seines Palastes zurück und ließ sogleich die Zauberin vor sich führen.

Die Zauberin ersparte dem Sultan die Mühe, ihr die Ankunft des Prinzen Achmed und den Erfolg seiner Reise zu erzählen. Sie war durch das Gerücht, das sich in der ganzen Stadt verbreitet hatte, gleich anfangs davon unterrichtet worden und hatte bereits ein Mittel ausgedacht, das sie für ganz unfehlbar hielt. Dieses Mittel theilte sie nun dem Sultan mit, und der Sultan erklärte es am andern Tag in der Versammlung seiner Höflinge dem Prinzen Achmed, der sich ebenfalls daselbst eingefunden hatte, mit folgenden Worten: „Mein Sohn, ich habe nur noch eine einzige Bitte an dich, und dann will ich keine weitem Ansprüche mehr an deinen Gehorsam und Einfluß bei deiner Gemahlin, der Fee, machen. Ich wünsche nämlich, daß du mir einen Mann herbeischaffest, der nicht über anderthalb Fuß groß sey, einen dreißig Fuß langen Bart habe und auf der Schulter eine fünfhundert Pfund schwere Eisenklinge trage, die ihm als an beiden Enden beschlagener Stab diene; er muß übrigens auch sprechen können.“

Der Prinz Achmed, der nicht glaubte, daß es auf der Welt einen solchen Menschen geben könne, wie sein Vater verlangte, wollte sich entschuldigen, allein der Sultan beharrte auf seiner Forderung und wiederholte ihm, die Fee vermöge noch weit ungläublichere Dinge.

Als nun der Prinz am folgenden Tage in das unterirdische Reich Pari Banu's zurückgekehrt war, theilte er ihr die neue Forderung des Sultans, seines Vaters, mit und sagte, daß er diese Sache noch für weit unmöglicher halte, als die beiden früheren. „Ich für meine Person,“ fuhr er fort, „kann mir durchaus nicht denken, daß es auf der ganzen Welt eine solche Art von Menschen geben soll. Er will mich ohne Zweifel auf die Probe stellen, ob ich wohl einfältig genug bin, mir viele Mühe zu geben, denselben aufzufinden, oder wenn es dergleichen gibt, so muß er die Absicht haben, mich zu Grunde zu richten. Denn wie kann er verlangen, daß ich mich eines so kleinen Männleins bemächtigen soll, wenn es auf diese furchtbare Art bewaffnet ist? Welcher Waffen könnte ich mich bedienen, um ihn meinem Willen unterwürfig zu machen? Wenn es wirklich einen solchen Mann gibt, so bitte ich dich, mir ein Mittel zu sagen, wie ich mich mit Ehren aus diesem Handel ziehen kann.“

„Mein Prinz,“ erwiderte die Fee, „sey deshalb ohne Sorgen. Gefahr gab es bloß damals, als du dem Sultan, deinem Vater, Wasser aus der Löwenquelle bringen mußtest; nicht aber jetzt, wo es sich darum handelt, den Mann aufzufinden, welchen er verlangt. Dieser Mann ist nämlich mein Bruder Schaibar, der zwar denselben Vater, wie ich, aber sonst durchaus nicht die mindeste Ähnlichkeit mit mir hat; denn

er ist von so heftiger Gemüthsart, daß er, sobald man ihm mißfällt oder ihn beleidigt, sich durch nichts abhalten läßt, blutige Beweise seines Zornes zu geben. Sonst aber ist er der beste Mensch von der Welt, und stets bereit, jede Gefälligkeit zu erweisen. Er ist ganz so gestaltet, wie ihn der Sultan, dein Vater, beschrieben hat, und führt keine andere Waffe, als die fünfhundert Pfund schwere eiserne Stange, ohne die er niemals ausgeht, und die er dazu benützt, sich in Respect zu setzen. Ich will ihn sogleich kommen lassen, damit du selbst siehst, daß ich die Wahrheit spreche; bereite dich indeß vor, daß du über seine seltsame Gestalt nicht erschrickst, wenn du ihn erscheinen siehst.“ — „Meine Königin,“ antwortete der Prinz Achmed, „du sagst, Schai bar sey dein Bruder? So häßlich und mißgestaltet er auch seyn mag, so ist mir dies allein schon genug, daß ich bei seinem Anblick nicht erschrecken, sondern ihn lieben, ehren und als meinen nächsten Angehörigen betrachten werde.“

Die Fee ließ sich hierauf in die Vorhalle ihres Palastes eine goldene Rauchpfanne mit glühenden Kohlen, und eine Kapsel von demselben Metall bringen. Aus der Kapsel nahm sie wohlriechendes Rauchwerk, das darin aufbewahrt war, und als sie es in die Rauchpfanne geworfen hatte, stieg ein dicker Rauch daraus empor.



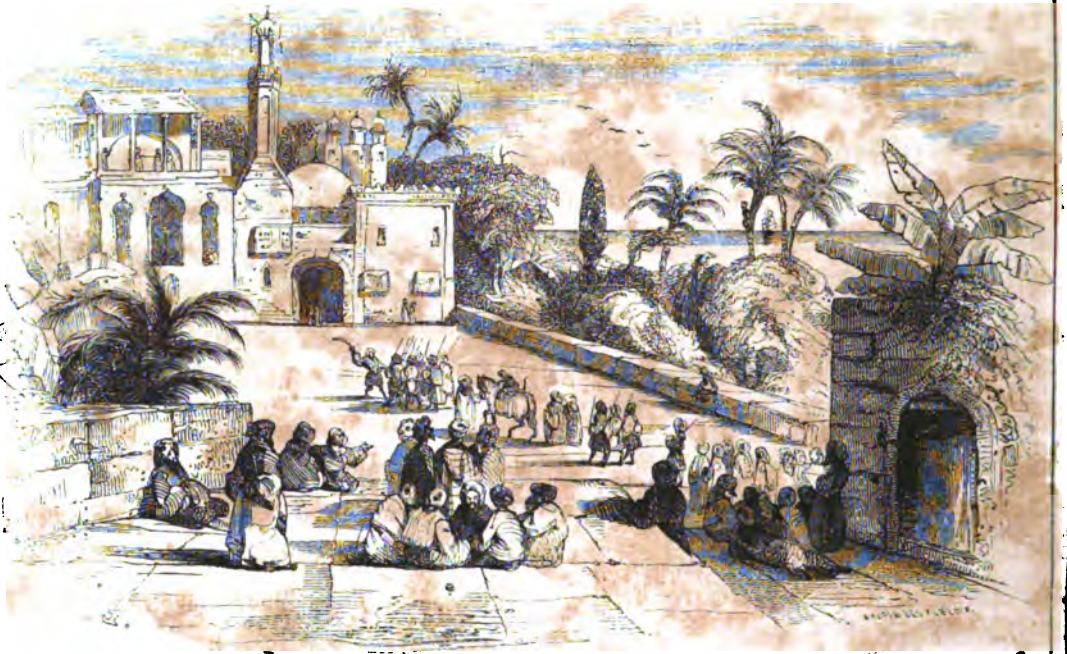
Einige Augenblicke nach dieser Ceremonie sagte die Fee zu dem Prinzen Achmed: „Siehst du, Prinz, da kommt mein Bruder.“ Der Prinz sah hin und bemerkte Schaibar, der nicht über anderthalb Fuß hoch war, und mit seiner fünfhundert Pfund schweren eisernen Stange auf der Schulter und dem stattlichen dreißig Fuß langen Barte, der sich vorn in der Höhe erhielt, feierlich einherschritt. Sein Schnauzbart war verhältnißmäßig dick und bis zu den Ohren aufgestülpt, so daß er beinahe das ganze Gesicht bedeckte; seine Schweinsaugen steckten tief in dem ungeheuer dicken und mit einer spitzigen Mütze bedeckten Kopfe. Außerdem war er vorn und hinten bucklig.

Hätte der Prinz nicht vorher gewußt, daß Schaibar Pari Banu's Bruder war, so hätte er ihn nicht ohne das größte Entsetzen ansehen können; so aber war er beruhigt, erwartete ihn festen Fußes mit der Fee, und empfing ihn, ohne die mindeste Verzagttheit zu verrathen.

Schaibar, der, als er näher kam, den Prinzen Achmed mit einem Blicke ansah, welcher ihm das Herz im Leibe zu Eis hätte verwandeln können, fragte Pari Banu sogleich, wer dieser Mensch sey? „Lieber Bruder,“ erwiderte sie, „das ist mein Gemahl; er heißt Achmed und ist der Sohn des Sultans von Indien. Ich würde dich zu meiner Hochzeit eingeladen haben, allein ich wollte dich nicht von dem Kriegszuge abhalten, den du damals vorhattest, und von dem du jetzt, wie ich mit vielem Vergnügen gehört habe, siegreich zurückgekehrt bist. Bloß ihm zu Liebe habe ich mir die Freiheit genommen, dich rufen zu lassen.“

Bei diesen Worten blickte Schaibar den Prinzen Achmed mit einem freundlichem Auge an, worin aber immer noch sein ganzer Stolz und seine ganze Wildheit zu lesen war, und sagte: „Liebe Schwester, kann ich ihm in irgend etwas dienen? Er darf nur sprechen. Da er dein Gemahl ist, so halte ich es für Pflicht, ihm in Allem, was er nur wünschen mag, gefällig zu seyn.“ — „Der Sultan, sein Vater,“ antwortete Pari Banu, „ist neugierig, dich zu sehen: ich bitte dich also um die Gefälligkeit, dich von ihm hinführen zu lassen.“ — „Er soll nur vorangehen,“ erwiderte Schaibar, „ich bin bereit, ihm zu folgen.“ — „Lieber Bruder,“ versetzte Pari Banu, „es ist heute zu spät, um diese Reise noch zu anternehmen: habe also die Gefälligkeit, sie auf morgen aufzuschieben. Da es indeß gut ist, daß du von Allem unterrichtet wirst, was seit unserer Verheirathung zwischen dem Sultan von Indien und dem Prinzen Achmed vorgegangen ist, so will ich es dir heute Abend erzählen.“

Scheherzad schwieg, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:



Sechshundert und sechzehnte Nacht.

Um andern Morgen brach Schaibar, von Allem, was ihm zu wissen nöthig war, unterrichtet, mit dem Prinzen Achmed auf, der ihn dem Sultan vorstellen sollte. Als sie vor die Hauptstadt kamen und Schaibar sich am Thore zeigte, so wurden Alle, die ihn sahen, beim Anblick dieser scheußlichen Gestalt so von Entsetzen ergriffen, daß sie sich in die Buden oder Häuser versteckten und die Thüren hinter sich zuschlossen; Andere aber ergriffen die Flucht und theilten Allen, denen sie begegneten, dasselbe Entsetzen mit, so daß sie sogleich umkehrten, ohne nur hinter sich zu sehen. Auf diese Art fanden Schaibar und der Prinz Achmed, die mit abgemessenen Schritten vorwärts gingen, alle Straßen und öffentlichen Plätze bis zum Palaste des Sultans öde und menschenleer. Die Pförtner des Palastes aber ergriffen, statt wenigstens Vorkehrungen zu treffen, daß Schaibar nicht hereinkommen könnte, nach allen Seiten hin die Flucht und ließen das

Thor offen stehen. So kamen denn der Prinz und Schaibar unverhindert bis an den Berathungssaal, wo der Sultan auf dem Throne sitzend seine Befehle austheilte, und da die Thürsteher auch hier bei Schaibars Erscheinung ihren Posten im Stich ließen, so traten sie ohne Hinderniß hinein.

Schaibar näherte sich stolz und mit erhobenem Kopfe dem Throne, und ohne zu warten, bis der Prinz Achmed ihn vorstellte, redete er den Sultan von Indien mit folgenden Worten an: „Du hast nach mir verlangt; hier bin ich, was willst du von mir?“

Der Sultan konnte nicht antworten, sondern hielt seine Hände vor die Augen und wandte sein Gesicht ab; um diese entsetzliche Gestalt nicht sehen zu müssen. Da ergrimmete Schaibar über diesen unhöflichen und beleidigenden Empfang, nachdem man ihn doch herbemüht hatte; er hob seine Eisenstange auf und schlug sie ihm mit den Worten: „So sprich doch!“ auf den Kopf, so daß er todt niedersank. Dies geschah so schnell, daß der Prinz Achmed keine Zeit hatte, für ihn um Gnade zu bitten; Alles,



was er thun konnte, war, daß er ihn verhinderte, auch den Großvezier todt zu schlagen, der nicht weit von der Rechten des Sultans saß, indem er ihm vorstellte, daß er mit den guten Rathschlägen, die derselbe seinem Vater gegeben, nur zufrieden seyn könne. „Diese da also,“ sagte Schaibar, „haben ihm immer die schlechten

Rathschläge gegeben?“ So sprechend schlug er die andern Beziere rechts und links, welche sämmtlich Günstlinge und Schmeichler des Sultans und Feinde des Prinzen Achmed waren. So viele Schläge, so viele Todten, und nur diejenigen entkamen, die der Schrecken nicht regungslos gemacht und gehindert hatte, sich durch die Flucht zu retten.

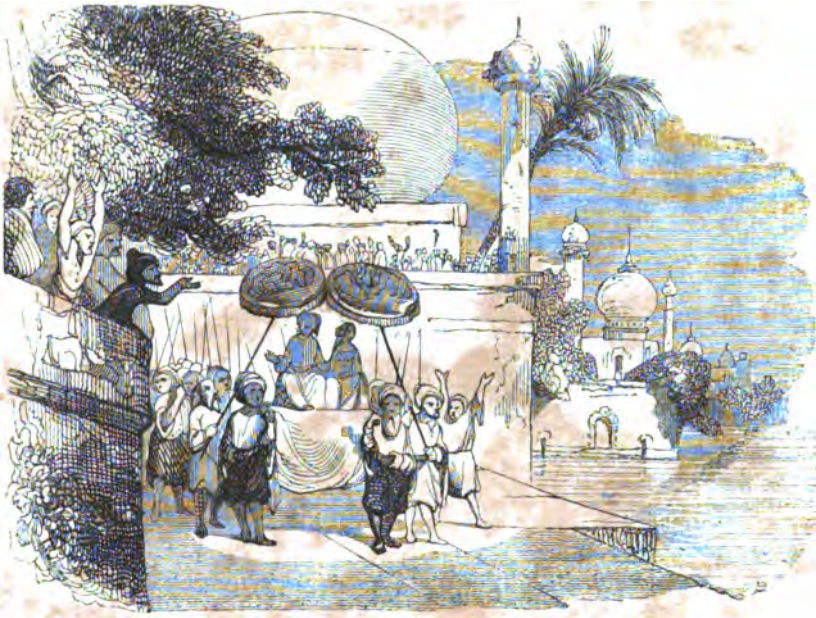
Als das schreckliche Gemetzel zu Ende war, ging Schaiibar zum Berathungssaale hinaus, und als er mit seiner Eisenstange auf der Schulter mitten in den Hof gekommen war, sah er den Großvezier, der den Prinzen Achmed, seinen Lebensretter, begleitete, an und sagte zu ihm: „Ich weiß, daß eine gewisse Zauberin hier lebt, die dem Prinzen, meinem Schwager, noch weit auffässiger ist, als die unwürdigen Günstlinge, welche ich so eben gezüchtigt habe; ich will, daß man diese Zauberin vor mich führe.“ Der Großvezier schickte nach ihr, man brachte sie und Schaiibar schlug sie mit seiner Eisenstange, indem er ihr zurief: „Ich will dich lehren, verderbliche Rathschläge zu geben und dich krank zu stellen.“ Die Zauberin sank auf der Stelle todt nieder.

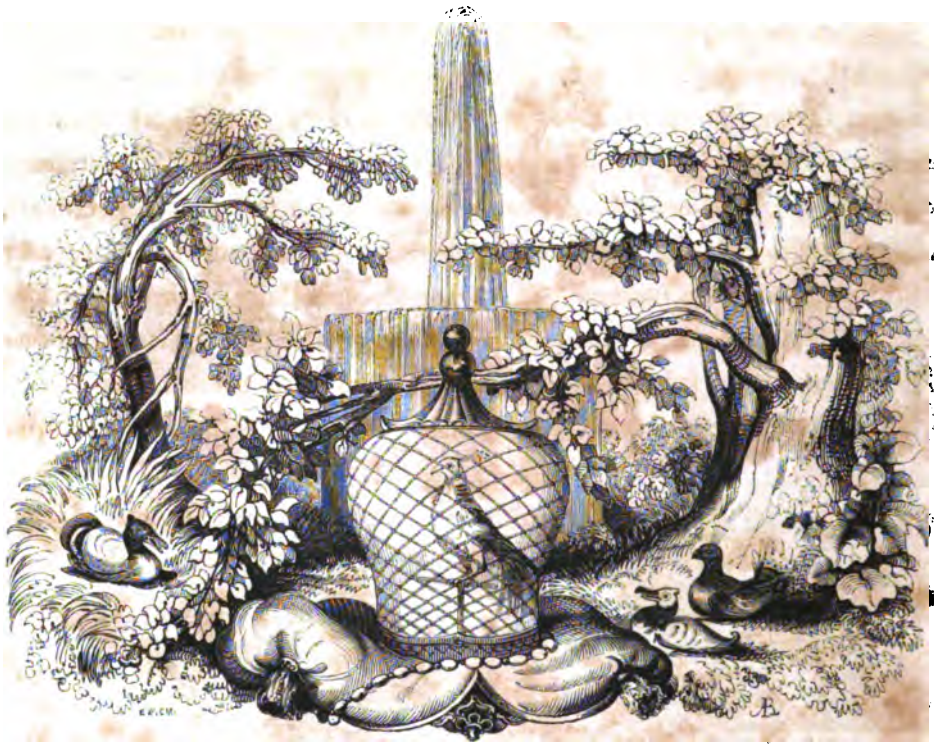
„Das ist immer noch nicht genug,“ sagte Schaiibar: „ich werde auch noch die ganze Stadt schlagen, wenn sie nicht augenblicklich den Prinzen Achmed, meinen Schwager, als ihren Sultan und als Sultan von Indien anerkennt.“ Als bald riefen Alle, die zugegen waren und diesen Ausspruch hörten, so laut sie konnten: „Es lebe der Sultan Achmed!“ und in wenigen Augenblicken widerhallte die ganze Stadt von demselben Rufe. Schaiibar ließ ihm das Gewand des Sultans von Indien anlegen, setzte ihn feierlich auf den Thron, und nachdem er ihm hatte huldigen und den Eid der Treue schwören lassen, holte er seine Schwester Pari Vanu ab, führte sie mit großer Pracht ein und ließ sie als Sultantin von Indien ausrufen.

Was nun den Prinzen Ali und die Prinzessin Nurunnihar betrifft, die an der so eben bestraften Verschwörung gegen den Prinzen Achmed keinen Theil genommen, ja nicht einmal darum gewußt hatten, so wies ihnen Achmed eine bedeutende Provinz an, um darin den Rest ihrer Tage zuzubringen. Auch schickte er einen seiner Beamten an seinen ältesten Bruder, den Prinzen Hussain, um ihm die eingetretene Veränderung anzuzeigen und das Anerbieten zu machen, daß er sich irgend eine Provinz im ganzen Reiche, welche er wolle, auswählen könne, um sie als sein Eigenthum in Besiß zu nehmen. Der Prinz Hussain aber fühlte sich in seiner Einsamkeit so glücklich, daß er dem Abgesandten auftrug, seinem jüngeren Bruder, dem Sultan, in seinem Namen herzlich für dies gefällige Anerbieten zu danken, ihn seiner Unterwürfigkeit

zu versichern und ihm anzuzeigen, er bitte sich bloß die einzige Gnade aus, daß ihm erlaubt seyn möge, in seiner selbstgewählten Zurückgezogenheit sein Leben zuzubringen.

Dem Sultan von Indien gefielen die Geschichten, welche die Sultanin Scheherzad ihm erzählte, dermaßen, daß er immer noch zu keinem Entschluß kommen konnte, ob er sie hinrichten oder am Leben lassen solle. Die neue Geschichte, womit sie ihn jetzt unterhielt, begann sie in der nächsten Nacht mit folgenden Worten:





Sechshundert und siebenzehnte Nacht.

Geschichte der zwei neidischen Schwestern.

Herr, es war einmal ein König in Persien, mit Namen Chosru Schach, der vom Anfang an seit seinem Eintritt in die Welt großes Gefallen an nächtlichen Abenteuern fand. Oft verkleidete er sich mit einem seiner vertrauten Diener, der eben so verkleidet war, durchstrich die Straßen der Stadt und es stießen ihm allerlei gar seltsame Abenteuer auf, von denen ich jedoch heute meinen Herrn nicht unterhalten werde; dagegen hoffe ich, daß du mit Vergnügen dasjenige anhören wirst, welches ihm gleich bei seinem ersten Ausgang einige Tage nach seiner Thronbesteigung aufstieß, als sein Vater in hohem Alter gestorben war und ihm das Königreich Persien als Erbe hinterlassen hatte.

Nach den gewöhnlichen Feierlichkeiten bei seiner Krönung und dem Leichenbegängnisse des Sultans, seines Vaters, ging der neue Sultan Chosru Schach sowohl aus Neigung, als weil er es für seine Pflicht hielt, von Allem, was da vorging, mit eigenen Augen Einsicht zu nehmen, eines Abends, etwa zwei Stunden nach Sonnenuntergang, mit seinem eben so wie er verkleideten Großvezier aus seinem Palaste. Als er nun in ein Stadtviertel kam, wo nur niedriges Volk wohnte, hörte er in einer Straße, die er durchstrich, ziemlich laut sprechen. Er näherte sich dem Hause, von welchem die Töne herkamen, blickte durch eine Spalte der Thüre hinein und sah um ein Licht drei Schwestern, die auf einem Sopha saßen und sich nach dem Abendessen mit einander unterhielten. Aus der Rede der Ältesten erkannte er bald, daß Wünsche den Gegenstand ihres Gespräches



bildeten. „Da wir nun einmal am Wünschen sind,“ sagte sie, „so wünschte ich mir den Bäcker des Sultans zum Manne, dann könnte ich mich doch satt essen an dem köstlichen Brode, welches man nur Sultansbrod nennt. Laßt hören, ob ihr auch einen so guten Geschmack habt, wie ich.“ — „Und ich,“ versetzte die zweite Schwester, „wünsche mir, die Frau des Oberkuchs vom Sultan zu werden: da würde ich gar leckere Gerichte essen, und da ich überzeugt bin, daß das Sultansbrod im ganzen Palaste gegessen wird, so würde es mir auch daran nicht fehlen. Du siehst, Schwesterchen,“ setzte sie gegen die Älteste hinzu, „daß mein Geschmack so gut ist, als der deinige.“

Die jüngste Schwester, die ausnehmend schön war und weit mehr Anmuth und Geist besaß, als die beiden ältern, sprach hierauf, als die Reihe an sie kam, also: „Was mich betrifft, Schwestern, so beschränkt sich mein Verlangen nicht auf solche Kleinigkeiten, sondern ich nehme einen höhern Flug, und da es sich einmal um's Wünschen handelt, so wünsche ich mir die Gemahlin des Sultans zu werden. Ich würde ihm einen Prinzen schenken, dessen Locken auf der einen Seite von Gold und auf der andern von Silber wären, dessen Thränen, wenn er weinte, als Perlen aus seinen Augen fielen, und dessen rothe Lippen, so oft er lachte, einer sich erschließenden Rosenknospe gleichen.“

Die Wünsche der drei Schwestern, und besonders der jüngsten, erschienen dem Sultan Chosru Schach so merkwürdig, daß er sie zu erfüllen beschloß. Ohne dem Großvezier etwas von seinem Plane mitzutheilen, befohl er ihm, sich das Haus wohl zu merken und am folgenden Morgen alle drei Schwestern abzuholen und vor ihn zu führen.

Der Tag unterbrach Schehersad, welche in der nächsten Nacht also fortfuhr:





Sechshundert

und

a c h t z e h n t e N a c h t.

Der Großvezier führte am andern Morgen den Befehl des Sultans so schnell aus, daß er den drei Schwestern kaum Zeit ließ, sich schleunigst anzukleiden, um vor ihm zu erscheinen. Er sagte ihnen indeß bloß, der Sultan wolle sie sehen. Als er sie nun in den Palast geführt und dem Sultan vorgestellt hatte, fragte dieser die drei Schwestern: „Saget mir, erinnert ihr euch noch der Wünsche, die ihr gestern Abend thatet, als ihr so guter Dinge waret? Verhehlt mir nichts, ich will sie wissen.“

Bei dieser unerwarteten Anrede geriethen die drei Schwestern in große Verlegenheit. Sie schlugen die Augen nieder, der jüngsten aber stieg holde Schamröthe in's Gesicht, was ihr einen solchen Reiz gab, daß sie das Herz des Sultans dadurch vollends gewann. Da sie aus Scham und aus Furcht, den Sultan durch ihre Reden beleidigt zu haben, alle drei stillschwiegen, so suchte sie der Sultan, der dies bemerkte, zu beruhigen, indem er zu ihnen sagte: „Fürchtet nichts, ich habe euch nicht kommen lassen, um euch etwas zu Leide zu thun; da ich sehe, daß meine Frage euch gegen meine Absicht beunruhigt und da ich ohnehin eure Wünsche schon weiß, so verlange ich nicht, daß ihr sie mir beantwortet. Du,“ fuhr er fort, „die du mich zum Gemahle wünschest, sollst heute noch befriedigt, und ihr,“ sagte er zur ersten und zweiten Schwester, „sollt mit meinem Mundbäcker und meinem Oberkocher verheirathet werden.“

Sobald der Sultan diesen seinen Willen erklärt hatte, warf sich die jüngste Schwester, den beiden älteren mit gutem Beispiele vorangehend, ihm zu Füßen, um ihren Dank zu bezeigen. „Herr,“ sprach sie, „meinen Wunsch, der dir bekannt worden ist, habe ich nur gesprächsweise und zur Unterhaltung geäußert: ich bin der Ehre, die du mir anthust, nicht würdig und bitte dich um Verzeihung für meine Kühnheit.“ Die beiden ältern Schwestern wollten sich ebenfalls entschuldigen, allein der Sultan unterbrach sie mit den Worten: „Nein, nein, es bleibt dabei, der Wunsch von jeder soll erfüllt werden.“

Die drei Hochzeiten wurden, wie der Sultan Chosru Schach beschloffen hatte, noch an demselben Tage gefeiert, aber auf eine sehr verschiedene Weise. Die der jüngsten Schwester war mit aller Pracht und den glänzendsten Freudefesten begleitet, wie es sich bei der Vermählung eines Sultans und einer Sultanin von Persien geziemt; die Hochzeiten der beiden andern Schwestern dagegen wurden mit keinen größeren Feierlichkeiten begangen, als dem Range ihrer Gatten, nämlich des Mundbäckers und des Oberkuchs, angemessen war.

Die beiden ältern Schwestern fühlten den unermesslichen Abstand zwischen ihrer Heirath und der ihrer jüngsten Schwester tief im Herzen. Deswegen begnügten sie sich auch nicht mit ihrem Glücke, das ihnen doch ganz nach Wunsche und ohne daß sie es hoffen konnten gewährt worden war, sie gaben sich vielmehr dem heftigsten Reide hin, der nicht nur ihre Freude trübte, sondern auch ihrer jüngsten Schwester, der Sultanin, großes Unglück und die kränkendsten Demüthigungen und Leiden bereitete. Sie hatten noch nicht Zeit gehabt, einander ihre Gedanken über diese ihrer Meinung nach ungerechte Zurücksetzung von Seite des Sultans mitzutheilen, weil sie sich sogleich auf die Hochzeitfeier vorbereiten mußten. Einige Tage nachher aber, als sie sich verabredetermaßen in einem öffentlichen Bade wieder sahen, sagte die älteste Schwester zu der zweiten: „Nun, was sagst du denn von unserer jüngsten Schwester? Nicht wahr, ein sauberes Stück von einer Sultanin.“ — „Ich muß gestehen,“ sagte die andere Schwester, „daß ich die ganze Sache nicht begreifen kann; ich kann mir nicht denken, welche Reize der Sultan an ihr gefunden haben mag, daß er sich vermaßen die Augen verblenden ließ. Sie ist ja ein wahres Murmelthier und du weißt wohl, in welchem Zustande wir beide sie gesehen haben. Konnte das Bißchen Jugend, das sie vor uns voraus hat, wohl ein Grund für den Sultan seyn, daß er seine Augen nicht auf dich richtete? Du wärest seines Bettes würdig gewesen; er hätte so gerecht seyn sollen, dir den Vorzug zu geben.“



„Liebe Schwester,“ erwiderte die Älteste, „sprechen wir nicht von mir: ich hätte durchaus nichts einzuwenden, wenn der Sultan dich gewählt hätte; aber daß er ein so garstiges Ding vorgezogen hat, das kränkt mich tief. Ich will mich aber auch rächen, so gut ich kann, und dir muß die Sache eben so angelegen seyn, wie mir. Ich bitte dich daher, verblinde dich mit mir, laß uns einander in die Hände arbeiten bei einer Sache, die uns Beide auf gleiche Weise betrifft, und theile mir die Mittel, sie zu kränken, mit, welche dir einfallen, so wie ich dir hiermit von Allem Rechenschaft zu geben verspreche, was der heiße Wunsch, sie zu demüthigen, mir eingeben mag.“

Nach diesem hoshaften Bündnisse besuchten die beiden Schwestern einander oft und sprachen jedesmal nur von den Mitteln und Wegen, wie sie das Glück ihrer jüngsten Schwester, der Sultanin, trüben oder gar vernichten könnten. Sie brachten mehrere Pläne in Vorschlag; wenn sie aber die Ausführung derselben besprachen, so fanden sie immer so große Schwierigkeiten, daß sie es nicht wagen konnten, Versuche damit zu machen. Indeß besuchten sie von Zeit zu Zeit ihre Schwester und mit verrückter Verstellung gaben sie ihr alle möglichen Beweise von Freundschaft, um sie zu überzeugen, wie sehr sie über diese hohe Erhebung einer Schwester erfreut seyen. Die Sultanin ihrerseits empfing sie immer mit allen Beweisen der Achtung und Freundschaft, welche sie von einer Schwester erwarten konnten, die sich auf ihre Würde nichts einbildete und sie nach wie vor mit gleicher Herzlichkeit liebte.

Einige Monate nach ihrer Vermählung fühlte die Sultanin sich schwanger. Der Sultan äußerte große Freude darüber, die sich bald überall in dem Palaste mittheilte und von da weiter durch die ganze Hauptstadt von Persien verbreitete. Die beiden Schwestern kamen, um ihr Glück zu wünschen; sie sprachen sogleich davon, daß sie nun einer Hebamme zu ihrer Entbindung bedürfe, und baten sie, keine andere dazu zu wählen, als sie Beide. Die Sultanin antwortete ihnen freundlich: „Liebe Schwestern, ihr könnt euch wohl denken, daß dies für mich höchst angenehm seyn müßte, wenn die Macht von mir allein abhinge. Ich bin euch für euern guten Willen unendlich verbunden, muß mich aber hierin nothwendig dem Willen des Sultans unterwerfen. Sprecht indeß mit euren Männern, daß sie den Sultan durch ihre Freunde um diese Gnade bitten lassen, und wenn der Sultan mit mir darüber spricht, so seyd überzeugt, daß ich ihm sagen werde, er könne mir keinen größeren Gefallen thun, als wenn er euch hierzu erwähle.“

Die beiden Ehemänner wandten sich an die Höflinge, deren Gunst sie genossen, und baten sie um Verwendung bei dem Sultan, daß ihren Frauen die Ehre, nach welcher sie strebten, zu Theil werden möchte; und die Höflinge betrieben die Sache so nachdrücklich und wirksam, daß der Sultan versprach, er wolle daran denken. Er hielt auch Wort, und bei einer Unterredung mit der Sultanin sagte er zu ihr: ihre beiden Schwestern scheinen ihm weit mehr geeignet, ihr bei der Niederkunft beizustehen, als jede andere fremde Hebamme; indeß wolle er sie nicht dazu ernennen, außer wenn es ihr lieb und angenehm sey. Die Sultanin empfand die Achtung, wovon ihr der Sultan einen so verbindlichen Beweis gab, tief in ihrem Herzen und sagte zu ihm: „Herr, ich war gesonnen, in dieser Sache nur zu thun, was du mir befehlen würdest; da du indeß die Güte hattest, deine Augen auf meine Schwestern zu werfen, so danke ich dir für die Rücksicht, die du auf mich nimmst, und will es nicht verhehlen, daß sie mir weit lieber seyn werden, als jede Fremde.“

Der Sultan Chosru Schach bestimmte also die beiden Schwestern der Sultanin dazu, Hebammendienste bei ihr zu verrichten, und seitdem durften diese im Palaste aus- und eingehen und waren äußerst erfreut, endlich eine über alle Erwartung gute Gelegenheit gefunden zu haben, um die abscheuliche Bosheit auszuführen, die sie gegen die Sultanin, ihre Schwester, ausgesonnen hatten.

Scheher sad hielt inne, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:



und

neunzehnte Nacht.

Die Zeit der Niederkunft kam heran und die Sultantin wurde glücklich von einem Prinzen entbunden, schön wie der Tag. Doch weder seine Schönheit noch sein hilfloser Zustand vermochten das Herz der erbarmungslosen Schwestern zu rühren oder zu erweichen. Sie wickelten ihn nachlässig in Bindeln, legten ihn in einen kleinen Korb und überließen diesen Korb dem Strome eines Kanals, der unter den Zimmern der Sultantin vorbeifloß. Statt des Knaben aber brachten sie einen jungen todtten Hund zum Vorschein und verkündigten laut, die Sultantin habe ihn geboren. Diese ärgerliche Nachricht wurde dem Sultan verkündigt, der darüber in gewaltigen Zorn ausbrach, welcher der Sultantin leicht hätte verderblich werden können; allein der Großvezier stellte ihm vor, es wäre eine Ungerechtigkeit, sie für die launenhaften Spiele der Natur verantwortlich machen zu wollen.

Indeß schwamm der Korb, in welchem der kleine Prinz ausgesetzt war, auf dem Kanale bis zur Ringmauer hinaus, welche den Gesichtskreis der Wohnung der Sultantin nach dieser Seite hin begrenzte, und kam so gerade durch den Garten des Palastes. Der Zufall wollte, daß der Aufseher der königlichen Gärten, einer der vornehmsten und angesehensten Beamten des Reichs, eben am Kanal hin im Garten spazieren ging. Da

er den schwimmenden Korb bemerkte, rief er einem in der Nähe stehenden Gärtner und sagte zu ihm, indem er darauf hindeutete: „Gehe hin und hole mir diesen Korb da, damit ich sehe, was darin ist.“ Der Gärtner ging und zog mit einer Hacke, die er in der Hand hatte, vom Ufer des Kanals aus den Korb geschickt heran, nahm ihn heraus und überbrachte ihn.



Der Aufseher der Gärten verwunderte sich über die Maßen, als er in dem Korbe ein Kind eingewickelt fand, und zwar ein Kind, welches, obgleich man ihm ansah, daß es eben erst geboren war, bereits Spuren von großer Schönheit an sich trug. Der Aufseher war schon geraume Zeit verheirathet, aber so sehnlich er auch Nachkommenschaft wünschte, so hatte der Himmel bisher immer noch nicht seine Gebete erhört. Er stellte nun seinen Spaziergang ein, befahl dem Gärtner, ihm mit dem Korb und dem Kinde zu folgen, ging in seine Wohnung, deren Eingang im Garten des Palastes war, und begab sich sogleich in die Zimmer seiner Frau. „Frau,“ sagte er zu ihr, „wir haben bisher keine Kinder gehabt, hier beschert uns Gott eins. Ich empfehle es dir; Sorge schleunigst für eine Amme und verpflege es, wie wenn es unser eigener Sohn wäre; denn dafür erkenne ich es von heute an.“ Die Frau nahm das Kind mit Freuden

auf und es war ihr ein großes Vergnügen, es zu verpflegen. Der Aufseher der Gärten wollte nicht ergründen, woher das Kind komme. „Ich sehe wohl,“ sprach er bei sich selbst, „daß es von den Zimmern der Sultantin herkommt, aber es steht mir nicht zu, nach dem zu fragen, was dort vorgeht, oder an einem Orte, wo der Friede so nothwendig ist, Störung zu verursachen.“

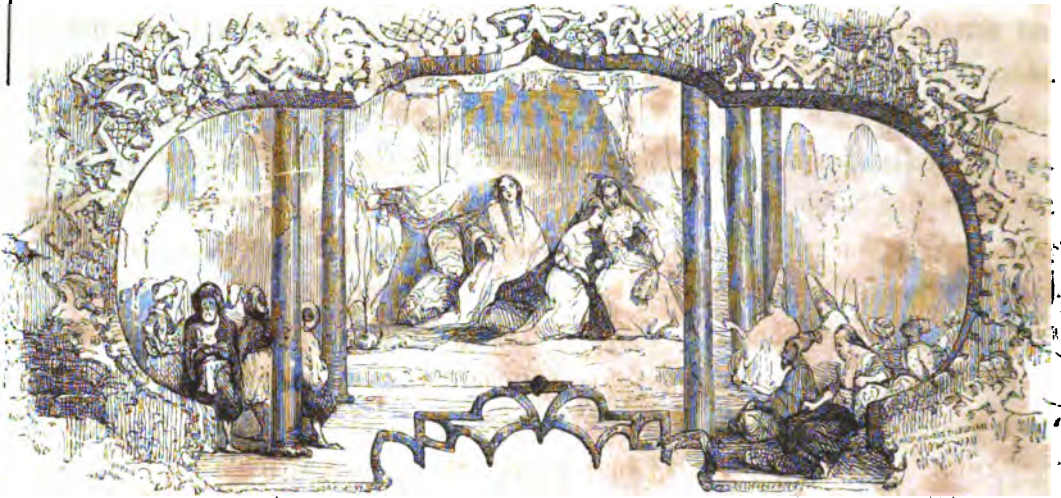
Im folgenden Jahre kam die Sultantin wieder mit einem Prinzen nieder, und die unnatürlichen Schwestern hatten eben so wenig Mitleid mit ihm, als mit seinem ältern Bruder. Sie setzten auch ihn in einem Korbe auf dem Kanal aus und behaupteten, die Sultantin habe eine Kage zur Welt gebracht. Zum Glück für das Kind war der



Aufseher der Gärten wieder am Kanal; er ließ es herausholen, seiner Frau bringen und empfahl ihr, für dieses Kind eben so große Sorgfalt zu tragen, wie für das erste. Seine Frau that dies auch ebensowohl aus eigener Neigung, als um die gute Absicht ihres Mannes zu befördern.

Der Sultan von Persien war über diese neue Geburt noch weit zorniger als das erste Mal, und würde seinem Grimme Luft gemacht haben, wenn nicht die Gegenvorstellungen des Großveziers eindringlich genug gewesen wären, ihn zu beruhigen.

Scheherzad schwieg, um in der folgenden Nacht also fortzufahren:



Sechshundert und zwanzigste Nacht.

Endlich kam die Sultanin zum dritten Male nieder, aber nicht mit einem Prinzen, sondern mit einer Prinzessin. Die Unschuldige hatte dasselbe Schicksal, wie die Prinzen, ihre Brüder: die beiden Schwestern, fest entschlossen, ihren fluchwürdigen Anschlägen nicht eher ein Ziel zu setzen, als bis sie ihre jüngste Schwester, die Sultanin, zum mindesten verstoßen, verzagt und gedemüthigt sehen würden, setzten auch die Prinzessin auf dem Kanal aus. Aber auch sie wurde durch das Mitleid und die Menschenliebe des Aufsehers der Gärten gerettet, dem sichern Tode entrisen und mit den beiden Prinzen, ihren Brüdern, gesäugt und erzogen.

Die beiden Schwestern fügten zu ihrer Unmenschlichkeit wiederum Lüge und Verläumdung hinzu. Sie wiesen ein Stück Holz vor und behaupteten dreist, die Sultanin sey davon entbunden worden.

Der Sultan Chosru Schach aber konnte, als er von dieser neuen Mißgeburt vernahm, seinen Zorn nicht mehr bezähmen. „Ha!“ rief er aus, „diese meines Bettes unwürdige Frau würde meinen Palast mit Ungeheuern anfüllen, wenn ich sie länger leben ließe. Nein, das soll nicht geschehen,“ setzte er hinzu, „sie ist selbst ein Ungeheuer, von dem ich die Welt reinigen will.“ So sprach er denn ihr Todesurtheil aus und befahl seinem Großvezier, es vollziehen zu lassen.

Der Großvezier und die Höflinge, die zugegen waren, warfen sich dem Sultan zu Füßen und flehten ihn an, den Urtheilsspruch zu widerrufen. Der Großvezier nahm das Wort und sprach: „Herr, es möge deinem Knecht erlaubt seyn, dir vorzustellen, daß die Gesetze, welche zum Tode verurtheilen, nur zur Bestrafung von Verbrechen eingeführt sind. Die drei so unerwarteten Geburten der Sultanin aber sind keine Verbrechen. Denn wie könnte man sagen, daß sie selbst daran schuld sey? Unzähligen andern Frauen ist dasselbe Schicksal begegnet und es kommt tagtäglich vor; sie sind zu beklagen, aber nicht strafwürdig. Mein Herr möge sie von seinem Angesichte verstoßen, aber leben lassen. Der Gram, in dem sie nach dem Verluste deiner Gunst den Rest ihrer Tage zubringen muß, wird ihr Strafe genug seyn.“

Der Sultan von Indien ging in sich, und da er die Ungerechtigkeit einsah, die Sultanin wegen Fehlgeburten, selbst wenn sie, wie er fälschlich glaubte, wirklich vorgekommen wären, zum Tode zu verurtheilen, so sagte er: „So mag sie denn meinewegen leben! Ich schenke ihr das Leben, jedoch nur unter einer Bedingung, die ihr täglich mehr als einmal den Tod wünschenswerth machen soll. Man zimmere ihr ein Gemach an der Thüre der Hauptmoschee mit einem fortwährend offenen Fenster; dort sperre man sie, in das größte Gewand gekleidet, ein, und jeder Muselman, der zum Gebet in die Moschee geht, speie ihr im Vorübergehen in's Gesicht. Wer es unterläßt, soll in dieselbe Strafe verfallen, und damit mein Gebot befolgt werde, befehle ich dir, Vezier, Wächter dabei aufzustellen.“



Der Ton, womit der Sultan diesen Ausdruck that, schloß dem Großvezier den Mund. Der Befehl wurde zum großen Vergnügen der beiden neidischen Schwestern vollzogen. Man baute ein Gemach und sobald es vollendet und die Sultantin von ihrem Wochenbette aufgestanden war, sperrte man diese wahrhaft bedauernswürdige Frau ganz so, wie der Sultan es befohlen hatte, darin ein, so daß sie auf schmäbliche Weise dem Spott und Hohn des ganzen Volkes bloßgestellt war. Sie ertrug indeß diese unverdiente Mißhandlung mit einer Standhaftigkeit, welche ihr die Bewunderung und zugleich das Mitleid aller Derjenigen erwarb, die ein richtigeres Urtheil über diese Sache hatten, als der Pöbel.

Bei diesen Worten bemerkte Scheherzad den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht aber setzte sie ihre Erzählung mit folgenden Worten fort:





Sechshundert und einundzwanzigste Nacht.

Die beiden Prinzen und die Prinzessin wurden indeß von dem Aufseher der Gärten und seiner Frau mit der Zärtlichkeit eines Vaters und einer Mutter gepflegt und aufgezogen, und diese Zärtlichkeit wuchs immer mehr, je älter die Kinder wurden, denn sowohl bei der Prinzessin als bei den Prinzen wurde eine gewisse Hoheit bemerkbar, der Niemand widerstehen konnte, und namentlich entwickelte sich die ausnehmende Schönheit der Prinzessin von Tag zu Tage mehr; ferner waren alle drei sehr gelehrig und ihre Neigungen nicht wie bei andern Kindern auf Spielereien gerichtet; endlich aber hatten sie ein gewisses Etwas, das nur Prinzen und Prinzessinnen zukommen kann. Um die beiden Prinzen nach ihrem Alter zu unterscheiden, nannten sie den Ältern Bahman und den jüngern Perwis: Namen, welche alte Könige von Persien geführt hatten. Der Prinzessin gaben sie den Namen Parisade, den gleichfalls mehrere Königinnen und Prinzessinnen des Reichs gehabt hatten.¹

Sobald die beiden Prinzen alt genug waren, gab der Aufseher der Gärten ihnen einen Lehrmeister im Lesen und Schreiben, und die Prinzessin, ihre Schwester, die bei dem Unterrichte zugegen war, äußerte, obgleich jünger als sie, so großes Verlangen, ebenfalls lesen und schreiben zu lernen, daß ihr Pfegvater voll Freude darüber ihr denselben Lehrer gab. Durch ihre Lebhaftigkeit zum Wettstreit gereizt, wurde sie vermöge ihrer ausgezeichneten Anlagen in kurzer Zeit eben so geschickt, wie die Prinzen, ihre Brüder.

¹ Bahman heißt auf Persisch der Langarmige (Longimanu). Perwis ist der Name des persischen Königs Kosru Parwis zur Zeit Mohameds; Parisade heißt Beentlub.

Seitdem hatten die Brüder und die Schwester in Allem dieselben Lehrer: in der Erdbeschreibung, der Dichtkunst, der Geschichte und in andern, sogar den geheimen Wissenschaften, und da ihnen nichts zu schwer war, so machten sie bald so bewundernswürdige Fortschritte, daß die Lehrer darob erstaunten und unverhohlen bekannten, die Kinder würden es in diesen Wissenschaften, wenn sie so fortfahren, noch weiter bringen, als sie selbst. In den Erholungsstunden lernte die Prinzessin auch Musik, nämlich Singen und verschiedene Instrumente. Als die Prinzen reiten lernten, wollte sie auch hierin nicht zurückstehen und nahm Theil an ihren Uebungen, so daß sie mit derselben Geschicklichkeit reiten, Bogen schießen und Speere werfen konnte. Im Wettlaufe übertraf sie ihre Brüder manchmal sogar.

Der Aufseher der Gärten konnte seine Freude kaum fassen, als er seine Pfleglinge in allen Uebungen des Geistes und des Körpers so vortrefflich ausgebildet und den Aufwand für ihre Erziehung weit über seine Hoffnungen hinaus belohnt sah, und er beschloß, ihnen zu lieb noch viel mehr Geld auszugeben, als bisher. Er hatte sich unterdessen mit der Wohnung im Palaste des Gartens begnügt und kein eigenes Landhaus gehabt. Jetzt kaufte er eins in der Nähe der Stadt mit großem Zugehör von Feldern, Wiesen und Waldungen, und da ihm das Wohnhaus nicht schön und bequem genug schien, so ließ er es niederreißen und scheute keine Kosten, um das neue, das er baute, zum prächtvollsten in der ganzen Umgegend zu erheben. Er ging selbst täglich auf den Bauplatz, um die große Menge von Arbeitern, die hier beschäftigt waren, anzutreiben, und sobald ein passendes Zimmer im Hause für ihn fertig war, bezog er es und blieb oft mehrere Tage hinter einander dort, wenn seine Geschäfte und Amtspflichten es ihm erlaubten. So war das Haus bald erbaut, und während es eben so schnell mit den reichsten Geräthschaften, wie sie zur Pracht des Gebäudes paßten, versehen wurde, ließ er nach einer von ihm selbst entworfenen Zeichnung an dem Garten arbeiten und ihn eben so einrichten, wie die andern großen Herren von Persien. Er fügte auch noch einen sehr großen Park hinzu, den er mit einer guten Mauer einschließen und mit allen Arten von Wild besetzen ließ, damit die Prinzen und die Prinzessin sich darin nach Gefallen mit der Jagd belustigen könnten.

Als das Landhaus ganz vollendet und im wohllichen Stande war, ging der Aufseher der Gärten zum Sultan, warf sich ihm zu Füßen und nachdem er ihm seine lange Dienstzeit, sowie die Gebrechlichkeit seines Alters vorgestellt hatte, bat er ihn um die Gnade, sein Amt in die Hände seines Herrn niederlegen und sich von den Geschäften zurückziehen zu dürfen. Der Sultan bewilligte ihm sein Gesuch um so lieber,



als er mit seinen langjährigen Diensten sowohl unter der Regierung seines Vaters, wie auch seit seiner eigenen Thronbesteigung, sehr wohl zufrieden war; zugleich fragte er ihn, was er sonst noch zu seiner Belohnung thun könne. „Herr,“ antwortete der Aufseher der Gärten, „du selbst und der Sultan, dein Vater, seligen Andenkens, habt mich dermaßen mit Wohlthaten überhäuft, daß mir nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, als bis an's Ende meiner Tage im Besitz deiner Gnade zu bleiben, die mich so hoch ehrt.“ Er nahm hierauf Abschied vom Sultan Chosru Schach und bezog mit den beiden Prinzen Bahman und Perwis und der Prinzessin Parisade sein neu erbautes Landhaus. Seine Frau war schon vor einigen Jahren gestorben. Er selbst wurde, nachdem er kaum fünf bis sechs Monate mit den Kindern in seinem neuen Hause gelebt hatte, so schnell vom Tod überrascht, daß ihm keine Zeit übrig blieb, ihnen über ihre wahre Herkunft ein Wort zu sagen. Er hatte es sich indeß vorgenommen, dies zu thun, damit sie dadurch veranlaßt werden möchten, wie bisher so auch fortwährend ihrem Range und Stande, so wie der Erziehung, die er ihnen gegeben hatte, gemäß zu leben; wozu indeß ihre eigene Neigung sie von selbst antrieb.

Die Prinzen Bahman und Perwis und die Prinzessin Parisade, die von keinem andern Vater wußten, als dem Aufseher der Gärten, betraueten ihn als solchen und erwiesen ihm auch im Tode alle Ehre, wozu kindliche Liebe und Dankbarkeit sie

verpflichteten. Zufrieden mit den großen Gütern, die er ihnen hinterlassen hatte, lebten sie nach wie vor in derselben Eintracht beisammen, und die Prinzen ließen sich nicht vom Ehrgeize verleiten, sich am Hofe zu zeigen, um dort nach den höchsten Aemtern und Würden zu trachten, deren Erlangung ihnen etwas Leichtes gewesen wäre.

Scheherzad unterbrach ihre Erzählung, um dieselbe in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzusetzen:





Sechshundert und zweiundzwanzigste Nacht.

Eines Tages, als die beiden Prinzen auf der Jagd, die Prinzessin Parisade aber zu Hause geblieben war, erschien eine sehr alte fromme Muselmännin vor dem Hausthor und bat um Erlaubniß, in's Haus zu treten, um ihr Gebet zu verrichten, wozu die Stunde gekommen war. Man meldete ihren Wunsch der Prinzessin, und diese befahl, sie herein zu lassen und ihr das Betzimmer zu zeigen, womit der Aufseher der königlichen Gärten wohlbedächtig sein Haus versehen hatte, weil keine Moschee in der Nähe war. Zugleich befahl sie, wenn die fromme Frau ihre Andacht verrichtet haben würde, so solle man ihr das Haus und den Garten zeigen und sie darauf zu ihr führen.

Die fromme Frau trat ein, verrichtete ihr Gebet in dem Betzimmer, wohin man sie gewiesen, und als sie damit fertig war, luden zwei Frauen der Prinzessin, die vor der Thüre gewartet hatten, sie ein, das Haus und den Garten zu sehen. Da sie sich geneigt zeigte, ihnen zu folgen, so wurde sie von ihnen in allen Zimmern nach einander herumgeführt, und sie betrachtete alle Sachen wie eine Frau, die sich auf Hausgeräthschaften und schöne Anordnung der einzelnen Stücke sehr gut verstand. Auch in den Garten wurde sie geführt, dessen Anlage sie so neu und wohlersonnen fand, daß sie voll

Bewunderung erklärte, Derjenige, der den Plan dazu entworfen, müsse ein vortrefflicher Meister in seiner Kunst seyn. Endlich kam sie auch zur Prinzessin, welche sie in einem großen Saale erwartete, dessen Schönheit, Anmuth und Reichthum Alles übertraf, was sie in den andern Zimmern bewundert hatte.

Sobald die Prinzessin die fromme Frau eintreten sah, sagte sie zu ihr: „Komm' heran, gute Mutter, und setze dich zu mir. Ich bin sehr erfreut, daß der Zufall mir das Glück darbeut, mich einige Augenblicke an dem guten Beispiele und der frommen Unterhaltung einer Frau, wie du bist, zu erbauen, die das bessere Theil erwählt und sich ganz Gott gewidmet hat, und in deren Fußstapfen alle Welt treten sollte, wenn sie ihren wahren Vortheil verstehen würde.“



Die fromme Frau wollte sich nicht auf den Sopha, sondern nur auf den Rand desselben setzen, allein die Prinzessin gab es nicht zu; sie erhob sich von ihrem Sitze, ging auf sie zu, faßte sie bei der Hand und nöthigte sie, sich neben ihr auf dem Ehrenplatze niederzulassen. Die fromme Frau wußte diese Höflichkeit wohl zu schätzen und sagte zu ihr: „Edles Fräulein, eine solch ehrenvolle Behandlung gebührt mir nicht, und ich gehorche dir bloß, weil du es befehlst und Herrin in deinem Hause bist.“ Als sie sich gesetzt hatte, stellte, ehe die Unterhaltung begann, eine von den Frauen der Prinzessin einen kleinen, niedrigen, mit Perlmutter und Ebenholz ausgelegten Tisch vor

sie hin, und auf den Tisch eine Porzellanplatte mit Kuchen, mehrere andere Platten mit Obst, wie es gerade die Jahreszeit mit sich brachte, und verschiedene andere eingemachte Früchte.

Die Prinzessin nahm einen von den Kuchen und überreichte ihn der frommen Frau mit den Worten: „Nimm und is, gute Mutter, und wähle von diesen Früchten, was dir beliebt; du bedarfst einiger Speise nach dem langen Wege, den du hierher gemacht hast.“ — „Edles Fräulein,“ antwortete die fromme Frau, „ich bin nicht gewöhnt, so leckere Sachen zu essen; wenn ich es aber thue, so geschieht es nur, weil ich nicht verschmähen will, was mir Gott durch eine so freigebige Hand, wie die deinige, zusendet.“

Während die fromme Frau aß, richtete die Prinzessin, die ebenfalls etwas zu sich nahm, um sie durch ihr Beispiel zu ermuntern, allerlei Fragen über ihre Andachtsübungen und Lebensweise an sie, worauf die Alte mit großer Bescheidenheit antwortete. Unter Anderem fragte die Prinzessin im Laufe des Gesprächs, was sie von dem Hause halte, das sie gesehen, und ob es ihr gefalle.

„Edles Fräulein,“ erwiderte die fromme Frau, „ich müßte einen sehr schlechten Geschmack haben, wenn ich etwas daran auszusetzen fände. Es ist schön, freundlich, prächtig eingerichtet, jedoch ohne Ueberladung, trefflich eingetheilt und die Zierrathen könnten nicht schicklicher angebracht seyn. Dabei liegt es in einer anmuthigen Landschaft, und man kann sich keinen Garten denken, der einen lieblichern Anblick gewährt, als derjenige ist, welcher zum Hause gehört. Wenn du mir übrigens erlaubst, meine ganze Meinung auszusprechen, so will ich mir die Freiheit nehmen, dir zu sagen, daß das Haus ganz unvergleichlich seyn würde, wenn noch drei Sachen dabei wären, die nach meiner Meinung fehlen.“ — „Gute Mutter,“ antwortete die Prinzessin Parisade, „was sind das für drei Sachen? Ich beschwöre dich im Namen Gottes, nenne mir dieselben: ich werde Alles anbieten, sie zu erwerben, wenn es nur irgend möglich ist.“

„Edles Fräulein,“ sagte hierauf die fromme Frau, „die erste von den drei Sachen ist der sprechende Vogel; dies ist ein seltsamer Vogel, Bülbülhesar¹ genannt, welcher die Eigenschaft hat, alle Singvögel aus der ganzen Umgegend an sich zu ziehen, so daß sie herbeikommen, um mit ihm zu singen. Die zweite ist der singende Baum, dessen Blätter ebensoviele Zungen und Kehlen sind, deren mannigfaltige Stimmen unaufhörlich einen höchst anmuthigen Gesang bilden. Die dritte endlich ist das goldgelbe

¹ Auf Persisch: tausend Nachtigallen.

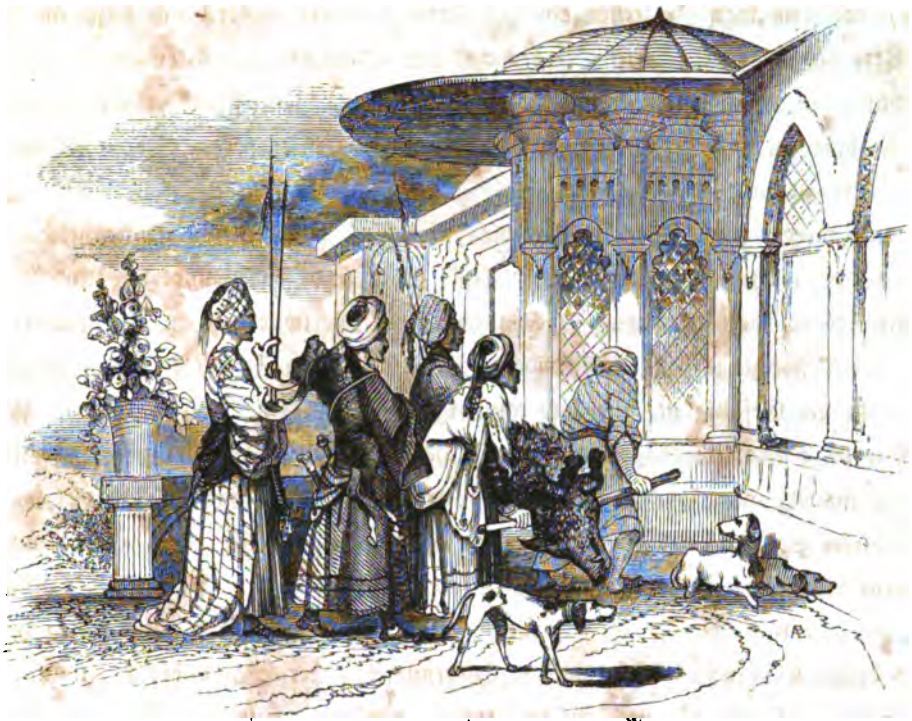
Wasser, von dem man nur einen einzigen Tropfen in ein ausdrücklich dazu an irgend einem Orte des Gartens bereitetes Becken ausgießen darf, so schwillt er alsbald dermaßen an, daß das Becken davon voll wird und aus der Mitte eine Garbe von Wasserstrahlen hervorspringt, die unaufhörlich auf- und niedersteigt, ohne daß jedoch das Becken überläuft.“

„Ach! meine gute Mutter,“ rief die Prinzessin, „wie sehr danke ich dir, daß du mir von diesen Dingen Kunde gegeben hast! Sie sind sehr wunderbar und ich habe noch nie gehört, daß es etwas so Seltsames und Merkwürdiges auf der Welt gebe: da ich indeß überzeugt bin, daß du den Ort kennst, wo sie sich befinden, so erwarte ich von dir die Gefälligkeit, ihn mir anzuzeigen.“

Darauf antwortete die fromme Frau, um den Wunsch der Prinzessin zu erfüllen: „Edles Fräulein, ich würde mich der Gastfreundschaft, die du mir so eben mit so vieler Güte erwiesen hast, unwürdig machen, wenn ich mich weigerte, deine Frage zu beantworten und deine Neugierde zu befriedigen. Ich habe also die Ehre, dir zu sagen, daß die drei Dinge, von denen ich eben sprach, sich an einem und demselben Orte, auf der Grenze dieses Königreichs nach Indien zu, befinden. Der Weg dahin führt an deinem Hause vorbei. Derjenige, welchen du darnach aussenden willst, darf ihn nur zwanzig Tagereisen verfolgen und am zwanzigsten Tage fragen, wo der sprechende Vogel, der singende Baum und das gelbe Wasser seyen. Der erste, an den er sich wendet, wird es ihm sagen.“ Mit diesen Worten stand sie auf, nahm Abschied und ging ihres Wegs weiter.

Scheherzad schwieg, um in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzufahren:





Sechshundert und dreiundzwanzigste Nacht.

Die Prinzessin Parisade war so ganz damit beschäftigt, die Nachweisung der frommen Frau über den sprechenden Vogel, den singenden Baum und das gelbe Wasser ihrem Geiste einzuprägen, daß sie ihre Entfernung erst bemerkte, als sie noch einige Fragen wegen näherer Auskunft über diese Sache thun wollte. Das, was sie aus ihrem Munde vernommen hatte, schien ihr nicht genug, um mit einiger Aussicht auf Erfolg die Reise unternehmen zu können. Gleichwohl wollte sie der frommen Frau Niemand nachschicken, um sie zurückzuholen, sondern sie strengte ihr Gedächtniß an und bemühte sich, Alles, was sie gehört hatte, in ihren Geist zurückzurufen. Da sie nun glaubte, daß ihr nichts entgangen sey, so dachte sie mit großem Wohlgefallen daran, wie groß ihre Freude seyn würde, wenn sie zum Besitze so wunderbarer Dinge gelangen

könnte. Zugleich aber gerieth sie in große Unruhe wegen der Schwierigkeiten, die sie dabei erkannte, und weil sie fürchtete, es möchte ihr nicht gelingen.

Sie war ganz in diese Gedanken vertieft, als die Prinzen, ihre Brüder, von der Jagd zurückkamen. Sie traten in den Saal und wunderten sich sehr, ihre Schwester nicht wie gewöhnlich mit heiterem Gesicht und in froher Laune, sondern vielmehr in sich gefehrt und beinahe betrübt anzutreffen, denn sie erhob nicht einmal den Kopf, um wenigstens zu erkennen zu geben, daß sie ihre Ankunft bemerkte.

Der Prinz Bahman nahm das Wort und sagte zu ihr: „Liebe Schwester, wo ist denn der Frohsinn und die Heiterkeit, die bisher unzertrennlich von dir gewesen? Bist du unwohl? Ist dir vielleicht irgend ein Unfall zugefallen? Hat dir Jemand Anlaß zum Verdruße gegeben? Sage es uns, damit wir den geziemenden Antheil daran nehmen und die nöthigen Maßregeln ergreifen, um dich zufrieden zu stellen oder dich zu rächen, wenn Jemand sich erfrecht haben sollte, ein Fräulein, wie dich, der alle Ehrfurcht gebührt, zu beleidigen.“

Die Prinzessin Parisade blieb noch einige Augenblicke in derselben Stellung, ohne zu antworten. Endlich hob sie die Augen auf, sah die Prinzen, ihre Brüder, an, lenkte aber ihren Blick schnell wieder zur Erde, nachdem sie ihnen geantwortet hatte, die Sache habe nichts zu bedeuten.

„Liebe Schwester,“ fuhr der Prinz Bahman fort, „du verhehlst uns die Wahrheit und es muß sich wohl etwas Wichtiges zugetragen haben. In der kurzen Zeit, da wir abwesend waren, kann unmöglich um nichts und wieder nichts eine so große und unerwartete Veränderung mit dir vorgegangen seyn. Du wirst erlauben, daß wir dich mit dieser ungenügenden Antwort nicht davon kommen lassen. Verbirg uns also nicht was es ist, denn wir müßten sonst glauben, daß du die Freundschaft und die innige Eintracht, die von unserer zartesten Jugend an bis auf diese Stunde zwischen uns bestanden, nicht länger fortsetzen wollest.“

Die Prinzessin, die ganz und gar nicht im Sinne hatte, mit ihren Brüdern zu brechen, wollte sie nicht in diesem Wahne lassen und antwortete ihnen also: „Als ich euch sagte, es sey nichts Wichtiges, was mich so beschäftige, so meinte ich dies in Beziehung auf euch und nicht auf mich, denn ich finde, daß die Sache doch von einiger Erheblichkeit ist. Da ihr nun vermöge des Rechtes unserer Freundschaft und Eintracht, welche mir so theuer sind, in mich dringet, so will ich euch Alles sagen. Ihr glaubtet bisher und ich glaubte es ebenfalls, das Haus, welches unser seliger Vater uns erbauen ließ, sey in jeder Beziehung vollkommen und es fehle durchaus nicht das Mindeste

daran. Heute aber habe ich erfahren, daß ihm noch drei Sachen fehlen, welche es weit über alle Landhäuser auf der ganzen Welt erheben würden. Diese drei Sachen sind: der sprechende Vogel, der singende Baum und das goldgelbe Wasser.“ Nachdem sie ihnen sofort auseinander gesetzt hatte, worin die Vortrefflichkeit derselben bestehe, fuhr sie also fort: „Eine fromme Frau hat mich darauf aufmerksam gemacht und mir zugleich den Ort, wo sie sind, so wie den Weg dazu angezeigt. Ihr werdet vielleicht finden, daß diese Sachen für die Vollkommenheit unsers Hauses durchaus keine Bedeutung haben und daß es auch ohne dieselben immerhin für sehr schön gelten könne, weshalb wir ihrer durchaus nicht bedürftig seyen. Ihr mögt übrigens davon denken, wie ihr wollt, ich für meine Person kann nicht umhin, euch zu erklären, daß ich sie durchaus für nothwendig zu unserm Hause erachte und ich mich nicht eher zufrieden geben werde, als bis ich mich in ihrem Besitze befinde. Ob nun die Sachen in euren Augen gleichgültig sind, oder nicht, so ersuche ich euch jedenfalls, mir mit euerm Rathe beizustehen, und zu sagen, wen ich wohl zur Erlangung derselben ausfinden kann.“

„Liebe Schwester,“ versetzte darauf der Prinz Bahman, „nichts kann dir am Herzen liegen, was uns nicht eben so wichtig wäre. Da du nun die Erlangung der oben erwähnten Gegenstände so sehr wünschest, so halten wir es für unsere Pflicht, sie dir zu verschaffen. Uebrigens fühlen wir uns auch, abgesehen von deinem Wunsche, aus freien Stücken und zu unserer eigenen Befriedigung dazu angetrieben; ich bin fest überzeugt, daß mein Bruder ebenso denkt wie ich, und wir müssen Alles daran setzen, um diese Eroberung zu machen. Die Sache ist von solchem Belang und so merkwürdig, daß ich wohl diesen Ausdruck brauchen darf. Ich übernehme die Ausführung; sage mir nur den Weg, den ich einschlagen muß, und den Ort, so will ich gleich morgen die Reise antreten.“

Scheherzad hielt inne, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:





Sechshundert und vierundzwanzigste Nacht.

„Geliebter Bruder,“ wandte der Prinz Perwis ein, „ich halte es nicht für rathsam, wenn du, das Haupt und die Stütze des Hauses, dich so lange entfernen willst; ich bitte daher unsere Schwester, daß sie sich mit mir vereinige, um dich von diesem Vorsatze abzubringen. Gestatte, daß ich die Reise mache; ich werde die Sache so gut ausführen als du, und jedenfalls wäre dies mehr in der Ordnung.“

„Bruder,“ erwiderte der Prinz Bahman, „ich bin von deinem guten Willen überzeugt und zweifle keineswegs, daß du das Abenteuer so gut bestehen wirst, als ich. Im Uebrigen ist es eine abgemachte Sache und du mußt es mir überlassen. Du bleibst bei unserer Schwester, die ich dir nicht erst zu empfehlen brauche.“ Nun brachte er den übrigen Theil des Tages mit Vorbereitungen zur Reise zu und ließ sich von seiner Schwester genau die Nachweisungen der frommen Frau wiederholen, um nicht zu verirren.

Am andern Morgen in aller Frühe stieg der Prinz Bahman zu Pferde; der Prinz Perwis und die Prinzessin Parisade, die ihn abreisen sehen wollten, umarmten ihn und wünschten ihm glückliche Reise. Während des Abschieds aber fiel der Prinzessin ein Gedanke auf's Herz, der ihr bisher nicht gekommen war. „Aber, mein Bruder,“

sagte sie, „ich habe gar nicht an die Unfälle gedacht, mit denen eine solche Reise verbunden ist. Wer weiß, ob ich dich jemals wiedersehe! Ich beschwöre dich, steige wieder ab und unterlaß diese Reise. Lieber will ich den Anblick und den Besitz des sprechenden Vogels, des singenden Baumes und des goldgelben Wassers entbehren, als Gefahr laufen, dich auf immer zu verlieren.“

„Schwesterchen,“ antwortete der Prinz Bahman, lächelnd ob der plötzlichen Angstlichkeit der Prinzessin Parisade, „mein Entschluß steht fest, im andern Fall würde ich ihn jetzt noch fassen, und du wirst erlauben, daß ich ihn ausführe. Solche Unfälle, von denen du sprichst, widerfahren nur den Unglücklichen. Es ist wahr, ich kann auch zu diesen gehören, aber vielleicht gehöre ich auch unter die Zahl der Glücklichen, die viel größer ist, als die der Unglücklichen. Da indeß der Erfolg ungewiß und es wohl möglich ist, daß ich bei meiner Unternehmung umkomme, so kann ich weiter nichts thun, als dir dies Messer hier lassen.“

Mit diesen Worten zog der Prinz Bahman ein Messer hervor, überreichte es der Prinzessin in der Scheide und sagte zu ihr: „Da nimm und mach' dir von Zeit zu



Zeit die Mühe, dies Messer aus seiner Scheide zu ziehen; so lang du es blank siehst, wie es hier ist, so ist dies ein Zeichen, daß ich noch lebe; wenn du aber Blut herabträufeln siehst, so kannst du mit Gewißheit annehmen, daß ich nicht mehr bin, und dann bete für mich.“

Die Prinzessin Parisade konnte den Prinzen Bahman zu keinem andern Entschlus vermögen. Er sagte ihr und dem Prinzen Perwis zum letzten Mal Lebewohl und ritt dann auf einem stattlichen Rosse, wohl bewaffnet und ausgerüstet, dahin. Er begab sich auf den ihm bezeichneten Weg, und ohne weder rechts noch links abzuweichen, ritt er quer durch Persien hin auf demselben fort, bis er am zwanzigsten Tage seiner Reise seitwärts am Wege einen Greis von abscheulichem Ansehen erblickte, der in einiger Entfernung von einer Hütte, die ihm bei schleimem Wetter zum Obdach diente, unter einem Baume saß.

Seine Augenbraunen, die, wie auch die Haare, der Schnauzbart und der Backenbart, schneeweiß waren, reichten ihm bis auf die Nasenspitze herab; der Schnauzbart bedeckte ihm den Mund, der Backenbart und die Kopfhaare aber fielen ihm fast bis auf die Füße hernieder. An Händen und Füßen hatte er Nägel von übermäßiger Länge, und seinen Kopf bedeckte eine Art flacher, sehr breiter Hut in Form eines Sonnenschirms. Seine ganze Kleidung bestand in einer Binsenmatte, in welche er sich gewickelt hatte.

Dieser gute Greis war ein Derwisch, der sich schon vor langen Jahren von der Welt zurückgezogen und seinen Körper vernachlässigt hatte, um sich einzig und allein Gott zu widmen, so daß er am Ende das Aussehen bekam, das ich geschildert habe.

Scheherzad, welche bei diesen Worten vom Tag überrascht wurde, hielt inne, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:





Sechshundert

und

fünfundzwanzigste Nacht.

Der Prinz Bahman, der schon den ganzen Morgen genau Acht gegeben hatte, ob er nicht vielleicht Jemand anträfe, bei dem er sich über das Ziel seiner Reise erkundigen könnte, hielt an, als er in die Nähe des Derwishes kam. Dies war nämlich der erste Mensch, der ihm begegnete, und er stieg daher ab, um Allem pünktlich nachzukommen, was die fromme Frau zu der Prinzessin Parisade gesagt hatte. Indem er nun sein Ross am Zügel führte, näherte er sich dem Derwisch und begrüßte ihn mit den Worten: „Guter Vater, Gott verlängere deine Tage und gewähre dir die Erfüllung aller deiner Wünsche!“ Der Derwisch erwiderte den Gruß des Prinzen, aber so undeutlich, daß dieser kein Wort davon verstand. Da nun der Prinz Bahman sah, daß der Schnauzbart, der den Mund des Derwishes bedeckte, das Hinderniß war, und da er nicht weiter reiten wollte, ohne die nöthige Erkundigung eingezogen zu haben, so nahm er eine Scheere, die er bei sich führte, und nachdem er sein Pferd an einen Baumast gebunden, sagte er zu ihm: „Guter Derwisch, ich habe mit dir zu reden, aber dein Schnauzbart hindert mich, dich zu verstehen. Darum bitte ich dich, erlaube mir, ihn zu stutzen, und ebenso auch deine Augenbraunen, die dich entstellen und dir mehr das Ansehen eines Bären, als eines Menschen geben.“

Der Derwisch hatte hiegegen nichts einzuwenden. Er ließ den Prinzen gewähren, und da dieser nach Vollendung seiner Arbeit bemerkte, daß der Derwisch eine frische



Gesichtsfarbe hatte und weit länger ausah, als er wirklich war, so sagte er zu ihm: „Guter Derwisch, wenn ich einen Spiegel hätte, so würde ich dir zeigen, wie sehr du verjüngt bist. Jetzt bist du ein Mensch, vorher aber konnte Niemand erkennen, was du warst.“

Bei diesen Schmeicheleien des Prinzen Bahman lächelte der Derwisch und erwiderte höflich: „Herr, wer du auch seyn magst, ich bin dir unendlich verpflichtet für die Gefälligkeit, die du mir erwiesen hast; zugleich erkläre ich mich bereit, dir mit Allem, was in meinen Kräften steht, meine Erkenntlichkeit zu beweisen. Du bist nicht abgestiegen, ohne daß irgend ein Anliegen dich dazu genöthigt hätte: sage mir nun, was es ist, ich will deinen Wunsch zu befriedigen suchen, wenn es mir möglich ist.“

„Guter Derwisch,“ erwiderte der Prinz Bahman, „ich komme aus weiter Ferne und suche den sprechenden Vogel, den singenden Baum und das goldgelbe Wasser. Ich weiß, daß diese drei Sachen irgendwo in dieser Gegend sich befinden, aber den Ort, wo sie sind, weiß ich nicht. Wenn er dir bekannt ist, so beschwöre ich dich, zeige mir den Weg dazu, damit ich nicht auf einen falschen gerathe und die Frucht der langen Reise, die ich unternommen habe, verliere.“

Der Prinz bemerkte, daß der Derwisch bei seiner Rede nach und nach das Gesicht veränderte, die Augen niederschlug und ein äußerst ernstes Wesen annahm, ja sogar, statt zu antworten, längere Zeit auf seinem Schweigen beharrte. Dies veranlaßte ihn, nochmals das Wort zu nehmen und also fortzufahren: „Guter Vater, ich glaube, daß du mich verstanden hast; sag' mir nun, ob du das weißt, was ich durch dich zu erfahren wünsche, oder ob du es nicht weißt, auf daß ich keine Zeit verliere, sondern mich anderwärts erkundige.“

Der Derwisch brach endlich sein Stillschweigen und sagte zu dem Prinzen Bahman: „Herr, der Weg, nach dem du fragst, ist mir bekannt, allein ich habe dich gleich auf den ersten Anblick so liebgewonnen, und die Gefälligkeit, die du mir erwiesen, hat diese Freundschaft so sehr gesteigert, daß ich noch unentschlossen bin, ob ich dir die gewünschte Auskunft ertheilen soll oder nicht.“ — „Was mag dich davon abhalten?“ fragte der Prinz, „und, welche Bedenkllichkeiten kannst du haben, mir auf meine Frage zu antworten?“ — „Das will ich dir sagen,“ antwortete der Derwisch: „die Gefahr, der du dich aussetzt, ist weit größer, als du glauben kannst. Schon viele andere Herren, die nicht weniger Kühnheit und Muth hatten, als du besitzen magst, sind hier vorbeigekommen und haben dieselbe Frage gethan, wie du. Ich habe nichts unterlassen, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen, allein sie wollten mir nicht glauben, und so ließ ich mich denn, obwohl mit großem Widerwillen, durch ihre dringenden Bitten bestimmen, ihnen den Weg zu zeigen; ich kann dich übrigens versichern, daß sie Alle verunglückt sind und ich keinen Einzigen habe zurückkommen sehen. Wenn dir dein Leben nur im Mindesten lieb ist und du meinen Rath befolgen willst, so gehe nicht weiter, sondern kehre sogleich wieder heim.“

Scheherzad unterbrach ihre Erzählung, setzte sie aber in der nächsten Nacht folgendermaßen fort:





Sechshundert

und

sechszwanzigste Nacht.

Der Prinz Bahman aber beharrte auf seinem Entschluß und erwiderte dem Derwisch: „Ich will gerne glauben, daß dein Rath gut gemeint ist, auch bin ich dir für diesen Beweis von Freundschaft sehr verpflichtet. Indeß mag die Gefahr, von der du sprichst, so groß seyn, als sie will, ich werde mich durch nichts von meinem Vorhaben abbringen lassen. Wenn ich angegriffen werde, so habe ich gute Waffen, und ich glaube nicht, daß mein Gegner tapferer oder beherzter seyn wird, als ich.“ — „Wenn aber,“ wandte der Derwisch ein, „Diesenigen, die dich angreifen (denn es sind ihrer Mehrere), sich gar nicht sehen lassen, wie willst du dich dann gegen unsichtbare Feinde vertheidigen?“ — „Gleichviel,“ erwiderte der Prinz, „du wirst mich nie überreden, gegen meine Pflicht zu handeln. Da du den Weg weißt, nach welchem ich dich frage, so beschwöre ich dich noch einmal, zeige ihn mir und schlage mir diese Gefälligkeit nicht ab.“

Da der Derwisch sah, daß er den Prinzen Bahman nicht auf andere Gedanken bringen konnte, sondern daß derselbe, ungeachtet der wohlmeinenden Warnung, die er ihm gab, hartnäckig auf dem Entschlusse beharrte, seine Fahrt fortzusetzen, so griff er in einen Sack, den er neben sich hatte, zog eine Kugel heraus und überreichte sie ihm

mit den Worten: „Da ich es nicht über dich gewinnen kann, daß du auf meine Stimme hörst und meinen Rath befolgest, so nimm diese Kugel, und wenn du wieder zu Pferde sitzt, wirf sie vor dich hin und folge ihr bis an den Fuß eines Berges, wo sie stehen bleiben wird. Sobald sie stille steht, steig' ab und wirf deinem Pferde den Flügel um den Hals; es wird auf derselben Stelle bleiben, bis du zurückkommst. Wenn du nun den Berg hinaufsteigst, wirst du rechts und links eine große Menge dicker schwarzer Steine erblicken und von allen Seiten ein verworrenes Getöse von Stimmen hören, die dir tausend Schimpfworte zurufen werden, um dich zu entmuthigen und zu verhindern, daß du die Höhe nicht erreichst. Nimm dich indeß wohl in Acht, darob zu erschrecken, und vor allen Dingen drehe den Kopf nicht, um zurückzusehen; du würdest im Augenblick in einen schwarzen Stein verwandelt werden, ähnlich denen, die du dort sehen wirst. Denn auch diese sind nichts Anderes, als solche Herren, wie du, welchen ihre Unternehmung mißlungen ist, wie ich dir schon gesagt habe. Wenn du nun der Gefahr, die ich dir bloß andeute, damit du ihrer gedenken sollst, entrinnt und wirklich den Gipfel des Bergs erreichst, so wirst du dort einen Käfig finden und in dem Käfig den Vogel, den du suchst. Da er sprechen kann, so frage ihn, wo der singende Baum und das goldgelbe Wasser ist, und er wird es dir anzeigen. Mehr habe ich dir nicht zu sagen: du weißt jetzt Alles, was du zu thun und zu lassen hast; laß dich indeß belehren, folge meinem Rath und setze dich nicht der Gefahr aus, dein Leben zu verlieren. Noch einmal, so lang du noch Zeit hast, zu überlegen, bedenke wohl, daß dieser unwiederbringliche Verlust an eine Bedingung geknüpft ist, die man, wie du gewiß einsehen wirst, leicht, selbst durch bloße Achtlosigkeit, übertreten kann.“

Darauf erwiderte der Prinz Bahman, nachdem er die Kugel empfangen hatte: „So sehr ich dir auch für deinen Rath verbunden bin, den du so eben wiederholt hast, so kann ich ihn doch nicht befolgen, werde mir indeß Mühe geben, deine Warnung, daß ich beim Hinaufsteigen auf den Berg nicht hinter mich sehen soll, zu befolgen; auch hoffe ich, daß du mich bald mit der gewünschten Beute zurückkommen sehen wirst, um dir noch umständlicher zu danken.“ Auf diese Worte, nach welchen der Derwisch nichts mehr erwiderte, als daß er sich freuen würde, ihn wieder zu sehen, und wünsche, daß es so gehen möchte, stieg der Prinz wieder zu Pferd, verabschiedete sich von dem Derwisch mit einer tiefen Verneigung des Kopfes und warf die Kugel vor sich hin.

Die Kugel rollte mit derselben Schnelligkeit, die der Prinz Bahman ihr durch den Wurf gegeben hatte, fort und fort, so daß er den Lauf seines Rosses beschleunigen mußte, um ihr zu folgen und sie nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Am Fuße des

Bergs hielt sie, wie der Derwisch gesagt hatte, stille, der Prinz stieg ab, legte dem Pferde den Zügel auf den Hals und es rührte sich nicht mehr vom Flecke. Nachdem er nun den Berg gehörig besehen und die schwarzen Steine darauf bemerkt hatte, fing er an, ihn zu ersteigen, aber kaum hatte er vier Schritte gethan, so ließen sich schon die Stimmen vernehmen, von denen der Derwisch ihm gesagt hatte, ohne daß er Jemand erblickte. Einige sprachen: „Wohin will dieser Tollkopf? was will er? Laßt ihn nicht vorbei!“ Andere: „Haltet ihn an, greifet, tödtet ihn!“ Wieder Andere schrien mit einer Donnerstimme: „Ein Dieb, ein Mörder, ein Laugenichts!“ Noch Andere riefen in spöttischem Tone: „Nein, thut ihm nichts zu Leide, laßt das hübsche Büblein ziehen; wahrhaftig nur für ihn hat man den Käfig und den Vogel aufbewahrt.“



Ungeachtet dieser ärgerlichen Stimmen kamm der Prinz Bahman eine Zeitlang standhaft und fest den Berg hinan, indem er sich selbst Muth einsprach; nun aber wurden die Stimmen immer lauter; sie machten ein so schreckliches Getöse und

kamen ihm sowohl von hinten, als von vorne so nahe, daß Angst und Entsetzen sich seiner bemächtigte. Seine Füße und Knie fingen an zu zittern, er wankte, und bald darauf, als er spürte, daß ihm die Kräfte versagten, vergaß er die Warnung des Derwishes und drehte sich um, um schnell den Berg wieder hinabzusteigen; allein in demselben Augenblicke wurde er in einen schwarzen Stein verwandelt, wie es schon vielen Andern vor ihm ergangen war, welche dieselbe Unternehmung versucht hatten. Seinem Rosß widerfuhr das Nämliche.

Scheherzad verschob die Fortsetzung ihrer Erzählung auf die nächste Nacht, in welcher sie mit folgenden Worten begann:





Sechshundert

und

Sebenundzwanzigste Nacht.

Seit der Abreise des Prinzen Bahman hatte die Prinzessin Parisade, welche das Messer mit der Scheide, das er ihr zum Kennzeichen seines Todes oder Lebens zurückgelassen, stets an ihrem Gürtel trug, es nicht versäumt, dasselbe häufig, ja sogar mehrere Male des Tags hervorzuziehen und zu befragen. Auf diese Weise hatte sie den Trost gehabt, zu wissen, daß er vollkommen gesund sey, und sich oft über ihn mit dem Prinzen Perwis zu unterhalten, der manchmal zuerst davon anfang und sie um Nachrichten fragte.

So auch an dem unglückseligen Tage, wo der Prinz Bahman in einen Stein verwandelt wurde. Der Prinz Perwis und die Prinzessin unterhielten sich Abends nach ihrer Gewohnheit von ihm, und der Prinz sagte zu seiner Schwester: „Liebe Schwester, ich bitte dich, zieh' das Messer hervor, auf daß wir erfahren, wie es ihm ergeht.“ Die Prinzessin zog es heraus, und als sie es betrachteten, sahen sie von der Spitze Blut herabträufeln. Von Schmerz und Entsetzen ergriffen, warf Parisade das Messer weg und rief: „Ach, mein geliebter Bruder, so habe ich dich also verloren, durch meine eigene Schuld verloren, und werde dich nie wieder sehen! Wehe mir, o ich Unglückliche! Warum mußte ich dir auch von dem sprechenden Vogel, dem singenden

Baum und dem goldgelben Wasser sagen, oder vielmehr, was konnte es mich kümmern, ob die alte Betschwester unser Haus schön oder häßlich, vollkommen oder unvollkommen fand. Wollte Gott, es wäre ihr nie eingefallen, hier einzusprechen! Heuchlerin, Betrügerin," fügte sie hinzu, „mußtest du den freundlichen Empfang, den ich dir werden ließ, so vergelten! Warum hast du mir von einem Vogel, einem Baum und einem Wasser erzählt, welche gewiß nur in der Einbildung der Thoren vorhanden sind, wie ich an dem unglücklichen Ende meines geliebten Bruders erkenne, aber dennoch durch deine Verzauberung fortwährend mein Gemüth beunruhigen!“

Der Prinz Perwis war über den Tod seines Bruders Bahman nicht minder betrübt, als die Prinzessin Parisade; da er aber aus den Wehklagen seiner Schwester erkannt hatte, daß ihr Herz noch immer mit aller Macht nach dem Besitze des sprechenden Vogels, des singenden Baumes und des goldgelben Wassers verlangte, so beschloß er, die Zeit nicht mit fruchtlosen Klagen zu verlieren. „Liebe Schwester," sagte er zu ihr, „vergeblich betrauern wir unsern Bruder Bahman: unsere Klagen und unser Schmerz werden ihm das Leben nicht wieder geben. Dies ist nun einmal Gottes Wille, wir müssen uns ihm unterwerfen und seine Rathschlüsse verehren, wenn wir sie auch nicht verstehen können. Warum willst du jetzt auf einmal die Worte der frommen Frau bezweifeln, nachdem du sie mit so festem Glauben für wahr und zuverlässig gehalten hast! Meinst du, sie würde dir von diesen drei Sachen erzählt haben, wenn sie nicht wirklich vorhanden wären, und sie habe dieselben bloß erfunden, um dich zu betrügen, während du ihr doch durchaus nie und nimmermehr Anlaß dazu gegeben, sondern sie vielmehr so ehrenvoll und gütig aufgenommen und bewirthet hast? Lieber wollen wir glauben, daß der Tod unsers Bruders durch irgend ein Versehen von ihm oder durch einen Unfall herbeigeführt worden ist, den wir uns freilich nicht denken können. Darum, liebe Schwester, wollen wir uns durch seinen Tod nicht abhalten lassen, unser Ziel zu verfolgen; ich hatte mich gleich Anfangs erboten, statt seiner die Reise zu machen, und bin noch jetzt dazu bereit. Sein Beispiel vermag mich nicht von meinem Vorhaben abzubringen, und ich will mich gleich morgen auf den Weg machen.“

Die Prinzessin that alles Mögliche, um es dem Prinzen Perwis auszureden; sie beschwor ihn mit den rührendsten Ausdrücken, er möchte sie doch nicht der Gefahr aussetzen, statt Eines Bruders Beide zu verlieren, allein er blieb taub gegen alle ihre Vorstellungen. Vor seiner Abreise gab er ihr, damit sie beständig den Erfolg seiner Reise wissen möchte, wie sie von dem Schicksale des Prinzen Bahman durch das zurückgelassene Messer unterrichtet worden war, einen Rosenkranz von hundert Perlen

zu demselben Behufe, und indem er ihr denselben überreichte, sprach er zu ihr: „Sprich diesen Rosenkranz für mich während meiner Abwesenheit. Wenn du ihn abbetest und die Perlen wie angeleimt fest stehen, so daß du sie nicht mehr bewegen und nach einander fallen lassen kannst, so ist das ein Zeichen, daß ich dasselbe Schicksal erlitten habe, wie unser Bruder. Hoffen wir indeß, daß dies nicht geschehen wird, sondern daß ich vielmehr das Glück habe, dich nach Erreichung unsers Zweckes wieder zu sehen.“

Bei diesen Worten bemerkte Schehersab den Tag und schwieg, um in der folgenden Nacht also fortzufahren:





Sechshundert und achtundzwanzigste Nacht.

Der Prinz Perwis ritt also fort und am zwanzigsten Tage seiner Reise traf er denselben Derwisch an derselben Stelle, wo der Prinz Bahman ihn gesehen hatte. Er ritt auf ihn zu und nachdem er ihn begrüßt hatte, bat er ihn, wenn er es wüßte, ihm den Ort anzuzeigen, wo der sprechende Vogel, der singende Baum und das goldgelbe Wasser zu finden seyen. Der Derwisch machte ihm dieselben Schwierigkeiten und Vorstellungen, wie dem Prinzen Bahman, und setzte noch hinzu, erst vor ganz kurzer Zeit habe ein junger Herr, mit dem er viele Aehnlichkeit besitze, ihn um denselben Weg gefragt; durch seine dringenden und ungestümen Bitten bewogen, habe er ihm denselben gezeigt, eine Art Wegweiser mitgegeben und genau vorgeschrieben, was er zu beobachten habe, wenn der Erfolg glücklich seyn solle. Indeß habe er ihn nicht zurückkommen gesehen und könne daher nicht zweifeln, daß ihm dasselbe Schicksal geworden sey, wie seinen Vorgängern.

„Guter Derwisch,“ antwortete der Prinz Perwis, „ich weiß, wer Derjenige ist, von welchem du sprichst: es war mein älterer Bruder, und ich weiß zuverlässig, daß er todt ist; auf welche Art er aber gestorben, kann ich mir nicht denken.“ — „Das will ich dir

sagen," versetzte der Derwisch: „er ist wie alle seine Vorgänger in einen schwarzen Stein verwandelt worden, und auch du hast dieselbe Verwandlung zu erwarten, wenn du die guten Rathschläge, die ich ihm ebenfalls ertheilt hatte, nicht besser besorgst, oder nicht lieber deinen Plan ganz aufgeben willst, wozu ich dich noch einmal recht dringend ermahne.“

„Derwisch," antwortete darauf der Prinz Perwis, „ich kann dir meinen Dank für den Antheil, den du an der Erhaltung meines Lebens nimmst, obgleich ich dir ganz fremd bin und nichts gethan habe, um dein Wohlwollen zu verdienen, nicht genugsam ausdrücken. Aber das muß ich dir bemerken, daß ich die Sache reiflich überlegt habe, ehe ich meinen Entschluß faßte, und jetzt nicht mehr davon abgehen kann. Darum bitte ich dich, erweise mir dieselbe Gnade, wie meinem Bruder: vielleicht wird es mir besser als ihm gelingen, denselben Anweisungen, die ich von dir erwarte, nachzukommen.“

„Da es mir also," sagte der Derwisch, „nicht gelingen will, dich von deinem Entschlusse abzubringen, so sey es denn; wenn mein hohes Alter mich nicht daran verhinderte und ich mich aufrecht auf meinen Beinen halten könnte, so würde ich aufstehen, um dir die Kugel zu geben, die ich hier habe und die dir zum Wegweiser dienen muß.“

Der Prinz Perwis ließ den Derwisch nicht mehr sagen, sondern stieg sogleich vom Pferde und trat auf den Alten zu. Der Derwisch hatte so eben die Kugel aus seinem Sacke hervorgeholt, worin er noch einen großen Vorrath davon hatte; er gab sie ihm und setzte ihm auseinander, welchen Gebrauch er davon zu machen hätte. Nachdem er ihn nun, wie früher den Prinzen Bahman, aufs dringendste gewarnt hatte, vor den unsichtbaren Stimmen, so bedrohlich sie auch seyn mögen, nicht zu erschrecken und nicht abzulassen, bis er den Berg erstiegen und den Käfig mit dem Vogel gefunden hätte, ließ er ihn weiter ziehen.

Der Prinz Perwis dankte dem Derwisch, und als er wieder aufgestiegen war, warf er die Kugel vor sich hin, gab seinem Pferde beide Sporen und folgte ihr. Endlich gelangte er an den Fuß des Berges und als er sah, daß die Kugel stehen blieb, so stieg er ab. Ehe er den ersten Schritt den Berg hinan that, blieb er noch einen Augenblick stehen, um sich die Anweisungen, die der Derwisch ihm gegeben hatte, recht lebhaft in's Gedächtniß zurückzurufen. Endlich faßte er sich Muth und stieg hinan, fest entschlossen den Gipfel des Berges zu erklimmen; kaum aber war er fünf bis sechs Schritte vorwärts gegangen, so hörte er hinter sich eine Stimme, die ihm sehr nahe zu seyn schien, als wenn Jemand ihn mit Schimpfworten zurückriefe und ihm zuschrie: „Halt ein, Verwegener! ich werde dich für deine Frechheit züchtigen.“

Bei dieser Beleidigung vergaß der Prinz alle Warnungen des Derwishes, legte die Hand an seinen Säbel, stürzte ihn und drehte sich um, um Rache zu nehmen; kaum aber konnte er noch sehen, daß Niemand ihm folgte, als er schon in einen schwarzen Stein verwandelt war, dergleichen auch sein Ross.

Indeß hatte die Prinzessin Parisade seit der Abreise ihres Bruders Perwis es keinen Tag versäumt, den im Augenblicke des Abschiedes von ihm empfangenen Rosenkranz an der Hand zu tragen, und wenn sie gerade nichts Anderes zu thun hatte, ihn abzubeten, indem sie die Perlen eine nach der andern durch die Finger laufen ließ. Sie hatte ihn diese ganze Zeit hindurch sogar Nachts nicht von sich gelassen; jeden Abend, wenn sie zu Bette ging, hatte sie ihn um ihren Hals gelegt und Morgens gleich beim Erwachen mit der Hand darnach gegriffen, um zu untersuchen, ob die Perlen immer noch sich bewegen ließen. Endlich an dem Tage und in dem Augenblicke, da dem Prinzen Perwis dasselbe Schicksal wie seinem Bruder Bahman widerfuhr, in einen schwarzen Stein verwandelt zu werden, hielt sie wie gewöhnlich den Rosenkranz in der Hand und betete ihn. Da fühlte sie auf einmal, daß die Perlen sich nicht mehr bewegen ließen, wenn sie ihnen mit dem Finger einen Druck gab, und zweifelte nicht daran, daß dies ein sicheres Zeichen vom Tode ihres Bruders sey. Da sie nun für diesen



Fall bereits ihren Entschluß gefaßt hatte, so verlor sie keine Zeit damit, ihren Schmerz durch äußere Zeichen zu verrathen. Sie that sich Gewalt an, ihn ganz in ihr eigen Herz zurückzudrängen; am folgenden Morgen aber kleidete, bewaffnete und rüstete sie sich wie ein Mann, sagte ihren Leuten, sie werde in wenigen Tagen zurückkommen, stieg zu Roße und ritt auf derselben Straße dahin, welche die beiden Prinzen, ihre Brüder, gezogen waren.

Die Prinzessin Parisade, die von ihren Jagdbelustigungen des Reitens gewohnt war, ertrug die Strapazen der Reise leichter, als andere Frauen vermocht hätten. Sie machte dieselben Tagreisen, wie die Prinzen, ihre Brüder, und traf ebenfalls am zwanzigsten Tage den Derwisch. Als sie in seine Nähe kam, stieg sie ab, führte ihr Roß am Zügel und setzte sich neben ihm nieder. Nachdem sie ihn hierauf gegrüßt hatte, sprach sie also zu ihm: „Guter Derwisch, wirst du mir wohl erlauben, daß ich einige Augenblicke bei dir ausruhe, und hättest du wohl die Güte, mir zu sagen, ob du nie gehört hast, daß irgendwo in dieser Gegend ein Ort ist, wo man den sprechenden Vogel, den singenden Baum und das goldgelbe Wasser finden kann?“

Der Derwisch antwortete: „Edles Fräulein — denn trotz deiner Verkleidung erkenne ich dein Geschlecht an deiner Stimme und muß dich also so nennen — ich danke dir für deinen Gruß und nehme die Ehre, die du mir erweistest, mit großem Vergnügen an. Ich kenne allerdings den Ort, wo die genannten Dinge sich finden, aber in welcher Absicht fragst du mich darum?“

„Guter Derwisch,“ erwiderte die Prinzessin Parisade, „man hat mir so viel Schönes von diesen Sachen erzählt, daß ich vor Verlangen brenne, sie zu besitzen.“ — „Edles Fräulein,“ versetzte der Derwisch, „man hat dir die Wahrheit gesagt; diese Dinge sind sogar noch weit erstaunlicher und wunderbarer, als man sie dir geschildert hat; aber von den Schwierigkeiten scheint man dir nichts gesagt zu haben, die du überwinden müßtest, um zu ihrem Genuße zu gelangen. Hätte man dich gebührend davon unterrichtet, so hättest du dich gewiß nicht auf eine so mühsame und gefährliche Unternehmung eingelassen. Laß dir einen guten Rath geben: reite nicht weiter, sondern kehre wieder um und muthe mir nicht zu, daß ich zu deinem Verderben beitragen soll.“

Scheherasab hielt inne, um in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzufahren:





Sechshundert

und

nennundzwanzigste Nacht.



„Guter Vater,“ sagte hierauf die Prinzessin, „ich komme aus weiter Ferne, und es wäre mir höchst unangenehm, wenn ich heimkehren müßte, ohne meinen Plan ausgeführt zu haben. Du sprichst von Schwierigkeiten und Lebensgefahr, sagst mir aber nicht, was dies für Schwierigkeiten sind und worin diese Gefahren bestehen. Ich wünschte indeß sehr, es zu erfahren, damit ich mich darüber besinnen und sehen kann, ob ich auf meine Entschlossenheit, meinen Muth und meine Kräfte Vertrauen fassen darf oder nicht.“

Hierauf wiederholte der Derwisch der Prinzessin Parisade dieselbe Rede, die er an die Prinzen Perwis und Bahman gehalten hatte, ja er übertrieb sogar die Schwierigkeiten, die mit der Uebersteigung des Berges verbunden seyen, auf welchem der Vogel sich in seinem Käfig befinde. Des Vogels, sagte er, müßte sie sich zuerst bemächtigen; dieser werde ihr dann über den Baum und das goldgelbe Wasser Auskunft geben. Sodann schilderte er ihr das Getöse und den Wirrwarr der drohenden und erschrecklichen Stimmen, die sich von allen Seiten hören lassen, ohne daß man Jemand sehe, und endlich erzählte er von den vielen schwarzen Steinen, die allein schon sowohl sie, als jeden Andern abschrecken sollten, indem diese Steine tapfere Ritter seyen und diese Verwandlung deswegen erlitten haben, weil sie die Hauptbedingung

zur glücklichen Ausführung des Unternehmens, nämlich sich vor Erreichung des Käfiges nicht umzudrehen und zurückzuschauen, nicht gehörig beobachtet.

Als der Derwisch seinen Vortrag geendet hatte, sagte die Prinzessin zu ihm: „Soviel ich aus deiner Rede ersehe, so bestehen die Hauptschwierigkeiten bei dieser Unternehmung darin, daß man bis zum Käfig hinaufklettern muß, ohne sich durch das Getöse der unsichtbaren Stimmen erschrecken zu lassen, und zweitens, daß man nicht rückwärts schauen darf. Was nun die letzte Bedingung betrifft, so hoffe ich, Herrschaft genug über mich zu besitzen, um sie pünktlich einzuhalten; in Beziehung auf die erste gestehe ich, daß solche Stimmen, wie du sie mir schilderst, wohl im Stande seyn können, auch die Beherztesten zu erschrecken. Da es indeß bei keiner sehr wichtigen und gefährlichen Unternehmung verboten ist, List zu gebrauchen, so frage ich dich, ob mir bei diesem für mich so hochwichtigen Abenteuer nicht welche erlaubt ist.“ — „Und welcher List würdest du dich wohl bedienen?“ fragte der Derwisch. — „Mich dünkt,“ antwortete die Prinzessin, „wenn ich mir die Ohren mit Baumwolle verstopfte, so würden jene Stimmen, wie stark und erschrecklich sie auch seyn mögen, weit geringeren Eindruck auf mich machen und weniger auf meine Einbildungskraft wirken können; mein Geist würde also seine Freiheit behalten und nicht so sehr in Verwirrung gerathen, daß er die Besinnung verlöre.“

„Edles Fräulein,“ erwiderte der Derwisch, „ich weiß nicht, ob von allen denen, die sich bisher an mich gewandt und nach eben diesem Wege gefragt haben, sich irgend einer dieser List bedient hat, welche du hier erwähnst. Nur das weiß ich, daß keiner derselben gegen mich gedacht hat, und daß sie Alle umgekommen sind. Wenn du indeß auf deinem Beschlusse beharrst, so magst du wohl eine Probe damit machen und darfst von Glück sagen, wenn es dir gelingt; übrigens rathe ich dir noch einmal, setze dich dieser Gefahr nicht aus.“

„Guter Vater,“ versetzte die Prinzessin, „nichts kann mich abhalten, meinen Vorsatz auszuführen; mein Herz sagt mir, daß diese List gelingen wird, und ich bin entschlossen, mich ihrer zu bedienen. Ich brauche jetzt bloß noch von dir zu erfahren, welchen Weg ich nehmen muß, und ich beschwöre dich, versage mir diese Gefälligkeit nicht.“ Der Derwisch ermahnte sie zum letzten Male, die Sache wohl zu überlegen; da er aber sah, daß sie unerschütterlich war, so zog er eine Kugel aus seinem Sack heraus und überreichte sie ihr mit den Worten: „Nimm diese Kugel, setze wieder zu Pferde, und wenn du sie vor dich hingeworfen hast, so folge ihr auf allen Umwegen, in denen sie rollen wird, bis an den Berg, auf welchem dasjenige ist, was du suchst.“

Am Fuße desselben wird sie stehen bleiben, dann halte du ebenfalls an, steige ab und erklimme den Berg. Das Uebrige weißt du; vergiß ja nicht, es zu beobachten und ziehe hin.“

Die Prinzessin Parisade dankte dem Derwisch, verabschiedete sich von ihm und stieg wieder zu Pferde; sie warf die Kugel vor sich hin und ritt ihr auf dem Wege, welchen sie rollte, nach, bis sie endlich am Fuße des Berges stille stand.

Hier stieg die Prinzessin ab, verstopfte sich die Ohren mit Baumwolle, und nachdem sie den Weg nach dem Gipfel des Berges genau in's Auge gefaßt, fing sie an, festen Schrittes und unerschrockenen Muthes hinaanzusteigen. Sie hörte wohl die Stimmen, merkte aber sogleich, daß die Baumwolle ihr von großem Nutzen war. Je weiter sie hinaufkam, um so stärker und vielfacher wurden die Stimmen, doch nicht so, daß sie darüber in Verwirrung gerathen wäre. Sie hörte zwar allerlei Schmähworte und beißende Spottreden in Beziehung auf ihr Geschlecht, allein sie verachtete dieselben und lachte ihrer. „Ich ärgere mich nicht über eure Beleidigungen und Spöttereien,“ sprach sie bei sich selbst; „ihr dürft noch Schlimmeres sagen, ich spotte eurer, und ihr sollt mich nicht hindern, meinen Weg fortzusetzen.“ Endlich kam sie so weit hinauf,



daß sie den Käfig und den Vogel zu bemerken anfing, welcher letztere im Bunde mit den unsichtbaren Stimmen sich ebenfalls bemühte, sie einzuschüchtern, indem er ihr, so klein er auch war, mit donnernder Stimme zurief: „Zurück, tritt nicht näher!“

Die Prinzessin aber, durch diesen Anblick ermutigt, verdoppelte ihre Schritte, als sie sich dem Ziele ihrer Laufbahn so nahe sah. Sie erreichte auch glücklich den Gipfel des Berges, wo der Boden eben war, lief gerade auf den Käfig zu, ergriff ihn mit der Hand und sagte zu dem Vogel: „Vogel, du bist jetzt trotz deines Sträubens in meiner Gewalt und sollst mir nicht entschlüpfen.“

Indem nun Parisade die Baumwolle wieder aus ihren Ohren zog, sagte der Vogel zu ihr: „Tapferes Fräulein, grolle mir nicht, daß ich mich mit denjenigen vereinigt habe, die sich für die Behauptung meiner Freiheit bemühten. Obgleich in einen Käfig gesperrt, war ich dennoch mit meinem Schicksal zufrieden; da ich nun aber einmal zur Sklaverei bestimmt bin, so will ich lieber dich zur Herrin haben, die du mich auf eine so muthvolle und würdige Art erworben hast, als irgend einen andern Menschen auf der Welt; auch schwöre ich dir von diesem Augenblicke an unverbrüchliche Treue und gänzliche Unterwerfung unter alle deine Befehle. Ich weiß, wer du bist, und will dir auch sagen, daß du dich selbst nicht als das erkennst, was du bist; aber es wird ein Tag kommen, da ich dir einen Dienst zu erweisen hoffe, den du mir gewiß sehr danken wirst. Um dir sogleich Beweise meiner Aufrichtigkeit zu geben, so sage mir jetzt, was du wünschest; ich bin bereit, zu gehorchen.“

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scherfada folgendermaßen fortgesetzt wurde:





Sechshundert

und

dreißigste Nacht.

Die Freude der Prinzessin war unbeschreiblich, um so mehr, da die Eroberung, welche sie so eben gemacht hatte, mit dem Tode zweier auf's Zärtlichste geliebten Brüder erkaufte und für sie selbst mit so vielen Anstrengungen und Gefahren verbunden war; denn jetzt, nachdem sie diese Gefahren überstanden, erkannte sie die Größe derselben viel besser, als damals, da sie sich trotz der Abmahnungen des Derwisches hineinbegab. Sie antwortete nun dem Vogel also: „Vogel, es war meine Absicht, dir zu sagen, daß ich mehrere Dinge wünsche, die für mich von äußerster Wichtigkeit sind; es freut mich nun ungemein, daß du mir zuvorgekommen bist und deine Willfährigkeit zugesagt hast. Für's erste habe ich gehört, es gebe hier ein goldgelbes Wasser, das ganz wunderbare Eigenschaften habe; ich bitte dich nun, mir vor allen Dingen den Ort zu sagen, wo es zu finden ist.“ Der Vogel sagte ihr den Ort, der nicht weit entfernt war: sie ging hin und füllte ein silbernes Fläschchen, das sie mitgebracht hatte, mit dem Wasser an; dann kam sie zum Vogel zurück und sagte zu ihm: „Vogel, ich bin noch nicht zufrieden, ich suche auch den singenden Baum: sage mir, wo er ist.“ Der Vogel antwortete: „Drehe dich um und du wirst hinter dir einen Wald erblicken, worin dieser Baum sich befindet.“ Der Wald war ganz in der Nähe; die Prinzessin ging hin

und erkannte an dem wohl lautenden Zusammenklang von Stimmen unter mehreren andern Bäumen bald denjenigen, den sie suchte. Da er aber sehr dick und sehr hoch war, so ging sie zum Vogel zurück und sagte zu ihm: „Vogel, ich habe den singenden Baum zwar gefunden, kann ihn aber weder aus der Erde heben, noch mitnehmen.“ — „Dies ist auch nicht nöthig,“ antwortete der Vogel, „du brauchst bloß den kleinsten Zweig abzubrechen, mit nach Hause zu nehmen und in deinen Garten zu pflanzen; er wird alsbald Wurzeln schlagen und in kurzer Zeit wirst du ihn zu einem eben so schönen Baum erwachsen sehen, wie dieser ist.“

Als nun die Prinzessin Parisade sich im Besitz der drei Dinge sah, nach welchen die fromme Frau ein so heißes Verlangen in ihr erregt hatte, sprach sie also weiter zu dem Vogel: „Vogel, so viel du auch schon für mich gethan hast, so ist es immer noch nicht genug. Du bist schuld am Tode meiner beiden Brüder, die unter den schwarzen Steinen seyn müssen, welche ich beim Heraufsteigen gesehen habe; ich möchte sie gerne mit nach Hause nehmen.“

Es schien, als ob der Vogel dieses Gebotes gerne überhoben gewesen wäre, denn er machte Schwierigkeiten. Die Prinzessin bestand indeß darauf und fuhr fort: „Erinnere dich, Vogel, daß du eben gesagt hast, du seiest mein Sklave; du bist es wirklich und dein Leben steht in meiner Gewalt.“ — „Ich kann,“ antwortete der Vogel, „diese Wahrheit allerdings nicht bestreiten, und obgleich deine jetzige Forderung mit größeren Schwierigkeiten verbunden ist, als die anderen, so will ich sie dennoch ebenfalls erfüllen. Sieh dich überall hier um, ob du nicht einen Krug erblickst.“ — „Allerdings,“ sagte die Prinzessin, „da steht einer.“ — „So nimm ihn,“ fuhr der Vogel fort, „und beim Hinabsteigen vom Berge gieße auf jeden der schwarzen Steine ein wenig von dem Wasser, womit er angefüllt ist: auf diese Art wirst du deine Brüder wieder finden.“

Die Prinzessin Parisade ergriff den Krug, nahm ihn sammt dem Vogel im Käftig, dem Fläschchen und dem Zweige mit sich, und beim Hinabsteigen sprengte sie auf die schwarzen Steine alle nach einander Wasser aus dem Kruge, und siehe da, jeder verwandelte sich in einen Mann. Da sie keinen einzigen übergang, so kamen auch sämmtliche Pferde, sowohl die der Prinzen, ihrer Brüder, als auch der übrigen Herren, wieder zum Vorschein. Auf diese Art erkannte sie die Prinzen Bahman und Perwis wieder, und diese erkannten sie ebenfalls und umarmten sie. Sie erwiderte ihre Umarmung mit großer Herzlichkeit, und noch voll Erstaunen fragte sie: „Liebe Brüder, was macht ihr denn hier?“ Als sie nun Beide geantwortet hatten, sie haben



so eben geschlafen, so fuhr sie fort: „Ja wohl, aber ohne mich würde euer Schlaf noch fort dauern und hätte vielleicht bis zum Tage des Gerichts gewährt. Erinneret ihr euch nicht, daß ihr ausgezogen seyd, den sprechenden Vogel, den singenden Baum und das goldgelbe Wasser zu suchen, und daß ihr hier auf dem Wege die schwarzen Steine erblickt habt, womit dieser Ort besäet war? Schaut euch um und sehet, ob noch ein einziger davon übrig ist. Diese Herren hier und ihr waret selbst diese Steine, dergleichen auch eure Pferde, die, wie ihr sehen könnet, euch erwarten. Wenn ihr nun,“ fuhr sie fort, indem sie auf den Krug zeigte, dessen sie jetzt nicht mehr bedurfte, und den sie bereits am Fuße des Berges hingestellt hatte, „wenn ihr nun zu erfahren wünschet, wie dieses Wunder geschehen ist, so wisset, es geschah durch die Kraft des Wassers, womit dieser Krug angefüllt war und womit ich die Steine alle besprenget habe. Als ich den sprechenden Vogel, den ihr hier im Käfige sehet, zu meinem Sklaven gemacht und durch seine Hülfe den singenden Baum, wovon hier ein Zweig, so wie das goldgelbe Wasser, womit das Fläschchen hier angefüllt ist, gefunden hatte, so

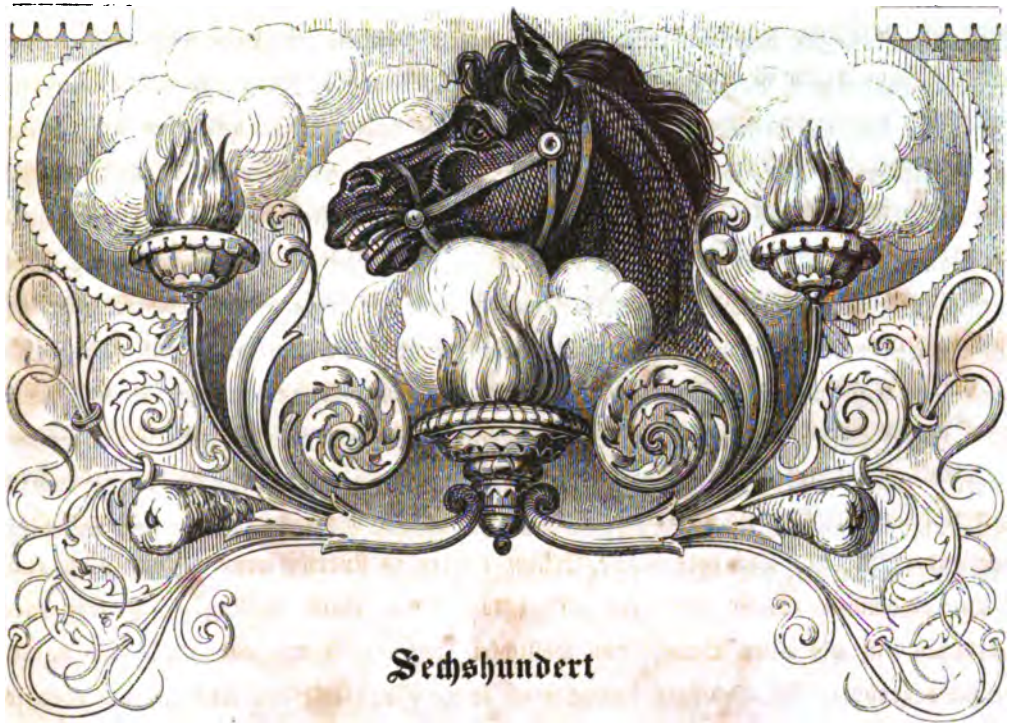
wollte ich nicht nach Hause kehren, ohne euch mitzunehmen; ich habe daher den Vogel durch die Nacht, die ich über ihn erworben, gezwungen, mir das Mittel dazu anzugeben, und er hat mir diesen Krug, sowie den Gebrauch desselben, angezeigt."

Die Prinzen Bahman und Perwis erkannten aus dieser Rede, wie sehr sie der Prinzessin, ihrer Schwester, verpflichtet waren, und die fremden Herren, die sich alle um sie versammelt und diese Rede ebenfalls gehört hatten, thaten dergleichen. Sie erklärten ihr, daß sie weit entfernt seyen, ihr diese Eroberung, nach welcher sie ebenfalls gestrebt hatten, zu mißgönnen, sondern daß sie vielmehr ihren Dank für das Leben, das sie ihnen wieder geschenkt, nicht besser an den Tag legen zu können glauben, als indem sie sich für ihre Sklaven erklären, bereit, Alles zu thun, was sie ihnen gebiete.

„Edle Herren,“ antwortete die Prinzessin, „wenn ihr auf meine Rede Acht gegeben habt, so kann es euch nicht entgangen seyn, daß ich bei dem, was ich that, keine andere Absicht hatte, als meine Brüder wieder zu finden: wenn es nun auch euch zu gut gekommen ist, so seyd ihr mir dafür keinen Dank schuldig. Ich sehe euer Anerbieten nur als einen Beweis von Höflichkeit gegen mich an, und danke euch dafür, wie sich's gebührt. Im Uebrigen betrachte ich euch, Einen wie den Andern, als eben so freie Leute, wie ihr vor euerm Unglücke waret, und freue mich mit euch über das Glück, das euch durch meine Vermittlung geworden ist. Laßt uns indeß nicht länger an einem Orte bleiben, wo uns weiter nichts mehr aufhalten kann: steigen wir jetzt zu Pferde und kehren nach den Ländern zurück, woher wir gekommen sind.“

In diesem Augenblicke brach der Tag an und hinderte Scheherzad, weiter zu erzählen. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:





Sechshundert

und

einunddreißigste Nacht.

Die Prinzessin Parisade ging mit ihrem Beispiele voran, indem sie ihr Pferd holte, welches sie auf derselben Stelle wieder fand, wo sie es gelassen hatte. Bevor sie aufstieg, bat sie der Prinz Bahman, sie möchte ihn zu ihrer Erleichterung den Käfig tragen lassen. „Lieber Bruder,“ antwortete die Prinzessin, „der Vogel ist mein Sklave und ich will ihn selbst tragen; wenn du indeß den Zweig des singenden Baumes übernehmen willst, so ist es mir lieb. Halte auch den Käfig, bis ich aufgestiegen bin, und gib ihn mir dann zurück.“ Als sie nun wieder zu Pferde saß und der Prinz Bahman ihr den Käfig mit dem Vogel zurückgegeben hatte, wandte sie sich zu ihrem zweiten Bruder Perwis und sagte zu ihm: „Und du, Bruder Perwis, nimm die Flasche mit dem goldgelben Wasser in Verwahrung, wenn es dir nicht beschwerlich ist.“ Der Prinz Perwis that es mit großem Vergnügen.

Als nun die Prinzen Bahman und Perwis, so wie die anderen Herren alle, zu Pferde saßen, wartete die Prinzessin Parisade, bis einer von ihnen sich an die Spitze

stellen und den Zug beginnen würde. Die beiden Prinzen wollten aus Höflichkeit den fremden Herren den Vorzug lassen, und diese wiederum der Prinzessin. Da nun die Prinzessin sah, daß keiner von den Herren sich diese Ehre zueignen, sondern alle dieselbe ihr überlassen wollten, so sagte sie zu ihnen: „Ihr Herren, ich warte darauf, daß ihr euch in Bewegung sezet.“ — „Edles Fräulein,“ antwortete einer der Nächststehenden im Namen Aller: „wenn wir auch nicht wüßten, welche Ehre deinem Geschlechte gebührt, so gibt es doch nach dem, was du für uns gethan hast, keine Ehre, die wir nicht dir zu erweisen bereit wären, obschon deine Bescheidenheit sich dawider sezt. Wir bitten dich nun, daß du uns nicht länger des Glücks berauben mögest, dir zu folgen.“

„Ihr Herren,“ sagte darauf die Prinzessin, „ich verdiene die Ehre, die ihr mir erweiht, nicht, und nehme sie nur an, weil ihr es so wünschet.“ Mit diesen Worten stellte sie sich an die Spitze des Zugs und die beiden Prinzen folgten ihr, unter die übrigen Herren gemischt; ohne Rangordnung.



Die Gesellschaft wollte im Vorbeireiten den Derwisch begrüßen und ihm für seinen guten Empfang und seine wohlmeinenden Rathschläge, deren Wahrheit sie empfunden hatten, danken; allein er war gestorben, und man hat nicht ermitteln können, ob aus Alterschwäche, oder weil man seiner nicht mehr bedurfte, um den Weg nach den drei Wunderdingen zu zeigen, welche die Prinzessin Parisade jetzt erobert hatte.

So ritt denn die Gesellschaft ihres Weges fort, verminderte sich aber mit jedem Tage. Die Herren, die, wie schon oben erzählt, aus verschiedenen Ländern gekommen

waren, verabschiedeten sich, nachdem sie der Prinzessin ihren tiefgefühlten Dank wiederholt hatten, einer nach dem andern von ihr und den Prinzen, ihren Brüdern, so wie jeder auf die Straße kam, die er hergeritten war. Die Prinzessin und die Prinzen Bahman und Perwis aber ritten auf demselben Wege weiter, bis sie nach Hause kamen.

Hier stellte die Prinzessin vor Allem den Käfig in den mehrfach erwähnten Garten, an welchen der Saal stieß, und sobald der Vogel seine Stimme hören ließ, flogen die Nachtgallen, die Finken, die Lerchen, die Grassmücken, die Stieglitze und eine zahllose Menge anderer Vögel des Landes herbei, um in seinen Gesang mit einzustimmen. Den Zweig ließ sie in ihrer Gegenwart auf einem Rasenplage in der Nähe des Hauses einsenken. Er faßte Wurzel und ward in kurzer Zeit zum starken Baume, dessen Blätter bald dieselbe liebliche Musik und denselben vielstimmigen Gesang hören ließen, wie der Baum, von dem sie ihn abgebrochen hatte. Was endlich das Fläschchen mit dem goldgelben Wasser betrifft, so ließ sie mitten im Garten ein großes schönes Marmorbecken machen und goß das gelbe Wasser, das sie in dem Fläschchen hatte, bis auf den letzten Tropfen hinein. Sogleich fing es an aufzuschwellen, und als es beinahe den Rand des Beckens erreicht hatte, sprang es aus der Mitte in einer dicken Strahlengarbe fünfzig Schuh hoch empor, fiel dann nieder und fuhr so fort, ohne daß das Becken überlief.

Die Nachricht von diesen Wunderdingen verbreitete sich in der Nachbarschaft, und da weder die Thüre des Gartens noch des Hauses Jemanden verschlossen war, so strömte bald aus der Umgegend eine große Volksmasse herbei, um sie zu bewundern.

Schehersad hielt inne, um in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzufahren:





Sechshundert und zweiunddreißigste Nacht.

Die Prinzen Bahman und Perwis fingen einige Tage nach ihrer Heimkehr, als sie sich von den Beschwerden ihrer Reise völlig erholt hatten, ihre alte Lebensweise wieder an, und da die Jagd ihre gewöhnliche Belustigung war, so stiegen sie zu Pferde und ritten zum ersten Mal seit ihrer Rückkehr nicht in den eigenen Park, sondern zwei bis drei Meilen weit von ihrem Hause weg. Während sie hier jagten, kam der Sultan von Persien, ebenfalls auf der Jagd begriffen, an denselben Ort. Sobald sie an der Menge von Reitern, die von allen Seiten zum Vorschein kamen, seine nahe Ankunft erkannten, wollten sie aufhören und sich zurückziehen, um seine Begegnung zu vermeiden; allein gerade auf dem Wege, den sie zu diesem Behufe einschlugen, begegneten sie ihm an einer so engen Stelle, daß sie weder ausweichen, noch umkehren konnten, ohne gesehen zu werden. In ihrer Ueberraschung hatten sie nur noch Zeit, abzustiegen und sich vor dem Sultan niederzuwerfen. So blieben sie mit der Stirne

am Boden liegen, ohne ihn anzublicken; der Sultan aber, der sie so wohl beritten und so anständig gekleidet sah, wie wenn sie zu seinem Hofstaate gehörten, war neugierig, ihr Gesicht zu sehen; er hielt an und befahl ihnen, aufzusteigen.

Die Prinzen richteten sich auf und standen mit edlem Anstand und in bescheidener, ehrfurchtsvoller Stellung vor ihrem Sultan. Der Sultan betrachtete sie einige Zeit von Kopf zu Fuß, ohne ein Wort zu sprechen, und nachdem er ihr gutes Aussehen und ihre edle Bildung bewundert hatte, fragte er sie, wer sie seyen und wo sie wohnen.

Der Prinz Bahman nahm das Wort und sprach: „Herr, wir sind Söhne des verstorbenen Aufsehers deiner Gärten und wohnen in einem Hause, das er kurz vor seinem Tode bauen ließ, damit wir darin bleiben sollen, bis wir das Alter erreicht hätten, unserm Herrn zu dienen, wenn sich Gelegenheit dazu finden würde.“

„Wie ich sehe,“ fragte der Sultan weiter, „liebt ihr die Jagd?“ — „Herr,“ erwiderte der Prinz Bahman, „dies ist unsere gewöhnlichste Übung, und keiner von den Unterthanen meines Herrn, der sich dazu bestimmt, dereinst die Waffen in seinen Heeren zu führen, vernachlässigt sie.“ Der Sultan war hoch erfreut über diese kluge Antwort und sagte zu ihnen: „Da dem so ist, so möchte ich euch wohl jagen sehen. Kommt und wählt euch eine Jagd, wie sie euch beliebt.“



Die Prinzen stiegen wieder zu Pferde, folgten dem Sultan und waren noch nicht weit geritten, als sie mehrere Thiere zugleich hervorkommen sahen. Der Prinz Bahman erwählte sich einen Löwen und der Prinz Perwis einen Bären. Sie ritten Beide zu gleicher Zeit mit einer Unerfrodenheit auf dieselben los, welche den Sultan überraschte; auch erreichten sie ihre Thiere fast zu gleicher Zeit und warfen ihre Speere mit solcher Geschicklichkeit, daß der Prinz Bahman den Löwen und der Prinz Perwis den Bären durchbohrte, und der Sultan beide Thiere bald nach einander fallen sah. Ohne sich länger aufzuhalten, verfolgte der Prinz Bahman einen andern Bären und der Prinz Perwis einen andern Löwen, und in wenigen Augenblicken durchbohrten sie auch diese, so daß sie todt niederstürzten. Sie wollten noch weiter jagen, aber der Sultan gab es nicht zu; er ließ sie zurückrufen, und als sie wieder in seine Nähe gekommen waren, sagte er zu ihnen: „Wenn ich euch schalten und walten ließe, so würdet ihr bald meine ganze Jagd verwickelt haben. Indesß will ich nicht sowohl meine Jagd schonen, als euch selbst, denn euer Leben soll mir fortan sehr theuer seyn, da ich die Ueberzeugung hege, daß eure Tapferkeit mir dereinst noch nützlicher seyn wird, als sie mir so eben ergögllich war.“

Kurz, der Sultan Chosru Schach fühlte für die beiden Prinzen eine so starke Zuneigung, daß er sie einlud, sogleich bei ihm zu bleiben und ihm zu folgen. „Herr,“ erwiderte der Prinz Bahman, „du erweistest uns eine Ehre, die wir nicht verdienen, und wir bitten unsern Herrn, daß er uns dies erlassen wolle.“

Schehersad unterbrach ihre Erzählung, um dieselbe in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzusetzen:





und

dreiunddreißigste Nacht.

Der Sultan, der nicht begriff, welche Gründe die Prinzen wohl haben konnten, diesen Beweis seiner Achtung abzulehnen, fragte sie darum und verlangte dringend, es zu erfahren. „Herr,“ sagte der Prinz Bahman, „wir haben eine Schwester, die jünger ist, als wir Beide, und mit der wir in so inniger Eintracht leben, daß wir niemals etwas unternehmen oder thun, ohne ihren Rath eingeholt zu haben, so wie auch sie ihrerseits nichts thut, ohne uns zu befragen.“ — „Diese eure geschwisterliche Eintracht gefällt mir sehr wohl,“ versetzte der Sultan; „so befraget denn eure Schwester und kommt dann morgen wieder zu mir auf die Jagd, dann will ich ihren Bescheid hören.“

Die Prinzen ritten nach Hause, dachten aber Beide nicht mehr daran, daß der Sultan ihnen begegnet war, und daß sie die Ehre gehabt hatten, mit ihm zu sagen, und somit erzählten sie der Prinzessin auch nichts davon, daß er ihnen die Ehre erwiesen hatte, sie mit sich nehmen zu wollen.

Als sie sich nun am andern Morgen wieder beim Sultan zur Jagd eingestellt hatten, fragte sie dieser: „Nun, habt ihr mit eurer Schwester gesprochen? Will sie mir das Vergnügen gönnen, das ich erwarte, euch näher um mich zu sehen.“ Die

Prinzen blickten einander an und die Röthe stieg ihnen in's Gesicht. „Herr,“ antwortete endlich der Prinz Bahman, „wir bitten demüthiglich um Entschuldigung; weder mein Bruder, noch ich haben daran gedacht.“ — „So denkt heute daran,“ fuhr der Sultan fort, „und vergesse nicht, mir morgen Bescheid zu bringen.“

Die Prinzen vergaßen die Sache abermals, und der Sultan ärgerte sich nicht über ihre Gleichgültigkeit, sondern zog vielmehr drei kleine goldene Kugeln aus seiner Börse, steckte sie dem Prinzen Bahman in den Busen und sprach dabei lächelnd: „Diese Kugeln werden verhindern, daß ihr heute zum dritten Male das vergesst, was ihr mir zu Liebe thun sollt; sie werden heute Abend, wenn du deinen Gürtel ablegst, ein solches Geräusch machen, daß du dich der Sache erinnern wirst, im Fall du nicht schon vorher daran gedacht hast.“

Es erging, wie der Sultan vorausgesehen hatte. Ohne die drei goldenen Kugeln hätten die Prinzen abermals vergessen, mit der Prinzessin Parisade, ihrer Schwester, zu sprechen. Sie entfielen dem Busen des Prinzen Bahman, als er seinen Gürtel abgenommen hatte und sich anschickte, zu Bette zu gehen. Er eilte nun sogleich zu dem Prinzen Perwis, und beide gingen zusammen durch die Zimmer der Prinzessin, die sich noch nicht niedergelegt hatte. Sie baten um Verzeihung, daß sie so zur ungebührlichen Stunde stören, und setzten ihr dann die Sache sammt allen Umständen ihres Zusammentreffens mit dem Sultan auseinander.

Die Prinzessin Parisade war durch diese Nachricht beunruhigt und sagte: „Euer Zusammentreffen mit dem Sultan ist glücklich und ehrenvoll für euch und kann es in der Folge noch mehr werden; für mich aber ist es verdrießlich und sehr traurig. Ich sehe wohl, daß ihr aus Rücksicht auf mich den Wunsch des Sultans abgelehnt habt, und bin euch unendlich dafür verbunden; denn ich erkenne daraus, daß eure Freundschaft für mich vollkommen der meinigen zu euch entspricht. Ihr habt so zu sagen lieber eine Unhöflichkeit gegen den Sultan begehen wollen, indem ihr seinen Wunsch eurer Meinung nach auf eine anständige Art ablehntet, als der geschwisterlichen Vereinigung, die wir uns geschworen haben, Eintrag thun; und ihr habt wohl bedacht, daß ihr, sobald ihr ihn einmal besucht habt, allmählig genöthigt seyn werdet, mich zu verlassen, um euch ihm ganz zu widmen. Haltet ihr es indeß für so leicht, dem Sultan eine Sache gänzlich abzuschlagen, die er so angelegentlich zu wünschen scheint? Der Wunsch der Sultane ist ein Wille, dem zu widerstehen Gefahr bringt. Wenn ich euch also auch meiner Neigung zufolge abreden wollte, ihm die Gefälligkeit zu erzeigen, die er von euch fordert, so würde ich euch nur seinem Zorne aussetzen und mit mir unglücklich

machen. Dies ist meine Ansicht hierüber; ehe wir jedoch einen Entschluß fassen, laßt uns den sprechenden Vogel befragen und hören, was er uns rath. Er ist verständig und voraussehend, und er hat uns für schwierige Fälle seine Hülfe versprochen."

Die Prinzessin Parisade ließ sich den Käfig bringen, und nachdem sie dem Vogel in Gegenwart der beiden Prinzen diese verwickelte Sache vorgetragen hatte, fragte sie ihn, wozu er ihnen unter solchen Umständen rathe. Der Vogel antwortete: „Die Prinzen, deine Brüder, müssen dem Willen des Sultans entsprechen und sogar ihrerseits ihn einladen, euch hier zu besuchen."

„Aber, Vogel," wandte die Prinzessin ein, „meine Brüder und ich wir lieben uns ohne Gleichen, und wird dieser Liebe durch einen solchen Schritt kein Eintrag geschehen?" — „Nichts weniger," antwortete der Vogel, „sie wird dadurch nur um so stärker werden." — „Auf diese Art," versetzte die Prinzessin, „wird der Sultan auch mich sehen." Der Vogel antwortete ihr, es sey nothwendig, daß er sie sehe, und Alles werde dann nur um so besser gehen.

Am folgenden Morgen stellten die Prinzen Bahman und Perwis sich wieder zur Jagd ein, und der Sultan fragte sie schon aus der Ferne, so weit er nur gehört werden konnte, ob sie diesmal daran gedacht haben, mit ihrer Schwester zu sprechen. Der Prinz Bahman nahte sich ihm und sprach: „Herr, gebiete über uns nach deinem Wohlgefallen, wir sind bereit, dir zu gehorchen; wir haben nicht nur keine Mühe gehabt, die Einwilligung unserer Schwester zu erlangen, sondern sie hat es sogar mißbilligt, daß wir in einer Sache, welche unsere Pflicht gegen unsern Herrn mit sich bringe, diese Rücksicht auf sie genommen haben. Aber, Herr, sie hat sich derselben auch so würdig gemacht, daß wir hoffen, du werdest uns verzeihen, wenn wir gefehlt haben." — „Laßt euch das nicht bekümmern," erwiderte der Sultan, „ich nehme das, was ihr gethan habt, nicht nur nicht übel, sondern billige es sogar so sehr, daß ich hoffe, ihr werdet auch mich mit derselben Ergebenheit und Anhänglichkeit an meine Person erfreuen, wofern ich nur ein wenig Antheil an eurer Freundschaft habe." Die Prinzen geriethen bei dieser überschwänglichen Güte des Sultans in Verwirrung und antworteten nur durch eine tiefe Verbeugung, um die hohe Ehrfurcht zu bezeigen, womit sie dieselbe empfangen.

Der Sultan sagte wider seine Gewohnheit an diesem Tage nicht lange. Da er erkannte, daß die Prinzen eben so viel Geist besaßen, als Tapferkeit und Kühnheit, so beschleunigte er seine Rückkehr, um sich recht bald und bequem mit ihnen unterhalten zu können. Sie mußten unterwegs an seiner Seite seyn, eine Ehre, die, um von den

vornehmsten Hofleuten seines Gefolges zu schweigen, selbst die Eifersucht des Großveziers erregte, den es tief kränkte, sie vor sich reiten zu sehen.

Als der Sultan in seine Hauptstadt einritt, hestete das Volk, das die beiden Seiten der Straßen besetzt hielt, seine Augen nur auf die beiden Prinzen Bahman



und Perwis und forschte, wer sie wohl seyn möchten, Fremdlinge oder Eingeborne. „Wer sie auch seyen,“ sagten die Meisten, „wollte Gott, daß der Sultan uns zwei so wohlgebildete und stattliche Prinzen geschenkt hätte! Er könnte sie fast von demselben Alter haben, wenn die Geburten der Sultinin, die schon so lange dafür leidet, glücklicher gewesen wären.“

Das Erste, was der Sultan nach der Rückkehr in seinen Palast that, war, daß er die Prinzen in den vorzüglichsten Zimmern umherführte, deren Schönheit, Reichthümer, Geräthschaften, Zierrathen und Eintheilung sie ohne Uebertreibung lobten, wie Leute, die sich darauf verstanden. Man trug endlich ein herrliches Mahl auf und der Sultan ließ sie neben sich zu Tische sitzen. Sie wollten es Anfangs ablehnen, gehorchten aber, als der Sultan sagte, daß dies sein Wille sey.

Der Sultan, der ungemein viel Verstand besaß und große Fortschritte in den Wissenschaften, namentlich in der Geschichte, gemacht, hatte wohl vorausgesehen, daß die Prinzen aus Bescheidenheit und Ehrfurcht es nicht wagen würden, die Unterhaltung anzufangen. Um ihnen nun Anlaß zum Sprechen zu geben, brachte er selbst etwas auf die Bahn und that dies während der ganzen Mahlzeit; aber auf was er auch zu sprechen kommen mochte: sie zeigten in Allem so viele Kenntnisse, Verstand, Scharfsinn und Urtheil, daß er darüber in Verwunderung gerieth. „Wenn es meine eigenen Kinder wären,“ sprach er bei sich selbst, „und wenn ich sie ihren Geistesgaben gemäß hätte erziehen lassen, so könnten sie nicht besser unterrichtet, gewandter und gebildeter seyn.“ Kurz, er fand so großes Wohlgefallen an ihrer Unterhaltung, daß er, nachdem er länger als gewöhnlich bei Tisch geblieben war, aus dem Speisesaale mit ihnen in sein Zimmer ging und sich dort noch sehr lange mit ihnen besprach. Endlich sagte der Sultan zu ihnen: „Ich hätte nie geglaubt, daß es auf dem Lande unter meinen Unterthanen so wohlgezogene, so verständige und so gewandte junge Herren gäbe: in meinem Leben habe ich keine Unterhaltung gehabt, die mir mehr Vergnügen gemacht hätte, als die eurige. Für heute ist es indeß genug und Zeit, daß ihr euch durch irgend eine Ergögllichkeit an meinem Hofe unterhaltet, und da nichts die Wolken besser zerstreuen kann, als Musik, so sollt ihr ein Concert von Gesang und Saitenspiel hören, das euch nicht unangenehm seyn wird.“

Scheherzad unterbrach ihre Erzählung, um sie in der nächsten Nacht also fortzusetzen:





Sechshundert und vierunddreißigste Nacht.

Als der Sultan so gesprochen hatte, traten die dazu bestellten Spielleute und Sänger herein und entsprachen ganz der Erwartung, die man von ihrer Geschicklichkeit gehabt hatte. Vortreffliche Lustigmacher ließen sich darnach hören, und Tänzer und Tänzerinnen beschloßen die Ergöcklichkeit.

Als die beiden Prinzen das Ende des Tages herannahen sahen, warfen sie sich dem Sultan zu Füßen, und nachdem sie ihm für die Ehre und Güte, womit er sie überhäuft, gedankt hatten, baten sie ihn um die Erlaubniß, heimzukehren, worauf der Sultan sie mit den Worten verabschiedete: „Ich entlasse euch jetzt: aber bedenkt wohl, daß ich euch nur den Weg nach meinem Palaste zeigen wollte, damit ihr künftig von selbst kommen sollt; ihr werdet willkommen seyn, und je öfter ihr mich besüchet, um so größere Freude werdet ihr mir machen.“

Ehe sie sich aus dem Angesicht des Sultans entfernten, sagte der Prinz Bahman zu ihm: „Herr, dürften wir uns wohl die Freiheit nehmen, dich zu bitten, daß du uns und unserer Schwester die Gnade erweisen mögest, das nächste Mal, wenn die Jagdluft dich in unsere Gegend führt, auch unserm Hause zu nahen und einige Augenblicke darin auszuruhen: es ist zwar deiner Gegenwart nicht würdig, allein die Könige verschmähen es zuweilen nicht, in niedriger Hütte einzukehren.“ Darauf antwortete der Sultan: „Das Haus von Herren, wie ihr, kann nicht anders als schön und eurer würdig seyn. Ich werde es mit großem Vergnügen besuchen und mit noch größerem euer und eurer Schwester Gast seyn, die mir, ohne daß ich sie gesehen habe, schon durch die bloße Erzählung von ihren schönen Eigenschaften theuer geworden ist; auch will ich mir dies Vergnügen nicht länger vorenthalten, als bis übermorgen. Ich werde mich in aller Frühe an demselben Orte einfinden, wo ich mich wohl erinnere, euch das erste Mal getroffen zu haben: kommt auch dahin, auf daß ihr mir zu Führern dienet.“

Die Prinzen Bahman und Perwis ritten noch am selbigen Tag nach Hause und erzählten der Prinzessin Parisade sogleich, wie ehrenvoll der Sultan sie aufgenommen habe. Zugleich sagten sie ihr, sie haben nicht vergessen, ihn einzuladen, daß er im Vorbereiten ihr Haus mit einem Besuche beehren möchte, und er habe es auch auf übermorgen zugesagt.

„Wenn dem so ist,“ sagte die Prinzessin, „so müssen wir von Stund’ an darauf denken, dem Sultan ein würdiges Mahl zu bereiten, und es wird gut seyn, wenn wir zu diesem Behuf den sprechenden Vogel befragen: dieser sagt uns vielleicht ein Gericht, das mehr nach dem Geschmacke des Sultans ist, als andere.“ Da die Prinzen ihrer Schwester Alles überließen, was sie für gut hielt, so befragte sie, als jene sich entfernt hatten, allein den Vogel. „Vogel,“ sagte sie zu ihm, „der Sultan wird uns die Ehre erzeigen, in unser Haus zu kommen, und wir müssen ihn bewirthen; sage uns, wie wir es am besten anstellen können, daß er zufrieden ist.“

„Meine liebe Herrin,“ antwortete der Vogel, „du hast vortreffliche Köche, laß diese ihr Bestes thun; hauptsächlich aber sollen sie eine Schüssel Gurken mit einer Fülle von Perlen zurichten, und diese laß vor dem Sultan gleich beim ersten Gang vor allen andern Gerichten aufstellen.“

„Gurken mit einer Fülle von Perlen!“ rief die Prinzessin Parisade verwundert. „Du bist nicht bei Sinnen, Vogel, das ist ein unerhörtes Gericht. Der Sultan könnte es zwar als eine große Pracht bewundern, aber er ist doch bei Tische, um zu

essen, und nicht um Perlen zu bewundern. Ueberdies würden alle Perlen, die ich besitze, nicht zu dieser Fülle ausreichen."

"Herrin," versetzte der Vogel, „thue was ich sage und bekümmere dich nicht um das, was daraus entsteht, denn dies kann nur etwas Gutes seyn. Was indeß die Perlen betrifft, so gehe morgen in aller Frühe an den ersten Baum rechts in deinem Garten und laß dort nachgraben: du wirst mehr Perlen finden, als du nöthig hast."

Die Prinzessin Parisade ließ noch am selbigen Abend einem Gärtner andeuten, daß er sich zu einer bestimmten Stunde bereit halten solle; am andern Morgen in aller Frühe ging sie mit ihm zu dem Baum, welchen der Vogel ihr bezeichnet hatte, und befahl ihm, am Fuße desselben zu graben. Als der Gärtner bis auf eine gewisse Tiefe gegraben hatte, fühlte er Widerstand und bald entdeckte er ein goldenes Kästchen ungefähr einen Schuh groß in's Gevierte, und zeigte es der Prinzessin. „Eben darum habe ich dich hierhergeführt," sagte sie zu ihm, „fahre fort und gib wohl Acht, daß du es mit dem Spaten nicht verlegest."



Der Gärtner zog das Kästchen endlich hervor und übergab es der Prinzessin. Da es nur durch kleine, sehr zierliche Häkchen geschlossen war, so öffnete es die Prinzessin auf der Stelle und sah, daß es voll Perlen war, zwar von mittelmäßiger Größe, aber alle gleich und zu dem beabsichtigten Gebrauche passend. Sehr vergnügt über den Fund dieses kleinen Schazes, verschloß sie das Kästchen wieder, nahm es unter den Arm und ging nach dem Hause zurück, indeß der Gärtner die Erde am Fuße des Baumes wieder zusammenscharfte und Alles in den vorigen Stand setzte.

Die Prinzen Bahman und Perwis, die, während sie sich ankleideten, von ihren Zimmern aus die Prinzessin, ihre Schwester, früher als gewöhnlich im Garten gesehen hatten, gingen ihr, sobald sie fertig waren, entgegen und trafen sie mitten im Garten; da sie nun schon von ferne bemerkt hatten, daß sie etwas unter dem Arme trug, und jetzt in der Nähe sahen, daß es ein goldenes Kästchen war, so verwunderten sie sich sehr darüber. „Liebe Schwester,“ sagte der Prinz Bahman zu ihr, indem er auf sie zutrat, „als wir dich mit dem Gärtner hierher gehen sahen, trugst du nichts und jetzt kommst du mit einem goldenen Kästchen zurück. Ist dies vielleicht ein Schaz, den der Gärtner gefunden und dir angekündigt hat?“

„Meine Brüder,“ antwortete die Prinzessin, „die Sache verhält sich gerade umgekehrt; ich habe den Gärtner an den Ort geführt, wo das Kästchen verborgen war, und es ausgraben lassen. Ihr werdet über meinen Fund noch mehr erstaunen, wenn ihr sehet, was es enthält.“

Die Prinzessin öffnete das Kästchen, und die Prinzen erstaunten höchlich, als sie es mit Perlen angefüllt sahen, die zwar, jede einzeln betrachtet, sich nicht durch Größe auszeichneten, aber durch ihre Vollkommenheit und Menge sehr bedeutenden Werth hatten. Sie fragten die Prinzessin, durch welchen Zufall sie von diesem Schaze Kunde erhalten habe. „Lieben Brüder,“ antwortete sie, „wenn euch nicht ein dringenderes Geschäft anderwohin ruft, so kommt mit mir, ich will es euch sagen.“ Der Prinz Perwis versetzte darauf: „Wie könnten wir ein dringenderes Geschäft haben, als Kunde von dieser Sache zu erhalten, die für uns so hochwichtig ist? Ohnehin wollten wir weiter nichts, als dir entgegengehen.“

Bei diesen Worten bemerkte Scheherzad den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht setzte sie ihre Erzählung folgendermaßen fort:



Sechshundert

und

fünfunddreißigte Nacht.

Hierauf ging die Prinzessin Parisade mitten unter den beiden Prinzen nach dem Hause zurück und erzählte ihnen unterwegs, wie sie, der Uebereinkunft mit ihnen gemäß, den Vogel befragt, was er ihr geantwortet, was sie ihm in Beziehung auf das Gericht Gurken mit Perlen gefüllt entgegengehalten und wie er ihr den Ort, wo sie so eben das Kästchen gefunden, angezeigt habe, um daselbst die nöthige Anzahl Perlen zu holen. Die Prinzen und die Prinzessin geriethen auf allerlei Vermuthungen, in welcher Absicht der Vogel wohl ein solches Gericht für den Sultan bereitet wissen wolle und sogar die Mittel angezeigt habe. Endlich aber, nachdem sie lange hin und wieder über diese Sache gesprochen hatten, mußten sie sich gestehen, daß sie den Zweck nicht einsehen, den Rath des Vogels jedoch Punkt für Punkt unfehlbar befolgen müssen.

Als sie wieder in's Haus kamen, ließ die Prinzessin den Küchenmeister zu sich auf ihr Zimmer rufen und gab ihm ihre Anweisungen, wie er das Mahl für den Sultan zu bereiten habe. Dann fügte sie hinzu: „Außer dem, was ich dir so eben gesagt habe, mußt du noch ein besonderes Gericht für den Sultan machen, und zwar darf Niemand außer dir Hand dabei anlegen. Dieses Gericht ist eine Schüssel mit gefüllten Gurken, und die Fülle hast du aus diesen Perlen hier zu machen.“ Mit diesen Worten öffnete sie das Kästchen und zeigte ihm die Perlen.

Der Küchenmeister, der nie von einer ähnlichen Fülle gehört hatte, trat zwei Schritte zurück und auf seinem Gesicht stand deutlich geschrieben, was er von der Sache denke. Die Prinzessin errieth seine Gedanken und sagte: „Ich sehe wohl, du hältst mich für aberwitzig, daß ich von dir ein Gericht verlange, wovon du niemals sprechen gehört hast und von dem man mit Gewißheit behaupten kann, daß es noch nie bereitet worden ist. Es ist wahr und ich weiß es so gut, als du; aber ich bin nicht aberwitzig, sondern befehle dir mit vollem Verstande, es zu bereiten. Gehe, sinne darauf und thue dein Bestes; nimm das Kästchen mit und bringe es mir dann mit den übrigen Perlen zurück, wenn du nämlich nicht alle brauchst.“ Der Küchenmeister wußte hierauf nichts zu erwidern, er empfing das Kästchen und nahm es mit. An demselben Tage ertheilte die Prinzessin Parisade noch ihre Befehle, daß Alles sowohl im Hause, als auch im Garten recht hübsch in Ordnung gestellt wurde, um den Sultan würdig zu empfangen.

Am andern Morgen waren die beiden Prinzen bereits an dem verabredeten Orte, als der Sultan von Persien ankam. Der Sultan begann die Jagd und setzte sie fort, bis die brennende Hitze der Sonne, welche sich der Mittagshöhe nahte, ihn nöthigte, aufzuhören. Während nun der Prinz Bahman beim Sultan blieb, um ihn zu begleiten, stellte sich der Prinz Perwis als Wegweiser an die Spitze des Zuges, und als er im Angesicht des Hauses war, gab er seinem Roß die Sporen, um der Prinzessin Parisade die Ankunft des Sultans zu verkündigen; indeß war die Prinzessin schon von ihren eignen Leuten, welche sie nach verschiedenen Seiten ausgeschiedt hatte, davon benachrichtigt, und der Prinz fand sie zu seinem Empfange bereit.

Als endlich der Sultan ankam und an der Vorhalle abgestiegen war, trat die Prinzessin Parisade hervor und warf sich zu seinen Füßen; die Prinzen Bahman und Perwis aber, die zugegen waren, sagten dem Sultan, dies sey ihre Schwester, und baten ihn, die Beweise ihrer Ehrfurcht gegen ihn zu genehmigen. Der Sultan bückte sich, um der Prinzessin aufstehen zu helfen, und nachdem er sie betrachtet und einige Zeit den blendenden Glanz ihrer Schönheit, ihre Holdseligkeit, ihren edlen Anstand und ein gewisses Etwas, das nicht zu ihrem ländlichen Wohnorte stimmte, bewundert hatte, so sagte er: „Die Brüder sind der Schwester würdig und die Schwester der Brüder; vom Aeußeren auf das Innere zu schließen, wundere ich mich nicht mehr, daß die Brüder nichts ohne Einwilligung der Schwester thun wollen; aber ich hoffe sie von dieser Seite noch besser kennen zu lernen, als es auf den ersten Anblick möglich ist, wenn ich zuvor das Haus gesehen habe.“



Hierauf nahm die Prinzessin das Wort und sprach: „Herr, es ist nur ein Landhaus, wie es Leuten unserer Art, die von der großen Welt zurückgezogen leben, zukommt, und darf durchaus nicht mit den Häusern der großen Städte, noch weniger mit den prachtvollen Palästen verglichen werden, welche nur Sultanen angehören.“ — „Ich kann mich hierin nicht ganz auf dein Urtheil verlassen,“ sagte der Sultan sehr höflich; „das, was ich jetzt sehe, macht mir deine Worte etwas verdächtig. Ich behalte mir übrigens mein Urtheil vor, bis du mich das Haus hast sehen lassen; geh also voraus und zeige mir den Weg.“

Die Prinzessin führte nun den Sultan mit Ausnahme des Saales in alle Zimmer, und nachdem er jedes einzelne aufmerksam betrachtet und die Mannigfaltigkeit derselben bewundert hatte, sprach er zu der Prinzessin Parisade: „Wie, mein schönes Kind, das nennst du ein Landhaus? Die schönsten und größten Städte würden bald verlassen seyn, wenn alle Landhäuser dem deinigen gleichen. Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß du dir so gut darin gefällst und die Stadt verschmähst. Laß mich auch den Garten sehen, gewiß entspricht er dem Hause.“

Die Prinzessin öffnete eine Thür, die nach dem Garten führte, und das Erste, was dem Sultan in die Augen fiel, war der Strahl des goldgelben Wassers. Ueberrascht durch dieses für ihn so neue Schauspiel, stand er lange still bewundernd da und sagte dann: „Woher kommt dieses wunderbare Wasser, das einen so lieblichen Anblick gewährt? Wo ist seine Quelle und durch welche Kunst hat man einen so außerordentlichen Springbrunnen gemacht, desgleichen es, glaube ich, keinen mehr auf der Welt gibt? Ich will dieses Wunder noch genauer beschauen.“ Mit diesen Worten ging er darauf zu und die Prinzessin führte ihn über den Ort, wo der singende Baum stand.

Scheherjád schwieg, um in der folgenden Nacht also fortzufahren:





und

sechshunddreißigste Nacht.

Als der Sultan sich ihm nahte, hörte er ein Concert, wie er noch nie eines gehört hatte. Er blieb stehen und sah sich überall um, wo die Musikanten wohl seyn möchten; da er aber Niemand weder in der Nähe noch in der Ferne erblickte, die Musik jedoch ganz deutlich hörte, so daß er davon bezaubert war, so wandte er sich an die Prinzessin Parisade und sagte zu ihr: „Aber, meine Holde, wo sind denn die Musikanten, die ich höre? Sind sie unter der Erde, oder sind sie unsichtbar in der Luft? Mit so vortrefflichen und bezaubernden Stimmen dürften sie sich gutes Muths sehen lassen, denn sie könnten überall nur Vergnügen bereiten.“

„Herr,“ antwortete die Prinzessin lächelnd, „das Concert, das du hörst, wird nicht von Musikanten gemacht, sondern von dem Baume, den mein Herr hier vor sich sieht; wenn du dir die Mühe nehmen willst, noch vier Schritte näher herzu zu kommen, so wirst du nicht mehr daran zweifeln können und die Stimmen noch deutlicher hören.“

Der Sultan trat näher und war von dem süßen Wohlklang des Concerts so bezaubert, daß er nicht müde werden konnte, es zu hören. Endlich erinnerte er sich, daß er auch noch das goldgelbe Wasser in der Nähe zu sehen hatte; er brach daher sein Stillschweigen und sagte zur Prinzessin: „Ich bitte dich, meine Schöne, sage mir,

befindet sich dieser wunderbare Baum zufällig in deinem Garten? Hat man ihn dir zum Geschenk gemacht, oder hast du ihn aus fernem Lande kommen lassen? Er muß wohl sehr weit herkommen, denn sonst hätte ich, als großer Freund von Seltenheiten der Natur, gewiß schon davon reden gehört. Welchen Namen gibst du ihm?"

„Herr,“ antwortete die Prinzessin, „dieser Baum hat keinen andern Namen, als: der singende Baum, und er wächst nicht hier zu Lande; es wäre indessen zu lang, wenn ich dir erzählen wollte, durch welchen Zufall er sich hier befindet. Diese Geschichte hängt mit dem goldgelben Wasser und dem sprechenden Vogel zusammen, welchen wir zugleich bekommen haben, und den du auch sehen kannst, wenn du das goldgelbe Wasser nach Gefallen in der Nähe beschaut hast: Ist es meinem Herrn genehm, so werde ich die Ehre haben, dir Alles zu erzählen, sobald du ausgeruht und dich von den Anstrengungen der Jagd erholt hast, die du durch diesen mühsamen Gang in der Sonnenhitze noch vermehrst.“

„Mein schönes Kind,“ antwortete der Sultan, „ich weiß durchaus nichts von dieser Mühe, sie wird mir ja so schön durch die wunderbaren Dinge belohnt, die du mich sehen lässest; sage vielmehr, daß ich nicht an die Mühe denke, die ich dir verursache. Deshalb laß uns eilen und das goldgelbe Wasser betrachten; ich brenne schon vor Verlangen, hernach den sprechenden Vogel zu sehen und zu bewundern.“

Als nun der Sultan an den Springbrunnen des goldgelben Wassers gekommen war, so blieben seine Augen lange auf die Wassergarbe geheftet, die unaufhörlich in die Luft emporstieg und dann wieder in das Becken sank, was eine wunderbare Wirkung hervorbrachte. „Nach deiner Rede, mein schönes Kind,“ sagte er hierauf zur Prinzessin, „hat dieses Wasser keine Quelle und kommt auch nicht durch unterirdische Röhren aus irgend einem Orte der Umgegend; ich begreife also nur so viel, daß es ebenso wie der singende Baum von fremden Landen herkommt.“

„Herr,“ erwiderte die Prinzessin, „die Sache verhält sich ganz, wie du gesagt hast, und zum Beweis, daß das Wasser nicht anders woher, weder von der Seite, noch von unten kommen kann, versichere ich dich, daß das Marmorbecken aus einem einzigen Stücke besteht. Was dieses Wasser aber in deinen Augen noch wunderbarer erscheinen lassen muß, ist der Umstand, daß ich nur ein einziges Fläschchen davon in das Becken gegossen habe, und es dann durch seine ihm inwohnende besondere Eigenschaft so angeschwollen ist.“ Der Sultan verließ endlich das Becken mit den Worten: „Es ist jetzt genug für das erste Mal, denn ich denke noch öfter wiederzukommen; führe mich nun zu dem sprechenden Vogel.“

Indem er sich nun dem Saale näherte, bemerkte der Sultan auf den Bäumen umher eine erstaunliche Menge Vögel, die mit ihrem Gesange und Gezwitzcher die Luft erfüllten. Er fragte, warum dieselben gerade hier und nicht auf den andern Bäumen des Gartens versammelt seyen, wo er keinen gesehen oder singen gehört habe. „Herr,“ antwortete die Prinzessin, „dies kommt daher, weil alle Vögel aus der Gegend zusammenflogen, um den Gesang des sprechenden Vogels zu begleiten. Mein Herr kann denselben in dem Käfige sehen, der in einem der Fenster des Saales steht, welchen du jetzt betreten wirst; wenn du darauf Acht gibst, wirst du bemerken, daß sein Gesang den aller übrigen Vögel bei Weitem übertrifft, sogar den Gesang der Nachtigall, die ihn kaum von ferne erreicht.“

Der Sultan trat in den Saal, und da der Vogel fortfuhr zu singen, sprach die Prinzessin mit erhabener Stimme zu ihm: „Höre, Sklave, hier ist der Sultan, bezeige



ihm deine Ehrfurcht.“ Der Vogel hörte im Augenblick auf zu singen, und ebenso auch alle andern Vögel mit ihm. Dann sagte er: „Sehr willkommen sey der Sultan, der

Himmel überhäufe ihn mit Segen und verlängere die Zahl seiner Tage!“ Da das Gastmahl vor dem Sopha in der Nähe des Fensters, wo der Käfig stand, bereitet war, so sprach der Sultan, indem er sich zu Tische begab: „Vogel, ich danke dir für deinen Gruß und bin sehr erfreut, in dir den Sultan und König der Vögel zu erblicken.“

Als der Sultan die Schüssel mit Gurken bemerkte, die er auf gewöhnliche Art gefüllt glaubte, so griff er darnach und war außerordentlich erstaunt, sie mit Perlen gefüllt zu finden. „Welche Sonderbarkeit!“ sagte er, „was soll eine Fülle von Perlen? Man kann doch die Perlen nicht essen.“ Dabei blickte er die beiden Prinzen und die Prinzessin mit fragenden Augen an, was dies zu bedeuten habe; aber der Vogel nahm nun das Wort und sagte: „Herr, wie magst du dich über eine Fülle von Perlen, die du mit eigenen Augen siehst, so sehr verwundern, da du doch so leicht glauben konntest, daß die Sultanin, deine Gemahlin, einen Hund, eine Katze und ein Stück Holz zur Welt gebracht habe?“ — „Ich habe es geglaubt,“ versetzte der Sultan, „weil die Hebammen so versicherten.“ — „Diese Hebammen, Herr,“ erwiderte der Vogel, „waren die Schwestern der Sultanin, aber neidisch und eifersüchtig auf das Glück, womit du sie vor ihnen beehrt hattest, und um ihre Wuth zu befriedigen, haben sie die Leichtgläubigkeit meines Herrn mißbraucht; sie werden ihr Verbrechen gestehen, sobald du sie verhören lässest. Die beiden Brüder und ihre Schwester, die du hier siehst, sind deine eigenen Kinder, die von diesen Hebammen ausgesetzt wurden; der Aufseher deiner Gärten hat sie aufgenommen, gepflegt und großgezogen.“

Schehersed schwieg, um in der nächsten Nacht ihre Erzählung mit folgenden Worten fortzusetzen:





Sechshundert

und

Hebenunddreißigste Nacht.

Die Rede des Vogels klärte dem Sultan in einem Augenblick Alles auf. „Vogel!“ rief er aus, „es wird mir nicht schwer, dem Glauben beizumessen, was du mir entdeckst und verkündigst. Die Neigung, die mich zu ihnen hinzog, und die Zärtlichkeit, die ich gleich von Anfang an für sie fühlte, sagten mir nur zu deutlich, daß ich ihr Vater sey. So kommt denn, meine Kinder, komm, liebe Tochter, laßt euch umarmen und empfanget von mir die ersten Beweise meiner väterlichen Liebe und Zärtlichkeit.“ Dabei stand er auf, und nachdem er die beiden Prinzen und die Prinzessin nach einander umarmt und seine Thränen mit den ihrigen vermischt hatte, sagte er: „Das ist noch nicht genug, lieben Kinder, ihr müßt euch jetzt ebenfalls umarmen, nicht als die Kinder des Aufsehers meiner Gärten, dem ich zu ewigem Danke verpflichtet seyn werde, daß er euch das Leben gerettet hat, sondern als meine Kinder, als Sprößlinge der Könige von Persien, deren Ruhm ihr, wie ich überzeugt bin, glänzend aufrecht erhalten werdet.“

Nachdem sich nun die beiden Prinzen und die Prinzessin mit freudigen Gefühlen ganz neuer Art, wie der Sultan es wünschte, gegenseitig umarmt hatten, so setzte sich dieser wiederum mit ihnen zu Tische; er aß eilig, und als er fertig war, sagte er: „Lieben Kinder, ihr erkennet nun in mir euern Vater, morgen werde ich auch eure Mutter, die Sultantin, zu euch führen; bereitet euch vor, sie zu empfangen.“

Der Sultan stieg zu Pferde und ritt in aller Eile zu seiner Hauptstadt zurück. Sobald er abgestiegen und in seinen Palast gekommen war, befohl er vor Allem seinem Großvizier, den beiden Schwestern der Sultanin auf's schleunigste den Prozeß machen zu lassen. Die beiden Schwestern wurden aus ihren Wohnungen geholt, einzeln gefragt, einander gegenüber gestellt, durch die Folter zum Geständniß gebracht, zur Strafe des Verrathens verurtheilt und hingerichtet; und dies Alles geschah in weniger als einer Stunde.

Indeß ging der Sultan Chosru Schah, begleitet von allen Herren an seinem Hofe, die gerade zugegen waren, zu Fuß bis an die Thüre der großen Moschee, und nachdem er selbst die Sultanin aus dem engen Gefängniß geführt hatte, in welchem sie seit so vielen Jahren schmachtete und litt, sprach er zu ihr, indem er sie mit Thränen in den Augen in ihrem jammervollen Zustande umarmte: „Theure Frau, ich komme,



um dich wegen der Ungerechtigkeit, die ich dir angethan habe, um Verzeihung zu bitten und dir die schuldige Genugthuung zu geben. Ich habe dieselbe bereits mit der Bestrafung derjenigen begonnen, die mich durch einen fluchwürdigen Betrug verleitet haben; und ich hoffe, daß du diese Genugthuung für vollständig halten wirst, da ich dir zwei ausgezeichnete Prinzen und eine liebenswürdige, von Schönheit strahlende Prinzessin schenke, die deine und meine Kinder sind. Komm und nimm deinen Rang wieder ein sammt allen Ehren, welche dir gebühren.“

Diese Genugthuung geschah im Angesicht einer großen Volksmenge, die von allen Seiten herbeigeströmt war, denn die Nachricht von dieser frohen Begebenheit hatte sich in wenigen Augenblicken in der ganzen Stadt verbreitet.

Am andern Morgen in aller Frühe begaben sich der Sultan und die Sultinin, die nun ihr bisheriges Kleid der Erniedrigung und Trauer wieder mit einem prachtvollen königlichen Gewande vertauscht hatte, nebst dem ganzen dazu entbotenen Hofstaate nach dem Landhause der beiden Prinzen und der Prinzessin. Als sie dort angekommen und abgestiegen waren, stellte der Sultan die Prinzen Bahman und Perwis und die Prinzessin Parisade der Sultinin vor, mit den Worten: „Theures Weib, hier sind die beiden Prinzen, deine Söhne, und hier ist die Prinzessin, deine Tochter; umarme sie mit derselben Zärtlichkeit, wie ich sie bereits umarmt habe: sie sind mein und dein würdig.“ Da flossen nun eine unzählige Menge Thränen bei diesen rührenden Umarmungen, besonders von Seiten der Sultinin, die jetzt den Trost und die Freude erlebte, zwei Prinzen als ihre Söhne und eine Prinzessin als ihre Tochter zu umarmen, nachdem sie ihretwegen so schwer und so lange gelitten hatte.

Die beiden Prinzen und die Prinzessin hatten für den Sultan, die Sultinin und den ganzen Hofstaat ein prächtiges Mahl bereiten lassen. Man setzte sich zu Tisch, und nach der Mahlzeit führte der Sultan die Sultinin in den Garten, wo er ihr den singenden Baum und das schöne Spiel des goldgelben Wassers zeigte. Den Vogel hatte sie schon in seinem Käfige gesehen, und der Sultan hatte ihn während der Mahlzeit gerühmt.

Als nun der Sultan keinen Grund mehr hatte, länger hier zu bleiben, stieg er wieder zu Pferde, und der Prinz Bahman ritt zu seiner Rechten, der Prinz Perwis zu seiner Linken, ihnen folgte die Sultinin mit der Prinzessin zu ihrer Linken. Voraus und hinter ihnen ritten die Hofbeamten je nach ihrem Range, und in diesem Aufzuge kehrten sie nach der Hauptstadt zurück. Als sie sich nahen, strömte ihnen das Volk haufenweise bis weit vor die Thore heraus entgegen, und Alle hefteten ihre Blicke nicht weniger auf die Sultinin, mit herzlicher Theilnahme an ihrer Freude nach so langer Betrübniß, als auf die beiden Prinzen und die Prinzessin, die sie mit lautem Freudengeschrei empfingen. Auch der Vogel in seinem Käfig, den die Prinzessin Parisade vor sich her trug, zog ihre Aufmerksamkeit auf sich, und sie bewunderten seinen Gesang, der alle andern Vögel so anlockte, daß sie ihm auf dem Felde von Baum zu Baum, und in den Straßen der Stadt von Dach zu Dach nachfolgten.

In diesem feierlichen Aufzuge wurden die Prinzen Bahman und Perwis und die Prinzessin Parisabe in den Palast geführt, und am Abend folgten große Beleuchtung und allgemeine Freudenfeste im Palast und in der Stadt, und die Lustbarkeiten dauerten mehrere Tage hinter einander fort.

Mit diesen Worten endigte Scheherzad ihre Erzählung. In der nächsten Nacht begann sie mit folgender Geschichte:





Sechshundert

und

achtunddreißigste Nacht.

Wunderbare Geschichte Omar Annumans und seiner beiden Söhne, Schorkan und Dhul Makan.

Einst war in Bagdad, noch vor dem Chalifate Abdulmaliks, ein sehr mächtiger König, welcher Omar Annuman hieß. Er war der tapferste Herrscher seiner Zeit, Funken sprühten aus seiner Nase, wenn er zürnte, und Niemand wagte es, ihm zu widersprechen; die mächtigsten Fürsten mußten sich vor ihm beugen und die entferntesten Länder ihm Gehorsam leisten. Seine Befehle erstreckten sich bis zur Provinz Hedjas und dem glücklichen Arabien, und bis zu den indischen und chinesischen Inseln; sowohl Abyssinien, als der entfernteste Norden war ihm unterthan und von allen Seiten kamen täglich Boten zu ihm, die ihm die Unterwürfigkeit, die Glückwünsche, Abgaben und Geschenke von den entlegensten Städten brachten. Omar Annuman war von sehr edler Abkunft; er hatte vier Frauen, von denen ihm eine einen sehr tapfern und heldenmüthigen Sohn gebar, den er unaussprechlich liebte. Außer den vier Frauen hatte er dreihundert und sechsundsechzig Sklavinnen bei sich, für jeden Tag im Jahr

eine Andere. Jede hatte eine eigene Wohnung innerhalb seines Palastes, der nach den Monaten des Jahres in zwölf Theile eingetheilt war, deren jeder dreißig Wohnungen in sich faßte. So pflegte er bei Jeder eine Nacht im Jahre zuzubringen, dann sah er sie bis zum folgenden Jahre nicht wieder. Sein Sohn Scharkan hatte schon viele Länder erobert und war wegen seiner Tapferkeit und Einsicht längst zum Thronerben eingesetzt, als die Bestimmung wollte, daß eine der Sklavinnen Dmars schwanger ward. Dmar freute sich sehr mit der Aussicht auf die Vermehrung seiner Nachkommen und behandelte die Schwangere mit vieler Güte. Scharkan aber war sehr betrübt über diese Nachricht, denn er dachte: wie leicht könnte der Neugeborne mir einst mein Reich rauben. Er beschloß daher bei sich selbst, wenn die Sklavin einen Sohn gebären würde, ihn umzubringen.

Die schwangere Sklavin war eine Griechin, die einst der König von Cäsarea Dmaru, mit vielen andern Geschenken, geschickt hatte. Safia, so hieß diese Griechin, war sehr liebenswürdig, bescheiden, tugendhaft und geistreich. Dmar gewann sie sehr lieb, und wenn er bei ihr war und sie ihn bediente, sagte sie immer: „Ich bete zu Gott, daß er mir einen Sohn beschere; ich will ihn zur Tugend und Gottesfurcht



heranbilden.“ Während ihrer Schwangerschaft fastete und betete sie immerfort zu Gott und war sehr fromm und wohlthätig; Gott erhörte aber auch ihr Flehen und ließ sie ohne Schmerzen niederkommen. Dmar sowohl, als sein Sohn Scharkan, hatten, als die Zeit der Niederkunft nahe war, Jemanden zu ihr geschickt, der ihnen berichten sollte, was Safia geboren. Sobald also das Kind zur Welt kam und die Ammen erklärt hatten, es sey ein Mädchen, brachten die Boten diese Nachricht dem König und seinem Sohne, und Scharkan freute sich außerordentlich mit dieser Botschaft. Als aber die Boten weg waren, sagte Safia zu den Ammen: „Wartet nur noch ein wenig, ich fühle noch Etwas in meinem Leibe;“ sie stieß dann einen Schrei aus und gebar mit Gottes Hülfe auch einen Sohn, so schön und frisch, wie der leuchtende Mond, mit klarer Stirne und rothigen Wangen. Safia und alle Anwesenden waren außer sich vor Freude.

Hier unterbrach Schehersad ihre Erzählung. In der nächsten Nacht begann sie, wie folgt:





Sechshundert

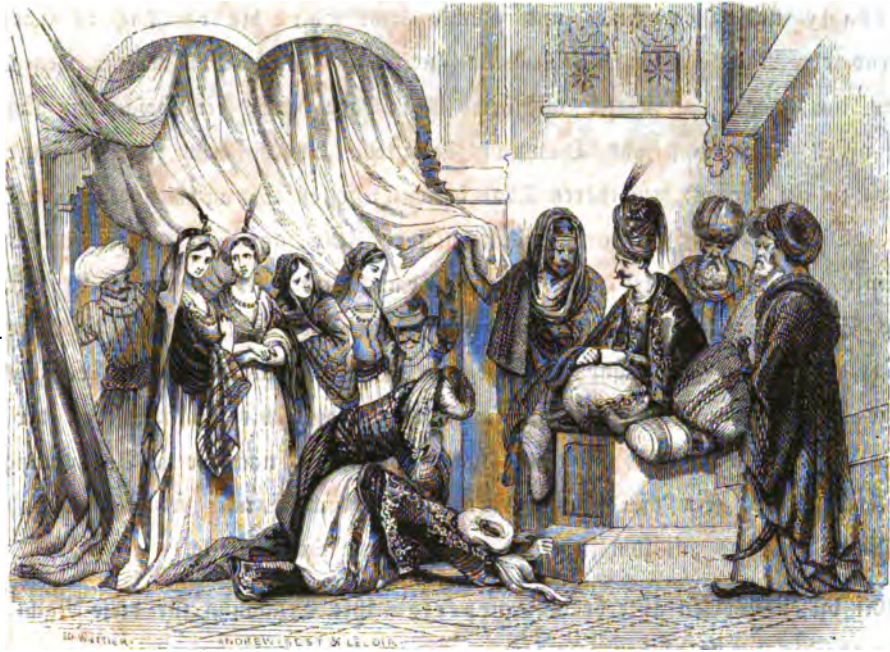
und

neununddreißigte Nacht.

Die Nachricht verbreitete sich bald im ganzen Schlosse, alle Slavinnen beneideten Safia, der König aber war entzückt, ging zu ihr und küßte Mutter und Kinder, nannte den Sohn Dhul Makan (Licht des Orts) und die Tochter Nusbat Affaman (Ergözung der Zeit), und sorgte für Ammen, Diener und Wärterinnen, so wie auch für allerlei Getränke und Oele. Die Bewohner Bagdads beleuchteten die Stadt vor Freude über diese Begebenheit und die Viziere, die Fürsten und Großen des Reichs erschienen, um dem König Glück zu wünschen. Der König dankte ihnen und beschenkte sie reichlich. Vier Jahre verstrichen, in denen der König jeden Augenblick sich nach Safia und den Kindern erkundigte, sie mit allerlei Schmuck und andern Kostbarkeiten beschenkte und für die Erziehung seiner Kinder sorgte. Scharkan aber glaubte noch immer, Safia habe nur eine Tochter gezeugt, denn er war stets nur mit seinen Kriegszügen beschäftigt. Eines Tages kamen Dmars Adjutanten und kündigten Gesandte vom Kaiser von Konstantinopel an. Dmar ließ sie hereinkommen, ging ihnen entgegen und fragte sie nach der Ursache ihrer Sendung. Die Gesandten verbeugten

sich vor ihm und sagten: „O erhabener König, Herr der weitesten Länder! Der in Konstantinopel residirende Gebieter der Christen, der Kaiser Feridun, läßt dich wissen, daß er einen hartnäckigen Krieg gegen den Herrn von Cäsarea und Armenien führt. Folgendes war die Veranlassung dazu: Ein König der Araber fand auf seinen Eroberungszügen einen alten Schatz von den Zeiten Alexanders her; unter den unzählbaren Kostbarkeiten waren auch drei Perlen, so groß wie ein Straußenei; es waren Talismane, mit griechischen Charakteren darauf gegraben, die gar mannigfache Tugenden hatten; unter Anderem konnte eine solche Perle, einem Kinde angehängt, dasselbe vor jeder Krankheit schützen. Der König der Araber schickte nun diese Perlen mit andern kostbaren Geschenken an den Kaiser Feridun; er ließ zwei Schiffe ausrüsten, das Eine enthielt die Schätze und das Andere Soldaten, um sie zu bewachen, er glaubte übrigens nicht, daß Jemand es wagen würde, seine Schiffe anzugreifen, um so weniger, da sie mit Geschenken für den mächtigen Kaiser Feridun beladen waren, und ließ sie daher nur von einer geringen Mannschaft bedecken. Als aber die Schiffe bei uns landeten, fielen armenische Straßenräuber, in Verbindung mit Truppen von Cäsarea, über sie her, plünderten das ganze Schiff und tödteten die Mannschaft. Feridun schickte sogleich eine Armee gegen Armenien, sie wurde aber geschlagen; auch eine zweite, noch stärkere vermochte nichts. Nun hat er geschworen, selbst gegen den Feind zu ziehen und nicht eher zurückzukehren, bis Cäsarea und die Hauptstadt Armeniens verwüstet seyn würden. Er sendet uns daher mit Geschenken zu dir, o mächtiger König! damit du uns doch mit deinen Truppen beistehen möchtest.“ Hierauf verbeugten sich die Gesandten wieder und ließen die Geschenke des Kaisers Feridun herbeiholen.

Dmar freute sich sehr mit den überbrachten Geschenken. Sie bestanden aus fünfzig Sklavinnen, von den schönsten Mädchen Griechenlands, und fünfzig Mameluken in seidenen Kleidern, mit goldenen Gürteln. Jeder Mameluk sowohl, als jede Sklavin, hatte einen goldenen Ohrring mit einer Perle daran, die tausend Pfund Gold werth war. Der König ließ den Gesandten viele Ehre erweisen und rief seine Biziere zusammen, um sie um Rath zu fragen. Da erhob sich der Älteste unter ihnen, sein Name war Dendan, verbeugte sich vor dem König und sagte: „O mächtiger Herr! ich kann dir nichts Besseres rathen, als eine tapfere Armee zusammenzuziehen und deinen Sohn Scharkan an ihre Spitze zu stellen; denn neben ihm sind wir Alle nur Kinder; es sprechen zwei Ursachen dafür: erstens hat der Kaiser der Griechen deinen Schutz angefleht und dir Geschenke verehrt, die du angenommen; zweitens könnte sein Feind später auch unser Land bedrängen; drum ist gut, du schickst ihm eine Armee



entgegen, erwirbst dir den Ruhm einer gewonnenen Schlacht, dein Name wird dadurch allenthalben gepriesen werden und von allen Ländern wird man dir Huldigungen darbringen.“ Diese Worte fanden bei Omar solchen Beifall, daß er dem Vizier ein Ehrenkleid schenkte und ihm sagte: „Ein Mann wie du ist würdig, Rathgeber der Könige zu seyn, auch ernenne ich dich zum Anführer der Hauptarmee; mein Sohn Scharkan aber führe die Reserve-Truppen an.“ Omar ließ dann Scharkan rufen, theilte ihm die Angelegenheit der Gesandten und den Rath Dendans mit, und befahl ihm, sich zur Reise vorzubereiten, mit zehntausend wohlgerüsteten und ausdauernden Reitern, und in allen seinen Unternehmungen den Rath Dendans nachzuholen. Scharkan besorgte die Befehle seines Vaters, theilte Geld unter den Truppen aus und kündigte auf den dritten Tag den Abmarsch an. Er begab sich dann in seinen Waffensaal und suchte die beste Rüstung heraus, wählte einen leichten Renner in seinem Stalle, und nach drei Tagen lagerten die Soldaten vor den Thoren Bagdads. Omar kam in's Lager mit vielen Schätzen, die er seinem Sohne gab; er nahm dann Abschied von ihm, umarmte auch Dendan und empfahl Beiden, sich gegenseitig um Rath zu fragen, und kehrte wieder in die Stadt zurück. Scharkan hielt dann Musterung über die zehntausend Mann starke Armee, und beim Schalle der Pauken und Trompeten

und dem Entfalten der Fahnen setzte sich die Armee in Bewegung, unter der Leitung Scharkans und Dendans, und machte nicht Halt, bis der Tag zu Ende war. Während der Nacht ruhten die Truppen aus, und sobald Gott wieder den Morgen leuchten ließ, zogen sie weiter auf dem Wege, den ihnen die Gesandten angegeben, welche neben Scharkan und Dendan herritten. Als sie nach zwanzig Tagen, des Abends, in ein großes, fruchtbares Thal kamen, beschloß Scharkan, hier drei Tage zu rasten. Die Soldaten stiegen ab, schlugen ihre Zelte auf und zerstreuten sich rechts und links, um Lebensmittel zu holen. Dendan blieb mit den Gesandten mitten im Lager; Scharkan aber wollte, da dieses Thal schon auf feindlichem Boden lag, bevor er sich in sein Zelt begab, die Gegend ein wenig auskundschaften; er schickte sein Gefolge zum Vizier und ritt allein im Thale umher, bis ein Viertel der Nacht vorüber war; da ward er so müde und schläfrig, daß er, nach Gottes Bestimmung, nicht mehr Kraft hatte, sein Pferd zu spornen, und er schlief nach seiner Gewohnheit auf dem Pferde ein, das mit ihm in einen dichten Wald sich vertiefte.

Mit diesen Worten unterbrach Scheherzad ihre Erzählung für diese Nacht, setzte dieselbe aber in der folgenden also fort:





Sechshundert

und

v i e r z i g s t e N a c h t .

Erst bei Tagesanbruch, als das Pferd mit dem Hufe auf den Boden schlug, erwachte Scharkan; er erschrak, als er sich mitten im Walde befand, und sagte den Spruch, dessen sich Niemand zu schämen hat: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer beim erhabenen Gotte.“ Nachdem er aber, vor wilden Thieren sich fürchtend, eine Weile im Walde umherirrte, sah er eine schöne Wiese, wie die Fluren des Paradieses, in der Ferne vor sich liegen, und vernahm eine süße, bezaubernde Stimme. Er stieg ab, band das Pferd an einen Baum, nahm sein Schwert in die Hand und ging in die Wiese, die an einem Flusse lag. Da hörte er, wie eine weibliche Stimme in arabischer Sprache sagte: „Bei dem Messias! das ist nicht schön von euch; wer von euch den Mund öffnet, die werfe ich zu Boden und fessle sie mit ihrem Gürtel.“ Während sie so sprach, näherte sich Scharkan leise, unter dem Murmeln der Bäche und dem Gott preisenden Zwitschern der Vögel, und verbarg sich hinter einem Baume. Er sah nun ein Mädchen wie der Mond, von zehn herrlich geschmückten, weißen Jungfrauen umgeben, mit herabhängenden schwarzen Haaren und Augen, die wie Pfeile die felsigsten Herzen durchbohren. Aber das Mädchen in ihrer Mitte übertraf die Uebrigen an Schönheit und Anmuth. Sie schien die Herrin zu seyn, denn Scharkan hörte,



wie sie zu den Uebrigen sagte: „Kommt, daß ich mit euch ringe, ehe der Mond ganz verschwindet.“ Hierauf näherten sich die zehn Jungfrauen, wurden auf den Boden geworfen und mit ihrem Gürtel gebunden. Dann sagte eine alte Frau, die auch bei ihnen war, ganz zornig: „Du Dirne hast deine Freude daran, diese Mädchen zu fesseln; bei Gott! ich bin ein altes Weib und doch möchte ich sehen, ob du mich zu Boden werfen kannst.“ Das Mädchen lachte, ging auf das alte Weib zu und sagte: „Billst du dich wirklich mit mir messen?“ Die Alte antwortete: „Ja wohl.“ — „So steh' auf,“ rief das Mädchen entrüstet, „und komme, wenn du Muth hast.“ Die Alte glühte vor Zorn und glich mit ihren borstigen Haaren einem Stachelschweine. Als das Mädchen dann auf sie lospringen wollte, warf sie schnell ihr Oberkleid von sich und nun sah sie ganz wie ein häßliches Gespenst aus: auch das Mädchen legte ihr schweres Gewand ab, und Scharfan bemerkte an ihr so schöne Formen, daß er den Kopf gen

Himmel richtete und zu Gott betete, das Mädchen möchte doch die Alte besiegen. Er hatte kaum sein Gebet vollendet, als das Mädchen die Alte mit der linken Hand umfaßte und mit der rechten am Halse packte und sie mit einem Geräusche hinwarf, daß die ganze Erde zitterte. Dann nahm das Mädchen seine seidene Tücher und zog sie der Alten an, entschuldigte sich bei ihr und dankte Gott, daß ihr der Sturz weiter nichts geschadet. Die Alte verschwand hierauf, ohne ein Wort zu sagen, und das Mädchen blieb allein vor den zehn gefesselten Sklavinnen stehen. Da dachte Scharkan: jede Bestimmung hat ihren Zweck; gewiß hat auch mich nur der Schlaf überfallen und das Pferd mich hierhergebracht, damit ich dieses Mädchen als Beute davontrage; und was für eine Beute! Er nahm dann sein Schwert in die Hand, bestieg sein Pferd, das wie ein Pfeil daherschloß, und lenkte es den Sklavinnen zu.

Hier unterbrach Schehersab ihre Erzählung; in der folgenden Nacht fuhr sie fort:





und

einundvierzigste Nacht.

Als das Mädchen sich von einem Reiter verfolgt sah, sprang sie über den Fluß, der sechs Ellen breit war, und rief dann laut zu Scharkan hinüber: „Wer bist du, der du uns so in unserm Vergnügen störst? warum ziehst du dein Schwert, als zögest du gegen Soldaten aus? Sprich nur die Wahrheit, wo willst du hin? Lüge nicht, denn nur gemeine Menschen scheuen ein offenes Geständniß; gewiß hat dich die Liebe zu diesen Mädchen hierher getrieben; aber wisse, du befindest dich hier an einem Orte, wo auf unsern Ruf im Augenblick viertausend Mönche zu unsrer Hülfe erscheinen; sag' nur schnell, was du begehrest; soll ich dir den Weg zeigen, oder willst du Proviant?“ Scharkan erwiderte: „Ich bin ein fremder Muselmann, ich streifte allein diese Nacht umher, um Raub zu suchen, nun konnte ich nichts Schöneres finden, als diese zehn Mädchen, die ich jetzt mit zu meinen Freunden nehmen will.“ — „Bei Gott!“ rief das Mädchen: „diese Sklavinnen sind nicht für dich; wenn ich nicht deinen Tod fürchtete, so würde ich mit einem einzigen Schrei diese ganze Ebne mit Kriegern füllen; doch habe ich mit Fremden Mitleid. Hast du aber Lust nach Beute, so steige ab und ringe mit mir;

schwöre aber bei deinem Glauben, daß du keine Waffen gegen mich gebrauchen willst; bist du der Stärkere, so sollst du mich und die zehn Sklavinnen haben, besiege ich dich aber, so bin ich deine Gebieterin; aber schwöre, ehe ich zu dir komme, denn ich fürchte Verrath von dir, und das Sprichwort sagt:

„Wo Treulosigkeit herrscht, ist Vertrauen Schwäche!“

Wenn du aber schwörst, so setze ich über den Fluß und komme zu dir.“

Der lüsterne Scharkan dachte bei sich: Dieses Mädchen weiß nicht, daß ich ein wackerer Held bin; er sagte ihr daher: „Ich schwöre, wie du willst, daß ich dir nichts zu Leid thue, bis du kampfbereit bist und mir selbst gebietest, den Kampf zu beginnen; werde ich besiegt, so bin ich reich genug, um mich loszukaufen; siege ich, so führe ich die schönste Beute davon.“ — „So schwöre,“ sagte das Mädchen, „bei Dem, der die Körper beseelt und den Islam geoffenbart, daß du nichts Anderes im Sinne hast, als mit mir zu ringen.“ Scharkan sagte: „Bei Gott, der Großkabi hätte mir keinen heiligern Eid auflegen können.“ Er schwur dann, wie sie es verlangte, band sein Pferd wieder an einen Baum, pries Gott, der ein so vollkommenes Wesen geschaffen, und bat das Mädchen, über den Fluß zu kommen, da er doch keinen so weiten Sprung zu machen im Stande war. Das Mädchen schürzte sich auf und sprang zu Scharkan hinüber, der jetzt erst recht ihre Schönheit bewunderte und sich selig fühlte, als ihm ihr Athem entgegenwehte. Als er, sie anstaunend und nachdenkend, stehen blieb, rief sie ihm zu: „Rüste dich zum Kampfe, ehe die Sonne aufgeht!“ Er fiel über sie her und zweifelte nicht am Siege; als aber seine Hand ihre zarte Taille umfaßte, zitterte er wie ein Rohr bei einem Sturmwinde, und es ward ihr leicht, ihn zu Boden zu werfen.

Die Christin sagte dann zu Scharkan: „Bei euch Muselmännern ist es wohl erlaubt, einen besiegten Christen zu tödten; wie wäre es, wenn ich nun auch dein Blut vergießen wollte? Doch, der Prophet Mohammed (Gottes Friede sey mit ihm!) hat verboten, Frauen, Kinder, Greise und Mönche zu tödten; und da du noch viel schwächer als ein Mädchen bist, muß ich auch dir das Leben schenken; übrigens ist eine fromme That nie bei Gott verloren.“ Scharkan sprang vom Boden auf, schüttelte den Staub ab und blickte beschämt zur Erde. Die Christin fuhr dann fort: „Wie mag Jemand nach Griechenland kommen, um einem König gegen einen Andern beizustehen, wenn er selbst sich nicht einmal gegen ein schwaches Mädchen zu vertheidigen weiß?“ Scharkan erwiderte: „Es fehlt mir keineswegs an Kraft; nicht deine Stärke, sondern deine Reize haben mich besiegt; willst du noch einen Kampf versuchen, so sollst

du dich davon überzeugen.“ Die Christin sagte lächelnd: „Es sey! doch will ich zuerst die Sklavinnen losbinden, deren Arme von den Fesseln gedrückt sind.“ Sie that dies und sagte ihnen in griechischer Sprache: „Geht an einen Ort, wo ihr vor der Lüsterheit dieses Muselmannes sicher seyd.“ Die Mädchen verschwanden und Scharkan sah ihnen mit feuersprühenden Augen nach. Ohne ein Wort zu sagen, umfaßte er dann die Christin wieder, aber sie hob ihn in die Höhe, schleuderte ihn wie einen Blitz auf



den Boden und sagte: „Ich habe dir das erste Mal das Leben geschenkt, weil du so schwach wie ein Weib bist; jetzt schenke ich es dir, weil du noch ein Kind im Ringen und weil du bei uns fremd bist. Nun geh aber, und weißt du Jemand bei der Armee, die Omar dem König von Konstantinopel zu Hilfe schickt, der stärker ist, als du, so schicke ihn her: ich bin bereit, auf jede Weise mich mit ihm zu messen.“ Sie sprang

dann wieder über den Fluß und rief lachend Scharkan zu: „Mein Herr! es thut mir leid, mich von dir trennen zu müssen, geh zu deinen Gefährten, ehe es später wird, sonst möchten die Mönche dich überraschen.“ Scharkan rief ihr, als sie schon auf das Kloster zugin, nach: „O meine Herrin! kannst du mich armen Fremden und Liebeskranken so allein hier lassen?“ Die Christin wendete sich lächelnd nach ihm um und sagte: „Was willst du denn von mir?“ — „Laß mich dein Land betreten, an deinen süßen Worten mich ergözen und an deiner Kost mich laben; ich will wie einer deiner Diener seyn.“ — „Nun, in Gottes Namen, das sey dir gewährt; denn nur gemeine Menschen weisen Gäste zurück. Komm, bei meinem Haupte und meinen Augen! besteige dein Pferd und reite am Ufer des Flusses mir gegenüber.“ Scharkan holte freudig sein Pferd und ritt, nur vom Flusse getrennt, neben der Christin, bis er an eine gesperrte Kettenbrücke kam. Hier sah er die Mädchen wieder, die ihrer Herrin warteten. Als diese zu ihnen gelangte, sagte sie einer von ihnen in griechischer Sprache: „Lasse diesen Reiter über die Brücke und führe ihn dann in's Kloster.“ Scharkan war sehr verlegen und dachte: Wäre nur der Bizier Dendan bei mir, daß er auch diese Mädchen sähe.

Hier schwieg Schehersad, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:





Sechshundert und zweiundvierzigste Nacht.

Scharkan sagte dann zur Herrin: „Nun werde ich dir doppelten Schutz schuldig, als dein Begleiter und dein Gast; möchtest du nicht dann auch so gnädig seyn und mit mir in das Land der Muselmänner kommen und dich daselbst umsehen, um die tapfern Helden kennen zu lernen? du kannst auf meinen Schutz bauen.“ — „Bei dem Messias! ich halte dich für sehr dumm, du würdest sonst keine solche Treulosigkeit durchschauen lassen; wie magst du so verrätherisch sprechen? Ich weiß recht gut, daß mich euer König Omar Anuman verfolgen würde, obschon er zwölf Schlösser, jedes mit dreißig Wohnungen und eben so viel Mädchen, besitzt; auch weiß ich, daß euer Gesetz euch erlaubt, gegen Gefangene oder Leibeigene oder Christinnen euch Alles zu erlauben. Was aber eure Helden angeht, so schwöre ich beim Messias, ich habe eure ganze Armee gesehen, als sie unser Gebiet betrat, ich fand aber gar nichts Edles daran; sie schien nur ein zusammengerasteter Volkshaufen. Wisse auch, daß ich nicht aus Achtung und Liebe, sondern nur aus natürlicher Freigebigkeit gegen dich gütig bin. Du solltest also dergleichen Reden lassen und wärest du auch der berühmte Scharkan.“ — „Hast du schon etwas von Scharkan gehört?“ — „Wohl habe ich vernommen, daß er mit einer

Armee von zehntausend Mann kommen würde, um dem König von Konstantinopel beizustehen.“ — „Ich beschwöre dich bei deinem Glauben, erzähle mir den ganzen Hergang des Streits, daß ich die Wahrheit von Lügen unterscheide und wisse, wem es



schlecht gehen wird.“ — „Bei deinem Glauben, wenn ich nicht befürchtete, man würde erfahren, daß ich ein griechisches Mädchen bin, so hätte ich es allein mit den zehntausend Reitern aufgenommen und ihren Vizier Dendan getödtet und Scharkan besiegt. Doch ich habe aus Büchern und Unterhaltungen mit Arabern so viel Bildung erlangt, daß ich es unschicklich finde, meine Tapferkeit selbst zu preisen, obgleich du von meiner Gewandtheit im Ringen dich selbst überzeugt hast. Ich wünschte nur, daß der Messias mir Scharkan hierher schickte, ich würde mich dann als Mann kleiden, ihn gefangen nehmen und in Ketten werfen.“

Bei diesen Worten erwachte Scharkans Heldenmuth und Ritter Sinn, er wollte sich zu erkennen geben und sie zum Kampfe auffordern, aber ihre Schönheit und Anmuth hielten ihn gefesselt; wie ein Dichter sagte:

„Begeht eine Schöne einen Fehler, so legen ihre Reize tausend Fürbitten ein; und wenn du sie zürnend ansiehst, so rufft du bewundernd aus: Sieh', der Vollmond ist aufgegangen!“

Scharkan ging daher, ohne zu antworten, mit ihr weiter, bis an ein großes Thor. Als die Christin es öffnete, sah Scharkan einen mit Marmor gepflasterten langen Säulengang vor sich, der von krystallinen Leuchtern erhellt war, welche wie die Sonne strahlten. Am Ende des Gangs standen Sklavinnen mit gestickten und juwelenbesetzten Kopfbinden; sie trugen wohlduftende Wachslichter in der Hand, und führten ihre Gebieterin mit Scharkan in einen Saal, wo mehrere Sopha einander gegenüber standen. Der Boden dieses Saales war ganz von Marmor, die Wände waren mit goldgestickten Vorhängen verziert, und mitten im Saale war ein Springbrunnen mit vierundzwanzig goldnen Röhren, aus denen das Wasser schäumend sprudelte. Die Christin, welche die Herrin dieses Hauses war, hieß Scharkan auf ein an der Wand stehendes, mit Seide überzogenes Sopha sitzen, und verließ ihn.

Schehersed hielt inne, da sie den Anbruch des Tages bemerkte; in der nächsten Nacht erzählte sie weiter:





und

dreiundvierzigste Nacht.

Nach einer Weile erkundigte sich Scharkan nach der Christin bei einer Sklavin, und diese antwortete ihm: „Meine Herrin ist zu Bett gegangen und hat uns hier gelassen, um dich zu bedienen.“ Sie brachten ihm dann verschiedene Speisen, und nach der Mahlzeit ein goldnes Waschbecken mit einer silbernen Kanne, um seine Hände zu waschen. Dann fing er aber an, um seine Truppen besorgt zu werden, die ihm sein Vater anvertraut hatte; er versank in tiefes Nachdenken, bereute seine Kühnheit und brachte eine sehr unruhige, schlaflose Nacht zu. Am folgenden Morgen kam die Christin wieder mit zwanzig Sklavinnen, die ihre Schleppe trugen. Sie hatte ein seidenes, königliches Kleid an, mit einem juwelenbesetzten Gürtel, der ihre Taille bezeichnete, und ihren vollen Busen und ihre starken Hüften noch mehr hervorhob. Auf ihrem Haupte hatte sie ein Perlenetz mit allerlei Edelsteinen. Als Scharkan sie voller Würde und Anmuth daherschreiten sah, war er außer sich vor Freude und vergaß wieder seine Armee und seinen Bizier. Die Christin sah ihn lange starr an, bis sie ihn endlich erkannte und ihm sagte: „Nun hat das Tageslicht dich verrathen, Scharkan, wie hast du die Nacht zugebracht? wie ist es dir gegangen, wackerer Held, seitdem ich dich verlassen? Suche nur nicht länger dich zu verbergen, ich kenne dich, du bist des Königs Omar Sohn, und es ziemt so großen Männern nicht, zu lügen; deine

Verstellung würde nur meinen Zorn reizen. Das Geschick hat dich nun einmal hierher gebracht, ergib dich gutwillig!" Scharkan sah ein, daß ein längeres Verleugnen unmöglich wäre, er gestand daher, daß er Scharkan sey, sie möge ihm thun, was sie wolle, beugte den Kopf zur Erde und blieb ruhig vor ihr stehen. Da sagte ihm die Christin: „Seh nur frohen Muths, du bist mein Gast, wir haben Salz und Brod mit einander gegessen, du stehst unter meinem Schutze; bei dem Messias, so lange ich lebe, soll kein Mensch dir etwas zu Leide thun!" Sie setzte sich dann neben ihn und liebte ihn so lange, bis er seine Furcht verlor und dachte: Hätte sie meinen Tod



gewollt, so stand es ja bei ihr, mich schon diese Nacht umbringen zu lassen. Sie sagte dann einer Sklavin etwas in griechischer Sprache; diese blieb eine Weile aus und kam mit einem Speisetische voll Schüsseln wieder. Scharkan wollte nichts essen, denn er fürchtete, es möchte Gift an den Speisen seyn. Die Christin aber errieth seine Gedanken und sagte: „Bei dem Messias, du irrst; wenn ich dich tödten wollte, so hätte ich es schon gethan;" sie aß dann selbst einen Bissen von jeder Speise und Scharkan aß ihr

freudig nach. Als sie gegessen und sich die Hände gewaschen hatten, ließ die Christin goldne, silberne und krystallne Trinkgefäße bringen, füllte einen Becher und trank davon, dann füllte sie einen zweiten und überreichte ihn Scharkan, indem sie ihm sagte: „Siehst du, Muselmann, in welch schönes Leben du hineingekommen.“ Sie tranken dann mit einander so lange, bis Scharkan vor Wein und Liebe den Verstand verlor.

Sie rief dann einer Sklavin: „Murdjana, bring' Musikinstrumente herbei!“ Murdjana holte eine Harfe und eine Laute und überreichte sie ihrer Gebieterin. Diese stimmte die Laute und sang mit einer Stimme, zarter als der Zephyr, folgende Verse:

„Gott verzeihe deinen Augen, die mein Blut vergießen und so manche Pfeile in mein Herz schleudern. Schone einen Liebenden, der vor Sehnsucht außer sich; erfreue das Aug', das deinetwillen stets wacht, und tröste das Herz, das nach dir stets schmachtet.“

Jede Sklavin nahm dann ein anderes Instrument und sang ein griechisches Lied. Dann sang ihre Herrin wieder so schön, daß Scharkan vor Entzücken außer sich war. Da sagte sie ihm: „Muselmann, verstehst du dies?“ Er antwortete: „Nein, bei Gott, doch der Anblick deiner schönen Finger macht mich schon selig.“ — „Und was wirst du thun, wenn ich dir etwas Arabisches singe?“ — „Ich werde nicht mehr Herr meines Verstandes seyn.“ Da sang sie folgende Verse:

„Bitter schmeckt die Trennung vom Geliebten; gibt es einen Trost für diesen Schmerz? Ach, wie liebe ich den Edlen, der mich bezaubert, und wie betrübend wird mir sein Scheiden seyn!“

Scharkan verlor das Bewußtseyn vor Entzücken, als er diese Verse vernahm, und blieb eine Weile leblos auf dem Boden hingestreckt. Als er wieder zu sich kam, wurden frische Getränke gebracht, und so verging der ganze Tag in angenehmster Unterhaltung bei Wein und Gesang. Sobald aber die Nacht ihren Vorhang fallen ließ, zog sich die Christin in ihr Schlafgemach zurück, und Scharkan sagte: „Gott bewache sie!“ Am folgenden Morgen kam eine Sklavin zu Scharkan und sagte ihm: „Meine Herrin läßt dich zu sich bitten.“ Scharkan ging ihr nach und viele Mädchen begleiteten ihn mit Musik, bis er an ein großes Thor von Elfenbein kam, das mit Perlen besetzt war. Als es sich öffnete, befand er sich in einem großen Saale mit verschiedenen seidnen Teppichen bedeckt; durch die offenen Fenster dieses Saales hatte er die Aussicht auf ein Schloß, das von Bäumen und Bächen umgeben war; die Wände des Saales waren

mit allerlei Figuren bemalt, die man, wenn der Wind sie in Bewegung setzte, für lebendig hielt. Die Christin, die in diesem Saale saß, stand auf, sobald sie Scharkan erblickte, reichte ihm die Hand, ließ ihn neben sich sitzen und fragte ihn, wie er die Nacht zugebracht? Nachdem sie sich eine Weile mit einander unterhalten hatten, bat sie ihn, einige Verse, die auf Liebende sich beziehen, zu recitiren; da trug er die Verse vor, die ein Dichter für Assa geschrieben:

„Wollte Assa mit der Morgensonne um die Schönheit wetteifern, so würde sie den Preis erhalten; viele Frauen suchen Assa zu beschämen, Frauen, deren Wangen Gott zu ihren Fußsohlen machen möchte!“

Sie fragte ihn dann: „Was hat wohl der Dichter Djumeil gemeint, als er zu seiner Geliebten sagte:

„Du willst meinen Tod, nichts Anderes; während ich nichts wünsche, als dich zu besitzen.“

Scharkan antwortete: „Er meinte wohl dasselbe, was ich auch dir sagen möchte.“ Die Christin lachte und brachte den ganzen Tag singend und scherzend mit ihm zu. Abends zog sie sich wieder in ihr Schlafgemach zurück, und am folgenden Morgen ließ sie ihn wieder mit Musikkbegleitung von ihren Sklavinnen in einen andern Salon führen, der noch größer und mit noch viel schönern Vögeln und wilden Thieren bemalt war. Hier erwartete sie ihn, reichte ihm die Hand und ließ ihn wieder neben sich sitzen.

Schehersad bemerkte den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht setzte sie ihre Erzählung mit folgenden Worten wieder fort:





Sechshundert und vierundvierzigste Nacht.

Dann fragte ihn die Christin, ob er das Schachspiel verstehe? und als er ihre Frage bejahte, holte sie ein Schachspiel herbei und spielte mit ihm. So oft aber Scharkan ihr Gesicht sah, war er so verwirrt, daß er den Ritter an die Stelle des Laufers und den Läufer an die Stelle des Ritters setzte. Sie lachte über sein Spiel und sagte: „Wenn du nicht besser spielst, so verstehst du nichts.“ Scharkan erwiderte: „Die erste Partie zählt nicht.“ Sie spielten hierauf eine zweite, die Scharkan wieder verlor. Da sagte sie: „Du wirfst allenthalben geschlagen.“ Scharkan versetzte lächelnd: „Wer kann dir widerstehen?“ Sie ließ dann wieder Speisen und Wein bringen, dann spielte sie Harfe, und so wurde auch dieser Tag schöner noch, als die früheren, zugebracht. Abends ging sie in ihr Bett und Scharkan schlief allein auf den Teppichen, bis er des Morgens wieder geholt ward. Als er wieder vergnügt neben der Christin saß, hörte er auf einmal einen Lärmen und ein Herbeidrängen von Männern, und siehe da, die Mönche traten mit gezogenem Schwerte herein und sagten in griechischer Sprache: „So bist du, Scharkan, endlich in unsre Hand gefallen, zweifle nur nicht mehr an deinem Tode!“ Als Scharkan dies hörte, dachte

er: Die Christin hat mich durch List so lange aufgehalten, bis die Männer heimgekehrt, und so habe ich mich selbst in den Abgrund gestürzt. Als er aber einen Blick auf sie warf und ihr Vorwürfe machen wollte, sah er, wie sie ganz blaß geworden, dann aufstand und die Männer fragte: „Wer seyd ihr?“ Der oberste Patriarch antwortete: „O edle Prinzessin, einzige Perle! weißt du nicht, wer hier bei dir ist?“ Sie sagte:



„Nun, wer ist's denn?“ Er erwiderte: „Es ist der beste Ritter, der größte Länderverwüster; es ist Scharkan, der Sohn des Königs Dmar; er ist's, der so viele Schlösser erobert und so viele Festungen erstürmt. Die alte Frau Dsat Dawahi hat unserm Herrn, deinem Vater, dem König Hardub, die Nachricht gebracht, und so hast du die griechische Armee von diesem reisenden Löwen befreit.“ Als sie diese Worte vernahm, fragte sie ihn: „Wie heißt du?“ — „Mein Name ist Masur, ich bin der Oberste der Patriarchen.“ — „Wie wagtest du es, unangemeldet vor mir zu erscheinen?“ — „Als ich an die Thüre kam, hielt mich kein Pförtner und kein Offizier auf, sondern Alle standen vor mir auf und begleiteten mich; auch ist es gar nicht Sitte, daß ein Bote deines Vaters an der Thüre warte, bis du ihm den Eintritt gestattest; übrigens ist jetzt keine Zeit, darüber viel zu reden, dein Vater erwartet uns mit diesem Prinzen, der Stütze der muselmännischen Armeen; er will ihn tödten, dann wird es

ihm leicht, seine Armees heimzuschicken.“ — „Was du hier sagst, ist gar nicht schön; die Alte hat gelogen oder nicht gewußt, was sie gesagt; bei dem Messias, Scharkan ist nicht bei mir. Dieser Mann hier hat meine Gastfreundschaft in Anspruch genommen, die ich ihm auch gewährt, ohne zu wissen, wer er sey; es ziemt sich nicht, seinen Gast lang auszustragen; nun steht er als Gast unter meinem Schutze, und ihr werdet mich wohl durch ihn nicht zu Schande machen. Geh nun zum König zurück, verbeuge dich vor ihm und sage ihm: Die Frau Dsa Dawahi habe gelogen.“ — „Ich kann nicht, o Prinzessin, ohne meinen Auftrag vollbracht zu haben, zurückkehren.“ — „Wehe dir! bring' meinem Vater nur meine Antwort und es trifft dich kein Tadel.“

Schehersad schwieg, um in der folgenden Nacht weiter zu erzählen:





Sechshundert

und

fünfundvierzigste Nacht.

Als der Oberste der Patriarchen aber noch immer darauf bestand, nicht ohne ihren Gast heimkehren zu können, fuhr die Prinzessin fort: „Ich sage dir, als der Fremde hereintrat, zeigte er so viel Selbstvertrauen, daß er es gewiß mit hundert bewaffneten Reitern aufzunehmen wagt; er wird es gar nicht leugnen, wenn er Scharkan ist, wird aber auch euch Allen das Leben nehmen; wenn ihr wollt, so sag' ich ihm in seiner Sprache, warum ihr hierher gekommen.“ Der Patriarch sagte: „Ich kann mich dem Zorne deines Vaters nicht aussetzen; frage ihn nach seinem Namen, und ist er Scharkan, so gebe ich diesen Leuten ein Zeichen, sie fallen über ihn her und führen ihn gefangen zu deinem Vater.“ — „So unedel darf nicht gehandelt werden, er ist nur allein und ihr seyd Viele. Wenn ihr wollt, so fordert ihr ihn, Einer nach dem Andern, heraus, der König wird dann sehen, wer von euch der Wackerste ist.“

Der Patriarch antwortete: „Bei dem Messias, du hast Recht; es sey, wie du gesagt, und ich will der Erste seyn, der mit ihm kämpfe.“ — „Gut, ich will es ihm sagen; wenn er es jedoch ausschlägt, so dürft ihr ihm nichts zu Leide thun, ich und alle meine Mädchen sterben lieber für ihn.“ Sie erzählte dann Scharkan, was sich zugetragen; dieser glaubte, sie sey mit den Männern einverstanden, und bereute es, sich in dieses Land gewagt zu haben. Als er aber hörte, daß hier von keiner Gewalt die

Rede sey, sondern daß er mit Einem nach dem Andern sich schlagen dürfe, trat er dem Patriarchen mit dem Schwerte entgegen, sprang wie ein Löwe über ihn her und durchbohrte ihn. Als die Prinzessin dies sah, stieg Scharkan in ihrem Ansehen, und sie merkte wohl, daß wirklich ihre Reize, und nicht ihre Kraft, ihn überwunden. Sie sagte dann den übrigen Griechen: „O ihr Diener des Messias, rächet euern Obersten!“ Der Bruder des Getödteten trat hervor, und obshon er ein mächtiger Ritter war, durchstach ihn doch Scharkan ohne Mühe. Die Prinzessin trieb nun die Uebrigen zur Rache an, und Einer nach dem Andern focht mit Scharkan, der gleichsam spielend siebenundfünfzig Mann tödtete. Nun wurden die Uebrigen so ängstlich, daß es Keiner mehr wagte, Scharkan allein herauszufordern, sondern sie fielen in Masse über ihn her; er aber war unerschrocken und zermalnte sie wie ein Felsen. Die Prinzessin, welche, sobald sie Scharkan in Gefahr sah, sich schnell bepanzert und ein Schwert ergriffen hatte, um ihm beizustehen, fand, als sie in den Saal zurückkam, schon siebenundachtzig Feinde erschlagen auf dem Boden umherliegen, und mehr als zwanzig hatten die Flucht ergriffen. Sie sah Scharkan mit Bewunderung an, wie er als Sieger das Blut von seinem Schwerte abwusch, und sagte ihm: „Auf dich darf die



ganze Welt stolz seyn.“ Dann fragte sie, ob noch Männer im Schlosse wären? und als man ihr antwortete: „Nur noch zwei Pfortner,“ ließ sie sie vor sich führen und fragte sie: „Warum habt ihr ohne meine Erlaubniß die fremden Männer zu mir

hereingelassen? Ihr habt meine Schande gewollt und den Tod meines Gasts.“ Sie antworteten: „Es ist ja nicht üblich, daß Boten deines Vaters einer Erlaubniß bedürfen;“ aber sie sagte: „Ihr verdient den Tod, ihr Hunde!“ und bat Scharkan, ihnen den Kopf abzuhauen. Dann sagte sie zu Scharkan: „Nun ist es nothwendig, daß ich dich mit mir bekannt mache; wisse, ich bin die Tochter des griechischen Königs Hardub, mein Name ist Ibris, und die Alte, die du gesehen und die mich verrathen hat, ist meine Großmutter Dsat Dawahl. Wenn nun mein Vater hört, daß ich mich mit dir verbunden habe und an dem Tode der Patriarchen schuld bin, so kann ich nicht mehr in diesem Lande bleiben, drum bitte ich dich, o Prinz! so gegen mich zu verfahren, wie ich gegen dich; bedenke, daß ich um deinetwillen mich mit meinem Vater entzweit habe, und behandle mich freundschaftlich.“ Scharkan war vor Freude außer sich über diese Worte und schwur bei Gott, daß, so lange er athme, Niemand ihr nahe kommen dürfe; doch fuhr er fort: „Bist du stark genug, deine Familie und dein Vaterland auf immer zu verlassen?“ — „Ich kann Alles für dich thun; nur fordere ich noch Eines von dir!“ — „Was denn?“ — „Daß du mit deinen Truppen in deine Heimath zurückkehrst.“ — „O meine Herrin! mein Vater hat mich gegen den betruenen geschickt, wie kann ich so zurückgehen?“ — „Dein Vater hat dich nur der Schätze willen geschickt, die mein Vater genommen, worunter auch die drei großen segenreichen Perlen; sey nur zufrieden, ich will dir die ganze Begebenheit erzählen, so wie auch die Ursache unsrer Feindschaft mit dem König von Konstantinopel: Wisse, wir feiern jedes Jahr ein Fest, das wir das Klosterfest nennen; da versammeln sich alle Könige und Prinzessinnen und andere vornehme Mädchen, und belustigen sich sieben Tage nach einander; auch ich wohnte früher diesen Festlichkeiten bei; erst seit Ausbruch des Kriegs läßt mich mein Vater nicht mehr dazu gehen. Bei einem dieser Feste war auch Safia, die Tochter des Königs von Konstantinopel, anwesend; diese wollte nach dem Feste nicht zu Land, sondern zu Wasser in ihre Heimath zurückkehren; man rüstete ihr ein Schiff aus, das sie mit ihrem Gefolge bestieg. Aber bald überfiel sie ein Sturmwind, der sie vom rechten Wege abführte und sie in die Nähe christlicher Seeräuber von der Insel Cypern trieb, wo fünfhundert bewaffnete Franken eine Festung besetzt hielten. Die Franken steuerten hastig auf das Schiff zu, in welchem Safia war, nahmen ihm die Segel ab und schleppten es dem ihrigen nach, das ihrer Insel zusegelte. Da drehte sich der Wind auf einmal wieder und blies so heftig von der Insel her, daß er ihre Segel zerriß und sie zu uns hertrieb; wir fingen die Schiffe auf, tödteten die Franken und bemächtigten uns des Schiffs, worin Safia mit vierzig Sklavinnen und vielen Schätzen war.

„Die Mädchen wurden meinem Vater vorgestellt, der nicht wußte, daß Safia darunter war; er wählte zehn für sich, unter welchen auch Safia war, und vertheilte die übrigen unter seine Umgebung. Er wollte aber nur fünf davon für sich behalten und schickte die übrigen, worunter auch Safia war, deinem Vater Omar, mit allerlei Tuch- und Seidenstoffen. Dein Vater nahm die Geschenke an und behielt die Prinzessin Safia für sich.“

Scheherzad bemerkte den Tag und unterbrach deshalb hier ihre Erzählung; in der nächsten Nacht aber begann sie wieder mit folgenden Worten:





Sechshundert und sechsundvierzigste Nacht.

Es sagt der Erzähler, daß die Prinzessin also fortfuhr: „Am Anfang dieses Jahrs schrieb nun Safia's Vater, der König Feridun, dem meinigen einen Brief, in welchem er sich nach vielen Vorwürfen folgenderweise ausdrückt:

„Ihr habt schon vor zwei Jahren euch unsers Schiffs bemächtigt, das ihr fränkischen Seeräubern weggenommen und in welchem meine Tochter Safia war, ohne mir Nachricht davon zu geben; ich wagte es nicht, öffentliche Nachforschungen anzustellen, aus Furcht, meiner Tochter Ehre zu verletzen, darum schwieg ich bis jetzt; nun habe ich aber Einige von den Franken gefangen, die unter den Seeräubern waren; ich fragte sie nach meiner Tochter, und sie sagten mir, sie haben sie in deinem Lande gelassen, und erzählten mir die ganze Geschichte; wenn ihr daher nicht meine und meiner Tochter Schande wollt, so schickt sie mir bei Empfang des Briefes zurück, wo nicht, so werde ich euch zu bestrafen wissen.“

„Als mein Vater diesen Brief las, bedauerte er sehr, nicht gewußt zu haben, daß Safia eine Königstochter war; er wußte sich aber nicht zu helfen, denn nach so langer Zeit konnte er sie nicht von Dmar zurückfordern lassen, um so weniger, da er vernommen hatte, daß sie ihm Kinder geboren; es blieb ihm also nichts übrig, als sich bei Feridun zu entschuldigen und ihm zu schwören, daß er seine Tochter nicht erkannt und sie daher Dmar zum Geschenke gemacht habe. Feridun war außer sich vor Zorn, als er meines Vaters Antwort erhielt, woraus er sah, daß seine Tochter wie eine Sklavin verschenkt und ohne gefegliche Ehe einem König hingegeben worden;



er schwur beim Messias, sich zu rächen und von sich hören zu lassen. Er sann dann die List aus, wodurch er deinen Vater bewog, ihm eine Armee zu Hülfe zu senden, und beabsichtigte dabei, dich mit deiner ganzen Armee zu zernichten. Was aber die drei Perlen angeht, von denen er deinem Vater geschrieben, daran ist gar nichts Wahres. Safia hatte die Perlen bei sich, mein Vater nahm sie ihr aber weg, schenkte sie mir und ich besitze sie noch. Geh also zu deinen Truppen und führe sie, ehe sie sich zerstreuen, in ihre Heimath zurück, sonst möchten die Franken und Griechen über sie herfallen, und sie sind verloren; ich weiß, daß deine Armee noch an demselben Orte lagert, wo du sie verlassen, denn du gabst ihnen ja Befehl, drei Tage zu rasten, auch können sie nicht ausbrechen, weil sie dich vermissen.“

Als Scharkan diese Erzählung hörte, blieb er eine Weile in Gedanken vertieft, dann küßte er Ibris die Hand und sagte: „Gelobt sey Gott, der dich zu meiner Rettung bestimmt hat; doch wie soll ich mich von dir trennen, ohne zu wissen, was in meiner Abwesenheit aus dir wird?“ Ibris antwortete: „Geh nur zu deinen Truppen und führe sie in ihre Heimath zurück; nimm auch die Gesandten gefangen, da wirst du schon die Wahrheit hören; in drei Tagen bin ich bei euch und wir werden zusammen nach Bagdad gelangen.“ Sie bat ihn dann noch einmal, dem Bunde, den sie geschlossen, treu zu bleiben, stand auf, um Abschied zu nehmen, umarmte ihn und sprach weinend folgende Verse:

„Ich nehme Abschied von ihm und trockne mit der Rechten meine Thränen ab; während ich mit der Linken ihn umarme und an mich drücke, fragt er mich: Befürchtest du kein Unglück? Darauf antwortete ich: Der Trennungstag ist das größte Unglück der Liebenden!“

Scharkan verließ dann das Kloster, bestieg sein Pferd und ritt über die Brücke durch den Wald, bis er wieder in die Ebene kam.

Schehersad hielt hier inne; in der nächsten Nacht erzählte sie weiter:





Siebenundvierzigste Nacht.



Als Scharkan hier drei Reiter erblickte, nahte er sich ihnen mit Vorsicht; aber bald erkannte er den Bizier Dendan mit zwei Emiren; sie stiegen ab und begrüßten einander, und Scharkan erzählte dem Bizier Alles, was ihm zugestoßen. Als er dann vom Biziere hörte, die Gesandten haben die Armee verlassen, ließ er unter seinen Truppen den Befehl zur Rückkehr bekannt machen; sie brachen auf und erreichten nach fünfstägigem Marsche die Grenzen ihrer Heimath wieder.

Da die Truppen hier in Sicherheit waren und ihre Landsleute ihnen mit Proviant für sie und ihre Thiere entgegenkamen, ruhten sie hier zwei Tage aus. Sodann ließ Scharkan den Bizier mit den Truppen vorausgehen, und er blieb nur mit hundert Reitern zurück. Nach zwei Tagen brach auch er auf, und als er zwei Meilen weit geritten und in einer engen Schlucht zwischen zwei Bergen war, da sah er einen dichten Staub vor sich, und als dieser sich legte, entdeckte er hundert Reiter, wie reißende Löwen, ganz in Eisen steckend. Als sie in der Nähe Scharkans und der Seinigen waren, schrien sie: „Bei Johannes und Maria, nun haben wir unsern Zweck erreicht! wir sind Tag und Nacht geritten, um euch hier zuvorzukommen; nun steigt ab, legt eure Waffen nieder und ergebet euch, so wollen wir euch das Leben schenken.“ Bei diesen Worten glühten Scharkans Augen vor Wuth, und er sprach: „Ihr Hundschristen wagt es, uns hierher zu folgen in unser Land und eine solche Sprache mit uns zu

führen? Glaubt ihr so leicht mit uns fertig zu werden und dann wieder heimzukehren?" Er rief dann seinen Leuten zu: „Macht diesen Hunden ein Ende!" Er selbst zog sein Schwert und griff die Christen an, die sich ihrerseits mit felsenfesten Herzen schlugen; schrecklich war der Kampf, der bis zur Nacht dauerte. Scharkan zählte seine Leute und es fehlten nur vier Mann; doch sagte er: „Bei Gott, ich habe in meinem Leben mit keinen so wackern Rittern gekämpft.“ Seine Leute sagten ihm: „Wisse, o König, ihr Anführer ist ein Franke, und ohne Gottes Gnade wären wir nicht davon gekommen, denn wenn er gewollt hätte, er hätte uns Alle, groß und klein, getödtet.“ Scharkan versetzte: „Morgen früh rücken wir wieder gegen sie aus; ich hoffe, Gott wird uns den Sieg verleihen.“

Die Franken ihrerseits sagten zu ihrem Anführer: „Heute haben wir unsern Zweck nicht erreicht," und er erwiderte ihnen: „Morgen soll die Schlacht von Neuem beginnen, da fordern wir sie einzeln heraus.“ So brachten beide Theile die Nacht bei Wachfeuern zu, und sobald Gott wieder den Morgen leuchten ließ, bestiegen Scharkan und die Seinigen ihre Pferde, und als sie auf den Kampfplatz kamen, waren die Franken schon schlagfertig. Da trat Einer von Scharkans Leuten aus den Reihen und rief: „Wer will meine Herausforderung annehmen?" Er hatte kaum diese Worte gesagt, da trat ein Franke in die Schranken, der ganz in Gold gekleidet war, mit starken Waffen in der Hand, und es dauerte nicht lange, bis der Franke den Muselman mit der Lanze vom Pferde stieß und ihn gefangen nahm. Er wurde jubelnd von den Seinigen empfangen, und sie erlaubten ihm nicht, sich wieder zu schlagen, sondern ein Anderer trat in die Schranken, um mit dem Bruder des Gefangenen zu kämpfen, und auch dieser ward bald mit der umgekehrten Lanze vom Pferde gestürzt und gefangen weggeführt; so wurden an demselben Tage zwanzig Muselmänner, Einer nach dem Andern, gefangen. Scharkan war sehr betrübt und sagte Abends zu seinen Leuten: „Was ist uns da geschehen! Morgen früh trete ich in die Schranken und fordere den Anführer heraus; ich will sehen, warum er in unser Land gekommen, und ihm die Lust nehmen, mit uns zu streiten.“ Sobald der Morgen anbrach, stellten sich beide Truppen wieder auf; Scharkan wollte eben in die Schranken treten, als ein Reiter kam, den mehr als fünfzig Fußgänger bis zur Mitte des Kampfplatzes begleiteten.

Dieser Ritter war der Anführer der Franken; er hatte ein blaues atlasnes Oberkleid an und sah wie der leuchtende Mond darin aus; unter diesem Kleide trug er einen

¹ Man sehe das Titelbild dieses Bandes.

starken Panzer, an seiner Seite hatte er ein indisches Schwert; er saß auf einem dunkeln Renner, mit einem silbernen Flecken auf der Stirne, und er hatte gar keinen Bart. Der Ritter winkte, als er mitten auf dem Kampfsplatz war, den Muselmännern zu und rief in arabischer Sprache: „O Scharkan, Sohn Dmars, du Länderverwüster und



Schloßbesitzer! komm hervor als Herr deiner Leute und kämpfe mit mir, denn ich bin der Anführer deiner Feinde; wer von uns den Andern besiegt, dem sollen auch alle seine Leute unterthan werden.“ Scharkan ritt ihm wie ein zorniger Löwe entgegen, und der Franke griff ihn mit Heldenmuth an; sie kämpften den ganzen Tag wie zwei

Berge, die auf einander stießen, oder zwei Meere, die einander entgegenwogen. Als es dunkel ward, gingen sie auseinander. Scharkan sagte zu den Seinigen: „Ich habe in meinem Leben keinen so gewandten Ritter gesehen, der so geschickt die Lanze führt; solche Leute möchte ich unter meinen Truppen haben.“ Am folgenden Morgen, als Scharkan wieder auf den Kampfplatz ging, war der Franke schon da, der Kampf begann sogleich und blieb wieder den ganzen Tag unentschieden. Als sie sich des Abends trennten, sagte der Franke zu seinen Leuten: „Morgen wird es sich entscheiden.“ Mit Sonnenaufgang griffen sie einander wieder an, und bis Mittag dauerte der Kampf; da wollte der Franke einen neuen Angriff thun, aber sein Pferd stolperte und warf ihn zu Boden, Scharkan fiel über ihn her und wollte mit dem Schwerte nach ihm hauen, da rief ihm der Franke zu: „O Scharkan! so handelt kein Mann; so handelt nur Einer, der sich von Weibern besiegen läßt.“ Scharkan ward von diesen Worten betroffen, und als er den Franken näher in's Auge faßte, erkannte er die Prinzessin Ibris, die er im Kloster kennen gelernt; er warf das Schwert weg, verbeugte sich vor ihr und fragte sie, was sie bewogen, so gegen ihn zu verfahren? Sie antwortete: „Ich wollte dich auf dem Kampfplatze erproben und sehen, wie geschickt du im Kriege bist. Die Leute, die du bei mir siehst, sind meine Sklavinnen; schwache Jungfrauen haben deine Ritter besiegt, und wäre mein Pferd nicht gestolpert, so hättest du auch meine Kraft kennen gelernt.“ Scharkan sagte lächelnd: „Gelobt sey Gott, der uns erhalten und wieder vereinigt hat, o Königin der Zeit!“ Ibris ließ dann die Mädchen absteigen und die zwanzig Gefangenen befreien. Als die Mädchen sich vor Scharkan verbeugten, sagte er ihnen: „Euerdgleichen bedürfen Könige in der Noth.“ Er gab dann seinen Leuten ein Zeichen und sie verbeugten sich vor Ibris, denn schon wußten sie Alles, was vorgefallen war.

Bei diesen Worten bemerkte Scheherzad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht fuhr sie also fort:





Sechshundert und achtundvierzigste Nacht.

Die zweihundert Reiter zogen dann sechs Tage lang mit einander, bis sie an eine Stadt kamen; da bat Scharan Ibris, sie und ihre Frauen möchten die fränkische Kleidung ablegen und sich als Griechinnen kleiden. Am folgenden Morgen begegneten sie dem Vizier Dendan, den ihnen Dmar mit tausend Reitern entgegengeschickt hatte; sie bewillkommten sich gegenseitig und ritten mit einander nach Bagdad.

Scharan begab sich sogleich in's Schloß zu seinem Vater und berichtete ihm Alles, was zwischen ihm und Ibris vorgefallen; auch ihre Absicht, für immer bei ihnen zu bleiben, und die List, die der König der Griechen angewandt hatte, in der Hoffnung, seine Tochter Safia wieder zu erhalten; er erzählte auch viel von Ibris' Tapferkeit und Gewandtheit im Kriege.

Dem König Dmar gab die Erzählung Scharkans eine so hohe Meinung von Ibris, daß er ihn bat, sie zu ihm zu bringen. Als Scharkan sie holte, entließ Dmar alle Anwesenden und blieb allein auf dem Throne sitzen, nur von einigen

Dienern umgeben. Ibris verbeugte sich vor ihm und hielt eine schöne Anrede, die ihm sehr wohl gefiel; er dankte ihr für das Gute, das sie seinem Sohne Scharkan erwiesen, hieß sie sitzen und sich entschleiern. Als sie den Schleier weghob, war Dmar ganz außer sich; er ließ ihr eine Wohnung in seinem Schlosse einräumen, gab ihr Mädchen zur Bedienung und bestimmte ihr ein reichliches Einkommen. Er fragte sie dann nach den Perlen, welche sie besaß; sie ging in ihr Zimmer, holte ihr Gepäck herbei, zog eine goldne Schachtel hervor, öffnete sie und nahm die drei Perlen heraus,



küßte sie und überreichte sie dem König. Dmar ließ seinen Sohn Scharkan rufen, schenkte ihm eine dieser Perlen und sagte dazu: „Die zweite ist für deinen Bruder und die dritte für deine Schwester.“ Scharkan, der immer nur von einer Schwester wußte, sagte erstaunt: „Vater, hast du denn einen Sohn außer mir?“ Dmar antwortete: „Ja wohl! er ist nun sechs Jahre alt und heißt Dhul Makan; er ist

ein Zwillingbruder der Rusbat Affaman." Scharkan war sehr betrübt über diese Nachricht; er warf im Zorne die Perle weg und zerriß seine Kleider. Dmar fragte ihn: „Warum sehe ich dich auf einmal so verändert? Du bleibst doch mein Thronfolger, die Armee hat dir schon den Eid der Treue geschworen und steht unter deinen Befehlen, warum nimmst du nicht eine dieser drei Perlen?“ Scharkan schlug den Kopf zur Erde nieder, schämte sich vor seinem Vater und wußte vor Zorn nicht, was er beginnen sollte. Er ging hierauf zu Jbris, setzte sich neben sie und erzählte ihr, was er von seinem Vater erfahren, und wie dieser zwei Perlen seinem Bruder und seiner Schwester geschenkt habe; dann setzte er noch hinzu: „Wisse, daß ich auch für dich besorgt bin; Dmar hat ein Aug' auf dich geworfen, ich fürchte, er wird dich heirathen wollen: was wirst du dazu sagen?“ Jbris antwortete: „O Scharkan! der König hat keine Gewalt über mich, er kann ohne meinen Willen mich nicht heirathen, und eher nehme ich mir das Leben, als daß ich mich zwingen lasse. Was die Perlen betrifft, so glaubte ich nicht, daß er sie verschenken würde; ich dachte, er würde sie in seine Schatzkammer verschließen; ich bitte dich nun, mir die Perle zurück zu geben, die er dir geschenkt hat.“ Als Scharkan sie ihr gab, sagte sie: „Wie sehr fürchte ich, wenn mein Vater hört, daß ich hier bin, er möchte mit Safia's Vater sich vereinigen und hierher ziehen; das wird einen großen Krieg geben.“

Da bemerkte Scheherzad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht erzählte sie weiter:





Sechshundert

und

neunundvierzigste Nacht.

Scharkan erwiderte der Prinzessin Ibris: „Rehre dich nicht daran, wenn du gerne hier bleibst; fürchte nichts, wenn auch alle Bewohner der Erde und der Meere sich gegen uns verblinden.“ — „Gut!“ rief Ibris: „so lang ihr mir Gutes erweist, bleibe ich bei euch, mißhandelt ihr mich aber, so ziehe ich weg.“ Nach einer langen Unterhaltung aßen und tranken sie mit einander, dann verließ sie Scharkan mit betrübtem Herzen. Sein Vater Dmar hatte inzwischen Safia besucht, und die zwei Perlen den ihm entgegenkommenden Kindern umgehängt. Die Kinder freuten sich sehr damit, liefen zu ihrer Mutter und küßten dem Vater die Hände. Er sagte dann zu Safia: „Warum hast du mir niemals gesagt, daß du die Tochter des Königs Feridun bist? ich hätte dir mehr Ehre erwiesen und dich viel höher gestellt.“ Safia antwortete: „Was bleibt mir zu wünschen übrig bei der Fülle von Wohlthaten, mit denen du mich überhäufst; und nun hat mir ja auch Gott noch einen Sohn und eine Tochter von dir beschert.“ Dmar war mit dieser Antwort sehr zufrieden, und sobald er sich von ihr trennte, ließ er ihr und ihren Kindern einen eigenen wundervollen Palast einräumen, bestimmte ihnen Diener, Gefolge, Lehrer, Aerzte, Astrologen und Pförtner, und war äußerst zärtlich und liebevoll gegen sie. Indessen zog bald die Prinzessin Ibris

ihn so sehr an, daß er sich Tag und Nacht mit ihr beschäftigte; er besuchte sie jeden Abend und gab ihr in seiner Unterhaltung sein Verlangen nach ihrem Besitze zu erkennen. Aber Ibris schenkte ihm kein Gehör und gab vor, sie habe gar keine Freude an Männern. Dies vermehrte noch des Königs Leidenschaft, die einen solchen Grad erreichte, daß er seinen Vizier Dendan rufen ließ und ihm seine Liebe zu Ibris und ihre Härte klagte. Dendan sagte zum Könige: „Wenn es Nacht wird, so nimm etwas Bendlj mit, trinke Wein mit ihr und wenn die Zeit kömmt, wo ihr vom Wein aufzustehen pflegt und du ihr den letzten Becher reichst, so wirf das Bendlj hinein: sie wird kaum an ihr Bett kommen, wird es schon wirken; du gehst dann zu ihr und hast keinen Widerstand zu befürchten; das ist mein Rath.“ Dmar befolgte diesen Rath, steckte Bendlj in die Tasche und begab sich, sobald es Nacht war, zu Ibris, setzte sich zu ihr und sprach von den Freuden des Weins. Da ließ Ibris den



Weintisch mit allerlei Früchten und Süßigkeiten bringen, trank und unterhielt sich mit Dmar, bis ihr der Wein ein wenig in den Kopf stieg; sobald Dmar dies sah, füllte er noch einen Becher und trank ihn aus, schenkte wieder ein und reichte ihn Ibris, nachdem er, ohne daß sie es merkte, Bendlj hineingeworfen hatte. Dmar

wartete, bis das Bendj auf sie gewirkt hatte, ging dann zu ihr und war außer sich vor Freude, als er sie ganz bewußtlos auf ihrem Bette liegend, mit einem Wachslichte zu ihren Häupten und einem zu Füßen, fand. Er fiel leidenschaftlich über sie her und umarmte sie, sagte dann beim Weggehen einer ihrer Sklavinnen, welche Murbjana hieß: „Geh hinein zu deiner Herrin!“ Als Murbjana ihre Herrin bewußtlos auf ihrem Bette fand, wusch sie ihr Gesicht, Hände und Füße mit Rosenwasser. Dies machte Zbris niesen und das Bendj von sich werfen. Sie wusch sich dann den Mund und sagte zu Murbjana: „Erzähle mir, was mir geschehen!“ Murbjana erzählte ihr Alles, was sie wußte, und Zbris war sehr betrübt, als sie erfuhr, daß Dmar sich durch List ihr genähert habe. Sie schloß sich ein und gab ihren Sklavinnen den Auftrag, Allen, die nach ihr fragen, zu sagen, sie sey krank. So blieb sie mehrere Monate abgeschlossen; der König, der sie auch für krank hielt, schickte ihr süße Speisen und Getränke, drang aber nicht darauf, sie zu sehen, denn schon war das Feuer seiner Liebe erloschen. Zbris fühlte bald die unglücklichen Folgen der gelungenen List Dmars, und als die Zeit ihrer Entbindung herannah, sagte sie zu Murbjana: „Wisse, daß ich gegen Niemanden mehr, als gegen mich selbst, klagen kann, weil ich Vater und Mutter und Vaterland verlassen; nun ist mir das Leben zuwider, alle meine Kraft und mein Unternehmungsgeist ist dahin. Bleibe ich hier und komme hier nieder, werde ich vor allen Mädchen zu Schande, geh' ich nach Hause zurück, mit welchem Gesichte soll ich meinem Vater entgegentreten? Doch will ich lieber zu den Meinigen zurückkehren, mein Vater mag mit mir verfahren, wie er will; ich bin entschlossen, heimlich von hier wegzureisen.“ Murbjana sagte: „Befehl, was du willst, Prinzessin! ich gehorche.“

Zbris legte dann einstweilen, ohne Etwas zu sagen, ihre Effekten zurecht und wartete, bis der König auf die Jagd ging und Scharkan sich in seinen Festungen aufhielt. Sie sagte dann zu Murbjana: „Ich möchte diese Nacht abreisen, doch, was soll ich thun, ich kann jeden Augenblick niederkommen und habe keine Kraft mehr, Waffen zu tragen, du mußt dich nach einem Mann umsehen, der uns begleite und auf der Reise beistehe.“ Murbjana erwiderte: „Ich weiß keinen Bessern als Chhadhan, den schwarzen Sklaven, den uns Dmar zum Pförtner gegeben; er ist sehr tapfer, und da wir ihm schon viel Gutes erwiesen haben, wird er uns folgen; ich will einmal mit ihm reden und ihm recht viel Geld und eine Frau, wie er sie wünscht, versprechen; er hat mir gesagt, er sey früher Straßenräuber gewesen, wenn er uns Gehör gibt, kann er uns am besten auf geheimen Wegen in unsere Heimath führen.“ Zbris,

welche selbst mit Ghadhban sprechen wollte, ließ ihn rufen und sagte ihm: „Gott hat für dein Glück gesorgt, wenn du thust, was ich von dir begehre.“ Ghadhban küßte Ibris die Hand; sein Anblick erregte Schauern in ihr, doch gab sie der Noth nach und fragte ihn, ob er gegen die Lücken des Geschicks ihr beistehen und ihr Geheimniß treu bewahren wolle? Ghadhban warf einen Blick auf sie und fühlte eine so starke Liebe zu ihr, daß er ohne Zaudern sagte: „Meine Herrin! ich werde allen deinen Befehlen gehorchen.“ — „So sattle ohne Zaudern,“ sagte Ibris, „zwei Pferde aus dem königlichen Stalle und lege auf jedes einen Sack mit Geld und Proviant, folge uns in unsere Heimath und schütze uns auf dem Wege gegen jeden Angriff, dann gebe ich dir auch das schönste meiner Mädchen zur Frau und so viel Geld du willst; es steht dir dann frei, bei uns zu bleiben oder wieder hierher zurückzukehren.“ Dieser Vorschlag freute Ghadhban so sehr, daß er sagte: „Gewiß, meine Herrin! ich werde mit meinen Augen und meinem Herzen dir dienen, ich gehe sogleich und hole die Pferde.“ Er ging freudig weg und dachte bei sich: sie darf mir auf der Reise nichts versagen — sonst tödte ich sie und nehme ihr Alles weg.

Scheherzad schwieg, da der Tag nahe war; in der nächsten Nacht erzählte sie also weiter:





Sechshundert

und

f ü n f z i g s t e N a c h t.

Nach einer kurzen Weile kam Ghadhban wieder mit drei Pferden, eins für sich, eins führte er der Prinzessin vor und das dritte Murbjana. Sie reisten nun an der Seite des Gebirgs den ganzen Tag neben einander her, gegen Abend fühlte sich Zbris so ermüdet, daß sie Ghadhban bat, sie vom Pferde zu heben. Als sie aber abgestiegen war, zog der Teufel in Ghadhban's Herz, und seiner Leidenschaft nicht mehr Herr, lief er mit gezogenem Schwert auf sie zu und drohte ihr mit dem Tode, wenn sie seine Umarmung nicht dulden wollte. Aber Zbris stieß ihn von sich und sagte: „Nun fehlt mir nichts mehr, als auch noch von einem schwarzen Sklaven geschändet zu werden, nachdem schon ein großer König mich entehrt hat. Wehe dir! wie wagst du es, so mit mir zu sprechen? lieber würde ich den Todeskelch leeren, als mich dir hingeben.“ Der Schwarze ward so aufgebracht, daß er Zbris am Halse verwundete; in diesem Augenblicke kam sie nieder und Murbjana eilte herbei, um sie zu unterstützen.

Als sich hierauf in der Ferne ein mächtiger Staub erhob, versetzte ihr Ghadhban noch einen Hieb in den Hals, woran sie starb, und entfloh in's Gebirg mit ihrem

Pferd und ihrer ganzen Habe. Murdjana nahm den Sohn, den Jbris vor ihrem Tode geboren, zu sich und stillte ihn an ihrer Brust, zerriß ihre Kleider, streute Erde auf ihr Haupt, schlug sich in's Gesicht, bis sie blutete, und schrie: „Wehe! meine Herrin ist von einem nichtswürdigen Sklaven erschlagen worden.“ So jammerte und weinte sie fort, bis sich der Staub legte und sie eine mächtige Armee herbeikommen



sah. Es war die Armee des König Hardub, der, sobald er gehört, daß seine Tochter mit ihren Mädchen nach Bagdad entflohen sey, sich auf den Weg gemacht hatte, um Rundschaft von ihr einzuziehen. Als der König seine Tochter erkannte, warf er sich vom Pferde herunter und fiel ohnmächtig zu Boden. Alle seine Leute, die Biziere und Fürsten, die bei ihm waren, stiegen ab, ließen ein Zelt für den König aufschlagen und blieben außen vor dem Zelte stehen. Als der König wieder zu sich kam, ließ er sich von Murdjana den ganzen Hergang der Sache erzählen, und das Verfahren Dmars und des Sklaven gegen seine Tochter erbitterte ihn so sehr, daß ihm die Welt ganz schwarz vor seinen Augen erschien; er weinte heftig und alle Anwesenden weinten mit ihm; er ließ dann seine Tochter in einen Sarg legen und nach Cäsarea bringen; er aber begab sich sogleich zu seiner Mutter, Dsat Dawahi, und sagte ihr: „Sieh! wie die Muselmänner mit meiner Tochter umgegangen sind; zuerst hat der König Dmar

sie mit Gewalt entehrt, dann hat ein schwarzer Sklave sie erschlagen; bei dem Messias! wir müssen Rache nehmen und die Schmach tilgen, oder ich mache meinem Leben ein Ende.“ Dsat Dawa hi erwiderte: „Niemand anders, als Murbjana, hat deine Tochter erschlagen, sie haßte sie schon lange innerlich. Was aber die Rache an Dmar betrifft, so sey ganz unbesorgt; bei dem Messias! ich werde ihn und seine Kinder erschlagen und Thaten vollbringen, die noch kein Held vollbracht und von denen die Erzähler in allen Ländern erzählen werden; thu' nur, was ich fordere, du wirst deinen Zweck erreichen.“ — „Und was befehlst du mir?“ sagte Hardub. Die Alte fuhr fort: „Bringe mir schöne Jungfrauen und schaffe mir die gelehrtesten Männer der Zeit herbei, daß sie die Mädchen in allen Wissenschaften ausbilden, besonders in der Poesie und Beredsamkeit und in der Art, mit Königen zu verkehren; die Gelehrten müssen aber Muselmänner seyn, damit sie sie die Geschichte der Chalifen und die Sagen der alten Araber lehren. Habe nur Geduld, wenn es auch mehrere Jahre dauert, denn die Araber pflegen zu sagen: Nach vierzig Jahren Blutrache nehmen, ist auch noch bald.“

Der Tag hinderte Schehersab, weiter zu erzählen; in der nächsten Nacht aber fuhr sie fort:





Sechshundert und einundfünfzigste Nacht.

Es sagt der Erzähler, daß die alte Dsat Dawahi zu ihrem Sohne, dem König Hardub, also weiter gesprochen: „Ich weiß, daß Dmar sehr die Vergnügungen der Welt liebt, er hat dreihundert und sechsundsechzig Mädchen und nun noch hundert dazu, von der Umgebung deiner seligen Tochter; wenn daher die Jungfrauen gehörig unterrichtet seyn werden, so reise ich mit ihnen zu ihm.“ Der König küßte seine Mutter vor Freude über ihren Rath und schickte sogleich Leute aus, um muselmännische Gelehrte zu werben. Als sie ankamen, überhäufte er sie mit Geschenken und versprach ihnen reichen Lohn, wenn sie die Jungfrauen unterrichten wollten, die er ihnen vorstellte, und die Gelehrten erboten sich, ganz nach seinem Wunsche zu handeln.

Dmar war sehr betrübt, als er von der Jagd zurückkam und Ibris nirgends zu finden war; er konnte nicht begreifen, wie sie aus dem Schlosse entkommen konnte, ohne daß Jemand sie bemerkt habe, und beschloß, daß, wenn er in Zukunft wieder auf die Jagd gehe, er die Thüren durch vertraute Leute bewachen lassen werde. Bald nachher kam auch Scharfan von seinen Kriegszügen zurück, und als sein Vater ihm erzählte, daß Ibris heimlich entflohen, war auch er sehr betrübt darüber. Scharfan grämte sich ohnehin schon, weil sein Vater seine Geschwister so zärtlich liebte. Eines Tages fragte ihn sein Vater, warum er so übel aussehe? Er antwortete: „So oft ich sehe, daß du meinen Geschwistern Liebe und Aufmerksamkeit erweist, thut es

meinem Herzen weh, ich fürchte, mein Reid möchte so stark werden, daß ich sie umbringe, und dann würdest du auch mich, um ihretwillen, tödten; ich bitte dich daher, mir irgend eine Festung zu schenken, in der ich fern von hier lebe; denn ein Sprichwort sagt: Was das Aug' nicht sieht, betrübt das Herz nicht." Als Dmar aus diesen Worten den heftigen Reid seines Sohnes erkannte, sagte er ihm: „Mein Sohn! ich will deinen Wunsch erfüllen und dich zum Statthalter von Damaskus erwählen, der größten Stadt in meinem Reiche.“ Er sandte sogleich einen Eilboten dahin, um Scharkan anzukündigen, und ließ die gehörigen Bevollmächtigungsschreiben ausfertigen; Scharkan machte die nöthigen Vorbereitungen zur Reise, ebenso Dendan, der ihn als Vizier begleiten sollte. Nachdem Alles zur Reise bereit war, empfahl Dmar seinem Sohne, mit Milde und Gerechtigkeit zu regieren, dann nahmen er und alle Vornehmen des Reichs Abschied von ihm, und Scharkan machte sich mit seinen Truppen auf den Weg nach Damaskus, wo bei seiner Ankunft Trompeten und Pauken vor ihm her erklangen und alle Straßen der Stadt beleuchtet waren. Bald nach Scharkans Abreise kamen die gelehrten Erzieher Dhul Makans und Nushat Assamans zu ihrem Vater und sagten ihm: „Herr! deine Kinder sind in jeder Wissenschaft vollkommen ausgebildet.“ Dmar belohnte die Lehrer reichlich und entließ sie.

Dhul Makan hatte ein Alter von vierzehn Jahren, er war sehr fromm, beschäftigte sich viel mit dem Koran und andern religiösen Büchern, liebte die Gelehrten und Armen, und war deshalb bei allen Bewohnern Bagdads, Männern und Frauen, sehr beliebt. Einst, als die Karavane der Pilgerfahrt abreiste, bat er seinen Vater, ihn auch wallfahren zu lassen, aber Dmar erlaubte es nicht und sagte: „Warte bis zum nächsten Jahre, da pilgern wir mit einander.“ Da aber Dhul Makan sehr ungeduldig war, ging er zu seiner Schwester, welche gerade betete, und sagte zu ihr, nachdem sie ihr Gebet vollendet hatte: „Ich sterbe vor Sehnsucht nach dem heiligen Hause Gottes und dem Grabe des Propheten, und da mein Vater mir nicht erlauben will, zu pilgern, bitte ich dich, mir etwas Geld zu geben, daß ich diese Nacht heimlich der Pilgerkaravane nachreise.“ Nushat Assaman erwiderte: „Ich beschwöre dich bei Gott! nimm mich mit dir, ich will auch das Grab des Propheten besuchen.“ Dhul Makan willigte ein und sagte: „Verlasse dein Zimmer um Mitternacht, ohne Jemanden Etwas davon zu sagen.“ Nushat Assaman nahm einiges Geld zu sich, kleidete sich als Mann und wartete vor der Thüre des Schlosses, bis Dhul Makan geritten kam und sie zu sich nahm. Sie mischten sich dann in der Nacht unter die Karavane und Gott ließ sie glücklich nach Mekka gelangen. Sie hielten sich in Arafa auf und erfüllten dort die



Pflichten des Pilgers, dann besuchten sie das Grab des Propheten. Als hernach die Karavane wieder in die Heimath zurückkehrte, sagte Dhul Makan zu seiner Schwester: „Bei Gott! ich habe im Sinne, das heilige Jerusalem und das Grab des geliebten Abraham auch zu besuchen.“ Ruchat Assaman erklärte sich bereit, ihm zu folgen, und so gesellten sie sich zur Karavane von Syrien. Aber in der Nacht erkältete sich Dhul Makan und ward so krank, daß Ruchat Assaman, obschon selbst leidend, einzig mit seiner Pflege beschäftigt war. Indessen setzten sie doch ihre Reise nach Jerusalem fort und mieteten eine Wohnung in einem Khan; aber Dhul Makans Krankheit nahm immer zu, obschon seine Schwester ihn sorgfältig pflegte und all ihr Geld für ihn ausgab.

Als Ruchat Assaman kein Geld mehr hatte, gab sie dem Diener des Khans einige ihrer Effekten zu verkaufen, und fuhr so fort, bis ihr nur noch eine Matte blieb; dann weinte sie und rief: „Nun stehe Gott uns bei!“ In diesem Augenblicke sagte Dhul Makan: „Ich fühle mich besser und habe Lust, gebratenes Fleisch zu essen.“ Sie mußte ihm nun gestehen, daß sie nichts mehr habe und sich doch nicht entschließen könne, zu betteln; „aber weißt du,“ fuhr sie fort, „ich will morgen bei irgend einem vornehmen Manne Dienst nehmen; es fällt mir zwar schwer, mich von dir zu trennen,

doch muß ich das thun, um uns zu ernähren.“ Dhul Makan erwiderte: „Sollst du nach einer solchen Herrlichkeit so tief sinken? Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen.“ Sie weinten lange mit einander, dann sagte Ruchat Affaman: „Wir sind hier fremd und leben schon ein Jahr, ohne daß Jemand an unsere Thüre geklopft, wir müssen vor Hunger sterben, wenn ich nicht diene, bis du gesund wirst und wir in unsere Heimath zurückreisen können.“ Sie stand dann auf, bedeckte ihr Haupt mit einem Lumpen, den der Kameeltreiber bei ihnen vergessen hatte, küßte und umarmte ihren Bruder und ging weg, ohne zu wissen, wohin. Es wurde Nacht, ihr Bruder erwartete sie, aber sie kam nicht, auch des Morgens ließ sie sich nicht sehen; nachdem nun Dhul Makan vergebens zwei Tage gewartet und den schrecklichsten Hunger gelitten hatte, rief er dem Jungen des Rhans und bat ihn, er möchte ihn auf die Straße tragen; der Junge trug ihn hinaus, und als die Bewohner Jerusalems ihn in einem so erbärmlichen Zustande sahen, versammelten sie sich um ihn und weinten.

Scheherzad bemerkte den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht begann sie die Fortsetzung dieser Geschichte folgendermaßen:





zweiundfünfzigste Nacht.

Dhul Makan gab den Bewohnern Jerusalems durch Zeichen zu verstehen, sie möchten ihm etwas zu essen bringen; man sammelte Geld für ihn, kaufte einige Speisen und gab sie ihm zu essen. Dann legte man ihn vor einen Laden auf einen Teppich und stellte ihm einen Wasserkrug zu Häupten. Gegen Mitternacht grämte er sich aber so sehr über den Verlust seiner Schwester, daß er wieder ohnmächtig ward; da sammelten die Leute, die ihn alle bedauerten, dreißig Silberdrachmen für ihn, mietheten ein Kameel und ließen ihn in's Spital nach Damaskus bringen. Aber der Kameeltreiber, der nur wenig Lohn erhielt, dachte: wie soll ich mit diesem Menschen reisen, der dem Tode ganz nahe ist? Er verbarg sich daher bis Nacht, und warf ihn auf einen Misthaufen in der Nähe eines Badofens. Als Morgens der Badheizer das Bad wärmte, sah er Dhul Makan auf dem Rücken liegen und dachte: Warum mußten sie diese Leiche gerade hierher werfen? Er trat ihn dann mit den Füßen weg. Da aber Dhul Makan Lebenszeichen von sich gab, sagte ihm der Badherr: „Ihr Leute esset so viel Haschisch, bis ihr nicht mehr wisset, wo ihr euch hinlegt;“ als er ihm aber in's Gesicht sah und einen jungen, bartlosen, hübschen Mann fand, bemitleidete er ihn und dachte: Dieser Jüngling scheint hier fremd und krank zu seyn; bei Gott! ich will mich nicht an ihm veründigen. Der Prophet hat uns befohlen, Fremde zu ehren: dieser verdient es noch mehr, da er krank ist. Er trug ihn hierauf in sein Haus, brachte ihn seiner Frau, befahl ihr, ihn



zu bedienen und ein Bett für ihn zurecht zu legen. Die Frau räumte ihm ein Zimmer mit Teppich und Kissen ein, wärmte Wasser und wusch ihm Hände, Füße und Gesicht. Der Mann kaufte dann etwas Rosenwasser und bespritzte Dhul Makans Gesicht damit, auch reichte er ihm süße Getränke und ein reines Hemd. Als Dhul Makan zu sich kam und sich auf das Kissen lehnte, freute sich der Badheizer sehr, dankte Gott und betete, daß es ihm gelingen möchte, diesen Jüngling durch seine Pflege wieder ganz herzustellen.

Drei Tage lang gab der Badheizer Dhul Makan Rosenwasser und andere kühlende Getränke zu trinken, bis er sich wieder besser befand; dann ging er auf den Markt, kaufte zehn Hühner, gab sie seiner Frau und sagte ihr: „Koch jeden Tag zwei davon, eines zum Mittag- und das andere zum Abend-Essen.“ Die Frau that dies und gab Dhul Makan die Suppe davon zu trinken und das Fleisch zu essen; dann reichte sie ihm Wasser zum Waschen, legte ihm wieder seine Kissen zurecht, deckte ihn mit einem Tuche zu und blieb bei ihm sitzen, bis er einschlief. Nachmittags kochte sie ihm das zweite Huhn und brachte es ihm. Während er aß, kam ihr Mann herein und freute sich, Dhul Makan wieder gestärkt zu finden. Der Badheizer, der täglich fünf Drachmen verdiente, gab nun einen ganzen Monat lang jeden Tag vier Drachmen für Hühner und Getränke aus. Nach einem Monat, als Dhul Makan ganz hergestellt

war, fragte ihn der Badheizer, ob er mit ihm in's Bad wolle? „Recht gern,“ antwortete Dhul Makan. Da holte der Badheizer einen Esel und ließ Dhul Makan darauf in's Bad reiten, und kaufte auch allerlei Seife. Sie entkleideten sich im ersten Zimmer, gingen dann in's zweite und der Badheizer rieb Dhul Makan die Füße und wusch ihn am ganzen Körper mit Seife. Dann kam der Barbier, den der Badheizer für Dhul Makan bestellt hatte, und rasirte ihm den Kopf. Der Badheizer gab ihm dann eins von seinen Hemden, ein Paar Beinkleider und eine Kopfbinde, führte ihn nach Hause, wo ihm seine Frau wieder Huhn und wohlriechende Getränke brachte.

Scheherzad unterbrach hier ihre Erzählung, um sie in der nächsten Nacht mit nachstehenden Worten wieder aufzunehmen:





und

dreiundfünfzigste Nacht.

Als Dhul Makan nun dem Badheizer für seine Pflege danken wollte, sagte ihm dieser: „Laß dies! erzähle mir lieber, woher du bist und wie du hierher gekommen, denn ich sehe wohl, daß du von guter Familie seyn mußt.“ Dhul Makan erwiderte: „Erzähle du mir erst, wo du mich gefunden, dann sollst du meine Geschichte hören.“ Der Badheizer sagte: „Ich habe dich krank auf dem Riste liegen sehen, als ich eines Morgens das Bad heizen wollte, mehr weiß nur Gott.“ Da rief Dhul Makan: „Gepriesen sey Gott, der todte Gebeine wieder belebt; du hast gewiß deine Wohlthaten keinem Unwürdigen erwiesen, du sollst die Früchte davon ernten.“ Er fragte dann, in welcher Stadt er sich befinde? und als der Badheizer ihm Jerusalem nannte, fiel ihm wieder seine Verlassenheit und seine verlorne Schwester ein. Er erzählte dem Badheizer hierauf seine ganze Geschichte, weinte und sprach folgende Verse:

„Ich habe über meine Kräfte zu tragen, darum kann man mich schon zu den Sterbenden zählen; geizt nicht mit einem freundlichen Blick auf mich, denn schlimm ist mein Zustand, schwer der Kummer meines Herzens.“

Dhul Makan fragte dann den Badheizer: „Wie weit ist es von hier nach Damaskus?“ — „Sechs Tagereisen.“ — „Willst du mich wohl dahin schicken?“ — „Du

bist noch zu jung, um diese Reise allein zu machen, ich werde dich dahin begleiten und meine Frau fragen, ob sie mitreisen will; thut sie dies, so bleiben wir dort beisammen, denn ich kann mich nicht mehr von dir trennen.“ Der Badheizer begab sich sogleich zu seiner Frau und fragte sie, ob sie hier bleiben und ihn zurückerwarten, oder ob sie mit ihm nach Damaskus reisen wolle? und da sie Letzteres vorzog, wurden die Anstalten zu einer gänzlichen Auswanderung getroffen.

Sie verkauften ihre Mobilien, kauften ein Kameel zu dem Esel, den sie schon hatten, versahen sich mit Proviant und machten sich auf den Weg nach Damaskus. Sie kamen am sechsten Tage vor Sonnenuntergang daselbst an und lebten fünf Tage in einem Khan; da ward die Frau des Badheizers plötzlich krank und starb am folgenden Tage. Dies betrückte Dhul Makan eben so sehr, als ihren Mann, weil sie ihn sehr sorgsam gepflegt hatte; doch tröstete er den Badheizer und sagte ihm: „Gräme dich nicht zu sehr, wir müssen ja Alle durch dieses Thor wandern.“ Nach einigen Tagen, als sie mit einander ausgingen, um sich ein wenig zu zerstreuen, sahen sie Kameele mit Kisten voller Seidenstoffe beladen, denen viele Sklaven und Mameluken folgten, und um die sich viele Leute neugierig drängten. Dhul Makan fragte einen Diener, wem dies Alles gehöre? Der Diener antwortete: „Es ist der Tribut, den die Stadt Damaskus dem König Omar entrichtet.“ Als Dhul Makan dies hörte, schwammen seine Augen in Thränen und er recitirte folgende Verse:

„Sind sie auch aus meinen Augen gewichen, so bleiben sie doch in meinem
Herzen fest; ich sehe ihre Reize nicht mehr, doch hat sich nichts in mir geändert,
als meine Geduld.“

Bei der Erinnerung an seine Heimath schrie und jammerte er dann so heftig, daß der Badheizer ihn bat, seine erst wieder gesundene Gesundheit zu schonen; aber er klagte immer über den Verlust seiner Schwester und seine Entfernung von der Heimath.

Nach langem Weinen rief er endlich: „Ich kann unmöglich hier bleiben, ich bin entschlossen, diesen Leuten in meine Heimath zu folgen.“ Der Badheizer sagte: „Ich folge dir, denn ich kann mich nicht von dir trennen, ich habe nun einmal begonnen, dir zu dienen, ich will fortfahren, bis an's Ende.“ Dhul Makan freute sich und dankte dem Badheizer, der sogleich sein Kameel verkaufte und einen Esel dafür eintauschte, und Abends reiseten sie mit einander ab.

Was aber Dhul Makans Schwester, Nus hat Affaman, angeht, so begegnete sie, als sie weinend ihren Bruder verlassen hatte und, um einen Dienst zu suchen, auf die Straße gegangen war, einem Beduinen, dem sie so wohlgefiel, daß derselbe

darnach trachtete, sie sich zuzueignen, sie möge aus Jerusalem oder eine Fremde seyn. Er stellte sich ihr daher in einer engen Straße in den Weg und fragte sie, ob sie eine Freie oder eine Sklavin sey? Sie blickte ihn starr an und beschwor ihn, durch eine solche Frage ihren Gram nicht zu vermehren. Da sagte der Beduine: „Wisse, Gott hat mir sechs Töchter geschenkt, es sind aber fünf davon gestorben, nur die Jüngste lebt noch; ich wollte dich darum fragen, ob du ein hiesiges Mädchen oder ein fremdes bist, und als meiner Tochter Gesellschafterin mit mir kommen willst? Wenn du keine Verwandten hast, so will ich dich wie meine Tochter betrachten.“ Rus hat Affaman,



welche hier eine sichere Stelle zu erlangen hoffte, erwiderte: „Wisse, mein Herr! ich bin eine Araberin und habe hier einen kranken Bruder; gerne folge ich dir, doch nur mit der Bedingung, daß ich den Tag bei deiner Tochter zubringe, die Nacht aber bei meinem Bruder.“ Als der Beduine diese Worte hörte, dachte er: bei Gott! ich komme

bald an's Ziel, und sagte ihr: „Du wirst bei mir sehr gut gehalten werden, ich will dich nicht als Dienerin, sondern als Gesellschafterin meiner Tochter; du kannst jeden Abend zu deinem Bruder gehen oder, wenn du willst, ihn zu uns bringen lassen.“ Er sagte ihr dann noch so viele süße Worte, bis sie sich entschloß, ihm zu folgen. Der Beduine schickte hierauf seine Leute voraus, um ihre Dromedare mit Lebensmitteln zu beladen und sich ganz reisefertig zu machen. Dieser Beduine war nämlich ein Satan, ein Teufelskind, ein Straßenräuber, der weder eine Tochter, noch sonst Familie hatte; er führte Nuschat Assaman bis an das Thor der Stadt, wo seine Leute mit den Dromedaren ihn erwarteten; hier bestieg er einen Dromedar, nahm das Mädchen zu sich und rannte davon, ohne die ganze Nacht still zu halten. Nuschat Assaman sah bald den Verrath ein; sie weinte die ganze Nacht, aber der Beduine ritt immer fort, bis er im Gebirge war, wo er nichts mehr zu fürchten hatte. Da stieg er ab und sagte zu Nuschat Assaman: „Was weinst du immerfort? Bei Gott! wenn du nicht aufhörst, so schlage ich dich, bis du liegen bleibst, du elender Wurm!“ Nuschat Assaman wünschte sich den Tod, als sie diese Worte hörte, und rief: „Du verruchter Alter, du Höllengreis! ich vertraute dir meine Person an und du verräthst mich? Ist das bei den Arabern Sitte?“ Der Beduine ward aufgebracht und schrie sie an: „Wie? du wagst es, mir zu antworten?“ Er holte dann eine Peitsche herbei und schlug sie, bis sie stille war.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherzad folgendermaßen fortgesetzt wurde:





und

vierundfünfzigste Nacht.

Am folgenden Tage erinnerte sich Rus hat Assaman wieder ihres Bruders und sagte dem Beduinen: „Du verdammter Alter, was willst du von mir, daß du mich durch List in dieses öde Gebirge geschleppt?“ Der hartherzige Beduine schlug sie wieder, bis sie bewusstlos ihm zu Füßen stürzte und sie küßte; dann sagte er: „Bei Gott! wenn du noch einmal weinst, schneide ich dir die Zunge ab und stoße sie dir in den Rachen.“ Rus hat Assaman schwieg eine Weile, dachte über ihre traurige Lage nach und sprach folgende Verse:

„Das Schicksal ist veränderlich, es bringt bald Freude, bald Leid; Alles vergeht, wenn es auch noch so lange dauert, so wie dem Daseyn des Menschen selbst auch ein Ziel gesetzt wurde. Aber, wehe mir! wie lange muß ich noch solche Gewalt und solche Schreden ertragen; einst wurde ich von Königen verzärtelt, und nun werde ich von den gemeinsten Menschen geschlagen.“

Als der Beduine diese Verse hörte, ward er gerührt und sagte ihr: „Höre! ich habe nicht gern, wenn man mir im Zorne antwortet, ihu' das nicht mehr, dann bringe ich dich einem gottesfürchtigen Manne, der dich gut behandeln wird.“ Er wischte ihr dann die Thränen ab und gab ihr ein Laibchen Gerstenbrod, das sie in der Nacht verzehrte. Um Mitternacht ertheilte der Beduine wieder den Befehl zum Aufbruche.

Nach einer dreitägigen Reise kamen sie nach Damaskus und stiegen in einem Khan ab. Rus hat Assaman sah sehr übel aus und weinte immerwährend. Da sagte ihr der Beduine: „Wenn du nicht aufhörst zu weinen, so verkaufe ich dich einem Juden oder einem Christen, dann wirst du erst einsehen, wie wohl es dir bei mir erging.“ Er nahm sie dann bei der Hand und ging mit ihr auf den Bazar der Abendländer. Er begab sich hierauf zu einigen Sklavenhändlern und erzählte, wie er eine Sklavin habe, deren kranker Bruder in Jerusalem zurückbleiben mußte, worüber sie sich sehr gräme, er wolle sie daher wohlfeil hergeben. Da fragte ihn ein Kaufmann: „Wie alt ist sie denn?“ Der Beduine antwortete: „Sie ist noch Jungfrau, ist sehr schön, verständig und gebildet; nur sieht sie jetzt mager und übel aus, weil sie immer an ihren Bruder



denkt.“ Der Kaufmann folgte dem Beduinen, um die Sklavin zu sehen und mit ihr zum Statthalter Scharkan, dem Sohne Dmars, zu gehen, von dem er einen Freibrief und ein Empfehlungsschreiben an seinen Vater wünschte; „gefällt ihm die Sklavin,“ sagte er zum Beduinen, „und will er sie zum Geschenk annehmen und mir meine Bitte gewähren, so bezahle ich dir ihren Werth, wo nicht, so mußt du sie zurücknehmen.“ Der Beduine sagte: „In Gottes Namen! ich nehme diese Bedingung an,“ und führte den Kaufmann

in's Zimmer, wo die Sklavin war. Er rief sie: „Rabja!“ — denn diesen Namen hatte er ihr gegeben — sie aber weinte und gab keine Antwort. Der Beduine sagte dann dem Kaufmanne: „Dort sitzt sie, nähere dich ihr und sage ihr einige freundliche Worte.“ Der Kaufmann ging mit freundlichem Gesicht auf sie zu und sagte: „Friede sey mit dir! wie geht es dir, meine Tochter?“ Sie rief: „Es gibt keinen Gott, außer Gott! es war so über mich verhängt.“ Als sie aber den Kaufmann anblickte und einen schönen, ehrwürdigen Mann vor sich sah, dachte sie: der will mich gewiß kaufen, weigere ich mich, so bleibe ich, Gott behüte! bei meinem Tyrannen, der mich noch todtschlägt; ich will ihm daher freundlich antworten, um ihm zu gefallen.

Bei diesen Worten bemerkte Scheherzad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht fuhr sie also fort:





Sechshundert

und

fünfundfünfzigste Nacht.

Mus hat Assaman sagte daher mit süßer Stimme, den Kopf zur Erde gebeugt: „Gottes Segen und Barmherzigkeit sey mit dir! es geht mir, wie es bei Feinden zu gehen pflegt.“ Der Kaufmann war vor Freude außer sich, als er diese Worte hörte, und sagte zum Beduinen: „Es ist ein recht vornehmes Mädchen; wie theuer ist sie?“ Der Beduine ward zornig und sagte: „Was spottest du, und nennst dieses Stück Lumpen ein vornehmes Mädchen? ich verkaufe sie dir gar nicht, du kannst deines Weges gehen.“ Der Kaufmann, der den Beduinen für wahnsinnig hielt, sagte: „Sey nur ruhig, ich will sie, trotz ihrer Fehler, kaufen.“ Da fragte der Beduine: „Nun, was gibst du mir für sie?“ — „Jeder Vater gibt seinem Kind einen Namen — fordere du, was du für deine Waare willst.“ „Biete du, was du geben willst.“ Der Kaufmann dachte bei sich: Es scheint, der Beduine ist nicht recht bei Sinnen; bei Gott! sie ist für mich unschätzbar, sie spricht so gut und ist so schön, daß sie mein Herz gewonnen hat; wenn sie dazu noch lesen und schreiben kann, so ist sie vollkommen; der Beduine scheint einen besondern Haß gegen sie zu haben. Er wandte sich dann zum Beduinen und bot ihm zweitausend Silberdrachmen. Der Beduine stellte sich aufgebracht und sagte: „Bei Gott! du kannst gehen, ich verkaufe dir nicht einmal das Stück Tuch, das sie bedeckt, für zweitausend Drachmen; lieber behalte ich

sie und lasse sie mit Kameelen auf die Waide gehen und die Mühle herumdrehen; ich hielt dich für einen verständigen Mann, nun sehe ich, daß du dumm bist; drum geh, sonst mußt du noch manches Unangenehme hören.“ Der Kaufmann dachte: der ist närrisch, ich will jetzt vom Preise schweigen; doch, wenn er wollte, ich gäbe ihm gern Alles, was ich besitze. Er fragte dann: „Was hat sie für Kleidungsstücke bei dir?“ — „Bei Gott! das Stück Tuch, in das sie eingehüllt ist, ist noch zu viel für sie.“ — „Entschleihere einmal ihr Gesicht und zeige mir sie, wie es bei Sklavinnen üblich ist.“ — „Du kannst sie untersuchen, so lange du willst.“ — „Bewahre Gott! ich will nur ihr Gesicht sehen, das genügt mir schon.“

Der Kaufmann setzte sich ganz schüchtern neben sie und fragte sie: „Wie heißt du?“ — „Willst du meinen frühern oder meinen jetzigen Namen wissen?“ — „Hast du denn zwei Namen?“ — „Einst hieß ich Nusbat Assaman (Zeitlust), jetzt aber Ghussat Assaman (Zeitleid).“ Der Kaufmann, den diese Worte zu Thränen rührten, fragte sie dann, ob sie einen kranken Bruder habe? Sie antwortete: „Wohl, mein Herr! das Schicksal hat uns getrennt, er ist in Jerusalem.“ Als hierauf die Erinnerung an ihren Bruder ihren Augen wieder viele Thränen entlockte, streckte der Kaufmann die Hand nach ihrem Gesicht aus, um dieselben abzutrocknen; sie aber bedeckte ihr Gesicht und sagte: „Hüte dich, mich zu berühren, mein Herr!“ Der Beduine, der dies sah und glaubte, sie wolle sich nicht von ihm untersuchen lassen, fiel mit der Kameelpeitsche, die



er in der Hand hatte, über sie her und schlug sie, bis sie zu Boden stürzte, aus Mund und Nase blutete und ohnmächtig ward. Der Kaufmann, den dieser Auftritt tief ergriff, dachte bei sich: Bei Gott! ich will diese Sklavin kaufen, wenn ich sie auch mit Gold aufwiegen müßte, um ihr vor diesem Tyrannen Ruhe zu schaffen. Als sie wieder zu sich kam, wischte sie ihre Thränen und ihr Blut mit einem Lumpen ab, hob ihr Auge gen Himmel und sagte weinend und mit trauriger Stimme folgende Verse:

„O hab' Mitleid mit der Edlen, die durch Gewalt so erniedrigt worden,
die viele Thränen vergießt und denkt: wann wird diese Pein enden?“

Sie sagte dann leise zum Kaufmann: „Ich beschwöre dich bei Gott! laß mich nicht bei diesem gottlosen Uebelthäter, lieber wollte ich mich umbringen, als nur noch eine Nacht bei ihm zubringen; kaufe mich für jeden Preis und befreie mich! Gott wird dich auch von der Pein der Hölle befreien.“ Der Kaufmann sagte zum Beduinen: „Mißhandle diese Sklavin nicht so; sag' mir, was du für sie willst!“ — „Biete nur recht viel, dann kannst du sie haben; wo nicht, so geh deines Weges, ich behalte sie, daß sie Mist trage und die Kameele auf die Weide führe.“ — „Nun, so höre ein einziges Wort: ich gebe dir fünfzigtausend Drachmen.“ — „Gott heißt dich noch mehr bieten.“ — „Nun, siebenzigtausend.“ — „Sie kostet mich ja mehr; sie hat für neunzigtausend Drachmen Gerstenbröckchen bei mir gegessen.“ — „Bei Gott! du und deine ganze Familie, ihr habt in euerm ganzen Leben nicht für tausend Drachmen Brod gegessen; doch, nun höre mein letztes Wort: ich gebe dir hunderttausend Drachmen, bist du nicht zufrieden, so werde ich dem Statthalter von Damaskus einen Wink geben und er wird sie für Nichts mit Gewalt nehmen.“ Der Beduine willigte ein, und sobald der Kaufmann ihm das Geld brachte, machte er sich damit sogleich auf den Weg nach Jerusalem, denn er hoffte auch ihren Bruder zu täuschen und als Sklaven zu verkaufen.

Der Kaufmann bedeckte Nushat Assaman mit einem Tuche, führte sie in sein Haus und ließ ihr sehr kostbare Kleider zuschneiden. Nach einigen Tagen ging er mit ihr auf den Bazar und kaufte ihr einen schönen goldenen Schmuck, legte ihn in ein Kästchen mit Atlas überzogen und sagte ihr: „Ich schenke dir, was du willst, nur bitte ich dich, wenn ich dich dem Statthalter von Damaskus vorstelle, sage ihm, wie Meuer ich dich gekauft; es ist freilich wenig, denn der Abschnitt deines Nagels ist mehr werth, aber immerhin habe ich doch eine schöne Summe für dich gegeben; sage ihm auch, wie ich dich behandelt habe, und bitte ihn, daß er mir einen Empfehlungsbrief an seinen Vater Omar gebe, damit ich gar keinen Zoll von meinen Waaren zu bezahlen habe.“ Als Nushat Assaman dies hörte, weinte sie. Da sagte der Kaufmann: „Ich merke,

daß du weinst, so oft ich von Bagdad spreche: kennst du etwa Jemanden daselbst? Sage mir es, bei Gott! denn ich kenne dort alle Kaufleute.“ — „Mein Bekannter ist weder ein Kaufmann, noch sonst ein Privatmann: ich kenne den König Dmar, den Herrn von Bagdad.“ Der Kaufmann, der außer sich vor Freude war und schon seinen Zweck erreicht zu haben glaubte, fragte sie: „Hast du etwa bei ihm früher gedient?“ — „Nein,“ erwiderte Nushat Assaman, „sondern ich bin mit seiner Tochter erzogen worden, und ich war ihm sehr theuer; wenn du also von Dmar einen Freibrief begehrt, so bringe mir nur Dinte und Papier, ich gebe dir auch ein Briefchen an ihn; sage ihm nur, Nushat Assaman sey vom Schicksal heimgesucht und als Sklavin verkauft worden, und befinde sich jetzt beim Statthalter von Damascus.“

Schebersad unterbrach hier ihre Erzählung, setzte sie aber in der folgenden Nacht also wieder fort:





Sechshundert und sechsundfünfzigste Nacht.

Der Kaufmann, über Ruschat Assamans Beredsamkeit erstaunt, sagte: „Ich glaube nicht, daß du eine Sklavin bist; ich glaube, du bist nur aus Muthwillen verkauft worden; du kannst also lesen und schreiben?“ — „Noch viel mehr, als dies,“ versetzte Ruschat Assaman: „ich verstehe auch Chemie und Medizin; ich habe Galen, Avicenna und Ibn Beitar gelesen; ich habe Theologie, Geschichte, Grammatik, Logik, Rhetorik, Mathematik und Philosophie studirt, und selbst über Metaphysik geschrieben; ich habe immer unter Gelehrten gelebt und mit ihnen über die schwierigsten theologischen Streitfragen disputirt; doch bringe mir jetzt Dinte und Papier!“ Als der Kaufmann dies hörte, rief er: „Heil dem, der dich in seinem Schlosse besitzt!“ Er holte dann, was sie wünschte, und überreichte es ihr mit einer tiefen Verbeugung; sie nahm Papier und Kalam und schrieb folgende Verse:

„Warum ist der Schlaf aus meinen Augen gewichen? Hast du sie durch deine Trennung das Wachen gelehrt? Bei dem Gedanken an dich entzündet sich eine helle Sehnsuchtsflamme in meinem Herzen; denn nie wollte ich von dir scheiden, aber wer kann seinem Gesichte entgehen? Wie schön waren die verflohenen Tage, doch sie sind dahin mit allen ihren Freuden; höre meine Klagen über unsre Trennung, sie sind so ergreifend, daß sie Steine erweichen.“

Sie schrieb dann darunter:

„Von der, die der Kummer niedergeschlagen, die das Wachen geschwächt, die in ihrer Dunkelheit kein Licht findet und den Tag nicht von der Nacht unterscheiden kann, die stets sehnsuchtsvoll nach den Sternen blickt. Von der traurigen und von ihrer Familie und Heimath entfernten Ruschah Affaman.“

Ruschah Affaman versiegelte dann das Briefchen und überreichte es dem Kaufmann. Der Kaufmann bewunderte ihren schönen Styl, nahm das Briefchen mit



Freude an und versprach sich viel Glück davon. Er behandelte sie nun mit so vieler Achtung, daß er selbst auf den Markt ging, um für sie einzukaufen, und des Abends schickte er sie in's Bad.

Als Ruschah Affaman im Bade war, schickte ihr der Kaufmann ein Badmädchen, um sie zu waschen und anzukleiden, und sagte diesem Mädchen: „Wenn sie angezogen ist, so laß mich es wissen.“ Während sie badete, ließ er die kostbarsten Speisen, Süßigkeiten und Früchte zubereiten und auf das Sopha des Vorsaals bringen, und als sie herauskam, aßen sie mit einander, bis sie satt waren, und schenkten das Uebrige den Bedienten des Bads.

Am folgenden Morgen brachte ihr der Kaufmann die schönsten und theuersten Kleider und den kostbarsten Schmuck, goldne Ohrringe mit großen Perlen und Diamanten für tausend Drachmen, eine goldne Kette mit Smaragdsteinen, einen

Rosenkranz von Ambra, kurz, Kleidung und Juwelen waren von unendlich hohem Preise. Als sie angekleidet war, bat sie der Kaufmann, sich zu verschleiern und ihm zu folgen. Auf der Straße erstaunten alle Leute, die sie sahen, und sagten: „Wohl dem, der eine solche Sklavin besitzt.“ Der Kaufmann führte sie in Scharkans Schloß und bat, vorgelassen zu werden. Als er die Erlaubniß erhielt, vor Scharkan zu erscheinen, verbeugte er sich und sprach: „O glückseliger, einsichtsvoller Herr! ich bringe dir ein Geschenk aus fernem Lande, dergleichen in dieser Zeit höchst selten ist: ein Mädchen voller Reize und Tugenden.“ Als Scharkan sie zu sehen wünschte, ging der Kaufmann hinaus, holte Nusbat Assaman und stellte sie ihm vor.

Der Tag unterbrach hier die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherzad folgendermaßen fortgesetzt wurde:



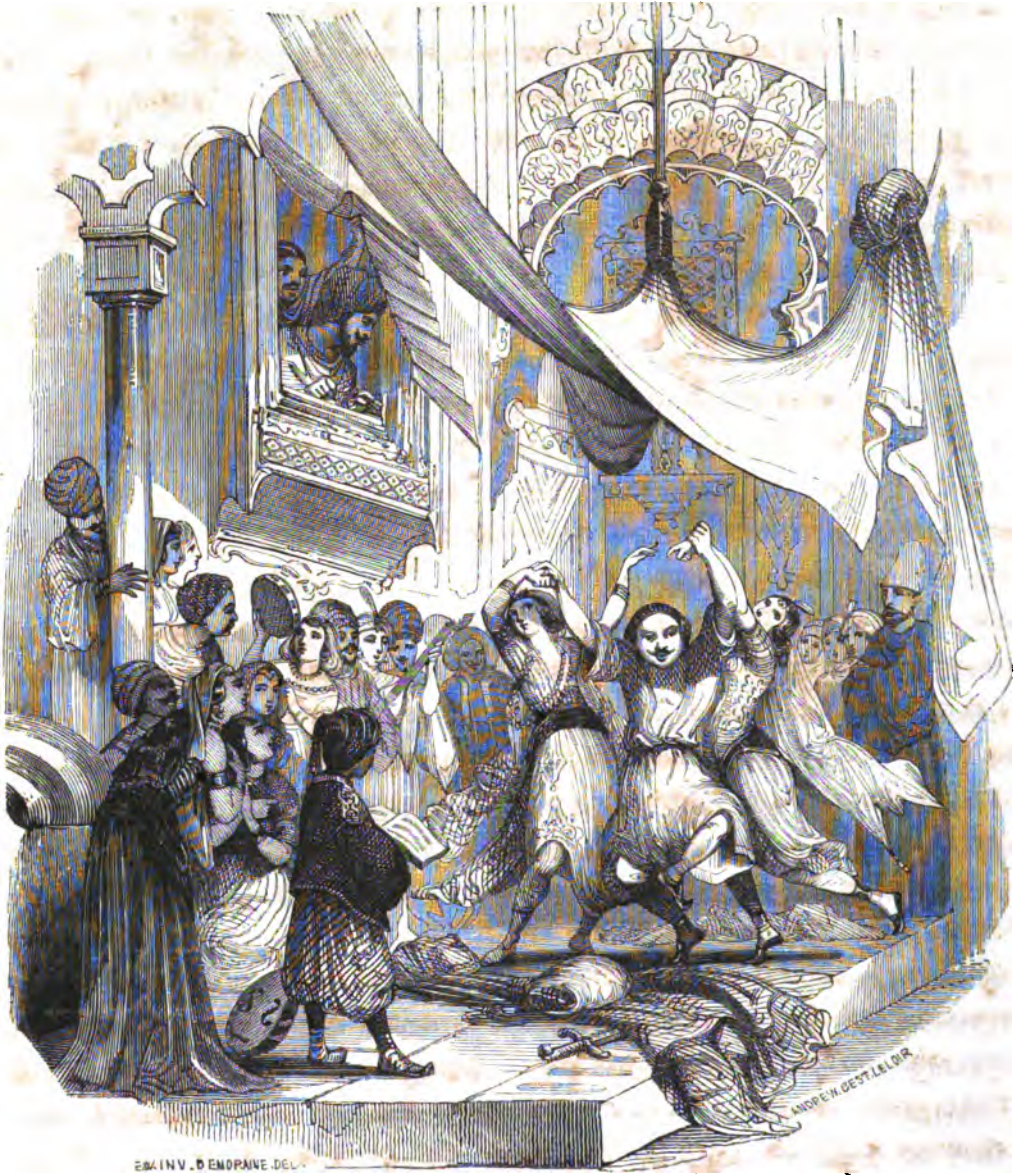


Sechshundert

und

siebenundfünfzigste Nacht.

Scharkan kannte Nushat Affsaman nicht, denn aus Haß zu ihr und ihrem Bruder hatte er sie ja verlassen, als sie noch klein waren; doch fühlte er sich, ohne zu wissen warum, so sehr zu ihr hingezogen, daß er dem Kaufmanne sagte, er wolle ihm das Geld, das er für sie ausgegeben, wieder erstatten und sie bei sich behalten. Der Kaufmann sagte: „Ich schenke sie dir, jedoch nur unter der Bedingung, daß du mir ein Empfehlungsschreiben an deinen Vater gibst, daß ich gar keine Abgaben in seinem Lande zu entrichten habe.“ Scharkan erwiderte: „Recht gern; doch sage mir, was hast du für sie gegeben?“ — „Ich habe sie für hunderttausend Dinare gekauft und eben so viel für ihre Kleidung ausgegeben.“ — „Ich bin so sehr mit ihr zufrieden, daß mein Schatzmeister dir dreihunderttausend Dinare ausbezahlen soll.“ Scharkan ließ dann die vier Khadi's der Stadt kommen und den Kaufmann in ihrer Gegenwart ausbezahlen; dann sagte er: „Ich erkläre hiermit, daß ich diesem Mädchen vor dem Angesichte Gottes die Freiheit schenke und sie zur Gattin nehme.“ Die Khadi's schrieben sogleich den Freibrief und den Ehe-Contract, und Scharkan streute Gold und Silber unter den Umstehenden aus. Er ließ dann einen Firman ausfertigen, wodurch der Kaufmann für immer von allen Abgaben freigesprochen wurde, auch schenkte er ihm noch ein Ehrenkleid und



EMANV. D'EMPRINE DEL.

ANDREY GUSTALOR

andere Kostbarkeiten. Da er aber auch wissen wollte, ob die Sklavin wirklich so gelehrt sey, wie sie ihm der Kaufmann schilderte, ließ er die vier Rhadi's ein gelehrtes Gespräch mit ihr anknüpfen, woraus sich bald ergab, daß der Kaufmann sie noch viel zu wenig gerühmt hatte. Die Rhadi's gestanden, sie haben in ihrem Leben in den gelehrtesten Büchern nicht so viel Schönes gefunden, als sie zu sagen wußte. Bald sprach man in der ganzen Stadt so viel von ihr, daß die Frauen der Biziere, Fürsten und Großen des Reichs herbei kamen, ihr die Hand küßten und sich mit ihr unterhielten. Alle waren über ihren Geist, ihre Bildung, ihre Beredsamkeit und ihre Liebenswürdigkeit so erstaunt, daß sie sagten: „Die war nie Sklavin: das ist eine Königin oder eine Prinzessin.“

Scharkan sagte dann zu seinen Dienern: „Eilt nun und bereitet Alles zur Hochzeit vor, und bringt die kostbarsten Speisen herbei;“ auch bat er die Damen, noch so lange bei Nushat Assaman zu bleiben, bis sie des Abends hochzeitlich geschmückt seyn würde. Die Diener stellten besondere Tische für Männer und besondere für Frauen auf. Alle Sängerrinnen und Musiker aus Damaskus wurden herbeigerufen, und die vornehmsten Bewohner der Stadt zur Hochzeit geladen. Des Nachts wurde die ganze Stadt, vom Thore bis an's Schloß, beleuchtet. Die Kammermädchen gingen dann mit Nushat Assaman in ein besonderes Zimmer, fanden sie aber so natürlich schön, daß sie wenig mit ihr zu thun hatten. Scharkan ging indeffen in's Bad, und als er zurückkam, stellte man ihm die Braut siebenmal in verschiedener Kleidung vor, und ließ sie dann allein besfassen. Scharkan liebte Nushat Assaman täglich mehr, und seine Freude war grenzenlos, als sie ihm nach einiger Zeit ihre Schwangerschaft anzeigte. Er ließ es sogleich in der ganzen Stadt bekannt machen, und die Biziere und Staatsräthe kamen freudig zu ihm, um ihm Glück zu wünschen. Sobald er wieder allein war, ließ er durch seinen Geheimsekretär seinem Vater schreiben: „Er habe eine durch Bildung, Verstand und Kenntnisse ausgezeichnete Sklavin gekauft, sie befreit und geheirathet, und nun sey sie schon in gesegneten Umständen; er werde sie ihm einmal später schicken, damit sie seinen Bruder und seine Schwester auch kennen lerne; zum Schlusse grüßte er seine Geschwister, den Bizier Dendan und die übrigen hohen Staatsbeamten. Nach einem Monate kehrte der Bote, der diesen Brief Dmar überbrachte, nach Damaskus mit folgender Antwort zurück:

„Von dem Traurigen und Niedergeschlagenen wegen der Trennung Derer, die ihm theuer sind, vom König Dmar, der über das Scheiden seiner Kinder befürtzt ist, an seinen theuren Sohn Scharkan: Wisse, mein Sohn, daß es mir durch deine Abreise

so unheimlich zu Hause ward, daß ich auf die Jagd ritt; dies benutzte dein Bruder, dem ich, aus Furcht vor einem Unglück, nicht erlaubte, zu wallfahren, um mit seiner Schwester heimlich den Pilgern zu folgen. Ich erwartete mit Sehnsucht die Rückkehr der Pilger und weinte Tag und Nacht, aber Niemand wußte etwas von ihnen; es ist, als wenn die Erde sie verschlungen hätte. Ich zog um ihretwillen Trauerkleider an, denn mein Herz ist sehr betrübt.“

Dann folgte in Versen:

„Ihr Bild entsehwindet mir keinen Augenblick, ich habe ihnen den höchsten Platz in meinem Herzen eingeräumt; hätte ich keine Hoffnung mehr auf ihre Wieberkehr, ich würde keine Stunde mehr leben, und besuchte mich ihr Bild nicht im Traume, ich könnte nie schlafen.“

Der Brief schloß mit vielen Grüßen und der Bitte: „Er möchte doch keinen Augenblick säumen, Nachforschungen anzustellen, um die Schande, die ihm eine solche Flucht zufügte, zu tilgen.“

Als Scharkan diesen Brief gelesen hatte, schmerzte ihn die Trauer seines Vaters, hingegen freute er sich über das Verschwinden seiner Geschwister. Er ging dann wieder zu Nushat Affaman, die er eben so wenig, als sie ihn kannte, und blieb Tag und Nacht bei ihr, bis sie von einer Tochter entbunden ward. Da überreichte sie ihm seine Tochter und bat ihn, ihr einen Namen zu geben. Scharkan antwortete: „Es ist nicht Sitte bei uns, dem Kinde vor dem siebenten Tage einen Namen zu geben.“ Als er dann am folgenden Tage sein Töchterchen küßte, sah er an seinem Halse eine der drei Perlen, welche Jbris aus Griechenland mitgebracht hatte. Er war außer sich vor Zorn und sagte: „Wehe dir, Sklavin! woher hast du diese Perle?“ Nushat Affaman antwortete: „Deine Mutter und alle Damen dieses Schlosses sind meine Dienerinnen; schämst du dich nicht, mich Sklavin zu nennen? Ich bin Herrin und dir zum Troste Königin und Prinzessin. Wisse, ich bin Nushat Affaman, Tochter des Königs Dmar, des Herrn von Bagdad und Chorasan.“ Bei diesen Worten fing Scharkan an zu zittern, ward blaß und verlor das Bewußtseyn.

Als er wieder zu sich kam und über die Sache nachdachte, sagte er ihr, ohne sich zu erkennen zu geben: „Wenn du die Tochter des Königs Dmar bist, wie bist du denn verkauft worden und wie so hast du deinen Vater verlassen?“ Da erzählte sie ihm die ganze Geschichte ihrer Pilgerfahrt mit ihrem Bruder; die des Beduinen, der sie geraubt, und des Kaufmanns, der sie von ihm gekauft.

Hier unterbrach Scheherzad ihre Erzählung; in der folgenden Nacht fuhr sie fort:



Sechshundert und achtundfünfzigste Nacht.

Scharkan hatte nun keinen Zweifel mehr, daß er wirklich seine Schwester von väterlicher Seite geheiratet, und beschloß, sie einem seiner ersten Offiziere zur Frau zu geben, damit, wenn einmal das Geheimniß entdeckt würde, er sagen könne, sie sey schon vor ihrer Schwangerschaft seine Gattin gewesen. Er sagte ihr in einem sanften Tone: „O Rusbat Assaman! du bist meine Schwester, ich bin Scharkan, der Sohn Dmars; der Pfeil des Schicksals hat uns getroffen, und wir mußten vollbringen, was im Himmel beschlossen war. Es gibt keinen Schutz und keine Hülfe, außer bei Gott, dem Erhabenen; wir sind Gottes und kehren zu ihm zurück: er möge mir mein großes Verbrechen verzeihen.“ Als Rusbat Assaman dies hörte, weinte sie heftig, schlug sich in's Gesicht und rief ganz außer sich: „Was soll ich meinem Vater antworten, wenn er mich fragt, woher ich diese Tochter habe?“ Scharkan antwortete: „Meine Absicht ist, dich mit meinem ersten Schloßverwalter zu verheirathen und das Kind bei ihm erziehen zu lassen, und hier sagen wir Niemand, daß wir Geschwister sind; so kann Alles geheim bleiben.“ Einige Monate, nachdem der Verwalter Rusbat Assaman geheiratet und das Kind, welches man Kadha nannte, zu sich genommen hatte, erhielt Scharkan folgenden Brief von seinem Vater:



„Wisse, o theurer König! daß ich noch immer wegen der Trennung von meinen Kindern in großer Trauer bin und keine Nachtruhe finden kann; wenn du daher diesen Brief empfängst, so schicke mir die Sklavin, die du geheirathet und von der du mir geschrieben hast, sie sey so schön, so gelehrt und so verständig; ich wünsche sehr, sie zu sehen und kennen zu lernen; schicke mir auch die Abgaben von Damaskus, denn es ist vor zwei Monaten ein altes, frommes, gottesfürchtiges Weib mit fünf Jungfrauen zu mir gekommen, deren Gelehrsamkeit gar nicht zu beschreiben ist. Sie gefielen mir so gut, daß ich sie sogleich in mein Schloß nahm und die Alte fragte, wie theuer diese Mädchen wären? Die Alte antwortete mir: sie würde sie nur für die diesjährigen Abgaben von Damaskus hergeben. Diese Forderung schien mir wahrlich nicht zu groß, denn eine allein ist so viel werth; darum gewährte ich ihr auch ihren Wunsch. Die Jungfrauen sind nun in meinem Schlosse, und die Alte wartet, bis die Abgaben von Damaskus ankommen; eile daher, sie mir zuzusenden, und schicke auch die Sklavin mit: ich will sehen, ob sie die Meinigen an Kenntnissen übertrifft. Ich werde sie nicht lange hier behalten und sie dir königlich beschenkt mit allerlei Kostbarkeiten Bagdads zurückschicken.“

Als Scharkan diesen Brief gelesen hatte, ging er damit zu seinem Schwager, ließ Rusbat Assaman rufen, machte sie mit dem Inhalte desselben bekannt und fragte sie, was wohl hierauf zu erwidern sey? Da Rusbat Assaman sich sehr nach

ihrem Vater sehnte, sagte sie: „O mein Bruder, schicke mich mit meinem Gatten nach Bagdad, daß ich meinem Vater erzähle, wie es mir auf der Pilgerfahrt ergangen; ich will ihm sagen, du habest mich mit dem Verwalter verheirathet, sobald du mich gekauft und befreit hattest; auch meine Tochter Kadha will ich mit mir nehmen.“ Scharkan ließ Alles zur Reise vorbereiten, gab dem Verwalter das nöthige Geld, sorgte für Kameele, Diener und Maulesel, nahm Abschied von seiner Schwester und ihrem Gatten, und ließ sie von einer Abtheilung Truppen mit dem Tribut von Damascus begleiten. Diese Karavane war es, welche Dhul Makan vorüberziehen sah und der er sich mit dem Badheizer anschloß.

Hier unterbrach Schehersab ihre Erzählung. In der nächsten Nacht begann sie, wie folgt:





Sechshundert und neunundfünfzigste Nacht.

Nach fünf Tagen erreichte die Karavane Hama, wo sie drei Tage ausruhte; von hier zog sie nach Mosul, wo sie wieder einige Tage verweilte, so daß dem Badheizer bald der Proviant ausging. Dhul Makans Sehnsucht nach seiner Heimath und seiner Familie ward immer heftiger, je näher er derselben kam; eines Nachts, als der Wind aus Irak ihn anwehte, recitirte er folgende Verse:

„O Freunde, wie lange muß ich noch meine Liebe geduldig verbergen, ohne daß ein Bote mir Nachricht von euch bringe? O möchte doch die Stunde der Vereinigung nahe, und die Tage der Trennung bald zu Ende seyn!“

Da sagte ihm der Badheizer: „O mein Freund, laß doch dieses Weinen und Jammern, wir sind in der Nähe des Zeltes des Schloßverwalters.“ Dhul Makan erwiderte: „Ich kann mich nicht fassen, ich muß durch Verse das Feuer meines Herzens zu löschen suchen.“ Er wandte dann sein Gesicht gegen Bagdad, recitirte noch einige Verse und weinte, bis er ohnmächtig ward,

Rushat Assaman, welche diese Nacht viel an ihren Bruder dachte und vor Kummer nicht schlafen konnte, fühlte sich leichter, als sie ihn hörte, und befahl ihrem Diener, den Mann herbeizuholen, der in der Nähe ihres Zeltes Verse recitirte. Der

Diener antwortete: „Ich habe Niemanden gesehen, noch gehört, die Leute schlafen alle.“ Aber Rusbat Assaman erwiderte: „Sieh dich um und bring' mir den, der wacht, der ist's gewiß, der Verse recitirte.“

Der Diener ging im Lager umher, bis er zu Dhul Makan und dem Badheizer kam; als dieser ihn sah, fiel er fast in Ohnmacht vor Furcht. Der Diener sagte ihm: „Wehe dir, du bist's, der eben Verse recitirt hat; meine Herrin hat dich gehört.“ Der Badheizer, welcher glaubte, die Verwalterin sey dadurch vom Schlafe geweckt worden, fürchtete sich, ja zu sagen, und schwur bei Gott, er habe keine Verse recitirt. Da schrieb ihn der Diener an: „So sage mir, wer es war; da du doch wachst, mußt du es wissen.“ Da aber der Badheizer besorgte, der Diener möchte Dhul Makan etwas zu Leid thun, schwur er bei Gott, er kenne ihn nicht. „Du lügst, Teufel, es ist ja außer dir und dem Jungen Niemand hier?“ — „Es war ein Reisender, der vorüberging und auch mich im Schlafe störte, aber ich kenne ihn nicht.“ — „Wenn du ihn wieder siehst, so ergreife ihn: ich lasse ihn hängen.“ — „Gut, geh nur, ich führe dir ihn zu, wenn er wiederkommt.“ Der Diener kehrte nun zu seiner Herrin zurück und erzählte ihr, was er vom Badheizer gehört. Indessen kam Dhul Makan wieder zu sich, der Mond hatte eben die Mitte des Himmels erreicht, die Nachtigallen zwitscherten, da erhob auch er seine Stimme und wollte singen; aber der Badheizer sagte ihm: „Was beginnst du da? weißt du, daß ich dem Tode nicht entgangen wäre, wenn ich nicht den Diener des Verwalters gewonnen hätte, der, während du in Ohnmacht lagst, mit einem großen Haselnußstocke kam und den, der Verse recitirte, suchte? Ich bitte dich also, laß die Gedichte für diese Nacht, die ja bald vorüber seyn wird.“ Als Dhul Makan dies hörte, weinte er heftig und sagte: „Wer will mir verbieten, Verse zu recitiren? Es geschehe, was da wolle, ich bin nun meiner Heimath nahe und frage nach dem Verwalter und seinem Diener nicht.“ Der Badheizer entgegnete: „Das ist eine Lust des Satans: was nützen diese Verse, die uns Beide in den Abgrund stürzen können? Bei Gott, wenn du es nicht unterläßt, so werde ich nicht länger bei dir bleiben, obschon ich beschlossen hatte, mich nie von dir zu trennen. Wir sind ja so müde vom Gehen und Wachen und haben nichts zu essen mehr, was brauchst du Verse zu recitiren?“ Aber Dhul Makan ließ sich nicht abhalten, noch einige Verse zu singen, in denen er über die lange Trennung klagte und über die Nähe seiner Heimath sich freute, bis er wieder bewußtlos hinfiel. Der Badheizer deckte ihn mit seinem Mantel zu und sagte: „Bei Gott, du widerstehst deinem Satan nicht.“ Rusbat Assaman, welche noch immer vor Sehnsucht nicht eingeschlafen war, hörte auch dieses Gedicht wieder, das so gut für

ihren Zustand paßte; sie weinte lange, rief dann den Diener wieder und sagte ihm: „Wehe dir! ich höre denselben Mann, wie früher, wieder singen, ganz in unsrer Nähe; du bist ein träger Mensch und hast dich nicht recht umgesehen; bei Gott, wenn du mir ihn nicht gleich herbringst, so wecke ich den Verwalter, daß er dich prügle und fortjage. Geh und nimm hundert Dinare mit, suche ihn auf, gib ihm das Geld und bring' ihn her,



thu' ihm aber ja nichts zu Leid; wenn er nicht kommen will, so gib ihm den Beutel dort mit tausend Dinaren, erkundige dich, wer er ist, was er treibt, woher er ist und laß ihn in Frieden; komm' aber ja nicht wieder und sage: ich habe ihn nicht gesehen, sonst, bei Gott, geht's dir nicht gut.“

Der Diener ging mißmuthig weg und schlug und trat die Leute, die umher lagen und schliefen, bis er wieder zum Badheizer kam, der mit entblößtem Haupte darsaß. Er fragte ihn, ob er nicht eben wieder ein Lied gesungen habe? Da der Badheizer den Diener zornig sah, sagte er aus Furcht: „Bei Gott, mächtiger Führer, ich war es nicht!“ — „Bei Gott, Unglückseliger!“ rief der Diener: „ich lasse dich nicht, bis du mir zeigst, wer gesungen hat, denn ich habe sonst Alles von meiner Herrin zu befürchten.“ Der Badheizer weinte vor Furcht und hielt sich und seinen Freund für verloren. Er küßte dann dem Diener die Hand und sagte: „Bei Gott, ich war es nicht und kenne auch den Sänger nicht; versündige dich nicht an mir, ich bin ein unglücklicher Mann aus Jerusalem.“ — „So folge mir zur Herrin und erzähle ihr deine Leiden, denn außer

dir wacht doch Niemand hier.“ — „Du kennst mich ja und weißt, wo ich liege, weißt auch, daß die Wache Niemanden von seinem Plage weichen läßt; geh also deines Weges, und wenn du noch Jemanden singen oder Verse recitiren hörst, so will ich es gewesen seyn oder wenigstens ihn angeben.“ Er küßte dann dem Diener so lange die Hand, bis er sich bewegen ließ, wegzugehen; da er sich aber fürchtete, zur Herrin zurückzukehren, machte er einen Umweg und blieb dann hinter dem Badheizel stehen, um zu hören, wer wieder singen würde. Kaum glaubte der Badheizel, daß der Diener weggegangen; so weckte er Dhul Makan und erzählte ihm, was sich wieder mit dem Diener zugetragen. Dhul Makan sagte: „Laß mich, ich kümmere mich um Niemanden, ich bin meiner Heimath nahe.“

Hier schwieg Schehersad, um in der nächsten Nacht weiter zu erzählen:





Sechshundert und sechzigste Nacht.

Der Badheizer sagte zornig zu Dhul Makan: „Wie, du willst uns mit Gewalt in's Verderben stürzen? kannst du nicht ruhig bleiben? Die Herrin ist krank und müde und kann nicht schlafen, und hat nun schon zweimal ihren Diener geschickt, um zu sehen, wer sie stört.“ Aber Dhul Makankehrte sich nicht daran und fing wieder an, Verse zu singen. Der Badheizer, außer sich vor Angst und Zorn, steckte ein Tuch zwischen die Zähne, ging von ihm weg und blieb in der Ferne stehen. Da sah er, wie der Diener sich Dhul Makan näherte und ihm sagte: „Friede sey mit dir und Gottes Segen und Barmherzigkeit! Ich suche dich nun schon zum dritten Male, meine Gebieterin wünscht dich zu sprechen.“ Dhul Makan erwiderte: „Was will diese Hündin von mir? Gott verdamme sie und ihren Gatten, und ihren Vater und ihre Mutter!“ Der Diener wagte es nicht, ihm Vorwürfe zu machen, weil seine Herrin ihm befohlen hatte, ihn mit der größten Schonung zu behandeln; er sagte ihm daher mit sanfter Stimme: „Mein Sohn, wir waren allerdings sehr kühn gegen dich, doch haben wir nichts Schlimmes mit dir vor; wir bitten dich nur, deine edlen Schritte zu uns zu lenken, du wirst zufrieden wieder entlassen werden, und eine frohe Botschaft wird deiner harren, so Gott will.“ Dhul Makan erwiderte: „Gut, in Gottes Namen!“ ergriff die Hand des Dieners und ging mit ihm bis zu Rusbat Assamans Zelt. Der Badheizer sah ihnen



nach und schrie: „Wehe, wehe! der Jüngling ist verloren; es gibt keinen Schutz und keine Hilfe, außer bei Gott, dem Erhabenen! Schade für diesen Jüngling; morgen werden sie ihn hängen.“ Er beschloß dann bei sich, nur diese Nacht noch hier zu bleiben und am folgenden Morgen auf seinem Esel wieder heimwärts zu reiten; denn, dachte er, am Ende könnte der Jüngling sagen, ich habe ihn geheißt, Verse recitiren, und es wäre auch um mich geschehen.

Als Dhul Makan vor der Thüre des Zelts war, ging der Diener hinein und sagte: „Meine Herrin! hier bringe ich dir den Sänger, den du verlangt hast; es ist ein wohlgestalteter Jüngling, dem man den Wohlstand ansieht.“ Nuschat Assaman, deren Blut in Wallung kam und deren Herz dem Verwandten entgegen pochte, sagte: „Laß ihn etwas recitiren, daß ich ihn in der Nähe höre; dann frage ihn, wie er heißt, wo er her ist und was er für ein Geschäft hat.“ Der Diener ging hinaus und sagte ihm, die Herrin wolle einige Gedichte von ihm hören und dann auch wissen, wer er sey? Dhul Makan erwiderte: „Ich will recht gerne etwas deklamiren, doch wenn deine Herrin nach meinem Namen fragt, so sage ihr: mein Name ist erloschen, mein Wesen hat sich verändert, mein Körper ist verwelt; meine Abenteuer sind groß, sie haben keinen Anfang und kein Ende, ich bin betäubter, als ein Betrunkener.“ Als Nuschat Assaman diese Klagen vernahm, weinte sie lange und ließ ihn durch den Diener

fragen, ob er von seinem Vater, seiner Mutter oder von einer Geliebten scheiden mußte? Dhul Makan antwortete: „Ich bin von Allen geschieden, die mir theuer sind; doch am schmerzlichsten fühle ich die Trennung von meiner theuren Schwester, mit der mich die Launen des Schicksals heimgesucht, das im Verborgenen wirkt.“ Rusbat Assaman wünschte, daß Gott ihn wieder mit ihr vereinigen möchte, und bat ihn, ihr etliche Verse über seinen Zustand zu recitiren.

Scheherzad schwieg; in der nächsten Nacht begann sie folgendermaßen:





und

einundsechzigste Nacht.

Dhul Makan recitirte einige Verse, in welchen er Rus hat Assamans Namen nannte. Als sie dies hörte, hob sie den Vorhang ihres Zeltes auf, um ihn zu sehen; sie erkannte ihn sogleich und schrie laut: „O mein Bruder, o Dhul Makan!“ Dieser erkannte sie ebenfalls und rief: „O meine Schwester, o Rus hat Assaman!“ Sie fielen dann einander in die Arme und wurden Beide ohnmächtig. Der erstaunte Diener bespritzte sie mit Rosenwasser, bis sie wieder zu sich kamen; da umarmten sie sich abermals und Rus hat Assaman sprach folgende Verse:

„Als wir uns wiedersehen, klagten wir einander, was uns begegnet war,
denn durch einen Boten lassen sich Klagen nicht gut mittheilen; eine gemietete
Klagefrau ist nicht wie eine wirklich Betrübte.“

Als Dhul Makan diese Verse hörte, drückte er seine Schwester noch einmal an seine Brust und sprach folgende Verse:

„Ich betrauerte unsere Trennung so sehr, daß ein Strom von Thränen aus
meinen Augen floss, und ich gelobte, daß, wenn das Schicksal uns wieder vereint,
meine Zunge nie mehr das Wort Trennung aussprechen sollte. Nun hat mich
aber die Freude so überrascht, daß auch sie mir Thränen hervorlockt. Mein
Aug' ist so sehr an Thränen gewöhnt, daß es nun vor Freude, wie einst vor
Trauer, weint.“

Nachdem sie eine Weile kofend beisammen vor der Thüre des Zelttes saßen, sagte Nushat Affaman zu ihrem Bruder: „Komm herein in's Zelt und erzähle mir, was dir seit unsrer Trennung widerfahren; ich will dir dann auch meine Abenteuer mittheilen.“ Dhul Makan bat sie, zuerst zu sprechen, und sie erzählte ihm Alles, was ihr widerfahren, bis endlich ein Brief von ihrem Vater kam, der sie zu sehen wünschte; und pries Gott, der es so fügte, daß sie nun zusammen ihren Vater wieder sähen, wie sie ihn verlassen. Sie bat ihn dann, ihr zu erzählen, wie es ihm ergangen seit seiner Krankheit in Jerusalem, und er berichtete ihr, wie ihn Gott einen Badheizer finden ließ, der ihn sorgsam pflegte und sein ganzes Vermögen für ihn aufwandte, und ihn so behandelte, wie sein Vater seinen Sohn behandelt. „Dieser Mann,“ sagte er, „hungerte, um mir zu essen zu geben; er litt Durst, um den meinigen zu stillen; ging zu Fuße, um mich reiten zu lassen, so daß ich wohl sagen kann: Gott hat nur durch ihn mein Leben erhalten.“ Nushat Affaman sagte: „Gott belohne ihn dafür, aber auch ich will seine Wohlthaten ihm vergelten, so viel ich es vermag.“ Sie rief dann den Diener und schenkte ihm den Beutel Geld, den sie ihm für den Sänger gegeben, weil sie durch ihn mit ihrem Bruder vereinigt worden, und befahl ihm, schnell den Verwalter zu rufen. Als dieser in das Zelt seiner Gattin kam und einen Jüngling bei ihr sah, fragte er erstaunt: „Wer ist dieser Fremde?“ Nushat Affaman erwiderte: „Er ist



mein Bruder;" und erzählte ihm die ganze Geschichte, vom Anfang bis zu Ende; dann fuhr sie fort: „Wisse, mein Herr! du hast keine Sklavin, sondern eine Prinzessin geheirathet; ich bin Nushat Affaman, die Tochter des Königs Omar.“ Als der Verwalter dies hörte, freute er sich, auf diese Weise Schwager des Statthalters von Damask geworden zu seyn. Er ließ dann sein Gefolge und seine Diener rufen und befahl ihnen, für Dhul Makan ein Zelt aufzuschlagen und ihm eins von seinen besten Pferden zu bringen. Nushat Affaman sagte dann ihrem Bruder: „Da wir bald in unsre Heimath kommen, so wollen wir jetzt noch allein beisammen bleiben; wir haben einander doch schon so lange nicht gesehen.“ Der Verwalter schickte ihnen hierauf Wachlichter, Lampen und Süßigkeiten; auch sandte er drei Paar Kleider für Dhul Makan.

Auf Dhul Makans Verlangen wurden auch Diener mit einem guten Dromedar nach dem Badheizer geschickt, um ihn zu holen. Dieser war schon am Ende des Lagers, im Begriffe, seinen Esel zu satteln; er weinte heftig über die Trennung von seinem Freunde; dann rief er: „In Gottes Namen, ich habe ihn gewarnt, nicht zu sinnen, aber er ließ sich nicht abhalten und sagte: Ich bin meiner Heimath nahe und kümmere mich um Niemanden. Ich möchte nur wissen, ob er etwas gegen mich ausagt.“

Während der Badheizer so für sich hinsprach, erblickte er auf einmal den ihm wohlbekannten Diener mit mehreren andern Jungen; da sank er vor Furcht zusammen und ward ganz blaß, denn er glaubte, Dhul Makan habe ihn verrathen und seine Schuld ihm aufgebürdet, trotz aller Wohlthaten, die er von ihm empfangen. Noch mehr erschrak er, als der Diener ihm zurief: „Du Lügner, du brauchst deinen Esel nicht zu satteln, du Satan! Du sagtest, du wüßtest nicht, wer Verse recitirt, und es war doch dein Gefährte; nun laß dich nicht, bis wir nach Bagdad kommen: du sollst dort dein Schicksal theilen.“ Der Badheizer rief: „Es gibt keinen Schutz und keine Hülfe, außer bei Gott! Was ich befürchtete, ist zuetroffen.“ Auf ein Zeichen des alten Dieners hoben ihn dann die Jungen auf den Dromedar und folgten ihm. Der Diener sagte ihnen aber leise: „Wer ihm ein Haar verletzt, der muß es büßen; thut ihm nichts zu Leid und behandelt ihn mit Anstand!“ Als sich der Badheizer von so vielen Dienern umgeben sah, verzweifelte er am Leben und sagte dem Alten: „O Oberster! ich bin weder ein Bruder, noch sonst ein Verwandter dieses Jünglings, sondern ich habe ihn krank gefunden, aus Mitleid gepflegt und hierher begleitet.“ Aber der Zug ging fort, der Badheizer mußte schweigen und der Diener sagte ihm bloß: „Du und der Jüngling, ihr habt meine Herrin mit euren Versen ermüdet.“ Als sie dann hinter dem Zelte des Verwalters abstiegen, wurde ihnen eine Schüssel voll Speise gereicht; der Diener aß

mit dem Badheizer aus einer Schlüssel, aber dieser weinte noch immerfort wegen der Trennung von Dhul Makan. Die Karavane brach dann bald auf und reisete in einem fort, bis nur noch eine Strecke von drei Tagen nach Bagdad übrig blieb; da ruhte sie eine Nacht aus. Am folgenden Morgen wollte man wieder aufsitzen und aufpacken, als man auf einmal in der Ferne einen dichten Staub entdeckte, der die ganze Atmosphäre verdunkelte; er kam dann immer näher, bis man darunter viele Soldaten zu Pferd und zu Fuß mit Trommeln und Fahnen bemerkte; eine Abtheilung von etwa fünfhundert Reitern trennte sich dann von den Uebrigen und umzingelte den Verwalter.

Scheherzad bemerkte den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht setzte sie ihre Erzählung mit folgenden Worten wieder fort:





und

zweiundsechzigste Nacht.

Der Verwalter fragte die Reiter: „Wer seyd ihr, daß ihr mich wie einen Gefangenen behandelt?“ Der Anführer dieser Truppen versetzte: „Wer bist du? wo kommst du her und wo willst du hin?“ Der Verwalter antwortete: „Ich komme von Damask; Scharkan, der Statthalter von Damask, schickt mich zu seinem Vater Dmar nach Bagdad mit Geschenken und Tribut.“ Als sie dies hörten, bedeckten sie ihre Augen mit ihren Tüchern und sagten weinend: „Der König Dmar ist vergiftet worden; komm mit uns, wir führen dich zu unserm Bizier Dendan.“ Sie drängten sich nun mitten durch die Armee, bis sie zum Bizier gelangten. Dieser ließ schnell ein Zelt aufschlagen, setzte sich, ließ auch den Verwalter Platz nehmen und fragte ihn über seine Person aus; als er hörte, er bringe Geschenke für Dmar, weinte er, denn er hatte ihn sehr lieb, und sagte auch: „Dmar ist an Gift gestorben; die Geschichte seines Todes ist sehr lang, und es ist jetzt nicht Zeit, sie zu erzählen. Nach seinem Tode entspann sich ein großer Streit über dessen Nachfolger, bis endlich die vier Khadi's und alle Gelehrten sich versammelten und beschloßen, daß man nach Damask ziehen und Scharkan zum Sultan von Bagdad ernennen sollte. Manche wollten indessen Dmars zweiten Sohn

Digitized by Google



zum König haben, der so fromm war, daß er allein mit seiner Schwester nach dem Hedjas pilgerte; da man aber seither gar nichts mehr von ihm gehört hatte, so fiel die Wahl auf Scharkan, denn die Nothwendigkeit hat auch ihre Gesetze."

Der Verwalter erkannte aus dieser Rede, daß seine Gattin ihm die Wahrheit gesagt, und freute sich sehr mit der schönen Aussicht, Dhul Makan noch als Sultan zu sehen; er sagte zu Dendan: „Gepriesen sey der Alles Vermittelnde, der Jedem nach Wunsche beschert, ohne Rechenschaft zu geben. Bei Gott, dieses Ereigniß ist höchst wunderbar und verdient aufgezeichnet zu werden. Wisse, o mächtiger Herr! Gott hat Alles nach euerm Wunsche gefügt, indem er euch hier euern König Dhul Makan mit seiner Schwester Ruscha Assaman zuschickt.“ Der Vizier freute sich sehr mit dieser Nachricht und bat den Verwalter, ihm ihre ganze Geschichte zu erzählen, die wir zu wiederholen überflüssig finden. Als er damit zu Ende war, fiel der Vizier zu Boden und dankte Gott für seine Schickung; er theilte sie dann allen Fürsten und Vornehmen des Reichs mit. Das freudigste Erstaunen verbreitete sich allenthalben; die ganze Armee pries Gott, daß er sie nicht nöthigte, das Land Irak zu verlassen; die Häupter derselben begaben sich ehrfürchtvoll zum Verwalter und verbeugten sich vor ihm. Sie hielten dann, während die Truppen langsam vorwärts rückten, einen großen Rath, den der Vizier Dendan und der Verwalter leiteten, und Dhul Makan ward einstimmig zum König

von Bagdad gewählt. Der Verwalter beschloß dann, voraus nach Bagdad zu gehen, um Alles für den Empfang des Sultans vorbereiten zu lassen, und um Dhul Nafan, der mit Nusbat Affaman vorausgeeilt war, davon zu benachrichtigen, daß er statt seines Bruders zum Sultan von Bagdad erwählt worden.

Alle Großen drängten sich um den Verwalter vor seiner Abreise und baten ihn, sie bei ihrem Herrn zu empfehlen, daß er sie in ihrem Amte lasse.

Schehersad hielt inne, da sie den Anbruch des Tages bemerkte; in der nächsten Nacht erzählte sie weiter:

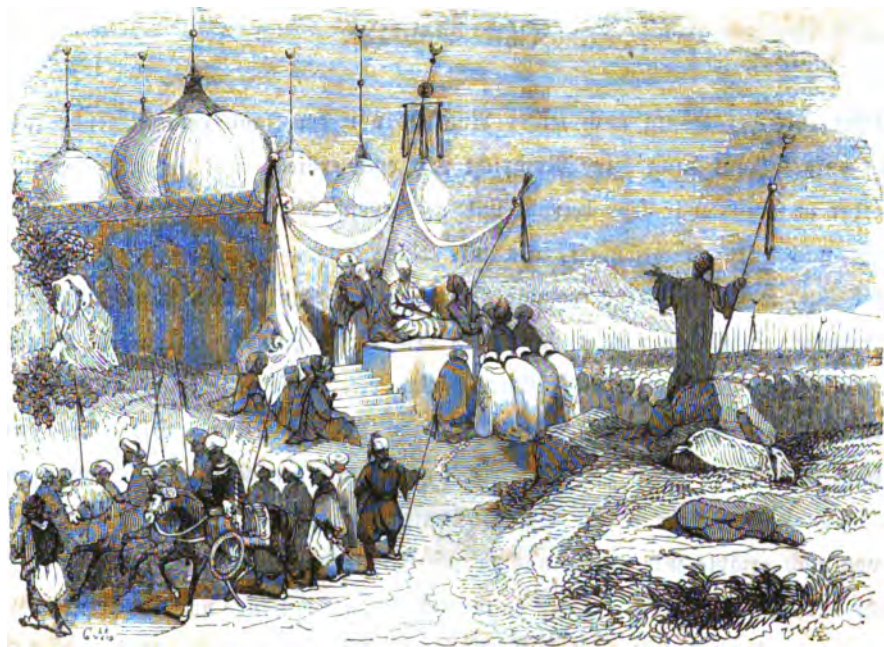




Sechshundert und dreiundsechzigste Nacht.

Der Verwalter machte sich dann mit seinen Dienern und Mameluken, höchst entzückt, auf den Weg und reiste in einem fort, bis er in's Lager kam, wo Dhul Makan mit Nusbat Affaman ihr Zelt aufgeschlagen hatten. Er ließ sich sogleich bei seiner Gattin melden, und erzählte ihr und ihrem Bruder Alles, was vorgefallen, tröstete sie über den Tod ihres Vaters und beglückwünschte Dhul Makan als Sultan. Dieser fragte: „Auf welche Weise ist denn mein Vater um's Leben gekommen?“ Der Verwalter antwortete: „Der Bizier Dendan, der morgen bei euch eintreffen wird mit der ganzen Armee, die dich zum Sultan erwählt, weiß Alles und wird es uns erzählen. Dir bleibt aber nichts übrig,“ setzte der Verwalter hinzu, „als die Regierung zu übernehmen; denn weigerst du dich und wird ein Anderer Sultan, so schwebt dein Leben in Gefahr.“ Dhul Makan beugte eine Weile den Kopf zur Erde, dann sagte er: „Ich nehme den Thron an; doch, mein Bruder Scharkan?“ — „Dieser,“ antwortete der Verwalter, „wird Sultan von Damask bleiben, du aber Sultan von Bagdad und Chorasán.“ Als Dhul Makan schwieg, überreichte ihm der Verwalter das königliche Gewand, das ihm der Bizier geschickt, und den Scepter; ließ dann abladen und an einem erhöhten Orte das königliche Zelt aufschlagen mit sieben Kuppeln, seidne Teppiche ausbreiten und einen Thron errichten; dann sorgte er für eine gute Küche und Wasserträger.

Raum waren diese Anstalten getroffen, als sich in der Ferne ein großer Staub zeigte, der die ganze Atmosphäre verdunkelte, und hervor kam eine tobende Armee, wie das Meer; es waren die Truppen von Bagdad und Chorasán, an deren Spitze der Vizier Dendan stand. Dhul Makan zog schnell sein königliches Kleid an, umgürtete das Regentenschwert, bestieg ein Pferd, das ihm der Verwalter vorsführte, ritt mit seinen Mameluken nach dem großen Zelte und setzte sich auf den Thron, mit dem Scepter auf den Knien. Der Verwalter stand als Untergebener vor ihm, und die Mameluken



bewachten mit gezogenem Schwerte den Eingang des Zeltes. Bald hörte man nichts mehr vor Pferdegewieher; die Häupter der Soldaten stiegen ab, und der Verwalter stellte sie immer, je zehn zu zehn auf einmal, dem Sultan vor, der ihnen viele Geschenke machte und die schönsten Hoffnungen gab, so daß sie Alle entzückt von ihm waren. Zuletzt trat der Vizier Dendan zum Sultan und weinte vor Freude, als er den Sohn seines Königs wieder erkannte. Dhul Makan bewillkommte ihn freundlich und sagte: „So hat der allwissende Gott es gewollt und Niemand konnte es ändern;“ dann gab er Befehl, die Tafeln für die Truppen zu ordnen, und nachdem sie gegessen hatten, erlaubte er ihnen, mehrere Tage auszuruhen, damit er ungestört beim Vizier bleiben und sich von ihm die Geschichte des Todes seines Vaters erzählen lassen könne.

Als die Leute sich zerstreut hatten, fragte Dhul Makan seine Schwester, ob sie die Erzählung von ihres Vaters Tode mit anhören wolle? und da sie viele Lust dazu hatte, kam sie mit ihm in sein Zelt und setzte sich hinter einen Vorhang; Dhul Makan setzte sich außerhalb des Vorhangs, ließ den Bizier Dendan rufen und bat ihn, ihm zu erzählen, auf welche Weise sein Vater ermordet worden. Der Bizier begann:

Geschichte der Vergiftung des Königs Omar durch die alte Ofat Dawaht.

Wisset, als der König nach seiner Rückkehr von der Jagd euch nirgends fand und auch ein halbes Jahr lang keine Nachricht von euch erhielt, gab er alle Hoffnung auf, euch wieder zu sehen, war sehr betrübt und niedergeschlagen, und weinte Tag und Nacht. Ein Jahr nach eurer Abwesenheit, als wir eines Tages bei ihm saßen, trat eine alte Frau vor ihn, welche wie eine fromme Nonne aussah, und führte fünf Jungfrauen von unbeschreiblicher Schönheit herein; sie hatten den Koran studirt, waren sehr gebildet und in der Geschichte, Philosophie und Moral bewandert. Die Alte war so beredt und sah so gottesfürchtig aus, daß der König sich ihr gleich näherte. Sie pries dann die Gelehrsamkeit und den Geist der Jungfrauen, und bat den König, sich davon zu überzeugen. Der König, dein seliger Vater, freute sich sehr und sagte zu den Jungfrauen: „Jede von euch erzähle mir etwas aus der Geschichte der ältern Völker!“

Jede der fünf Mädchen erzählte dann eine so unterhaltende und belehrende Geschichte aus der alten Zeit, daß der König an ihrer Gelehrsamkeit und Beredsamkeit nicht mehr zweifelte; er ließ daher der Alten mit den Jungfrauen das Schloß einräumen, das früher von der Königin Jbris bewohnt war, und sie zehn Tage lang mit den kostbarsten Speisen und Getränken bewirtheten. Die Verehrung des Königs für die Alte nahm immer zu, denn so oft er sie besuchte, fand er sie betend oder mit andern Andachtsübungen beschäftigt, und in demselben Maße wuchs auch seine Liebe zu den Jungfrauen. Als er sich am elften Tage nach dem Preise der Mädchen bei der Alten erkundigte, sagte sie ihm: „Die sind weder für Gold, noch für Silber, noch für Kupfer, noch für Getreide, noch für alle denkbaren Schätze feil; die kannst du nicht anders erlangen, als wenn du einen ganzen Monat lang jeden Tag fastest und die Nacht betend durchwachst.“¹

¹ Der Erzähler hat vergessen, daß sie früher, nach Omars Brief, die Einkünfte von Damascus forderte.

Der König willigte ein, und die Alte stieg noch im Ansehen bei ihm. Nach einigen Tagen sagte sie ihm: „Ich will dir dein Fasten erleichtern, gib mir nur ein Glas Wasser!“ Als ihr ein Glas Wasser gereicht ward, murmelte sie ein paar unverständliche Worte her, bedeckte das Glas mit einem Lumpen, versiegelte es und sagte dem König: „Trinke dies nach zehn Tagen, so wird alle Liebe zur Welt aus deinem Herzen schwinden, und es wird dir nicht schwer fallen, ganz der Gottesfurcht zu leben; ich gehe indessen zu meinen Freunden, welche als heilige Männer einsam leben, und nach zehn Tagen kehre ich wieder.“ Der König nahm das Glas und stellte es in ein Zimmer, zu dem Niemand Zutritt hatte, und steckte den Schlüssel zu sich. Er fastete nun zehn Tage nach einander, trank am elften das Wasser, das ihm die Alte gegeben, und befand sich sehr wohl und gestärkt darauf.

Mit diesen Worten unterbrach Scheherzad ihre Erzählung für diese Nacht; in der folgenden begann sie:





Sechshundert

und

vierundsechzigste Nacht.

Es sagt der Erzähler, daß der Bizier Dendan zu Dhul Makan also gesprochen: Die Alte kam dann wieder mit einer süßen Speise auf einem grünen Blatte, das aber keinem Baumblatte gleich, und grüßte deinen seligen Vater, der sie sehr freundlich bewillkommte, im Namen ihrer Freunde, und sagte ihm: „Sie schicken dir diese süße Speise aus jener Welt, du kannst diesen Abend damit dein Fasten brechen.“ Der König freute sich sehr, von heiligen Einsiedlern ein Geschenk zu erhalten. Er fastete nun wieder zehn Tage lang, und am elften Tage kam die Alte und sagte: „Ich habe den göttlichen Männern Alles erzählt, was zwischen uns vorgegangen; sie freuen sich sehr über unsere Freundschaft und wünschen, die Jungfrauen zu sehen, die ich dir gebracht, um sie Gebete zu lehren, welche dir Glück und Segen bringen; wer weiß, vielleicht erhältst du sie mit vielen Schätzen zurück.“ Dein Vater dankte ihr und sagte: „Zwar besitze ich Schätze genug, so daß ich keiner Geschenke bedarf, doch will ich mich deinem Willen nicht widersetzen; wann willst du sie mit dir nehmen?“ Die Alte antwortete: „Am siebenundzwanzigsten Tage; ich bleibe dann drei Tage aus und komme gerade zu Ende des Monats mit ihnen zurück, wenn sie durch dein Fasten die Deinigen geworden. Du mußt aber,“ fuhr sie fort, „auch einige von deinen Frauen mit ihnen schicken, um ihnen Gesellschaft zu leisten, und um ebenfalls von den frommen Männern gesegnet zu werden.“ Der König

erwiderte: „Ich werde meine griechische Skavin Safia mitschicken, denn sie ist über den Verlust ihrer beiden Kinder sehr unglücklich, damit sie gesegnet werde und ihre Kinder wiederfinde.“

Die Alte, welche nichts sehnlicher wünschte, als Safia zu entführen, versprach ihm, sie ihren Freunden zu empfehlen, und so ward sie mit den übrigen Jungfrauen der Alten überliefert. Ehe diese wegging, überreichte sie dem König einen versiegelten Becher und sagte ihm: „Am dreißigsten Tage geh in's Bad, dann schließe dich in ein



einsames Zimmer deines Schlosses ein, trinke diesen Becher aus und schlafe ein wenig; du wirst dann erreichen, was du begehrt, und die Wirkung meines Segens wahrnehmen.“ Der König dankte ihr freudig, küßte ihr die Hand und bat sie, fortzufahren für ihn zu beten.

Nach drei Tagen, als die Alte mit Safia und den Jungfrauen schon fern war, ging der König in's Bad und trank in seinem Zimmer, was ihm die Alte gegeben, und schlief ein. Wir erwarteten den König den ganzen Tag, aber er erschien nicht; da dachten wir, vielleicht schläft er so lange, vom Bade, vielem Fasten und Beten ermüdet; als wir aber auch am zweiten Tage ihn vergebens erwarteten, traten wir in sein Zimmer und fanden sein Fleisch zerrissen, seine Gebeine zerstückelt und voll mit

Wärmern. Wir untersuchten dann den Becher, der auf dem Tische stand, und fanden ein Blättchen im Deckel verborgen, auf welchem geschrieben war: „Der Uebelthäter Dmar ist nicht zu bedauern; so geht es dem, der Prinzessinnen entehrt; Ihr habt nicht königlich gegen Ibris gehandelt, die wir im Freien erschlagen fanden, nachdem sie Scharfan aus ihrer Heimath entführt und Dmar sie entehrt hatte; drum beschuldigt Niemanden über den Mord des Königs, es hat ihn kein Anderer vergiftet, als die alte gewandte Dfat Dawahi, die nun Safia dem mächtigen König der Griechen zurückbringt, um mit ihm Frieden zu schließen und bei ihm zu bleiben. Wir werden recht bald Krieg gegen euch führen und euer Land verheeren; es soll kein Haus stehen bleiben und keine Seele verschont werden, die Feuer anblasen oder das Kreuz anbeten könnte; ihr sollt die Bestätigung meiner Prophezeiung erfahren.“

In diesem Augenblicke bemerkte Schebersad den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht begann sie folgendermaßen:





und
fünfundsechzigste Nacht.

Da wir aus diesem Briefe die List der Alten erkannten, erzählte Dendan weiter, brachen wir in lautes Geschrei aus, schlugen uns in's Gesicht, zerrissen unsere Kleider und Turbane und weinten; doch Alles war vergebens. Nun waren unter den Truppen zwei Parteien, die Einen wählten deinen Bruder Scharkan, Andere wollten dich zum Sultan; die Sache blieb unentschieden, bis wir endlich nach einem Monate, da wir nichts von dir hörten, uns vereinigten und nach Damask ziehen wollten, um deinen Bruder abzuholen; aber gelobt sey Gott, der uns dich auf dem Wege finden ließ.

Als der Vizier mit seiner Erzählung zu Ende war, weinten Dhul Makan und seine Schwester und der Verwalter. Letzterer sagte dann zu Dhul Makan: „Nun hilft alles Weinen nichts, fasse Muth und befestige deine Regierung; wer einen Sohn, wie du bist, hinterläßt, der stirbt nicht.“ Dhul Makan beruhigte sich nach und nach und hielt Muserung über die Truppen. Am folgenden Morgen ließ er sich durch den Vizier die Schätze seines Vaters bringen und vertheilte sie unter die Truppen, auch schenkte er dem Vizier ein Ehrenkleid als Zeichen, daß er auf seinem Posten bleibe; die übrigen Großen beschenkte er ebenfalls und theilte auch zuletzt noch die Abgaben von Damask, die der Verwalter gebracht hatte, unter den Offizieren aus.

Alle verbeugten sich vor Dhul Makan, wünschten ihm langes Leben und sagten: „Wir haben nie einen so freigebigen König gesehen.“ Jeder zog sich dann in sein Zelt zurück, und nach dreitägigem Rasten brachen sie nach Bagdad auf. Die ganze Stadt war bei ihrem Einzuge beleuchtet. Dhul Makan begab sich in das Schloß seines Vaters, setzte sich auf den Thron, von dem Vizier, dem Verwalter und einigen Offizieren umgeben. Als bald ließ er seinen Geheimsekretär rufen, um seinem Bruder von Allem, was vorgefallen, Bericht zu erstatten, und setzte selbst noch am Schlusse des Briefes hinzu: „Bereite dich bei Empfang dieses Briefes mit deiner Armee zu einem Feldzuge vor, denn wir wollen vereint gegen die Ungläubigen ausziehen, um den Tod unsers Vaters zu rächen und unsere Schmach zu tilgen.“ Er versiegelte dann den Brief, gab ihn dem Vizier Dendan mit den Worten: „Niemand ist geeigneter als du, diesen Brief Scharkan zu überbringen; behandle ihn, weil er älter ist als ich, mit vieler Ehrerbietung, und sage ihm, wenn er das Reich seines Vaters wolle, so möge er es haben, und ich übernehme dann die Statthaltertschaft von Damask, überhaupt sey ich bereit, ihm in Allem nachzugeben, was er verlange.“ Der Vizier machte sich reisefertig und nahm Abschied von Dhul Makan. Dieser erinnerte sich dann auch des Badheizers, ließ ihm eine hübsche Wohnung einräumen und schickte ihm Kleider; die übrigen schönen Abenteuer des Badheizers werden wir bei einer andern Gelegenheit erzählen. Als eines Tages Dhul Makan von der Jagd zurückkam, stellte ihm einer seiner Befehlshaber mehrere Mädchen vor, er wählte daraus eine, die ihm sehr gut gefiel, und heirathete sie. Bald darauf kam Dendan zurück und meldete ihm die Ankunft seines Bruders Scharkan und bat ihn, ihm entgegen zu gehen. Dhul Makan reiste einen Tag weit mit den Bornehmsten des Reichs seinem Bruder entgegen, der am folgenden Morgen an der Spitze aller syrischen Truppen, Reiter und Fußvolk, herangezogen kam. Als Dhul Makan seinen Bruder Scharkan sah, wollte er absteigen, aber dieser gab es nicht zu, sondern stieg selbst ab und ging gegen seinen Bruder hin. Sie umarmten sich und weinten heftig, ritten dann neben einander an der Spitze der Armee nach Bagdad und begaben sich in ihres Vaters Schloß, wo sie die Nacht beisammen zubrachten. Am folgenden Morgen erließ Dhul Makan einen Befehl, um alle Truppen zusammen zu berufen für den heiligen Krieg, und bei ihrem Eintreffen wurden sie gut empfangen und reichlich beschenkt. Dhul Makan mußte dann selbst seinem Bruder alle seine Lebensereignisse mittheilen, und als er von den Wohlthaten des Badheizers sprach, fragte ihn Scharkan, womit er ihn denn belohnt habe? Dhul Makan antwortete, er wolle damit warten bis nach Beendigung des Krieges.



Scharkan erkundigte sich dann auch nach seiner Schwester und ließ sie durch ihren Vatten, den Verwalter, grüßen. Sie erwiderte seinen Gruß und fragte nach ihrer Tochter Kadha, und als Scharkan ihr sagen ließ, sie sey recht wohl und sehr stark geworden, dankte sie Gott dafür. Scharkan begab sich dann wieder zu seinem Bruder und bat ihn, nicht länger mehr zu zögern, in's Feld zu ziehen. Aber dieser versetzte: „Wir müssen noch warten, bis das Heer aus allen Provinzen versammelt ist.“ Inzwischen ließ er den Proviant vorbereiten, besuchte seine Frau noch einmal, die in gesegneten Umständen war, und bestimmte ihr Astrologen und Aerzte. Zwei Monate nach der Ankunft Scharkans, als endlich alle Truppen versammelt waren, brach die Armee auf. Dendan führte den rechten Flügel an, Rustum befehligte die Perser und Bahram die Türken; Dhul Makan ritt im Centrum; er hatte seinen Bruder Scharkan zur Rechten und den Verwalter zur Linken. So zogen sie einen Monat lang vorwärts, nur von Zeit zu Zeit, weil die Armee gar zahlreich war, ein paar Tage ausruhend, bis sie endlich die griechische Grenze erreichten. Die Einwohner der Dörfer und Flecken entflohen nach Konstantinopel und brachten Kunde vom Anzuge des Feindes. Der König von Konstantinopel, Feridun, wandte sich an Dsat Dawahi, welche sich noch bei ihm aufhielt. Diese reiste zu ihrem Sohne, dem König Hardub,

zurück und rieth ihm, sich dem König Feridun anzuschließen; „seyd ihr vereint,“ sagte sie, „so glaube ich nicht, daß die Muselmänner etwas gegen uns vermögen werden.“ Hardub versammelte alle seine Truppen, nahm alle seine Schätze zusammen und zog zum mächtigen König von Konstantinopel. Als dieser die Ankunft des Königs von Casarea vernahm, ging er ihm entgegen und freute sich eben so sehr mit den zahlreichen Hülfsstruppen, die er ihm zuführte, als mit seiner Tochter Safia, welche ihm Dsat Dawahi jetzt erst wiederschente. Er ließ Hardub und seiner Mutter seinen schönsten Palast einräumen und schickte Boten nach allen Ländern und Provinzen, um seine Soldaten zusammenzurufen.

Scheherzad schwieg, um in der folgenden Nacht weiter zu erzählen:





Sechshundert

und

sechshundsechzigste Nacht.

Die orientalischen Christen und Franken kamen von allen Meeren und Inseln herbeigelaufen; Engländer, Ungarn, Spanier, Franzosen, Deutsche, Armenier, Genueser und Andere stellten sich so zahlreich ein, daß ihnen bald das Land zu eng ward. Als Alle beisammen waren, gab Feridun den Befehl zum Aufbruch, und sie zogen nach zehn Tagen in ein am Ufer des Meeres gelegenes Thal, Numansthal genannt. Hier rasteten sie drei Tage, und als sie am vierten wieder aufbrechen wollten, sahen sie auf einmal die ganze Atmosphäre verdunkelt. Endlich erhob sich ein Staub bis zum Himmel empor, und sie erblickten plötzlich die Reihen der Muselmänner mit den mohammedanischen Fahnen, und blinkende Schwerter und blitzende Lanzen erleuchteten die Dunkelheit. Zuerst kam der Vizier Dendau mit dreißigtausend Syriern, dann Kusum und Bahram mit zwanzigtausend Mann persischer und türkischer Reiterei. Die Christen, deren Armee sich bis an's Meer hin erstreckte, riefen bei diesem Anblicke: „O Maria, o Jesu, o heiliges Kreuz!“

Das erste Zusammentreffen war den Muselmännern nicht günstig, denn auf den Rath der Alten hatte Feridun zwölfhundert Schiffe voll mit Soldaten vorausgeschickt, die dann auf einmal die Muselmänner im Rücken angriffen, und schon wähten sie, es

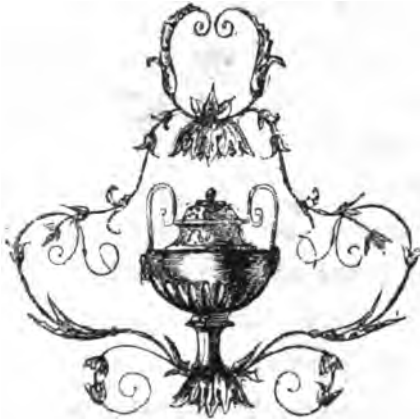
werde kein Einziger von ihnen entinnen. Feridun dankte dem Messias, der ihm eine so kluge Frau, wie Dfat Dawa hi, beschert, denn die Verwirrung ward so groß unter den Muselmännern, daß er sich schon seines Sieges gewiß hielt. Aber bald rückte Dhul Makan mit der großen Armee von hundert und zwanzigtausend Reitern heran, und rief seinen Leuten zu: „Soldaten des Barmherzigen, stürmt los auf die Abtrünnigen, auf die Feinde Gottes!“ Von einer andern Seite drang Scharkan mit einer bedeutenden Truppenabtheilung herbei und vereinigte sich mit seinem Bruder. Jetzt stieg der Muth der Muselmänner wieder; Scharkan kämpfte wie ein Löwe und durchbrach die Reihen der Griechen, welche eine Million sechsmaalhunderttausend Mann stark waren; zu Tausenden fielen



sie vor ihm und dem Verwalter nieder, welcher nicht aufhörte zu rufen: „Gott ist groß!“ So verschaffte Gott dem Glauben des Islams den Sieg; die Griechen wurden gegen das Meer zurückgetrieben, bis die Nacht dem Kampfe ein Ende machte und die Krieger wie Betrunkene umhertaumelten. Der Löwe des Glaubens, Scharkan, schlief die ganze Nacht nicht, eben so wenig sein Bruder Dhul Makan; sie ermutigten die Truppen, trennten die Verwundeten von den Uebrigen und trösteten sie mit dem reichen Lohne, der ihrer am Tage der Auferstehung harre. Von den Muselmännern waren nur dreitausend

fünfhundert Mann auf dem Schlachtfelde geblieben, von den Griechen hingegen fünfundvierzigtausend. Dsat Dawahi verzweifelte aber noch nicht; des Abends ließ sie die Befehlshaber der Griechen und den König zu sich rufen und sagte ihnen: „Glaubt nur fest an den Messias und thut Buße, denn schon war der Sieg euer, und bei dem Messias! Niemand als der Satan Scharkan konnte die Muselmänner zum Stehen bringen. Morgen aber will ich ihre Reihen durchbrechen; ich will ihnen den wadern Ritter Lukas vorführen, der gar Manchen schon erschlagen, der soll Scharkan zu einem Zweikampfe herausfordern, und ist er gefallen, so soll auch kein Einziger mehr von den Seinigen entkommen. Kommt nur her, ich will euch mit heiligem Weihrauche weihen.“ Die Feldherren der Griechen verbeugten sich vor ihr, machten das Kreuz und ließen sich von ihr mit einem vom Patriarchen zubereiteten Weihrauche, den er nach allen christlichen Ländern zu versenden pflegte, beräuchern.

Schehersad bemerkte den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht begann sie die Fortsetzung dieser Geschichte folgendermaßen:





Sechshundert

und

siebenundsechzigste Nacht.

Sobald der folgende Morgen heranbrach, rüsteten sich die griechischen Ritter wieder zum Kampfe und ihr König theilte Geschenke unter ihnen aus, malte ein Kreuz auf ihr Gesicht, beräucherte sie mit dem oben erwähnten, von dem Patriarchen zubereiteten Räucherwerk und segnete sie. Dann ließ er Lukas rufen, welcher Messiaschwert genannt wurde, und beräucherte und salbte ihn. Dieser war der tapferste Mann, der geschickteste Bogenschütze und der beste Schläger mit Lanze und Schwert in ganz Griechenland; er war gräßlich anzusehen, sein Gesicht gleich dem eines Esels, seine Gestalt der eines Affen. Seine Züge hatten den Ausdruck eines Lauschers, der in der Nacht die Liebenden trennt, und der Unglaube war auf seinem ganzen Wesen gestempelt. Feridun sagte ihm: „Ich wünsche, daß du Scharan herausforderst und uns durch seinen Tod Ruhe verschaffst.“ Der Berruchte bestieg sogleich seinen Renner; er hatte ein rothes Kleid an, und einen goldnen Panzer und drei Schwerter in der Hand, die wie Feuer strahlten. Er ritt, wie Iblis auf dem Rücken des Satans am Tage des Gerichts, von dreitausend der tapfersten Ritter umgeben, und ließ in arabischer Sprache vor sich her ausrufen: „O ihr Anhänger Mohammeds, laffet euern wackersten Helden, das Schwert des Islams, den König von Damask in die Schranken treten, und wer von uns siegt, dem unterwerfe sich

die Armee seines Gegners.“ Kaum waren diese Worte gesprochen, so flog ein mächtiger Staub in die Höhe und Scharkan kam herbeigeritten, denn er hatte gehört, wie ein griechischer Ritter ihn herausgefordert und geschworen hatte, alle Muselmänner zu vertilgen; er kam wie ein grimmiger Löwe, oder wie ein wüthender Leopard, auf einem Renner, so leicht wie eine Gazelle, dahergesprengt und rief Lukas zu: „Du hast, Verrüchter, den tapfern Helden herausgefordert: nun, bei der Ehre des Herrn und des leitenden Propheten, hier stehe ich kampfgelüftet; du sollst deine Kühnheit büßen.“ Lukas, der diese Worte nicht verstand, machte das Kreuz und drang mit dem Schwerte in der Hand auf Scharkan ein. Er wußte mit einer solchen Schnelligkeit das Schwert aus der einen Hand in die andre zu werfen und es an allen Seiten zu fassen, daß die Muselmänner sehr für Scharkan fürchteten. Aber im Augenblicke, wo der Feind Gottes Scharkan einen Hieb versetzen wollte, faßte dieser das Schwert auf und entriß



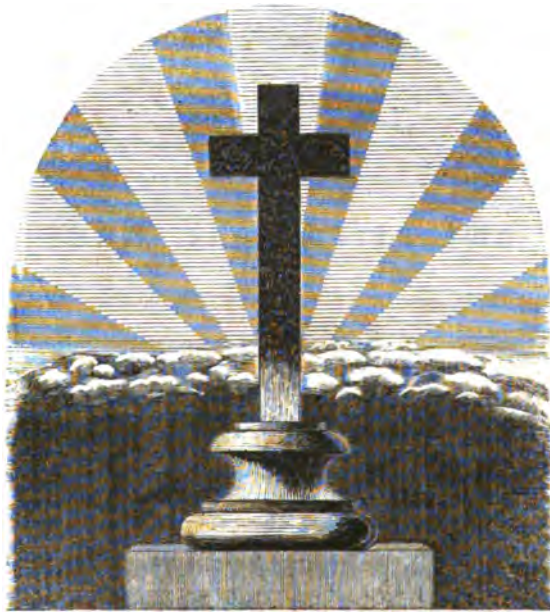
es seinem Gegner. Alle Zuschauer riefen erstaunt: „So was kann kein Mensch!“ Scharkan rief dann mit lauter Stimme: „Bei dem, der die sieben Himmel gewölbt, und die Erde wie einen Teppich ausgebreitet und Berge mit Festigkeit darauf erhoben, ich will diesen Verrüchten, zur Verwundrung Aller, die zusehen oder einst davon lesen

werden, erschlagen.“ Er versetzte ihm dann einen Hieb auf die rechte Seite der Stirn, gerade an der Stelle, wo ihm Feridun ein Kreuz gemalt hatte, und Gott sandte schnell seinen Geist in die Hölle. (Wehe einem solchen Aufenthaltsorte!)

Als Lukas getödtet war, schlugen sich die Christen in's Gesicht, machten das Kreuz, erhoben ein lautes Wehgeschrei und drangen in Masse mit Schwert und Lanze gegen Scharkan vor; aber die Muselmänner eilten diesem zu Hülfe, und das Handgemenge ward allgemein; Schwert traf auf Schwert, Häupter flogen vom Kumpfe, Staub umhüllte die Erde, Seelen trennten sich vom Körper, Pferde flogen, als hätten sie Flügel statt Füße, bis endlich die Nacht heranbrach, die beiden ermatteten Armeen trennte und der Kampfplatz mit Erschlagenen und Verwundeten bedeckt war. Scharkan begab sich zu seinem Bruder und ließ auch den Bizier und den Verwalter rufen, und sagte ihnen: „Freilich ist uns Gott der Erhabene bisher gegen unsere Feinde beigekunden, doch, da unser Feind vom Meere her immer Verstärkung erhält, so müssen wir zuletzt unterliegen, wenn wir nicht auf ein Mittel denken, ihn auf einmal zu zernichten; aber gelobt sey Gott, der Herr der Welten, der uns ein Mittel eingibt, die Ungläubigen auszurotten. Geh du, mächtiger Verwalter, mit zwanzigtausend Mann von der syrischen Reiterei eine Strecke von sieben Pharasangen das Meer entlang, dann machst du einen Umweg durch das Gebirg und näherst dich weiter unten wieder dem Meere, so daß ihr nur zwei Pharasangen weit hinter dem Feinde steht; dort bleibt ihr verborgen. Du hörst dann am folgenden Morgen das Schlachtgetöse, ich werde zuerst mit meiner Armee weichen, um den Feind vorwärts zu locken, auf einmal kehre ich mich dann wieder dem Feinde zu, du wirst unsere Fahnen sehen, auf denen die Inschrift leuchtet: Es gibt keinen Gott, außer Gott, und Mohammed ist sein Gesandter; dann schwinde auch du die grüne Fahne und rufe: Gott ist groß! und überfalle den Feind von hinten, so daß du den Flüchtlingen den Rückzug auf ihre Schiffe abschneidest.“ Der Verwalter machte sich auf den Weg und verbarg sich am bestimmten Orte. Des Morgens früh griffen die Christen wieder schnell zu den Waffen, entblößten ihr Haupt, pflanzten das Kreuz auf die Schiffe, traten an's Land mit ihren Pferden und begannen die Schlacht von Neuem. Die Todesmühle rollte umher, Häupter fielen vom Kumpfe, Augen wurden ausgestochen, Arme abgehauen, Herzen aufgerissen, Pferde schwammen im Blute. Die Muselmänner priesen den Darmherzigen und die Christen ihren Messias. Da Scharkan absichtlich zurückwich, riefen die Christen schon: „O Diener des Messias, der Sieg ist unser, die Muselmänner fliehen, Maria's Sohn, der schon in der Wiege sprach, hat uns geholfen.“ Der König Hardub schickte sogleich einen Eilboten nach Konstantinopel,

um der Hauptstadt seinen Sieg zu verkünden, und ließ dem König Feridun sagen: „Das Räucherwerk des Patriarchen, das unsere Krieger ausdufteten, hat uns geholfen;“ auch schwur er bei allen christlichen Wundern, bei seiner Tochter Ibris und bei dem Taufwasser, er wolle alle Muselmänner ausrotten.

Bei diesen Worten bemerkte Scheherzad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht fuhr sie also fort:





Sechshundert

und

achtundsechzigste Nacht.

Als der Bote mit dieser Nachricht fort war, schrie der Anführer der Armee: „Rähet Lukas!“ Der König der Griechen schrie: „Rähet die theure Ibris!“ Aber auf einmal rief Scharkan den Seinigen zu: „O ihr Knechte des gerechten Gottes, hebt euer Schwert gegen die Ungläubigen auf! O Muselmänner, hier sind die Gottesleugner vor euch, zernichtet sie im Namen des Allmächtigen und aus Liebe zu unserm Propheten Mohammed. Wir sind ja die an Einheit Glaubenden; fürchtet das Feuer der Hölle und schont euer Leben im Kampfe gegen die Ungläubigen nicht: denn vor euch blüht das Paradies.“

Als Scharkan nach dieser Anrede aufs Neue den Feind angriff, bemerkte er vor sich einen jungen, geschmeidigen Ritter, der mit vielem Muthe sich gegen die tapfersten Armentier schlug und mitten im Schlachtgetümmel, sowohl durch seine Kühnheit und Tapferkeit, als durch seine schöne Gestalt und sein blitzendes Auge die allgemeine Bewunderung erregte. Scharkan ging auf ihn zu und sagte: „Wer bist du, Ritter, der du mit solchem Eifer Gottes Willen erfüllst?“ Der Ritter antwortete: „Wie schnell hast du mich vergessen?“ Er nahm das Visier vom Gesichte, und siehe da, es war Dhul Makan.



Scharkan freute sich sehr, ihn gefunden zu haben, weil er seiner Jugend willen gar zu besorgt für ihn war, und besonders als König für ihn fürchtete, denn der Tod des Königs entscheidet oft eine ganze Schlacht; er bat ihn, nun in seiner Nähe zu bleiben und sich nicht allein so großer Gefahr auszusetzen. Dhul Makan erwiderte: „Das ist mein erster Feldzug, darum wollte ich, so viel als möglich, deinem Beispiel folgen.“ Als die Griechen unerwartet mit erneuerter Wuth angegriffen wurden, ergriffen sie die Flucht und eilten ihren Schiffen zu; aber sie fielen den verborgenen zwanzigtausend syrischen Reitern, welche der Verwalter und der Vizier anführten, in die Hände, so daß sie von allen Seiten eingeschlossen waren, und die Muselmänner ein furchtbares Gemetzel unter ihnen anrichteten. Mehr als hunderttausend dieser Schweinsseelen schickte Gott in die Hölle, und nur zwanzig christliche Schiffe entkamen. Die Muselmänner machten eine unermessliche Beute; sie nahmen fünfzehnhundert Schiffe voll mit Geld, goldnen und silbernen Geräthschaften, Waffen und Pferden, so daß sie in höchster Freude dem erhabenen Gott dankten. Die zwanzig Schiffe, welche entkamen, flüchteten nach Konstantinopel. Dort war schon die Nachricht eingetroffen, daß die Griechen gesiegt, und die Alte hatte gesagt: „Ich habe es wohl gewußt, daß mein Sohn keine muselmännische Armee fürchtet, auch habe ich viele Gebete deshalb an den Messias gerichtet.“ Die Stadt wurde beleuchtet,

man war vergnügt und trank brav Wein; aber auf einmal ward diese Freude in Trauer verwandelt, als die flüchtigen Schiffe mit dem König Hardub ankamen und den Ausgang der Schlacht berichteten. Nun wurde geklagt und gewimmert; Feridun ward wie vom Schläge getroffen, warf seine Krone zur Erde und fiel in Ohnmacht, als er hörte, daß, außer diesen paar Schiffen, Alles verloren sey, und rief: „Wehe uns, gewiß zürnt uns Messias.“ Der Patriarch trat dann zu ihm und sagte: „Das Räucherwerk war nicht für die ganze Armee hinreichend, darum ist sie geschlagen worden; nun will ich aber recht viel in der Kirche beten, bis alle Muselmänner zernichtet sind.“

Schehersad hielt hier inne; in der nächsten Nacht erzählte sie weiter:





Sechshundert und neunundsechzigste Nacht.

Dann trat die alte Dsat Dawahi zu dem König Feridun und sagte: „Verzweifle nicht, du kannst ja viele andre Truppen zusammenbringen, ich werde nun eine List gebrauchen, die uns helfen muß. Ich will mich bei dem Anführer der muselmännischen Truppen einschleichen, vielleicht kann ich ihn, wie seinen Vater, ermorden, und dann soll kein Einziger von seiner ganzen Armee in seine Heimath zurückkehren! Ich brauche nur hundert Syrer, die, wie ich, dem Messias zu Ehren ihr Leben zu opfern bereit sind.“ Der König brachte hundert eifrige Christen zusammen und beredete sie, der Alten in's Lager der Muselmänner zu folgen, indem er Jedem einen Centner Gold und Denen, die Geld geringschätzten, den Lohn des Messias versprach. Die Alte kochte allerlei Kräuter und packte sie zusammen, und zog über ihre Kleider eine große Kutte mit weiten Ärmeln an, wie die syrischen Derwische sie zu tragen pflegten, und ging so zu Feridun. Kein Mensch erkannte sie in diesem Aufzuge, bis sie sich entschleierte; Jeder bestärkte sie dann in ihrem Vorsatze und wünschte ihr den Beistand des Messias.

Diese verruchte Dsat Dawahi war eine sehr gewandte, belehene und gelehrte Frau; sie hatte Astrologie und alle möglichen Zauberkünste studirt, und war voll List und Trug; auch ihr Aeußeres war eben so abscheulich wie ihr Inneres; sie war kahl, bucklig, ausfäsig, sah gelb aus und triefte immer und überall; schon in ihrer Jugend hatte sie eine

Pilgerfahrt nach dem heiligen Tempel unternommen, um die Religion und die Gebräuche der Mohammedaner kennen zu lernen; dann nahm sie das Judenthum an, bis sie auch im jüdischen Glauben unterrichtet war. Sie hielt sich fast immer bei ihrem Sohne, dem König Hardub, auf, der sehr viele Sklavinnen hatte, denen sie Unterricht erteilte und die sie, je nachdem sie ihr gefielen, ihrem Sohne empfahl. Dieser begab sich, nach seiner Mutter Abreise, zu Feridun und stellte ihm die Gefahr vor, die sie bedrohte, wenn die muselmännische Armee vorwärts rückte und die Hauptstadt belagerte. Feridun, der seine gefährliche Lage einsah, sandte Boten nach allen seinen Provinzen, um alle noch vorhandenen Truppen aus den verschiedenen Festungen zusammenzuberufen. Dsa t Dawa hi hatte sich indessen auf den Weg gemacht und, sobald sie vor der Stadt war, ihre Begleiter als muselmännische Kaufleute verkleidet und ihnen zweihundert Maultesel, mit allerlei syrischen Waaren beladen, mitgegeben. Auch hatte sie sich von Feridun einen Brief geben lassen, worin er ihnen als muselmännischen Kaufleuten überall freien Durchzug mit ihren Waaren, ohne daß sie irgend einen Zoll zu entrichten haben, gestattete. Die Alte rieb sich dann die Stirne mit einem wollenen Tuche, bis sie ganz roth ward, legte Ketten an ihre Füße, bis sie in die Nähe der Muselmänner kam, dann nahm sie sie weg und schmierte das Mal, das sie zurückließen, mit Blut ein; sie ließ sich dann auch von ihren Begleitern schlagen, bis man die Spuren der Prügel auf ihrem Leibe sah. Sie befahl ihnen dann, die muselmännische Glaubensformel auszusprechen. „Das ist keine Sünde,“ sagte sie, „weil die Noth euch dazu zwingt; wenn wir nun zu den Muselmännern kommen,“ fuhr sie fort, „so überlaßt alle eure Waaren dem ersten Muselmann, der sich euch widersetzt, laßt euch zum König führen und saget ihm: Selbst die ungläubigen Griechen nahmen nichts von uns und ihr Muselmänner wollt uns berauben? Seht hier den Freibrief des Kaisers der Christen! Sagt ihm ferner, ihr wäret in Konstantinopel gewesen, und nachdem ihr eure Geschäfte vollendet, habe euch auf einmal eine Statue folgenderweise angeredet: Gott hat mir die Sprache verliehen, um euch in euerm Glauben zu stärken, euch den Untergang der Christen und die Eroberung Konstantinopels durch das Schwert Gottes, den tapfern Scharkan, zu verklären; ferner um euch zu sagen, daß ihr drei Tage weit von hier im Gebirge ein Kloster finden werdet, wo durch die List eines verruchten Mönchs schon viele Jahre ein frommer Derwisch schmachtet; befreit ihn und fährt ihn zu den Muselmännern zurück. Bin ich einmal als Derwisch bei den Muselmännern, so will ich schon das Weitere einleiten.“ Nach dieser Verabredung ließ sie sich in eine Kiste legen und in's muselmännische Lager tragen.



Während die Alte gegen Scharkan neue Ränke schmiedete, feierten die Muselmänner ihren Sieg und theilten unter einander die unermessliche Beute, die sie gemacht; sie nahmen die besten und größten Schiffe der Griechen, füllten sie mit Soldaten und Lebensmitteln und bohrten die übrigen in den Grund. Dhul Makan, welcher wohl einsah, daß die Muselmänner den Sieg nur seinem Bruder zu verdanken hatten, bat ihn; an seiner Stelle die Regierung zu übernehmen, während er nun den Kampf gegen die Ungläubigen fortsetzen und für seinen Vater zehn griechische Könige und fünfzigtausend Soldaten tödten wolle. Aber Scharkan sagte: „Ich werde, bis wir Konstantinopel einnehmen — dauerte es auch Jahre lang — nicht in meine Heimath zurückkehren, so sehr ich mich auch nach meiner wunderschönen Tochter Kadha sehne.“ Dhul Makan versetzte hierauf: „Auch ich verlange sehr nach meiner Sklavin, die ich in gesegneten Umständen verlassen; ich weiß nicht, was mir Gott bescheren wird; doch, wenn mir Gott einen Sohn beschert, wirst du ihm deine Tochter zur Frau geben?“ Scharkan reichte seinem Bruder die Hand, als Zeichen seiner Zusage. Sie beschloßen sodann, mit einem Theile ihrer Truppen zu Land gegen Konstantinopel vorzurücken und einen andern Theil zu Wasser dahin zu senden. Nachdem sie viele Wüsten und Einöden durchwandert hatten, kamen sie endlich in eine grüne, fruchtbare Ebene mit vielen Quellen und Bächen.

Hohe Bäume sprossen empor, unter deren Schatten Gazellen weideten und auf deren Zweigen die Vögel sangen; die Rose, von einem sanften Zephyr angehaucht, schaukelte sich wie ein Trunkener, Beilchen und Basilienkraut erquidten mit ihrem lieblichen Dufte den Wanderer. Als Dhul Makan diese schöne Ebene sah, sagte er seinem Bruder: „Bei Gott, die Gegend von Damask ist nicht so schön: wir wollen drei Tage hier verweilen und neue Kräfte schöpfen.“ Man hatte kaum ihr Zelt aufgeschlagen, da vernahmen sie ein Geschrei in der Ferne.

Der Tag hinderte Schehersad, weiter zu erzählen; in der nächsten Nacht aber fuhr sie fort:





Sechshundert und siebenzigste Nacht.

Scharkan fragte, was es gäbe? Man sagte ihm: eine Karavane syrischer Kaufleute ist angekommen, denen wahrscheinlich die Soldaten einen Theil ihrer Waaren, die sie aus dem Lande der Ungläubigen mitgebracht, weggenommen; nun rufen sie nach Hülfe und wollen vor den König geführt werden. Scharkan sagte: „Man bringe sie her!“ Die verkleideten Christen kamen und erzählten, was sie die Alte gelehrt, zeigten Scharkan den Freibrief, den ihnen der Kaiser der Griechen gegeben, und sagten: „O König der Zeit! die Ungläubigen haben uns nichts genommen, und nun sollen wir hier von Muselmännern beraubt werden?“ Scharkan erwiderte: „Eure Waare soll euch zurückgegeben werden; doch habt ihr Unrecht gethan, Waaren in's Land der Ungläubigen zu bringen.“ Da sagten sie: „Gott hat uns dahin geführt, um Etwas zu erlangen, was noch Niemand vor uns erlangt hat; doch das wollen wir dir nur allein sagen, sonst könnten wir, und wer nach uns jene Gegend bereist, untergehen.“ Scharkan führte sie hierauf in sein Zelt, wo sie ihm und Dhul Makan, der auch zugegen war, die Uge vom frommen Derwisch auf eine so rührende Weise erzählten, daß beide Brüder vor Mitleid weinen



mußten. Scharkan fragte dann: „Habt ihr ihn befreit, oder schmachtet er noch im Kloster?“ — „Wir haben ihn befreit,“ antworteten die Kaufleute, „und den Aufseher des Klosters, aus Furcht verrathen zu werden, getödtet, und sind schnell entflohen, obschon wir gehört, daß in diesem Kloster viele Schätze verborgen sind.“ Bei diesen Worten öffneten sie die Kiste, die sie bei sich hatten, und holten die Alte hervor, die wie eine dürre Gurke ausah.

Scharkan und sein Bruder weinten sehr heftig bei dem Anblick der mageren und ausgetrockneten Dsat Dawahi, deren ganzer Körper von vielen erlittenen Qualen Zeugniß ablegte; ehrfürchtsvoll näherten sie sich ihr und küßten ihr Hände und Füße. Dsat Dawahi sagte ihnen: „Lasset eure Thränen, ich klage euch ja nichts, ich bin ja zufrieden mit dem, was der Herr über mich verhängt, ich sehe mein Unglück als eine Versuchung vom Allmächtigen an; denn wer sein Unglück nicht standhaft trägt, gelangt nicht in's Paradies, und wenn ich mich nach meiner Heimath zurücksahnte, so war es nur, um im heiligen Kampfe unter den Hufen der Pferde zu sterben.“ Scharkan stand dann auf und ließ ihr etwas zu essen bringen; aber sie schlug es ab und sagte: „Gott weiß, ich faste schon vierzehn Tage, wie soll ich jetzt aufhören, da mich Gott von meiner großen Pein befreit: ich werde nichts essen bis Abends.“ Des Abends brachten sie ihr wieder zu essen, da sagte sie: „Noch ist's nicht Zeit: ich muß zuerst den allmächtigen Gott anbeten;“ und so betete sie die ganze Nacht und die drei folgenden durch, und stößte Dhul

Makan so viele Ehrfurcht ein, daß er ihr ein Zelt neben dem seinigen aufschlugen ließ; auch Scharkan hatte eine so hohe Meinung von ihr, daß er selbst über sie wachte und sie bediente. Am vierten Tage forderte sie zu essen; man brachte ihr allerlei Gerichte, sie nahm aber bloß Brod mit etwas Salz und fastete dann wieder. Scharkan, der ihr zusah, sagte zu seinem Bruder: „Dieser Mann entsagt so sehr allem weltlichen Vergnügen, daß, wäre nicht der heilige Krieg, ich bei ihm bleiben und mit ihm beten würde. Dhul Makan und der Vizier waren auch so sehr für sie eingenommen, daß sie beschloffen, diese Nacht bei ihr zuzubringen, damit sie für sie bete.“

Scheherzad unterbrach hier ihre Erzählung, um sie in der folgenden Nacht mit nachstehenden Worten wieder aufzunehmen:





und

einundsiebenzigste Nacht.

Dhul Makan und der Bizier trafen das verruchte Weib, als alle Leute schliefen, so andächtig betend, daß sie sich bis Mitternacht nicht nach ihnen umsah. Erst nach Mitternacht unterbrach sie ihr Gebet und fragte sie, was sie wollten? Dhul Makan bat sie, sie möchte ihnen die Geschichte ihrer Gefangenschaft erzählen und für ihn beten, das bringe ihm mehr Glück, als der Besitz von Konstantinopel. „Bei Gott,“ erwiderte sie: „wäret ihr nicht die Fürsten der Muselmänner, ich würde euch nichts erzählen, weil ich keinem Menschen, sondern nur Gott meine Noth klage. Wisset, ich lebte lange bescheiden nach Gottes Willen mit andern vornehmen Leuten in Jerusalem; da ging ich eines Nachts am Wasser spazieren, sah mein Bild und ward eitel und hochmüthig. Um diese Sünde, die mein Herz zu verderben drohte, zu büßen, reiste ich ein Jahr lang umher und betete Gott an jedem heiligen Orte an; da kam ich auch in das Gebirg, wo das Kloster eines Einsiedlers, Matruch genannt, liegt. Der Einsiedler kam mir entgegen, küßte mir Hände und Füße, und sagte mir: „Ich sehne mich schon lange nach dem Lande der Muselmänner; kehre bei mir ein, morgen reise ich mit dir.“

Hierauf führte er mich in's Kloster, brachte mich in ein dunkles Zimmer, schloß die Thüre und ließ mich vierzig Tage eingesperrt ohne Speise und ohne Trank. Am einundvierzigsten Tage kam der Patriarch Astimerus mit seiner schönen Tochter Tamthil und zehn Dienern in's Kloster und Matruch erzählte ihm, wie er mich behandelt. Als aber Matruch mit dem Patriarchen; der meine Leiche sehen wollte, in mein Zimmer trat und mich noch lebendig und eifrig betend fand, lief er weg und schrie: „Das ist ein Zauberer.“ Astimerus aber blieb, und ließ mich durch seine Leute so tüchtig durchprügeln, daß ich mir den Tod wünschte und dachte: so wird mein Dünkel bestraft. Sie legten mich dann in Ketten und führten mich in ein noch dunkleres Gefängniß. Alle drei Tage schickten sie mir ein Laibchen Gerstenbrod, und alle paar Monate sah ich den Patriarchen mit seiner Tochter im Kloster. Letztere ist, seitdem sie herangereift, als Mann gekleidet; denn sie ist das schönste Mädchen in Griechenland und ihr Vater fürchtete, der König möchte von ihr hören und sie zur Gattin verlangen, obschon sie sich dem Messias geweiht. In diesem Kloster hat der Patriarch alle seine Schätze verborgen, die ihr wohl eher als die Ungläubigen zu besitzen verdient. Ich blieb fünfzehn Jahre eingesperrt und sah häufig die bezaubernde Tamthil und die unbeschreiblichen Kostbarkeiten, die im Kloster verborgen sind. Morgen Nacht wird nun Tamthil wieder mit ihrem Vater in's Kloster kommen; wenn ihr wollt, so gehe ich mit euch, ihr werdet ein Mädchen finden, das die schönsten Lieder singt und eines Königs würdig ist; nur schade, daß ihre Stimme nicht den Koran zu lesen sich erhebt; auch werde ich euch die Schätze zeigen, deren ihr euch bemächtigen könnt. Doch fürchte ich sehr,“ fuhr sie fort, „wenn der Patriarch eure Armee sieht, möchte er sich fürchten, mit seiner Tochter in's Kloster zu kommen.“ Die Prinzen hörten der häßlichen Alten mit Erstaunen und Entzücken zu, ließen den Verwalter rufen und befahlen ihm, morgen früh mit der Armee gegen Konstantinopel aufzubrechen; sie aber wollten in drei Tagen ihm nachfolgen und nur mit hundert tapfern Rittern zurückbleiben; sie baten ihn jedoch, ihre Abwesenheit der Armee zu verheimlichen.

Am folgenden Morgen brach die Armee, unter der Anführung des Verwalters, Bahrams und Rustams, gegen Konstantinopel auf, während die Prinzen, der Bizier, die Alte, hundert Ritter und viele Diener mit Mauleseln, um die Schätze des Patriarchen damit fortzuschaffen, den Weg nach dem Kloster einschlugen. Die Alte hatte aber schon zum voraus auf den Flügeln eines Vogels dem Kaiser von Konstantinopel Nachricht von Allem gegeben und ihn gebeten, heimlich durch das Gebirg zehntausend Mann nach dem Kloster zu schicken, die sie dann mit den Prinzen überfallen sollten. „Ich werde,“ sagte sie am Schlusse ihres Briefs, „den Muselmännern die goldnen Kreuze



und andre Kostbarkeiten des Klosters überliefern, auch werde ich, um sie desto sicher zu täuschen, den Einsiedler Matruch ermorden lassen; dieser muß als Opfer für das Christenthum fallen, weil es dann um alle Muselmänner geschehen seyn wird.“ Sobald der Kaiser diesen Brief erhielt, sandte er zehntausend wohlbewaffnete Reiter mit Proviant versehen ab, und in zwei Tagen waren sie in der Nähe des Klosters. Inzwischen führte die Alte die Prinzen und den Bizier in's Kloster, und als ihnen der Einsiedler Matruch entgegen kam, rief ihnen die Alte zu: „Bringt diesen Berruchten um!“ und im Augenblicke versetzte ihm Scharkan mit dem Schwerte einen Todesstreich. Die Alte führte sie dann in das Gemach, wo allerlei Kostbarkeiten des Klosters verborgen waren. Die Muselmänner freuten sich sehr, packten Alles in die Kisten, die sie mitgebracht hatten, und luden sie auf ihre Maulesel. Da aber Lamthil mit ihrem Vater, aus Furcht vor den Muselmännern, nicht kam, wartete Scharkan noch drei Tage; dann sehnte er sich so sehr nach seinen Truppen zurück, daß er sich von Dhul Makan überreden ließ, abzureisen und lieber nach der Eroberung von Konstantinopel wieder Lamthil aufzusuchen. Die Alte, um keinen Verdacht zu erregen, hielt sie nicht länger auf, aber kaum waren sie vom Berge herunter in das enge Thal gekommen, als sie von zehntausend Ungläubigen umzingelt wurden. Scharkan konnte sich nicht erklären, wie so diese Truppen auf einmal hierher

gelangten, noch wer sie hierher geleitet; sein erster Gedanke war nun, die Zugänge des Thales zu vertheidigen, aber Dhul Makan, welcher behauptete, schon einmal bei einer Belagerung Konstantinopels mit seinem Vater in dieser Gegend gewesen zu seyn, sagte, man würde sie vom Gebirg herunter mit Steinen todt werfen; das Beste wäre daher, sich in irgend einer Höhle, deren es viele in diesem Thale gab, zu verschänzen. Die Alte rief: „Was bedeutet diese Furcht? seyd ihr nicht entschlossen, euch auf dem Pfade Gottes zu opfern? war ich doch fünfzehn Jahre unter der Erde eingekerkert, ohne über Gottes Rathschluß zu murren; darum kämpft nur: wer als Märtyrer stirbt, dem weist der einzige Gott das Paradies zur Wohnung an.“ Diese Worte belebten den muselmännischen Muth so sehr, daß Scharkan es wagte, mit Ungeßüm auf den Feind einzudringen und mit seiner Hand voll Ritter den hartnäckigsten Kampf zu bestehen.

Bei diesen Worten bemerkte Schehersab den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht fuhr sie also fort:





und

zweiundsiebzigste Nacht.

Auch Dhul Makan schlug die Köpfe der Christen fünf- und zehnwiese herunter und die Alte spornte ihren Eifer stets durch Zeichen und Worte an. Der Kampf dauerte den ganzen Tag, und als die Nacht heranbrach, zog sich Scharkan mit den Seinigen, von denen aber nur noch fünfundvierzig übrig waren, in eine Höhle zurück. Er war eine Weile sehr bestürzt, weil er die Alte nicht wiedersah, aber auf einmal kam die Berruchte mit dem Haupte des griechischen Feldherrn in der Hand. Dieser wurde von einem Türken getödtet und Gott hatte schnell seinen Geist in die Hölle geschickt, aber die Christen fielen über den Türken her und hauten ihn in Stücke, während Gott seine Seele in's Paradies sandte. Die Berruchte schnitt dann den Kopf des todten Feldherrn ab, und brachte ihn den Prinzen höchst erfreut und erzählte ihnen, sie habe heute den Märtyrertod gesucht und nicht geruht, bis sie den Feldherrn der Ungläubigen getödtet.

Sie redete ihnen dann wieder zu, nur den Muth nicht zu verlieren, sie wolle noch diese Nacht auf einem kurzen Wege die muselmännische Armee von ihrer Lage benachrichtigen und mit zwanzigtausend Mann zurückkommen, die diese Ungläubigen aufreiben sollten. Als Scharkan fragte, wie sie entkommen wolle, da doch alle Ausgänge des Thals



bewacht wären? lachte sie und sagte: „Gott wird mich den Einen unsichtbar machen und den Andern den Muth nehmen, mir etwas zu leid zu thun.“ Scharfan versetzte hierauf: „Bei Gott! du hast Recht, ich habe auch heute bemerkt, daß Gott dich beschützt; es wäre gut, wenn du bald gingest.“ — „Ich gehe gleich und wenn du mitkommen willst, so mache ich dich auch unsichtbar; auch dein Bruder kann uns begleiten, doch mehr als zwei kann ich nicht schirmen.“ — „Was mich betrifft, so werde ich von meinen Gefährten mich nicht trennen, wenn aber mein Bruder und der Bizier mit dir gehen wollen, so mögen sie es zum Wohl der Muselmänner thun und morgen mit zehntausend Mann zurückkehren.“ — „So warte eine Weile, ich will vorausgehen und sehen, wo die Ungläubigen lagern und ob sie schlafen, ich komme dann wieder und hole deinen Bruder und den Bizier ab.“ Während nun die Alte im feindlichen Lager mit den Griechen verabredete, daß sie sie mit dem Sultan Dhul Makan und dem Bizier frei durchziehen lassen und erst, wenn sie mitten unter ihnen sich befänden, sie gefangen nehmen möchten, begab sich Scharfan zu seinem Bruder und rühmte den Muth und die Heldenkraft des Derwisch, der den obersten Feldherrn getödtet, und als die Alte zurückkam und ihnen vollkommenes Gelingen ihrer Unternehmung versprach, entschloß sich Dhul Makan und der Bizier, ihr zu folgen, denn das ihnen bestimmte Geschick mußte sie ereilen. Als sie an den

Ungläubigen, welche den Ausgang des engen Thals bewachten, vorüberkamen, widersetzte sich ihnen, der schlaun Verabredung mit der Alten gemäß, Niemand, so daß Dhul Makan ausrief: „Es gibt keinen Gott, außer Gott, und Mohammed ist der Gesandte Gottes; das ist ein offenbares Wunder, wie nur Heilige zu wirken im Stande sind; dieser Derwisch muß einer der eifrigsten Diener Gottes seyn.“ Der Vizier sagte hierauf: „Bei Gott! ich glaube, alle diese Griechen sind blind, daß sie uns so ungehindert durchziehen lassen.“

Scheherzad unterbrach hier ihre Erzählung; in der nächsten Nacht begann sie folgendermaßen:





und

dreiundsiebzigste Nacht.

Aber auf einmal sprangen die Ungläubigen über den Bizier und den Prinzen her, legten sie in Ketten und fragten: „Ist noch sonst Jemand bei euch?“ sie antworteten, indem sie auf die Alte hindeuteten: „Hier ist noch ein Mann;“ aber die Griechen sagten: „Wir sehen Niemanden,“ und die Alte verschwand vor ihren Augen, so daß der Bizier und der Prinz glaubten, sie haben sich durch irgend eine Sünde oder ein Vergehen gegen den Derwisch selbst in dieses Unglück gestürzt; besonders der Bizier, der früher einmal einige Zweifel gegen die Aufrichtigkeit der Alten geäußert hatte, machte sich bittere Vorwürfe.

Scharkan, der glücklicherweise zurückgeblieben war, machte sich am folgenden Morgen auf, betete, frühstückte etwas, und rüstete seine Soldaten wieder zum Kampfe gegen die Ungläubigen und löbte ihnen durch das Versprechen eines himmlischen Lohns viel Muth ein. Als sie aber in die Nähe der Griechen kamen, riefen diese ihnen zu: „Wehe euch, Muselmänner, wir haben ja euern Sultan und euern Bizier gefangen, kommt also mit in unsere Hauptstadt, vielleicht wird unser Kaiser euch begnadigen und Frieden mit euch schließen: das ist wohl das Beste, was euch zukommen kann; wollt ihr nicht, so sind wir bereit, euch zu bekämpfen, bis wir euch gänzlich aufgerieben.“

Scharkan war sehr bestürzt, als er dies hörte, und weinte heftig über die Gefangenschaft seines Bruders und des Biziers, für deren Rettung ihm wenig Hoffnung übrig blieb. Gewiß, dachte er, haben sie dem Derwisch nicht die gebührende Ehrfurcht erwiesen; es gibt keinen Schutz und keine Hülfe, als bei dem allmächtigen Gott; wir sind Gottes und kehren zu ihm wieder zurück. Indessen drang er auf die Griechen, die ihn von allen Seiten umzingelten, muthig ein und tödtete Viele von ihnen. Keiner der Seinigen fürchtete den Tod und Niemand sann auf die Flucht, bis die Erde mit Leichen bedeckt war und ein ganzes Meer von Blut sich darüber ausdehnte. Der Kampf dauerte den ganzen Tag, erst Abends zog sich Scharkan mit den wenigen Seinigen wieder in die Höhle zurück, nachdem er an diesem Tage fünfunddreißig seiner besten Begleiter verloren hatte. Er war höchst bestürzt über seinen Verlust und wußte kein andres Mittel, als sich ganz dem Willen Gottes hinzugeben. Am folgenden Morgen sagte er den paar Leuten, die noch bei ihm waren: „Bei Gott! wenn wir wieder den Kampf erneuern, wird kein Einziger von uns übrig bleiben; ich rathe daher, daß wir nur den Eingang der Höhle vertheidigen, vielleicht hat Gott doch den Derwisch zu unsrer Armee gelangen lassen, daß er bald mit zehntausend Mann Hülfsstruppen wieder zurückkehre.“ Dieser Rath ward von seinen Gefährten gut geheißen; sie blieben am Eingange der Höhle stehen und trieben den ganzen Tag durch die Griechen zurück, die sich derselben bemächtigen wollten, und tödteten gar Manchen von ihnen.

In der darauf folgenden Nacht sagten die Griechen unter sich: „Wie lange wollen wir noch hier verweilen, um gegen die fünfundzwanzig Mann zu kämpfen, die noch bei Scharkan übrig bleiben? Wohlan! laßt uns, wenn sie sich nicht ergeben, ihre Höhle in Brand stecken, so daß sie ein Raub der Flammen werden und aller Welt zur Lehre dienen; der Messias verdamme sie, sie sind alle so tapfer, daß wir ihnen nicht anders beikommen können.“ Sie trugen dann Holz zusammen vor den Eingang der Höhle und zündeten es an. Scharkan rief in der höchsten Noth die Worte aus, deren sich Niemand zu schämen hat: „Es gibt keinen Schutz und keine Hülfe, außer bei Gott, dem Erhabenen.“ Schon wollten einige Griechen mit dem Schwerte auf ihn eindringen, als der Befehlshaber ihnen zurief: „Laßt ihn leben, wir wollen ihn gefangen dem Kaiser nach Konstantinopel bringen, er mag mit ihm nach Wunsch verfahren.“ Scharkan wurde hierauf gefesselt und einer starken Wache übergeben. Als in der Nacht aber die Griechen alle betrunken waren und auf den Boden hingestreckt lagen, sprengte Scharkan in der Verzweiflung die Ketten, dann nahm er dem Wächter die Schlüssel zu den übrigen Ketten aus der Tasche und entfesselte Dhyul Makan, den Bizier und die fünfundzwanzig Mann, die



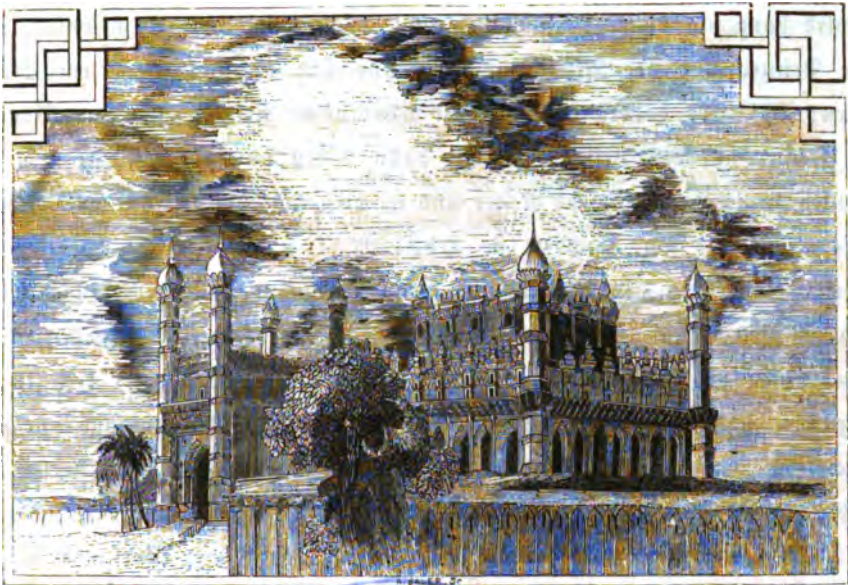
noch bei ihm waren, und sagte zu seinem Bruder: „Ich will nun drei von den Wachen tödten, und wir ziehen ihre Kleider an und gehen dann unbemerkt zu unsrer Armee.“ Aber Dhul Makaan konnte diesem Entschlusse nicht beistimmen; „denn,“ sagte er: „leicht möchte ihr Geschrei, wenn du sie tödest, die Uebrigen aufwecken; es ist besser, wir machen nur, daß wir so aus dieser Schlucht herauskommen.“ So gingen sie dann in der größten Angst mitten durch die Griechen durch; Gott nahm sie unter seinen Schutz und ließ keinen von den betrunken umherliegenden Griechen erwachen. Als sie glücklich aus der Enge waren, sagte Scharkan: „Mein Rath ist nun, wir gehen auf diesen Hügel und rufen Alle auf einmal: Gott ist groß, hier ist die muselmännische Armee, ihr Feinde Gottes. Die Griechen werden in ihrer Trunkenheit und in der dunklen Nacht sich nicht zu helfen wissen, und sich selbst unter einander morden.“ Dhul Makaan widersprach auch diesem Rathe und schlug vor, lieber ganz stille und leise, ohne ein Wort zu sprechen, ihre Armee einzuholen; „denn,“ sagte er: „wie leicht könnten wir, wenn wir sie aufwecken, von ihren leichtfüßigen Rossen wieder eingeholt werden und Gott, gepriesen sey sein Name, hat gesagt: stürzt euch nicht selbst in Gefahr!“ Aber Scharkan sagte: „Es wird uns nichts geschehen, so Gott will,“ und beredete die Uebrigen, mit ihm den Hügel zu ersteigen und so laut zu schreien: „Gott ist groß!“

daß der ganze Berg zitterte, und Bäume und Steine mit ihnen aus Gottesfurcht einstimmten.

Als die Griechen dies hörten, riefen sie: „Bei dem Messias, der Feind hat uns überfallen!“ Sie umgürteten ihre Schwerter und erschlugen Einer den Andern, bis so Viele von ihnen fielen, daß nur Gott ihre Zahl kennt. Als aber der Anführer der Griechen nach den Gefangenen sehen wollte und keine Spur mehr von ihnen fand, sagte er: „Wehe euch, gewiß haben die Gefangenen uns überlistet, nun eilt ihnen nach und sucht sie noch im Gebirg einzuholen.“ Die Griechen faßten Muth und bestiegen ihre Pferde, und es dauerte nicht lange, da hatten sie die Muselmänner so eng umzingelt, wie ein Armband den Arm umfaßt. Dhul Nafan sagte seinem Bruder: „Du siehst, daß, was ich befürchtet habe, nun eingetroffen ist, jetzt bleibt uns nichts übrig, als im heiligen Kampfe umzukommen.“

Der Tag unterbrach hier die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherzad folgendermaßen fortgesetzt wurde:





Sechshundert und vierundstebenzigste Nacht.

Während aber Dhul Nakan und Scharkan in der größten Bedrängniß fest entschlossen waren, für Gottes Sache zu sterben, ward auf einmal von dem lauten Rufe Allah Akbar! (Gott ist groß!) die Erde erschüttert und zwanzigtausend Reiter verbreiteten ein schreckliches Blutbad die ganze Nacht durch unter den Griechen. Erst als der Morgen leuchtete, erkannte Scharkan seine eigene Armee, an deren Spitze Bahram und Rustum standen, welche von ihren Pferden abstiegen und vor ihm und seinem Bruder sich verbeugten. Folgendes ist die wunderbare Ursache ihrer Ankunft: Bahram, Rustum und der Verwalter waren mit wehenden Fahnen, wie wir schon berichtet, bis vor Konstantinopel gezogen. Als die auf den Wällen und Citadellen Wache haltenden Griechen das Gewieher der Pferde hörten und einen dicken Staub, dann eine Armee, tobend wie der Ocean und zahlreich wie ein Schwarm Heuschrecken, sahen, deren Stimme sich bis zum Himmel erhob, benachrichtigten sie den Kaiser davon und in einem Augenblicke waren die Wälle mit unzählbaren Soldaten besetzt. Der Verwalter sagte dann zu Bahram und Rustum:

„Mir wird bang vor dieser Masse Feinde, wie leicht könnten sie durch Spione entdecken, daß die Prinzen und der Bizier nicht bei uns sind und mit doppeltem Muthe uns überfallen; ich rathe daher, daß ihr mit zehntausend Reitern nach dem Kloster zieht, um die Prinzen und den Bizier zu holen, dann haben wir nichts mehr zu befürchten.“ So wählten sie jeder zehntausend Reiter und machten sich auf den Weg nach dem Kloster. Auch die Alte hatte sich, nachdem sie Dhul Makan den Griechen überliefert, nach Konstantinopel begeben, in der Absicht, den Muselmännern die Gefangenschaft ihres Sultans zu melden und sie dadurch in die größte Bestürzung zu versetzen, damit die Griechen, denen sie Nachricht davon geben wollte, sie um so leichter besiegen könnten. Sie begegnete unterwegs Rustum und Bahram und glaubte anfangs, sie seyen auf der Flucht und vor Konstantinopel geschlagen worden, bald aber bemerkte sie, daß alle ihre Fahnen unverlezt geblieben, und sie dachte wohl, sie würden ihre Freunde aufsuchen; sie erzählte ihnen daher, wie sie von einer griechischen Armee überfallen worden und



wie Scharfan nur noch mit fünfundzwanzig Mann übrig geblieben. Bahram und Rustum dankten der Alten für ihre Nachricht und beschleunigten ihren Marsch so sehr, daß sie, wie schon erwähnt, noch zur rechten Zeit eintrafen, um die Muselmänner zu retten, die dann mit ihnen vereint ihren Zug nach Konstantinopel antraten. Scharfan recitirte folgende Verse nach der gewonnenen Schlacht:

„Sey gepriesen, o du, dem allein das höchste Lob geziemt; du hast mit deiner Huld mich reichlich beschenkt, mir ein Königreich und ein Schwert der Kraft und des Siegs verliehen. Du hast aus der größten Gefahr mich errettet und die Griechen mit blutbeslecktem Gewande zurückgetrieben; dort liegen sie nun bingestreckt, wie vom Weine berauscht. Von den Unfrigen sind aber nur Wenige gefallen und diese besitzen nun im ewigen Paradiese unzählbare Schlösser.“

Die Alte, welche, nachdem sie Rustum und Bahram verlassen, ihren Weg nach Konstantinopel fortsetzte, begab sich zum Verwalter, der sie freundlich bewillkommnete, und erzählte ihm, wie sie Rustum und Bahram auf dem Wege begegnet, setzte aber hinzu: sie sey in großer Angst um ihrerwillen, weil sie auf eine weit zahlreichere Armee Ungläubiger stoßen würden, und rathe ihm daher, mit einem Theile seiner Armee ihnen nachzufolgen, um sie vor dem Untergange zu bewahren.

Scheherzad unterbrach hier ihre Erzählung, um sie in der folgenden Nacht mit nachstehenden Worten wieder aufzunehmen:





Sechshundert und fünfundsebenzigste Nacht.

Die Muselmänner weinten über das traurige Loos, das ihren Brüdern bevorstand, und bedauerten besonders den tapfern Bahram. Der Verwalter wählte dann zehntausend seiner besten Reiter und sandte sie mit einem der tapfersten Helden, sein Name war Kadafsch, den übrigen Truppen nach. Am folgenden Tage, als Kadafsch der Armee der Muselmänner begegnete, hielt er sie anfangs für feindliche Truppen und schrie: „Es gibt keinen Schutz und keine Hilfe, außer bei Gott, dem Allmächtigen: nichts kann Gottes Bestimmung ändern.“ Dhul Makan, der sich ebenfalls vom Feinde angegriffen glaubte, sagte zu seinem Bruder: „O sähe ich doch noch einmal den frommen Derwisch, daß er mich segne! dann will ich gern als Märtyrer sterben.“ Als aber die Truppen einander näher kamen und auf den Fahnen die Inschrift sahen: „Es gibt keinen Gott, außer Gott, Mohammed ist Gottes Gesandter,“ eilte Scharfan, wie der Blitz, zu ihrem Anführer, Kadafsch, der ihm die Ursache seiner Ankunft meldete und sich sehr freute, die Prinzen, den Bizier und die beiden Heerführer noch beim Leben zu finden. Diese erkundigten sich dann nach dem Derwisch und riefen aus: „Das ist ein heiliger Mann, er hat in einem Tage eine Reise von zehn Tagen zurückgelegt!“ Sie zogen dann weiter gen Konstantinopel, bis sie auf einmal einen mächtigen Staub erblickten,

der die ganze Atmosphäre verdüsterte, und ein lautes Kriegsgeschrei vernahmen. Scharkan sagte: „Ich fürchte, das ist ein Wehegeschrei der Muselmänner, die von den Griechen geschlagen worden.“ Er eilte den Ankommenden entgegen und sah an ihrer Spitze den Derwisch, der ihnen zurief: „Helft uns, o ihr Helden des einzigen Gottes! die verdammten Hunde, die Griechen, haben das muselmännische Lager überfallen, als es sich sicher in seinen Zelten glaubte, und die schrecklichste Niederlage hat es getroffen.“ Scharkan stieg erschrocken von seinem Pferde ab und küßte dem Derwisch ehrfurchtsvoll Hände und Füße. Das Gleiche that sein Bruder, nur der Bizier blieb auf seinem Pferde sitzen und sagte: „Bei Gott! ich traue dem Derwisch nicht, er hat uns kein Glück gebracht; laßt ihn sagen, was er will, ich fürchte, er ist ein Verräther, wie der, welcher unsern König Dmar vergiftet.“ Scharkan machte ihm aber Vorwürfe über seinen ungerechten Verdacht und behauptete, daß er ohne Gottes Hilfe in so kurzer Zeit keine so große Strecke hätte zurücklegen können. Er ließ der Alten dann ein Maulthier vorkühren, aber sie wollte nicht reiten, sondern lief wie ein Hase neben Scharkans Pferd her und recitirte mit lauter Stimme Stellen aus dem Koran, bis sie zur flüchtigen Armee der Muselmänner kamen, unter welcher die Griechen zerflörend umherwütheten.

Auch diese Niederlage der Muselmänner war wieder das Werk der verfluchten Dsa Dawahi, die, nachdem sie Rustum und Bahram begegnet war und dann auch noch Kadafsch mit zehntausend Mann von der Armee getrennt hatte, dem Kaiser schrieb: „Wisse, daß ich Scharkan, seinen Bruder, den Sultan, und den Bizier durch List gefangen und durch falsche Botschaft die muselmännische Armee bestürzt und zertheilt habe; überfalle also im Stillen mit allen Truppen der Stadt das noch übrige muselmännische Lager, du kannst es ganz aufreiben, der Messias hat dich mit seiner Gnade überschüttet.“ Als der Kaiser diesen Brief gelesen, ließ er ihren Sohn, den König Hardub, rufen und theilte ihm den Brief seiner Mutter mit; sie machten dann das Kreuz und sagten: „Gott erhalte dieses Weib.“ Hardub gab sogleich den Feldherren Befehl zum Ausbruch, und diese fielen unter ihrem ungläubigen Feldgeschrei über die Muselmänner her. Der Verwalter rief grimmig seinen Truppen zu: „Wenn ihr flieht, so seyd ihr verloren, haltet ihr aber eine Weile tapfer aus, so wird sich Gott eurer erbarmen.“ Die Muselmänner griffen nun, Gottes Einheit verkündigend, nach dem Schwerte, während die griechischen Priester das Kreuz in die Höhe schwenkten. Die Herde des Barmherzigen, von fliegenden Engeln umschwärmt, mischte sich unter die Truppe des Satans, und den ganzen Tag durch flogen die Köpfe vom Kumpfe herunter. Während der Nacht umgaben die Griechen die Muselmänner von allen Seiten, und als der Morgen graute, erneuerte sich der

Kampf, bis das Schlachtfeld von Leichen bedeckt und ein Theil des muselmännischen Lagers erstürmt war; da ergriffen die übrigen Muselmänner die Flucht und der Feind verfolgte sie mit dem Schwert in der Hand. Aber in diesem Augenblicke stieß Scharkan mit den übrigen Feldherren zu den Fliehenden, und sie wendeten sich vereint mit frischer Kraft gegen die Ungläubigen, die, als sie die Fahnen des Islams erblickten, Johannes,



Maria und das heilige Kreuz anriefen und zur Hauptarmee zurückkehrten, deren rechten Flügel der Kaiser und deren linken Harbutz befehligte. Scharkan stellte seine Truppen auch in Schlachtordnung und sagte zu seinem Bruder: „Nun wünschte ich nur, daß irgend eine Herausforderung, von Seiten der Griechen, zu einem Zweikampfe stattfände.“ Kaum hatte er diese Worte gesagt, als ein alter, ehrwürdiger, in weiße Wolle gekleideter Mann auf einem kostbaren Maulesel aus den Reihen der Griechen hervortrat und den Muselmännern laut zurief: „Ich bin ein Gesandter, dem ihr vergönnen müßt, seine Botschaft zu verkünden; ich komme mit einem Antrag von dem Kaiser, der euch Frieden und Heil bringt; versprecht mir Sicherheit, so steige ich ab und theile ihn euch mit.“ Als Scharkan ihm Sicherheit gewährte, stieg er ab und sagte: „Ich komme vom Kaiser, dem ich vorgestellt habe, wie sündhaft es sey, so viel Blut vergießen zu lassen, da man doch lieber einen Zweikampf den Streit entscheiden lassen könne; er gab

mir Recht und sagte: „Ich will gern mein Leben für meine Armee opfern, der Anführer der Muselmänner mag dasselbe thun, und wer von uns siegt, dem muß die Armee des Besiegten sich ergeben; auch will der König Harub mit dem Bruder des Anführers sich schlagen, beide Armeen mögen ganz ruhig zusehen.“ Scharkan antwortete: „O Priester! wir nehmen diese Herausforderung an, sage es deinem Kaiser; doch sind wir heute von der Reise zu sehr ermüdet, wir wollen diese Nacht ausruhen und morgen früh soll der Zweikampf stattfinden.“ Der Priester ging freudig zum Kaiser, und da dieser ein sehr tapferer Ritter und ein sehr gewandter Schütze war und sehr gut mit Schwert und Lanze umzugehen wußte, hoffte er schon durch seinen Sieg über Scharkan, die Zierde des Islams, sich alle Muselmänner zu unterwerfen, und brachte daher eine sehr vergnügte Nacht zu.

Der Tag hinderte Schebersad, weiter zu erzählen; in der nächsten Nacht aber fuhr sie fort:





und

sechshundsebenzigste Nacht.

Kaum leuchtete der Morgen, da kam der Kaiser auf einem der besten Pferde herangeritten in einem chinesischen, vergoldeten Panzer, der so stark mit Edelsteinen besetzt war, daß er wie ein Spiegel glänzte, mit einem Schwerte und einer Lanze von fränkischer Arbeit bewaffnet; er entblößte sein Gesicht und rief: „Wer mich kennt, der weiß, wer ich bin, wer mich nicht kennt, dem sage ich: ich bin der Kaiser Feridun.“ Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als Scharkan auf einem kostbaren Pferde, reich bepanzert, mit einem indischen juwelenbesetzten Schwerte in der Hand, herbeisprenge und dem Kaiser zurief: „Du Verruchter! glaubst du, ich werde wie einer deiner ungläubigen Ritter vor dir weichen?“ Sie griffen dann einander an, als wenn zwei Berge zusammenstießen oder zwei Meere einander entgegenwogten. Bald näherten sie sich, bald gingen sie wieder auseinander, bald scherzten sie, bald machten sie Ernst, und die Griechen sowohl als die Muselmänner hofften, ihr Held werde doch zuletzt siegen.

Schon neigte sich die Sonne zum Untergang, und noch war der Kampf unentschieden. Der Kaiser bat dann um Waffenstillstand und sagte zu Scharkan: „Du bist wahrlich ein wackerer Ritter, doch deine Leute, die hinter dir stehen, sagen, du seyst nicht von edler Geburt, sie behaupten, du stammest von einem Sklaven her.“ Scharkan gerieth

durch diesen Schimpf in Zorn und wollte sich umbdrehen, um zu sehen, wer so etwas gesagt; aber der Kaiser benützte diesen Augenblick, um mit dem Schwerte nach ihm zu schlagen; zwar bückte sich Scharkan schnell hinter den Sattelknopf, um dem Hieb auszuweichen, doch erhielt er eine so schwere Wunde in die Brust, daß er laut schrie



und in Ohnmacht fiel. Dhul Makan eilte mit dem Bizler und den besten Reitern herbei, aber auch der Kaiser hatte seine Truppen zu Hilfe gerufen, so daß das Handgemenge allgemein ward und bis tief in die Nacht hinein dauerte. Als endlich die Finsterniß die beiden Heere trennte, begaben sich alle Priester und Feldherren zum Kaiser, um ihm zu seinem Siege Glück zu wünschen; und er versprach ihnen, am folgenden Tage Dhul Makan herauszufordern: dann, sagte er, werden bald alle Muselmänner die Flucht ergreifen. Im Lager der Muselmänner hatten sich indessen Dhul Makan, der Bizier und die Feldherren, um Scharkan versammelt; sie ließen Aerzte kommen, um ihn zu pflegen, und wachten die ganze Nacht bei ihm. Auch die Alte kam herbei und weinte und seufzte, berührte Scharkans Wunde und las den Koran, bis er endlich des Morgens die Augen öffnete und wieder sprach. Dhul Makan war außer sich vor Freude und sagte: „Gewiß verdankt er seine Genesung dem Segen des Derwisch.“

Scharfan erkundigte sich dann nach der Armee und hörte, wie sie um seinetwillen traure. Er dankte Gott für seine Genesung und beschwor seinen Bruder, Dhul Makan, auf den Kampfsplatz zu eilen, wo beide Armeen schon schlagfertig einander gegenüber standen. Als Dhul Makan auf das Schlachtfeld kam, fragte er: „Wo ist der Kaiser Feridun, daß ich ihn zu Boden werfe?“ Feridun wollte zu ihm hervortreten, aber der König Hardub hielt ihn zurück, mit den Worten: „Gestern hast du gekämpft, heute ist die Reihe an mir.“ Er bestieg ein noch besseres Pferd, als das des Kaisers; sein Wiehern entzückte jedes Ohr, es lief schneller als der Wind und leichter als der Blig. Aber nicht lange dauerte der Kampf, bald versetzte Dhul Makan dem König einen Hieb mit seinem Schwerte, daß sein Kopf vom Rumpfe flog. Die Griechen eilten zu spät ihrem Könige zu Hülfe, der Bizier Dendan kam mit zwanzigtausend Reitern herbei und rief ihnen zu: „Rähet Dmar und Scharfan!“ und Gott verlieh den Gläubigen einen vollständigen Sieg; viele Feinde wurden niedergemäht und die Uebrigen in die Stadt zurückgetrieben, die sie schnell hinter sich schlossen.

Hier unterbrach Scheherzad ihre Erzählung; in der folgenden Nacht fuhr sie fort:





Sechshundert und siebenundstebenzigste Nacht.

Nach geendigtem Kampfe kehrte Dhul Wakan zu seinem Bruder zurück und freute sich sehr, als er ihn viel besser fand; der Derwisch saß neben ihm und las ihm Legenden von den Propheten und Gesekprobleme vor. Scharkan sagte zu seinem Bruder: „Ich wußte, daß ihr heute siegen würdet, ich vernahm euern Ruf: Allah Akbar! Doch verdankt ihr euern Sieg nur dem frommen Derwisch, der den ganzen Tag für euch gebetet hat.“ Scharkan ließ sich nun die Einzelheiten der Schlacht erzählen, und als die als Derwisch verkleidete Alte den Tod ihres Sohnes vernahm, vergoß sie viele Thränen, welche die Muselmänner für Freudenthränen hielten, und schwur bei sich, Scharkan statt ihres Sohnes zu tödten. Die Muselmänner verhielten sich nun ruhig, bis Scharkans Wunde geheilt war; dann ließ er der Armee bekannt machen, daß er am folgenden Morgen selbst die Belagerungsarbeiten leiten würde. Als aber in der Nacht ein Jeder sich zur Ruhe begeben hatte und nur einige Diener in Scharkans Zelt schliefen, schlich die Alte wie eine Schlange zu ihm, zog einen vergifteten Jatagan aus dem Busen hervor, bedeckte Scharkan mit ihrer linken Hand Mund und Nase und schnitt ihm mit der Rechten in den Hals, bis sie seinen Kopf ganz vom Rumpfe trennte; sie that

dasselbe den Dienern, die umherlagen, verließ das Zelt und dachte bei sich selbst: Das ist noch nicht genug für meinen Sohn, ich muß auch noch den Sultan ermorden. Als sie aber nach seinem Zelte ging, fand sie es so gut bewacht, daß sie sich fürchtete, sich demselben zu nähern.

Sie wandte sich hierauf gegen das Zelt des Viziers und erschrock, als sie ihn noch wach und den Koran lesend fand. Der Vizier bewillkommte sie und lud sie ein, bei ihm zu bleiben, sie sagte aber: „Ich bin auf dem Wege, einen Heiligen zu besuchen, da ich aber im Vorübergehen dich hörte im Koran lesen, wollte ich dir nur schnell gute Nacht wünschen.“ Der Vizier dachte: Bei Gott! ich habe Lust, mit ihr einen Heiligen zu besuchen, und folgte ihr, als sie ihn verließ. Sie bemerkte es aber und, aus Furcht verrathen zu werden, sagte sie: „O Vizier! bleibe du hier und lese fort den Koran, ich darf dich nicht ohne Erlaubniß mitnehmen; wenn aber der Heilige diese Nacht es erlaubt, so komme ich morgen früh und führe dich zu ihm.“ Der Vizier wagte es nicht, ihr zu widersprechen, doch überfiel ihn ein geheimer Schauer; er suchte vergebens einzuschlafen, es ward ihm so bange, daß er aufstand und zu Scharkan ging, in der Absicht, die Nacht durch sich mit ihm zu unterhalten. Als er aber in Scharkans Zelt kam, sah er es mit Blut gefüllt und fand ihn und alle Diener geschlachtet. Da stieß er einen so heftigen Schrei aus, daß alle Soldaten erwachten; auch der Sultan kam herbeigelaufen und alle Anwesenden weinten laut, als sie sahen,



was geschehen war, und riefen: „Es gibt keinen Schutz und keine Hilfe, außer bei Gott dem Erhabenen.“ Dhul Makan lag lang in Ohnmacht, und als er wieder zu sich kam, zerriß er seine Kleider und schlug sich in's Gesicht, bis das Blut herausströmte, dann sagte er zum Vizier: „Wer mag wohl diesen Mord begangen haben, und warum sehe ich den Derwisch nicht hier?“ Der Vizier sagte: „Niemand anders als der Derwisch hat dieses Unheil angerichtet, ich fühlte im ersten Augenblick schon eine Abneigung gegen ihn.“ Er erzählte dann, wie der Derwisch in der Nacht in sein Zelt geschlichen und es nicht zugeben wollte, daß er ihm folge.

Am folgenden Tage rückten die Muselmänner, nach Scharkans Beerdigung, bis vor die Thore Konstantinopels, welche verschlossen blieben, und kein Grieche ließ sich auf den Wällen blicken. Dhul Makan schwur aber, nicht zu weichen, bis er für seinen Bruder Rache genommen, Konstantinopel zerstört und alle christlichen Könige getödtet haben würde, und mußte er auch Jahre lang hier lagern. Er ließ sich daher die Schätze bringen, die sie im Kloster erbeutet hatten, theilte sie unter die Truppen aus und befahl ihnen, einen Theil des Empfangenen ihren Familien zu schicken, weil sie doch noch lange hier bleiben würden. Er bat dann den Vizier Dendan, seiner Schwester Nushat Affaman zu schreiben, sie wegen des Verlustes ihres Bruders Scharkan zu trösten und ihr die Erziehung und Bildung seines Sohnes recht an's Herz zu legen. Er ließ hierauf den Anführer der Karavane kommen und übergab ihm den Brief an seine Schwester und empfahl ihm noch mündlich, daß seine Schwester auch über sein eigenes Kind wachen möge, da doch seine Frau, die er in geeigneten Umständen verlassen, wohl jetzt niedergekommen seyn müsse.

Nachdem die Karavane abgereist war, gab Dhul Makan den Truppen Befehl, die Mauern der Stadt von allen Seiten zu umzingeln. Sie waren aber höchst betroffen, als kein Grieche drei Tage lang sich auf den Wällen zum Kampfe sehen ließ, und ihre Bestürzung war nicht gering, als sie die Stadt so gut besetzt fanden, daß sie nicht wußten, wie hineindringen. Folgendes ist der Grund, warum kein Grieche drei Tage lang auf den Wällen erschien. Nachdem die Alte Scharkan ermordet hatte, näherte sie sich leise den Mauern, gab sich der griechischen Wache zu erkennen und ließ sich an einem Stricke hinaufziehen. Sie eilte zum Kaiser und fragte, ob es wahr sey, daß ihr Sohn erschlagen worden? Als der Kaiser ihre Frage bejahte, weinte und jammerte sie so lange, bis alle Anwesenden mit ihr weinten. Sie erzählte dann dem Kaiser, wie sie Scharkan und seine Diener geschlachtet, schwur aber, nicht eher zu

ruhen, bis sie auch noch den Sultan Dhul Makan, den Vizier und die obersten Feldherren durch irgend eine List umbringe; „Scharkans Kopf allein,“ sagte sie, „kann den meines Sohnes nicht aufwiegen. Ich will,“ fuhr sie fort, „ein Jahr lang über meinen Sohn trauern, alle Glocken abschneiden und alle Kreuze zerbrechen, und so lange sollt ihr auch den Krieg einstellen. Die Muselmänner können Jahre lang vor der Stadt lagern, sie werden sich vergebens abmühen, sie einzunehmen.“

Hier unterbrach Schehersad ihre Erzählung. In der nächsten Nacht begann sie, wie folgt:



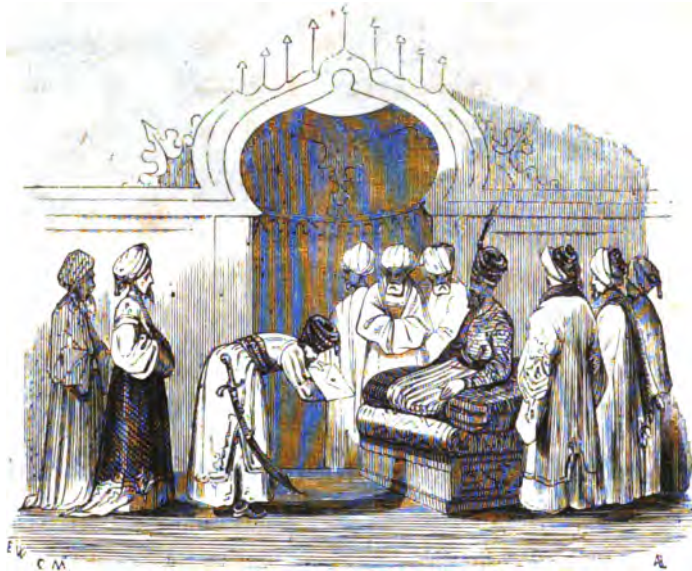


Sechshundert und achtundsiebenzigste Nacht.

Die Alte ließ sich dann Dinte und Papier reichen und schrieb den Muselmännern: „Wisset, daß ich schon früher euern König Dmar mitten in seinem Schlosse ermordet, daß ich dann, als Derwisch gekleidet, Viele der Eurigen vor der Höhle beim Kloster erschlagen und daß ich zuletzt noch Scharkan und seine Diener geschlachtet habe; wäre mir das Schicksal geneigt gewesen, so hätte ich auch noch den Sultan und den Bizier getödtet. Wollt ihr euch nun vor weiterem Unglück schützen, so zieht ab und kehrt in eure Heimath zurück; wo nicht, so möget ihr Jahre lang hier zu euerm Verderben vergebens lagern.“ Diesen Brief ließ sie nach dreitägiger Trauer mit einem Pfeil zu den Muselmännern hinüberschleudern. Als die Muselmänner den Brief an einem Pfeile sahen, brachten sie ihn dem Sultan und dieser bat den Bizier, ihn zu lesen. Da rief der Bizier: „Bei Gott! ich fühlte immer eine geheime Abneigung gegen diese Person, die nun durch ihre List uns schon zweimal in's Unglück stürzt.“ Dhul Makan schwur bei Gott, nicht von hier zu weichen, bis er diese Alte an das Thor Konstantinopels aufgenagelt, und versprach seinen Truppen, alle Schätze der Hauptstadt unter sie zu vertheilen.

Die Belagerung dauerte schon ein ganzes Jahr und Dhul Makan hörte nicht auf zu weinen und zu trauern, trotz aller Trostworte des Biziers, bis endlich Turbedan,

der Anführer der Karavane, von Bagdad zurückkam und ihm einen Brief von seiner Schwester Ruchat Affaman mitbrachte, worin sie ihm schrieb: „Nach vielen Grüßen



wisse, mein Bruder, daß dir Gott einen sehr hübschen Sohn geschenkt hat, den ich Kana ma kana (was geschehen ist, ist geschehen) genannt habe. Es ist ein wunderbares Kind, das einst gewiß recht berühmt werden muß. Ich habe auf allen Kanzeln für euch beten lassen, daß es euch gut gehe. Sowohl ich, als die Frauen der Feldherren und Soldaten, befinden uns wohl; es regnet häufig und Alles ist sehr wohlfeil bei uns. Deinem Freunde, dem Badheizer, geht es auch recht gut, er lebt in großem Wohlstande und hat viele Diener und Sklaven; er möchte gerne wissen, was aus dir geworden, aber wir haben ihm Alles verschwiegen. Friede sey mit dir.“ Dhul Makan dankte Gott für diese Nachricht und sagte dem Vizier: „Nun ist das Jahr vorüber, wir wollen die Trauer ablegen und nur noch am Jahrestage des Todes meines Bruders Scharkan ein heiliges Todtenfest auf seinem Grabe feiern.“

Dhul Makan ließ nun neben dem Grabmale seines Bruders Zelte aufschlagen und darin ein großes Mahl geben, wozu Viele von der Armee eingeladen wurden, welche den Koran verstanden, und man brachte bei Wachslöchtern die ganze Nacht damit zu, den Koran zu lesen und Gott zu preisen. Des Morgens näherte sich Dhul Makan weinend dem Grabe seines Bruders und sprach folgende Verse:

„Untröstlich ist mein Herz, weil der leuchtende Vollmond in's Grab gesunken,
tadelst immerfort, nur heute tadelst mein Aug' nicht, wenn es blutige Thränen
weint. Ohne Abschied trennten wir uns und lange werden wir uns nicht
wiedersehen. Manchen Unfall habe ich standhaft getragen, aber für diesen
Schlag gibt es in dieser Welt kein Heilmittel mehr.“

Diese Verse rührten alle Anwesenden, auch der Vizier weinte und recitirte einige
Trauergedichte, die auf's Neue viele Thränen hervorriefen und eine allgemeine Verwünschung
der Alten zur Folge hatten.

Scheherzad bemerkte den Tag und unterbrach deshalb hier ihre Erzählung; in
der nächsten Nacht aber begann sie wieder mit folgenden Worten:





Sechshundert und neunundstebenzigste Nacht.

Als Dhul Makan und der Bizier nach vollendeter Feierlichkeit sich wieder in ihr Zelt begaben, besprachen sie sich wegen der Belagerungsarbeiten; Dhul Makan verhehlte dem Bizier seinen Mißmuth über den sich so sehr in die Länge ziehenden Krieg nicht, und bat ihn, ihm zu seiner Zerstreuung eine schöne Liebesgeschichte oder irgend andere Abenteuer von alten Königen zu erzählen. Der Bizier antwortete: „Wenn dir eine Erzählung Zerstreuung und Erheiterung gewähren kann, so soll es dir daran nicht fehlen, denn ich habe gar manche Nacht deinen seligen Vater mit allerlei Geschichten und Erzählungen unterhalten; ich will dir diese Nacht die Geschichte zweier Liebenden erzählen.“ Dhul Makan bestimmte ihm die Stunde dazu und war sehr ungeduldig, bis sie herannahte. Sobald es dunkel ward ließ er Wachslichter und Lampen anzünden, allerlei Speisen und Getränke auftragen und die besten Räucherwerke anzünden. Dann schickte er nach dem Bizier und lud auch Bahram, Rustum, Derkafsch und den Verwalter ein, und bat Erstern, da Gott den Vorhang der Nacht über sie geworfen, nunmehr seine Erzählung zu beginnen. Der Bizier begann:

Geschichte der zwei Liebenden.¹

Wisse, o großer König! einst lag hinter dem Gebirge Japahan eine Stadt, welche man die Grüne nannte. Dort regierte ein König, sein Name war Suleiman, der sehr mächtig, gerecht und wohlthätig war, so daß sein Ruf sich allenthalben verbreitete und von allen Ländern Botschaften zu ihm gelangten. Er lebte viele Jahre zufrieden und glücklich, ohne Weib und Kinder. Eines Tages ließ er seinen ihm an Güte gleichenden Vizier rufen und sagte ihm: „Mir wird es unheimlich, weil ich nun bald schwach werde und ohne Weib und Kind bin, das paßt nicht für einen Regenten; wer soll nach mir herrschen? Je zahlreicher die Nachkommen eines Königs sind, um so größer und ausgedehnter wird seine Macht. Auch hat der Prophet gesagt (Gottes Gnade sey mit ihm!): die Ehe ist für mich etwas Heiliges und das war sie auch den frühern Propheten; was denkst du nun davon? sprich kurz!“ Der Vizier sagte: „Wohlan, König der Zeit! gebiete nur, und ich bin bereit, für dich sogar den Zorn des Himmels auf mich zu laden und in die Hölle zu gehen.“ Der König erwiderte: „Ich lasse mir nicht gern eine Sklavin kaufen, deren Stamm und Abkunft mir unbekannt; die möchte mir, wenn sie von unedler Geburt ist, auch ungerathene Kinder zeugen: sie gleicht dann einem schlechten Boden, wo alle gute Saat vergebens ist. Darum wünsche ich, daß du für mich um irgend eine Prinzessin werbest, eine recht schöne und tugendhafte, so daß sie mir auch Kinder, die ihr gleichen, gebäre; nur eine solche will ich vor Zeugen geseglich heirathen.“ — „O König! schon sehe ich ein Mittel, deinen Wunsch zu erfüllen; ich habe gehört, Saherschah, der König des weißen Landes, habe eine Tochter, welche das schönste Mädchen ihrer Zeit ist. Wie Zweige des Ban ist ihr Wuchs, ihre Augen sind wie Kohl, ihre Stirne glänzt wie der Mond, lang sind ihre Haare und fein ist ihre Taille, wie ein Dichter sagt:

„Sie ist so zart gebaut, daß ihr Wuchs die Zweige des Ban beschämt, und ihr Gesicht Sonne, Mond und Blumen; sie ist ein Paradies dem, welchem sie lächelt, und eine brennende Hölle dem, den sie zurückstößt, ihre Küsse sind Honig, mit dem besten Betne vermischt, ihre Zähne sind Perlen. Wie Rauchen hat ihre Liebe schon getödtet, wie manchen Freier hat ihr Blick zum Gefangenen gemacht.“

¹ Der Schluß dieser Geschichte, von der sechshundert und zweiundneunzigsten Nacht bis zur siebenhundert und zweiten, hat Ähnlichkeit mit der Geschichte der Gajat Alaufus und des Prinzen Kedschir im zweiten Bande.

Als der König diese Schilderung vernahm, sagte er dem Bizier: „Das Beste ist, du gehst zu ihrem Vater und hältst bei ihm um sie an, der erhabene König wird mir sie nicht versagen; der Prophet hat ja gesagt: „Der Islam will kein Klosterleben.“ Geh also jetzt nach Haus und mache dich auf morgen reisefertig, damit ich bald meinen Gram und meine Sorgen los werde.“ Der Bizier verließ den König und ließ sich, um Sahersah zu beschenken, die schönsten und kostbarsten Edelsteine, arabische Pferde und Waffen und ganze Kisten voll Geld geben, lud Alles auf Kameele und Maulesel, nahm fünfzig Mameluken, hundert Sklaven und eine Sklavin mit, verabschiedete sich beim Könige, der ihn ersuchte, recht schnell wieder zu kommen, und reiste Tag und Nacht, bis er nur noch eine Tagreise von der Stadt entfernt war, wo die Prinzessin



wohnte. Hier ließ er sich am Ufer eines Baches nieder und schickte einen seiner Vertrauten voraus zum König, um ihm seine Ankunft zu melden. Der König, welcher gerade austritt, begegnete dem Abgesandten, und da er ihm ansah, daß er ein Fremder war, ließ er ihn zu sich rufen, und als er von ihm hörte, daß der Bizier des mächtigen Königs Suleiman morgen zu ihm kommen wolle, freute er sich sehr und schickte ihm einige seiner Adjutanten mit andern hohen Personen entgegen. Da der Bizier schon um Mitternacht wieder aufgebrochen war, begegneten ihm die Adjutanten bald; sie bewillkommten ihn und führten ihn in das königliche Schloß. Hier stiegen sie mit dem Bizier ab und führten ihn durch sieben Hallen in einen großen Saal. Mitten in diesem Saale saß der König auf einem Thron aus Elfenbein, mit Perlen und Diamanten besetzt, mit Füßen aus Elefantenzähnen und mit einem kostbar durchwirkten

atlasnen Ueberzuge. Um den König herum standen die höchsten Beamten des Hofes und der Armee.

Der Vizier erschöpfte seine ganze Beredsamkeit in Versen und in Prosa, um den König auf eine recht anständige Weise zu begrüßen. Der König erwiderte seine Grüße recht freundlich, nahm ihn mit vieler Auszeichnung auf, ließ ihn neben sich sitzen und unterhielt sich lange mit ihm. Dann wurde ein Tisch gedeckt und nach der Mahlzeit, als alle Leute die Tafel verließen und nur noch ein paar Vertraute des Königs übrigblieben, stand der Vizier auf und sagte zum König: „O mächtiger Herr! ich komme in einer Angelegenheit zu dir, die dir nur Glück und Segen bringen kann; ich erscheine als Gesandter des mächtigen, gerechten und wohlthätigen Königs Suleiman, des Herrn des grünen Landes und der Gebirge von Ispahan, vor dir; er schickt dir viel Geld und kostbare Geschenke und wünscht sich mit dir zu verschwägern; ist dir das wohl erwünscht?“ Als Saherschah diese Worte hörte, pries er Gott, stand auf, verbeugte sich ehrfurchtsvoll und sagte: „O verehrter Vizier! höre meine Worte: ich bin ja nur einer von den vielen Dienern deines mächtigen Herrn und meine Tochter nur eine seiner vielen Sklavinnen; was du also begehrt, kann mir nur höchst angenehm seyn, ich habe weiter nichts zu antworten.“

Scheherzad hielt hier inne; in der nächsten Nacht erzählte sie weiter:



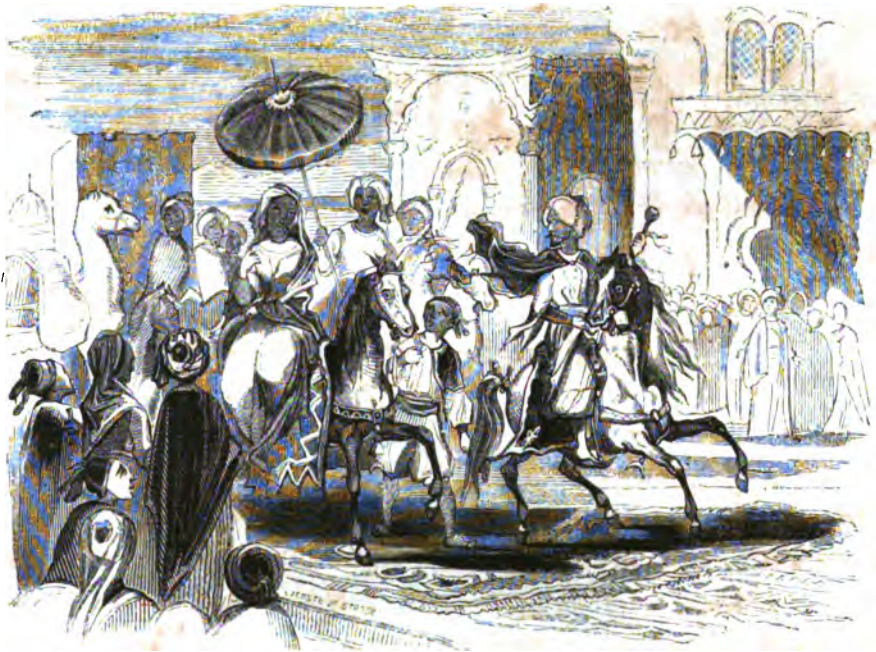


Sechshundert und achtzigste Nacht.

Der König Saherschah ließ dann Rhad's und Zeugen kommen, welche bezeugten, daß er seine Einwilligung dazu gegeben, daß der Vizier für seinen Herrn mit seiner Tochter einen Ehe-Contract schließe. Als dieser niedergeschrieben war, holte der Vizier die oben beschriebenen Geschenke herbei und überreichte sie dem Könige, der schon mit der Ausstattung seiner Tochter beschäftigt war. Nach zwei Monaten, als Alles in Ordnung war, wurden die Zelte vor der Stadt aufgeschlagen und alle Effekten der Prinzessin herausgebracht. Sie nahm zweihundert griechische, türkische und abyssinische Sklavinnen mit, so daß dieses Lager einer Abtheilung des Paradieses gleich, denn die Mädchen waren alle hübsch und jung und ihre Herrin strahlte wie eine der schönsten Huri unter ihnen hervor, die der Engel Ridhwan schlecht bewacht. Als alle Kisten auf Maulesel und Kameele gepackt waren, kam der König in's Lager und begleitete seine Tochter drei Meilen weit; dann nahm er Abschied von ihr und übergab sie dem Vizier, der mit ihr heimwärts reiste.

Als der Vizier nur noch drei Tage weit von seiner Heimath entfernt war, schickte er einen Boten voraus, um dem König die Ankunft seiner Braut zu melden. Der Bote eilte, so sehr er konnte, und als der König diese freudige Nachricht hörte, beschenkte er ihn und schickte Truppen ab, um seine Braut abzuholen. Auch ließ er in der Stadt

ausrufen, daß keine Frau und kein Mädchen, nicht einmal ein altes Weib, zu Hause bleibe, das ihr nicht entgegenginge und sie bis in's königliche Schloß begleite. Alle Straßen wurden verziert und illuminirt, und die Vornehmsten des Reichs standen auf dem Wege, um die königliche Braut zu erwarten. Endlich kam sie an, der Vizier ritt vor ihr her in dem Ehrenkleide, das ihm ihr Vater geschenkt hatte; alle Truppen umgaben



sie mit entfalteteten Fahnen, die Erde war so voll von jubelnden Menschen und lärmender Musik, daß die wilden Thiere glaubten, der jüngste Tag sey gekommen, und in die Wüsten und Einöden flohen. So ging der Zug fort bis an das Schloß, das bald von der schönen Braut einen neuen Glanz erhielt. Man führte sie in einen Saal, wo ein Thron von Elfenbein für sie errichtet worden, und kaum hatte sie sich niedergelassen, als der König zu ihr hereintrat und nach Gottes Willen sie so schön und liebenswürdig fand, daß er ganz munter ward und bald mit ihr allein zu bleiben suchte. Nur kurze Zeit verging, bis sie dem König die Nachricht gab, daß sie die Hoffnung habe, Mutter zu werden, und vor Freude darüber verließ sie der König einen ganzen Monat lang keinen Augenblick. Erst nach Verlauf des Monats ging er wieder in seinen Divan, beschäftigte sich mit den Staatsangelegenheiten und theilte viele Geschenke aus. In der

letzten Nacht des neunten Monats, als die Königin das Herannahen ihrer Entbindung fühlte, wurden die Ammen gerufen, und Gott ließ sie ohne Schmerzen mit einem Sohne niederkommen, hübsch wie der Mond; sie nannte ihn H a s a n und gab ihm den Beinamen T a d j A l m u l u k (Krone der Könige). Die Diener, welche sogleich dem König die Entbindung seiner Gemahlin anzeigten, wurden für die frohe Botschaft reichlich beschenkt, auch fühlte sich der König so glücklich, daß er alle Wittwen und Waisen kleidete, seinen Unterthanen viele Abgaben erließ und öffentliche Festlichkeiten veranstaltete.

Hier bemerkte Scheherzad den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht begann sie folgendermaßen:





Sechshundert und einundachtzigste Nacht.

Das Kind wurde vier Jahre lang von seinen Ammen in einem Meere von Glück und Zärtlichkeit erzogen, dann ließ der König Gelehrte kommen, die ihm in Allem, was einem Prinzen zu wissen ziemt, Unterricht ertheilten. Als er in seinem vierzehnten Jahr in allen Wissenschaften vorangeschritten war, gab ihm sein Vater einen Fecht- und einen Reitmeister und er war bald ein sehr gewandter Ritter; dabei war er so schön, daß Alle, die ihn sahen, von ihm bezaubert wurden, und er hatte viele Freunde, die sich schon im voraus freuten, ihn einst als König zu sehen.

Tadj Almuluk ward in seinem achtzehnten Jahr ein so leidenschaftlicher Jäger, daß er kaum einen Augenblick mehr zu Hause Geduld hatte. Zwar suchte ihn sein Vater davon abzuhalten, weil er die Gefahren der Wüste und der wilden Thiere für ihn fürchtete, aber er ließ sich nicht rathen. Eines Tages veranstaltete er eine große Jagdpartie und nahm Lebensmittel auf zehn Tage mit. Man reiste vier Tage weit,

bis man in einen grünen Wald kam am Ufer eines Baches; hier ließ der Prinz einen großen Kreis schließen und bestimmte die Stelle, wo man wieder zusammentreffen sollte. Die Jäger zogen aus und trieben eine Menge wilder Thiere vor sich her; der weite Kreis zog sich dann immer näher zusammen und trieb das Wild in die Enge, bis es zuletzt unter den Pferden herumließ; dann ließen sie die Hunde und Jagdvögel gegen es los und schossen mit Pfeilen darauf, so daß, als der Kreis beisammen war, eine Menge Wild in ihre Hände fiel. Tadj Almuluk ließ sich dann am Bache nieder, theilte das Wildpret unter seinen Leuten aus, legte das Beste für seinen Vater und die Großen des Reichs zurück und brachte die Nacht im Walde zu. Am folgenden Morgen, als die Sonne aufging, sah er in der Ferne eine große Karavane, die sich auch an diesem Bache, nicht weit von seinem Zelte, niedergelassen hatte. Er schickte einen seiner Freunde zu ihnen, um zu hören, wer sie seyen und was sie wollen. Der Bote kehrte bald wieder mit der Nachricht zurück, es wären Kaufleute, welche im Vertrauen auf die Sicherheit gewährende Regierung seines Vaters mit Waaren in dieses Land gekommen, worunter Manche, die sie nur um seinetwillen mitgebracht. Als der Prinz dies hörte, sagte er: „Wenn sie Waaren haben, die für mich passen, so will ich sie ihnen abkaufen.“ Er ritt dann mit seinen Mameluken zum Anführer der Karavane. Dieser wünschte dem Prinzen viel Glück und langes Leben und ließ ihm ein rothes Atlaszelt mit Gold durchwirkt aufschlagen und machte ihm einen Divan auf zwei seidnen Teppichen zurecht. Der Prinz ließ dann die Kaufleute mit ihren Waaren zu sich in das Zelt kommen und kaufte Vieles von ihnen, was er gerade brauchen konnte. Schon wollte er wieder weiter ziehen, als er bei der Karavane einen hübschen Jüngling erblickte, mit leuchtender Stirne und marmorernem Halse, hübsch gekleidet, ehrwürdig aussehend, doch sehr blaß und niedergeschlagen, wie Einer, der die Trennung von seiner Geliebten betrauert.

Als sich Tadj Almuluk ihm näherte, hörte er, wie er folgende Verse recitirte:

„Lange währt schon die Trennung, immer schwerer wird mein Kummer
und meine Pein, und wie Regengüsse stürzen Thränen aus meinen Augen.
Als ich am Trennungstag ihr Lebewohl sagte, verabschiedete ich auch zugleich
mein Herz und nun bin ich schon ohne Herz und ohne Hoffnung. O meine
Freunde! wartet, bis sie mir noch einmal Lebewohl sagt, ihre Worte sind
so erquickend, daß sie Kranke heilen; aber hütet euch vor ihrem bezaubernden
Blicke, denn Niemand ist vor den Pfeilen ihrer schwarzen Augen sicher, sie sind
sanft und schwächend, doch schneidender als das blanke Schwert; hütet euch
auch vor ihrer wohlklingenden Stimme, sie bringt euch Fieber und verwirrt
euern Verstand.“

Nachdem der Jüngling diese Verse recitirt hatte, seufzte er tief und weinte, bis er ohnmächtig ward. Als er wieder zu sich kam, fragte ihn der Prinz, der ihm zu Häupten stand: „Warum hast du mir deine Waaren nicht auch vorgelegt?“ Der Jüngling antwortete: „Ich habe nichts, das würdig wäre, deiner Hoheit gezeigt zu werden.“ Aber Tadj Almuluk versetzte: „Du mußt mir zeigen, was du hast; auch sollst du mir sagen, warum du so traurig bist und so viel weinst; ist dir ein Unrecht geschehen, so will ich es gut machen, bist du verschuldet, so will ich deine Schulden bezahlen, denn beim ersten Anblick fühlte ich mich schon zu dir hingezogen.“ Er ließ dann gleich zwei Stühle bringen aus Elfenbein und Ebenholz, mit grüner, golddurchwirkter Seide bepolstert, und einen Teppich ausbreiten, und bat den Jüngling noch einmal, ihm seine Waaren vorzulegen. Der Jüngling sagte: „Ich beschwöre dich bei Gott! laß mich, ich habe nichts, das deiner würdig wäre.“ Aber Tadj Almuluk nöthigte ihn, seine Waaren herbeizuholen. Der Jüngling legte endlich, mit Thränen in den Augen, ein Stück Waare nach dem andern vor Tadj Almuluk. Es war unter Anderem ein Stück Atlas dabei, ganz mit Gold durchwirkt, das zweitausend Dinare werth war. Als er



dieses aufrollte, fiel ein Päckchen heraus, das er schnell verbarg, während er folgende Verse sprach:

„Mein Leben vergeht in Sehnsucht, Täuschung, Trennung und Liebesqual. Die Trennung will mich nicht tödten und keine Vereinigung mich beleben; die Entfernung läßt mich trostlos, und doch ist mir deine Nähe nicht gegönnt; du bist ungerecht und erbarmungslos, von dir ist keine Hilfe zu erwarten, und doch kann ich mich nicht von dir losreißen. Alle meine Kräfte vermögen nichts gegen deine Liebe, ich weiß nicht, wohin mich wenden.“

Als der Kaufmann das Päckchen unter seinen Beinen verbarg, fragte ihn Tadj Almuluk: „Was enthält dieses Päckchen?“ — „Mein Herr, kümmere dich darum nicht und verlange es nicht zu sehen, ich habe mich darum nur geweigert, dir meine Waaren zu zeigen, weil ich befürchtete, du möchtest es bemerken. Ich darf dir es durchaus nicht zeigen.“

Tadj Almuluk ließ aber nicht ab und drang so lang in den Jüngling, bis er es hervorholte. Als aber Tadj Almuluk einen alten Lappen Tuch sah, sagte er höchst erstaunt dem immer weinenden und Verse recitirenden Jüngling: „Ich glaube, du bist nicht recht bei Verstand; was vergießest du so viele Thränen über diesen alten Lappen?“ — „Mein Herr! meine Geschichte ist wunderbar, ich weine nur über das Bild, das in diesem Lappen verborgen ist, und über das Mädchen, das es geschildert.“

Scheherzad bemerkte den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht setzte sie ihre Erzählung also wieder fort:





Sechshundert und zweiundachtzigste Nacht.

Der Jüngling rollte dann das Tuch auf, und siehe da, es stellte auf der einen Seite eine Gazelle vor, von feiner Seide gestickt und mit Goldfäden durchwirkt, auf der andern Seite eine Gazelle, mit Silberfäden durchwirkt, am Halse hatte sie eine goldene Kette und an der Stirne ein Diadem aus Smaragd; auch hatte sie ein buntmarmorirtes, mit Perlen besetztes seidenes Kleid überhängen. Tadj Almuluk bewunderte die kostbare Arbeit dieser Stickerin, die einer lebendigen Gazelle gleich, und sagte: „Gepriesen sey der, welcher den Menschen so viele Weisheit und Geschicklichkeit verliehen! Der Künstler, welcher diese Gazelle gestickt hat, findet Seinesgleichen nicht.“ — „Mein Herr! ein Frauenzimmer hat dies Bild verfertigt, und ich habe wunderbare Abenteuer mit ihr erlebt.“ Der Prinz war so begierig, die Geschichte dieses Jünglings zu hören, daß er so lange in ihn drang, bis er folgendermaßen erzählte:

Wisse, mein Herr! mein Vater war ein reicher Kaufmann und Gott hatte ihm keine Nachkommen, außer mir, beschert. Ich ward mit meines Vaters Richte erzogen, welche früh ihren Vater verloren hatte. Man ließ uns unbewacht beisammen leben und wie Geschwister auf einem Bette schlafen, weil mein Vater meinem seligen Onkel versprochen hatte, daß er seine Tochter mir zur Gattin geben wolle. Als ich kaum das Jünglingsalter erreicht hatte und noch ganz unerfahren war, sagte mein Vater zu meiner Mutter: „Nun ist

es Zeit, daß wir unsern Sohn mit unserer Nichte vermählen, wir haben keinen Grund mehr, länger zu warten.“ Sie beschäftigten sich hierauf mit unserer Ausstattung und beschloffen, nächsten Freitag nach dem Gebete den Ehe-Contract schreiben zu lassen und die Hochzeit zu feiern. Schon wurden alle Verwandten und Freunde meiner Eltern eingeladen, und als der Freitag kam, wurde unser Haus gewaschen und mit Teppichen belegt und alles Nöthige zum Feste hergerichtet. Mein Vater ging aus, um Süßigkeiten, Rosenwasser und dergleichen einzukaufen; meine Mutter hieß mich in's Bad gehen und schickte mir ein neues Kleid nach, das ich nach dem Bade anzog. Ich wollte dann in die Moschee gehen, als mir einfiel, daß ich noch einen Freund vergessen hatte einzuladen. Ich ging in seine Wohnung, er war nicht zu Hause, und ich mußte in der ganzen Stadt herumlaufen, um ihn aufzusuchen. Da kam ich in eine Straße, die ich in meinem Leben nicht betreten hatte; ich war sehr ermüdet und angegriffen vom Bade sowohl, als vom neuen Kleide, dessen Wohlgeruch die ganze Straße parfümirte; ich setzte mich auf eine Bank am Ede dieser Straße und legte mein gesticktes Taschentuch unter, in welches einiges Geld eingebunden war. Die Hitze war so groß, daß mir der Schweiß zum Gesichte herunterlief und auf mein Kleid tropfte. Da ich auf meinem Sacktuche saß, wollte ich meinen Kasten nehmen, um mich abzutrocknen, da fiel mir auf einmal ein weißes Tuch in den Schoß, zarter als der Zephyr.



Ich nahm das Tuch und warf einen Blick in die Höhe, um zu sehen, wo es hergekommen; da begegnete mein Auge der Meisterin dieser Gazelle an einem Fenster, vor welchem ein großes messingenes Gitter war; sie legte den Finger vor den Mund und zeigte mir ein so schönes Gesicht, daß ich dessen Reize gar nicht beschreiben kann. Sie legte dann den Zeigefinger und den mittlern Finger auf ihren Busen, schloß das Fenster und verschwand, ließ aber in meinem Herzen eine brennende Flamme zurück; ich wußte nicht, was beginnen, denn ich verstand ihren Wink nicht und, obschon ich bis Sonnenuntergang vor ihrem Hause sitzen blieb, sah und hörte ich doch Niemanden mehr.

Scheherzad schwieg, da der Tag nahe war; in der nächsten Nacht begann sie mit folgenden Worten:





Sechshundert

und

Dreiundachtzigste Nacht.

Der Jüngling erzählte weiter: Endlich stand ich auf und entfaltete das Tuch, das mir das Mädchen zugeworfen, und es kam mir ein Moschusdunst entgegen, der mir in's Hirn stieg und so sehr meine Nerven reizte, daß mir ward, als befände ich mich im Paradies. Als ich von meiner Betäubung mich wieder erholte, sah ich ein Briefchen vor mir, auf dem folgende Verse geschrieben waren:

„Hier schicke ich dir in zarter Schrift meine Klage über den Schmerz der Entfernung; wundere dich nicht, daß meine Schrift so fein und fast unleserlich zart: so müssen Liebende schreiben, die selbst vor Gram so mager geworden.“

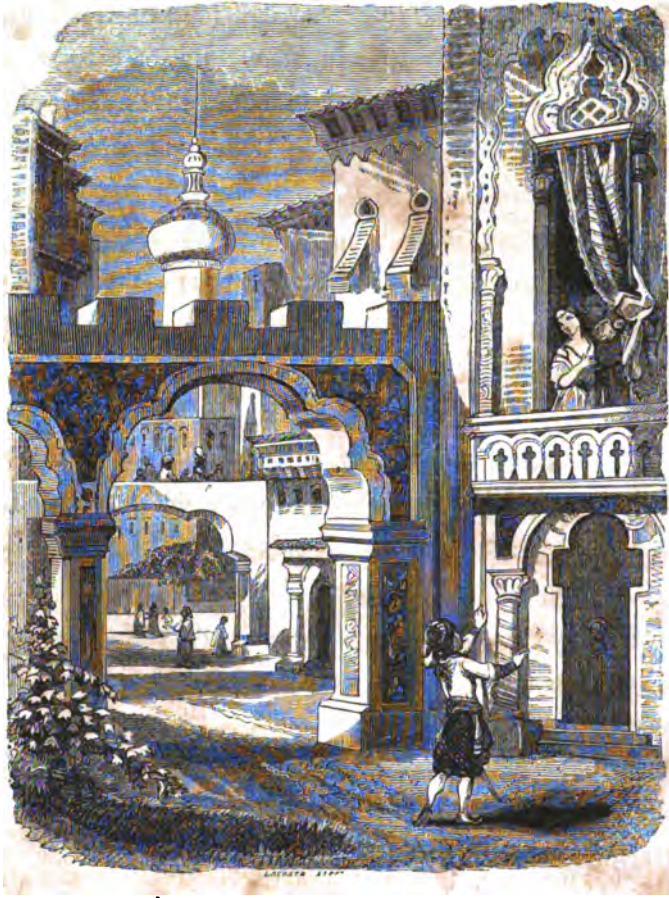
Auf dem Tuche selbst stand geschrieben:

„Ich bin das Tuch der treu Liebenden und diene nun gerne dem schönen Jünglinge, um ihm Stirne und Wangen abzutrocknen.“

Diese Verse vermehrten noch meine Flamme, schnell steckte ich das Tuch und das Briefchen ein und ging damit nach Haus. Es war schon eine Weile Nacht, als ich nach Hause kam. Meine Braut hatte den Kopf auf die Kniee gestützt und weinte; als sie mich aber sah, trocknete sie ihre Thränen ab, stand auf, zog mir mein Kleid aus und sagte: „Alle Gäste sind gekommen, nebst dem Rhadi und den Zeugen, und sind schon längst von der Tafel aufgestanden; da du aber immer nicht erschießt, schwur dein

Vater, aufgebracht darüber, daß er so viele Unkosten vergebens gehabt, daß er nun vor einem Jahr unsern Ehe-Contract nicht schreiben lassen werde. Wo warst du denn so lange?" Ich erzählte ihr Alles, was mir widerfahren, und bat sie, mir beizustehen und mir die Fingersprache meiner Geliebten zu erklären. Sie schwur, mir mit allen Kräften behülflich seyn zu wollen, und sagte: „Das Zeichen mit dem Finger auf den Mund bedeutet: bei dem, der Himmel und Erde geschaffen! du bist mein Leben und mein Herz; das Tuch bedeutet einen freundlichen Gruß von der Geliebten, und die zwei Finger, die sie auf den Busen legte, bedeuten: nach zwei Tagen komme wieder, da können wir uns wiedersehen und unsern Gram verschrecken. Glaube nur, mein Vetter! sie liebt dich sehr und setzt ihr Vertrauen auf dich, das kann ich dir sagen; und dürftest du frei ein- und ausgehen, ich würde euch unter meinem Schutze vereinigen.“ Als ich dies hörte, dankte ich ihr und dachte: hier ist nichts zu thun, als zwei Tage Geduld zu haben. Ich ging nicht aus, aß und trank nicht, sondern blieb die zwei Tage traurig zu Hause sitzen, den Kopf auf dem Schoße meiner Cousine ausruhend, die mich herzlich liebte. Als die zwei Tage vorüber waren, sagte sie mir: „Nimm dich nun zusammen und fasse Muth.“ Sie holte mir dann andere Kleider, zog mich an und beräucherte mich; ich ging wieder in jene Straße und setzte mich auf die Bank vor dem Hause meiner Geliebten.

Als ich eine Weile da saß, öffnete sich das Fenster, ich blickte hinauf und begegnete dem Auge meiner Geliebten und war ganz außer mir vor Entzücken. Sie verschwand dann einen Augenblick vom Fenster und kehrte wieder mit einer Frau und einem rothen Tuche, sie schob ihre Ärmel zurück und legte alle fünf Finger auf die Brust, dann hob sie die Hand weg und zeigte mir die Frau am Fenster, dann hing sie das rothe Tuch dreimal zur Straße heraus, nahm es wieder hinein, preßte es aus und legte es zusammen; hierauf winkte sie mit dem Kopfe nach dem Ende der Straße, schloß das Fenster, verschwand und nahm mein Herz mit und kehrte nicht mehr wieder. Ich war wieder in der größten Verwirrung, denn sie hatte abermals kein Wort gesprochen, so daß ich sie stumm halten konnte, und ich hatte wieder ihre Zeichen nicht verstanden. Ich blieb bis Sonnenuntergang auf der Bank sitzen und ging dann zu meiner Cousine, welche, die Wangen auf ihre Hand gestützt, weinend da saß. Sobald sie mich sah, sprang sie auf und nahm mir mein Kleid ab, legte meinen Kopf in ihren Schoß, trocknete mein Gesicht mit ihrem Ärmel ab, bemitleidete und ermutigte mich. Als ich ihr erzählte, was ich gesehen, sagte sie: „Das Zeichen mit den fünf Fingern bedeutet: nach fünf Tagen kehre wieder; das Zeichen mit dem rothen Tuche und der Frau bedeutet:



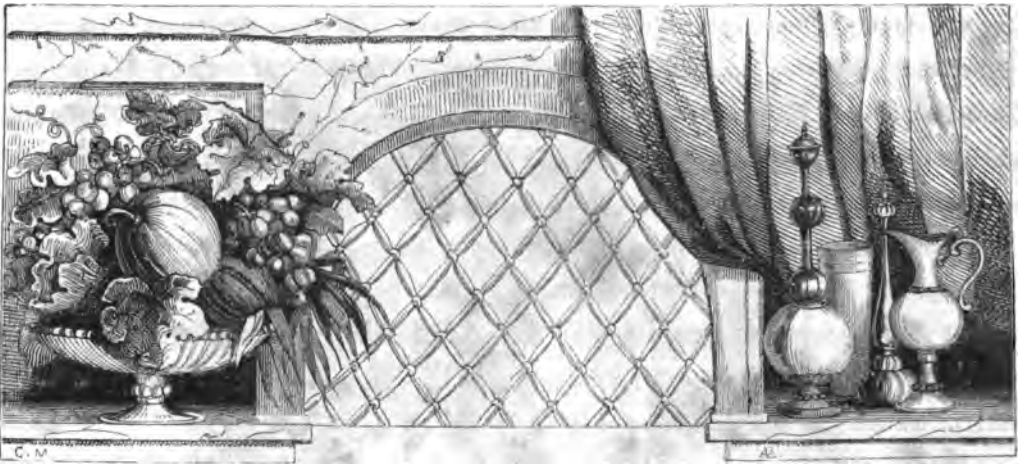
warte im Laden des Färbers, bis diese Frau kommt und dich abholt.“ Ich sagte: „Bei Gott! deine Erklärung ist richtig, denn ich sah am Ende der Straße den Laden eines südischen Färbers; aber,“ setzte ich weinend hinzu: „wer kann fünf Tage warten?“ Meine Cousine tröstete mich und sagte: „Fasse Muth! wie manche Leute schmachten Jahre lang vergebens, und du liebst ja erst seit zwei Tagen.“ Sie brachte mir dann Speisen, ich nahm einen Bissen und wollte essen, da fiel mir meine schöne Geliebte ein und es schmeckte mir nichts. Das Leben ward mir sauer, ich konnte weder essen, noch trinken, noch schlafen; ich ward blaß und sah sehr übel aus, denn ich war noch sehr jung und empfindsam und liebte zum ersten Male in meinem Leben. Meine Cousine wachte stets bei mir und erzählte mir Liebesgeschichten, bis ich einschief. Beim Erwachen fand ich sie wieder neben mir, mit Thränen des Mitleids in den Augen. So brachte ich fünf Tage zu. Dann brachte mir meine Cousine warmes Wasser, wusch mich, trocknete mich

ab und sagte: „Nun geh! Gott stehe dir bei und stille dein Verlangen nach deiner Geliebten.“ Ich ging an's Ende der Straße und setzte mich vor den Laden des jüdischen Färbers, der des Samstags wegen geschlossen war. Ich wartete den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend, bis man vor Dunkelheit gar nichts mehr sah, aber Niemand ließ Etwas von sich hören. Da fürchtete ich mich, länger hier allein zu sitzen, und kehrte, mit Mühe meine Beine nachschleppend und wie ein Betrunkener taumelnd, nach Hause zurück. Meine Cousine kam mir entgegen, trocknete mir Thränen und Schweiß ab und sagte lächelnd: „Warum hast du nicht die Nacht bei deiner Geliebten zugebracht?“ Diese Worte brachten mich so sehr auf, daß ich sie mit einem Stoße auf die Brust zu Boden warf. Sie fiel mit dem Kopf auf ein Rauchfäßchen, das gerade im Saale stand, und das Blut strömte aus ihrer offenen Stirne.

Sie stand auf, ohne ein Wort zu sagen, untersuchte ihre Wunde, verband sie, wusch das Blut vom Teppich ab und sagte mir lächelnd und mit zarter Stimme: „Bei Gott! mein Vetter, meine Absicht war nicht, dich oder deine Geliebte zu verspotten. Uebrigens wollte ich mir ohnedies heute zur Ader lassen und jetzt ist durch diesen Blutverlust mein Kopf viel leichter; erzähle mir nun, wie es dir heute gegangen.“ Als ich ihr weinend erzählte, wie ich vergebens meine Geliebte erwartete, sagte sie: „Sieh das nicht als Zeichen ihrer Gleichgültigkeit an, sie wollte gewiß nur deine Ausdauer prüfen; geh morgen wieder hin: deine Erlösung ist nahe.“ Sie sagte mir dann noch Manches zu meiner Beruhigung, aber ich war untröstlich.

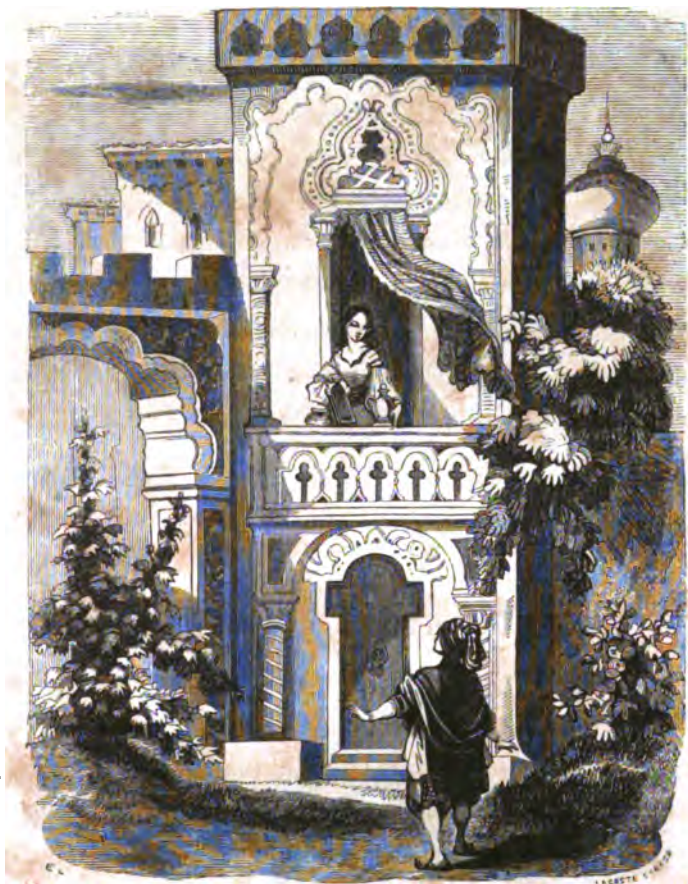
Schehersad schwieg, um in der folgenden Nacht mit den eigenen Worten des Jünglings weiter zu erzählen:





Sechshundert und vierundachtzigste Nacht.

Als meine Cousine mir zu essen brachte, stieß ich es mit den Füßen weg und sagte: „Wer liebt, ist verrückt, dem schmeckt keine Speise und kein Schlaf mehr.“ Sie weinte, hob die Schlüssel vom Boden auf, wusch den Boden und unterhielt mich mit Erzählungen und Märchen, ich aber betete zu Gott, er möge doch bald Tag werden lassen. Des Morgens früh eilte ich wieder nach der Straße meiner Geliebten und setzte mich auf die Bank. Da öffnete sich das Fenster, meine Geliebte erschien und lachte, sie verschwand eine Weile und kehrte wieder mit einem Spiegel, einem Säckchen und einem Gefäße, das mit grünem Samen gefüllt war; sie öffnete das Säckchen, streckte den Spiegel hinein, knüpfte es wieder zu und warf es in's Zimmer, dann löste sie ihre Haare auf und ließ sie über ihr Gesicht herunterhängen, zuletzt brachte sie eine Lampe und stellte sie zum Samen hin, verschwand und kehrte nicht wieder. Mein Herz zerbrach fast vor Dual über ihre stummen Zeichen, ich kehrte traurig zu meiner Cousine zurück, welche mit Thränen in den Augen an die Wand gelehnt stand. Als sie mich sah, trocknete sie ihre Thränen ab, wagte es aber lange nicht, mich anzureden; endlich sagte sie: „Nun, mein Vetter, wie geht es denn?“ Ich erzählte ihr weinend, was meine Geliebte vor meinen Augen gethan. Da sagte sie: „Habe Geduld, deine



Trommel hat noch nicht geschlagen. Das Verstecken des Spiegels und das Herabhängen der Haare bedeutet Sonnenuntergang und dunkle Nacht; die Samen bedeuten eine Zusammenkunft im Garten, der hinter ihrer Straße ist; und durch die Lampe wollte sie sagen, du sollst im Garten nur diese Lampe auffuchen und sie dort erwarten.“ Als ich diese Erklärung vernahm, rief ich aus: „O wie lange wird noch unsere Trennung währen!“ Meine Cousine sagte mir: „Habe nur noch diesen Tag Geduld!“ nahm mir mein Kleid ab und hatte nicht den Muth, mir zu essen vorzustellen; sie bat mich dann, mich mit ihr den Tag durch zu unterhalten, da ich doch Abends bei einer Andern seyn würde; ich aber betete immerfort zu Gott, daß er doch bald die Nacht heranzubringen lasse. Als endlich die Sonne unterging, gab mir meine Cousine weinend ein Stückchen Roschus und sagte mir: „Stecke das in den Mund und wenn du nach süßen Umarmungen von deiner Geliebten Abschied nimmst, so sprich folgenden Vers:

„O ihr Liebenden! bei Gott! sagt mir, wenn die Liebe den Jüngling überwältigt, was soll er thun?“

Sie küßte mich dann und ich mußte ihr schwören, daß ich diesen Vers beim Herausgehen sagen würde. Hierauf ging ich in den Garten, dessen Thüre offen war, und nahm meine Richtung nach einem Lichte, das ich in der Ferne sah, und ich fand es in einem hübschen Gartenhäuschen, mit seidnen Teppichen belegt und außer der Lampe von vielen Wachskerzen beleuchtet; vor dem Sopha stand ein Tischchen mit einem seidnen Tuche, auf dem, zwischen allerlei Blumen und Aromaten, die kostbarsten Speisen und Getränke, in den feinsten chinesischen und goldenen Gefäßen, standen. Das Gartenhäuschen schien mir sehr geeignet zu einer Zusammenkunft, doch sah ich keinen Menschen darin, um mich zu empfangen.

Scheherzad bemerkte den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht erzählte sie mit den eigenen Worten des Jünglings weiter:





Sechshundert

und

fünfundachtzigste Nacht.

Ich setzte mich auf das Sopha, um meine Geliebte zu erwarten, aber drei Stunden vergingen und Niemand kam; da verlor ich die Geduld, auch stiegen mir die feinen Gerüche der Speisen in die Nase, denn ich hatte schon mehrere Tage nichts gegessen, so daß ich ziemlich ausgehungert war; ich näherte mich dem Tischchen und deckte die Platte auf, da fand ich in deren Mitte, auf einem chinesischen Teller, vier gebratene Hähnen und rund herum standen Granatapfelbeeren und mehrere andere saure und süße Zuspeisen; ich aß bis ich satt war, und da ich schon lange nicht schlafen konnte, so hatte ich kaum meine Hände gewaschen, als sich meine Augen schlossen und mein Kopf auf das Kissen fiel; ich hatte einen sehr tiefen Schlaf, aus dem ich nicht eher erwachte, bis mich die Sonne brannte. Als ich die Augen öffnete, fand ich auf meinem Leibe einige Kohlen und Salz umhergestreut; ich stand auf, schüttelte mein Kleid ab, sah mich rechts und links um, fand aber Niemanden; auch bemerkte ich, daß ich auf dem harten marmornen Boden gelegen war. Ich ward sehr traurig, weinte heftig vor Aerger über meinen Schlaf und ging wieder nach Hause zu meiner Cousine, welche sich auf die Brust schlug und heftig weinte. Als sie mich sah, trocknete sie schnell ihre Thränen ab, kam mir freundlich entgegen und sagte: „O mein Better! tadle mich nicht, wenn ich

Digitized by Google

darüber weine, daß du in deiner Liebe glücklich bist, während ich verlassen zu Hause bleibe.“ Sie nahm mir dann lächelnd mein Kleid ab, schüttelte es aus und sagte: „Bei Gott! das ist nicht der Geruch eines Glücklichen; was ist dir geschehen, mein Vetter?“ Als ich ihr Alles erzählte, sagte sie: „Wehe, mein Vetter! wahrlich du dauerst mich, dieses Weib plagt dich sehr, sie hat dich wahrscheinlich schlafend gefunden und war böse darüber, denn sie hielt dich für einen Lügner, weil wahre Liebende nicht schlafen, darum hat sie dich auch nicht geweckt, sondern dich mit Salz bestreut, um dir zu sagen, du freyst sehr geschmacklos und bedürftest gar zu sehr noch einiger Würze, denn ernstlich Liebenden ist der Schlaf eine Sünde. Mit den Kohlen meinte sie: Gott schwärze dein Angesicht! Gott bewahre dich vor ihr!“ Als ich diese Erklärung vernahm, sah ich mein Unrecht ein und bedauerte, so viel gegessen zu haben, brach in laute Thränen aus und beschwor meine Cousine, Mitleid mit mir zu haben und mir zu rathen, was ich nun thun könne, um nicht vor Verzweiflung zu sterben.

Da meine Cousine mich sehr lieb hatte, sagte sie: „Bei meinem Haupte und meinen Augen, ich habe dir schon gesagt: wenn ich ausgehen dürfte, ich hätte euch schon längst unter meinem Schutze vereinigt; doch nun kann ich dir keinen bessern Rath geben, als diesen Abend wieder in das Gartenhäuschen zu gehen, du mußt aber den vierten Theil der Nacht ruhig warten und nichts essen, damit dich nicht der Schlaf überfalle.“ Ich dankte ihr für ihren Rath und betete zu Gott, daß es doch bald Nacht werden möchte. Als die Nacht heranbrach und ich weggehen wollte, rief mir meine Cousine noch einmal zu, ich möchte ja den Vers nicht vergessen.

Ich fand im Garten wieder Alles so hergerichtet, wie am vorhergehenden Abend, und ganz frische Speisen standen wieder auf dem Tische, die einen solchen Wohlgeruch verbreiteten, daß ich meine Lust, sie zu sehen, nicht lange bezähmen konnte; ich deckte die Schüssel auf und sah wieder Hahnen mit verschiedenen Zuspeisen, die mich so anlachten, daß ich mich nicht enthalten konnte, von jedem Gerichte Etwas zu nehmen; da es aber sehr wohlschmeckte, aß und trank ich, bis ich satt war, zog dann das Kissen herbei und dachte: ich will mich nur ein wenig anlehnen, gewiß nicht schlafen; aber bald fielen meine Augen zu und ich erwachte erst nach Sonnenaufgang. Als ich meine Augen wieder öffnete, fand ich auf meinem Leibe einen Knochen, einige Datteln und Dattelkerne und etwas Zuckerbrot, und das ganze Häuschen war geleert; ich schüttelte Alles ab und ging bestürzt nach Hause. Meine Cousine, die aus hoffnungsloser Liebe zu mir immer weinte und Verse recitirte, kam mir entgegen; ich schmähte sie und schrie sie an, sie aber trocknete ihre Thränen ab, küßte mich zwischen die Augen und drückte mich an



ihren Busen; da ich mich aber unfreundlich zurückzog, sagte sie: „Mir ist, als hättest du wieder geschlafen.“ Ich erwiderte: „Ja, bei Gott!“ erzählte ihr, was ich beim Erwachen auf meinem Leibe gefunden, und beschwor sie bei Gott, mir es zu erklären. Sie sagte weinend: „Bei meinem Haupte und meinen Augen! sie wollte mit dem abgenagten Knochen dir sagen, daß, wenn du wirklich liebtest, du abgezehrt seyn müßtest und weder an den Freuden des Tisches, noch am Schlasfe Labung fändest; mit den Datteln, den Dattelfernen und dem Zuckerbrode wollte sie andeuten, daß, wenn du auch bei ihr bist, dein Sinn doch anderwärts ist, es müsse dir daher leicht seyn, sie aufzugeben und an einem süßen Bissen dich zu erquicken.“ Diese Erklärung schürte die Flamme in meinem Herzen, ich schrie und jammerte und bat meine Cousine, mir zu rathen, was ich nun thun könne. Sie sagte: „Ich weiß nichts Anderes, als, daß du diesen Abend doch noch einmal hingehst; aber nimm dich ja in Acht, nicht wieder zu schlafen.“ Sie brachte

mir dann zu essen und sagte: „Iß dich nur jetzt recht satt, damit du heute Abend nicht wieder in Versuchung gerathest.“ Ich aß mich satt und des Nachts zog mir meine Cousine ein kostbares Kleid an, küßte mich und erinnerte mich wieder an den Vers.

Ich begab mich wieder in den Garten, ging aber weit vom Tische weg, hielt meine Augen mit den Fingern offen und schüttelte meinen Kopf hin und her; als ich aber lange wartete, ward ich hungrig und der Geruch der Speisen und des Weins tödtete mich fast. Ich näherte mich dem Tischchen und aß ein Bißchen Fleisch mit einigen Zuspeisen; dann ging ich auf den Weintrug los, in der Absicht, nur einen Becher voll zu trinken, aber es kam zu einem zweiten, dritten und bis zu einem zehnten Becher, da fiel ich wie eine Kette um und kam erst, als der Tag herangebrochen war, wieder zu mir. Als ich erwachte, fand ich auf meinem Leibe ein Schwert und eine eiserne Münze, und ich selbst lag vor dem Garten draußen.

Scheherzad brach für heute hier ab. In der nächsten Nacht begann sie wieder mit den eigenen Worten des Jünglings:





Sechshundert und sechsundachtzigste Nacht.

Ich nahm das Schwert und die Münze und ging erschrocken nach Hause, warf Schwert und Münze vor meine traurige Cousine hin, schlug meine Brust und zerbiß mir die Hände vor Reue; meine Cousine weinte vor Mitleid eine Weile mit mir, bis ich sie bat, mir zu erklären, was das Schwert und das Eisen bedeute. Da sagte sie: „Die Münze stellt ihr Aug' vor, bei dem sie schwöret, daß, wenn du wiederkehrst und einschliffst, sie dich mit dem Schwerte tödtet; darum, mein Better, bin ich sehr ängstlich um deinetwillen und rathe dir, dich ja keinem Unglück auszusetzen, wenn du nicht gewiß bist, daß du wach bleibst.“ Ich fragte sie, was ich thun sollte, um mich vor dem Schläfe zu hüten? Sie drückte mich an ihren Busen, legte mich auf's Bett und liebte und streichelte mich so lange, bis ich einschlief; sie nahm dann einen Fächer und machte mir Wind, bis die Sonne sich zum Untergange neigte; da weckte sie mich und als ich die Augen öffnete, sah ich, wie sie ihre Thränen abtrocknete. Sie brachte mir hierauf zu essen, und als ich nichts essen wollte, sagte sie: „Hast du mir nicht versprochen, mir zu gehorchen?“ Ich ließ mir nun von ihr Essen einstopfen, bis ich satt war, sie gab mir dann Zuckerwasser zu trinken, wusch mich mit Rosenwasser, zog mir wieder ein schönes Kleid an und sagte: „Nun, mein Better! schlaf ja nicht und vergiß auch meinen Vers nicht, du wirst gewiß diese

Nacht bei deiner Geliebten zubringen, bleibe nur wach, denn sie wird erst spät kommen.“ Ich ging vergnügt und mit vollem Leibe in den Garten und wartete wachend drei Viertel der Nacht, bis schon der Hahn krächte. Da ward ich hungrig, näherte mich dem Tisch und aß, bis ich satt war. Schon war mir der Kopf schwer und ich wollte wieder einschlafen, als ich aus der Ferne ein Licht sich nähern sah. Ich nahm mich zusammen und nach einem Augenblick erschien meine Geliebte von zehn Sklavinnen umgeben, wie



der Mond zwischen Sternen hervorstrahlt; sie hatte ein grünes, golddurchwirktes Atlaskleid an, wie ein Dichter sagte:

„Sie erschien im Garten in grünem Gewande, mit aufgelöstem Gürtel und herabhängenden Haaren; ich fragte sie nach ihrem Namen und sie sagte: Ich bin die, welche Feuer schleudert in's Herz der Liebenden. Ich klagte ihr meinen Liebesgram und sagte: Wäre dein Herz auch von Stein, so hat doch Gott aus dem harten Felsen schon süßes Wasser entspringen lassen.“

Sie lachte, als sie mich sah, und sagte: „Ich wundere mich, daß du doch einmal wach bist; dürfen die, welche den Mond lieben, so die ganze Nacht schlafen?“ Sie gab dann ihren Sklavinnen einen Wink, worauf sie sich entfernten; dann fiel sie in meine Arme, wir küßten einander, ich sog an ihrer obern und sie an meiner untern Lippe, dann ließen wir uns auf das Sopha nieder und brachten die ganze Nacht in den seligsten Umarmungen zu.

Als ich des Morgens weggehen wollte, sagte sie: „Warte eine Weile, ich muß dir noch Etwas zeigen.“ Sie zog ein Tuch heraus, in welches eine Gazelle gestickt war, und da es mir sehr wohlgefiel, schenkte sie mir es, unter der Bedingung, daß ich sie jede Nacht im Garten besuchen wolle; sie sagte mir aber: „Nimm es wohl in Acht, es ist die Arbeit meiner Schwester Nur Albuda.“ Ich war vor Freude ganz außer mir und verließ sie, ohne mich des Verses zu erinnern, den mich meine Cousine gelehrt.

Mit diesen Worten schwieg Schehersad; in der nächsten Nacht begann sie folgendermaßen:





Sechshundert

und

siebenundachtzigste Nacht.

Der Jüngling erzählte weiter: Als ich nach Hause kam, fand ich meine Cousine auf dem Bette, und Thränen stürzten auf ihre Wangen herunter. Sobald sie mich sah, kam sie mir entgegen, küßte mich und fragte, ob ich ihren Vers recitirt habe? Ich sagte: „Nein, bei Gott, diese Gazelle hat mich ihn vergessen lassen,“ und zeigte ihr das gestickte Tuch, das mir meine Geliebte gegeben. Als der Abend kam, sagte sie: „Gehe nun wieder in Gottes Namen, aber vergiß den Vers nicht!“ Als ich in den Garten kam, war meine Geliebte schon da und erwartete mich. Ich setzte mich neben sie, wir aßen und tranken und brachten die Nacht wieder wie die vorhergehende zu; des Morgens beim Weggehen sagte ich den Vers:

„O ihr Liebenden, bei Gott, sagt mir, wenn Liebe den Mann überwältigt,
was soll er thun?“

Als sie diesen Vers hörte, strömten Thränen aus ihren Augen und sie recitirte folgenden Vers:

„Er soll bescheiden seine Liebe verschweigen und mit Demuth und Geduld
Alles ertragen.“

Ich lernte diesen Vers auswendig und freute mich, den Wunsch meiner Cousine erfüllt zu haben. Als ich nach Hause kam, fand ich sie auf dem Bette liegend; meine

Sechshundert und siebenundachtzigste Nacht.

Mutter stand ihr zu Häupten und weinte um sie, und sagte mir: „Du bist ein schöner Vetter, deine Cousine ist sehr unwohl, und du verläßt sie.“ Meine Cousine richtete sich dann auf und fragte mich, was meine Geliebte gesagt? Als ich ihr den Vers meiner Geliebten mitgetheilt, sagte sie: „Ich beschwöre dich bei Gott, wenn du wieder zu ihr kömmt, so recitire ihr folgenden Vers:

„Wie soll er eine Liebe bemestern, die ihn tödtet, die ihm jeden Tag das Herz spaltet?“

Ich versprach es ihr, und hielt auch Wort, als ich am folgenden Abende wieder, wie früher, mit meiner Geliebten vereinigt war. Letztere weinte über den Vers und recitirte folgenden:

„Wer nicht Kraft genug hat, seine Liebe zu verbergen, für den gibt es kein anderes Mittel, als der Tod.“

Als ich nach Hause kam, fand ich meine Cousine schlafend, und meine Mutter stand neben ihr. Aber sie hatte kaum meine Stimme vernommen, als sie die Augen öffnete und sagte: „O mein Theurer, hast du meinen Vers recitirt?“ Ich sagte: „Ja,“ und wiederholte ihr den meiner Geliebten. Sie fiel in Ohnmacht, und als sie wieder zu sich kam, recitirte sie folgenden Vers:

„Wir haben vernommen, wir gehorchen und sterben gern; bring' nun meinen Gruß derjenigen, welche meine Liebe nicht erwidert.“

Als ich meiner Geliebten am folgenden Tage diesen Vers sagte, schrie sie: „Wehe! wehe! die, welche diesen Vers gesagt, ist todt; wehe dir, ist es nicht eine Verwandte?“ — „Es ist meine Cousine.“ — „Wehe dir, du hast ihre Liebe nicht erwidert, und so ist sie den Märtyrertod gestorben; Gott verdamme dich! hätte ich davon was gewußt, so wärest du nie in meine Nähe gekommen.“ — „Sie aber wußte um unsere Liebe; sie erklärte mir deine Zeichen, und war mir in Allem behülflich.“ — „Gott zerstöre deine Jugend, wie du die ihrige zerstört, du Hund hast sie getödtet, geh nur nach Hause und frage nach ihr.“ Ich ging in der größten Verwirrung nach Hause und schon, als ich in unsere Straße kam, vernahm ich ein lautes Wehegeschrei, und als ich fragte, was das bedeute, erhielt ich zur Antwort: man habe meine Cousine todt gefunden.

Als ich nach Hause kam, sagte mir meine Mutter: „Gott gebe, daß das Blut meiner Nichte, die wir todt gefunden und die unter deinem Schutze stand, nicht auf dir laste.“ Ich antwortete nicht, gedachte aber der Verse, die sie recitirt. Nachdem sie beerdigt war und ich vier Tage lang an ihrem Grabe getrauert hatte, fragte mich meine Mutter wieder: „Was hast du denn deiner Cousine gethan, daß sie vor Gram



gestorben? Ich," fuhr sie fort, „habe sie oft nach der Ursache ihrer Krankheit gefragt, sie hat mir aber nichts gestanden.“ Da ich meiner Mutter nichts gestehen wollte, behauptete ich, ihr nichts zu Leid gethan zu haben. Sie erzählte mir dann, sie sey kurz vor ihrem Tode noch bei ihr gewesen und habe gehört, wie sie mich immerwährend segnete und oft ausrief: Gott möge mir ihren Tod als keine Schuld anrechnen; aber trotz aller Bitten verschwieg sie hartnäckig die Ursache ihrer Leiden, und auf die Frage: was ich ihr zu Leid gethan, antwortete sie: „Nichts, Gott führt mich aus dieser vergänglichem Welt in jene ewig dauernde hinüber.“ Ihre letzten Worte waren: „Sage deinem Sohne, wenn er wieder dahin geht, wo er hinzugehen pflegt, so möge er diese Worte sagen: Treue ist schön, Verrath aber abscheulich;“ diese Worte, sagte sie, würden auch nach ihrem Tode mir noch einen Beweis ihrer aufrichtigen Theilnahme seyn. „Dann," fuhr meine Mutter fort, „gab sie mir noch Etwas für dich, das ich dir aber nicht eher ausliefern soll, bis du über sie weinst und jammerst.“ Ich wünschte es zu sehen, aber meine Mutter sagte: „Ich zeige und gebe es dir erst, wenn ich dich in dem Zustande sehe, wie meine Nichte mir anbefohlen.“ Ich aber vergaß meine Cousine bald und dachte Tag und Nacht nur an meine Geliebte. Ich konnte kaum den Abend

erwarten, bis ich in den Garten kam und sie mir wieder um den Hals fiel. Sie fragte mich nach meiner Cousine und ich sagte ihr: „Sie ist todt, und darum bin ich auch der Trauergebete willen vier Tage nicht gekommen.“ Meine Geliebte sagte weinend: „Habe ich es nicht gewußt? du hast sie getödtet; hätte ich es doch früher geahnt und sie für ihre Wohlthat belohnt, die Edle, die mich mit dir vereint hat. Nun hüte dich! Gott hat sich ihrer erbarmt; ich fürchte sehr, du hast dich an ihr versündigt.“ Ich sagte ihr: „Sie hat mir vor ihrem Tode verziehen,“ erzählte ihr auch, was mir meine Mutter gesagt, und wiederholte ihre Worte: „Treue ist schön, Verrath abscheulich.“ Als sie diese Worte hörte, sagte sie: „Gottes Erbarmen sey mit ihr! diese Worte retten dich, ich will dich nicht mehr betrüben und dir keinen Gram verursachen; aber ich bin sehr ängstlich um deinetwillen, du bist noch jung und unerfahren, kennst die List und Bosheit der Welt nicht, und hast nun Niemanden mehr, der dir beisteht; drum nimm dich vor Allem wohl in Acht, Jemanden dein Geheimniß anzuvertrauen: du könntest in ein Unglück stürzen, und deine Retterin ist nicht mehr.“

Bei diesen Worten bemerkte Scheherzad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht fuhr sie mit des Jünglings Worten fort:





Sechshundert

und

achtundachtzigste Nacht.

Meine Geliebte weinte noch lange über meine Cousine, und bewunderte die Kraft, mit welcher sie ihr Geheimniß so sorgfältig bewahrte, und die Selbstaufopferung, mit der sie ihren Geliebten einer Andern überließ. Sie bat mich dann, sie auf ihr Grab zu begleiten, damit sie einige Verse auf ihren Grabstein einhaue. Ich versprach ihr, am folgenden Morgen mit ihr zu gehen, und brachte noch die Nacht bei ihr zu. Sie sagte jeden Augenblick: „Warum hast du mir früher nichts von deiner Cousine erzählt?“ Ich antwortete immer: „Treue ist schön, Verrath abschaulich,“ und so schwieg sie still. Des Morgens früh stand sie auf, nahm einen Beutel voll Geld zu sich und bat mich nochmals, mit ihr auf das Grab meiner Cousine zu gehen. Sie griff auf dem Wege immer in den Beutel, theilte im Gehen Geld aus und sagte dabei: „Diese Almosen gebe ich für das Heil der Theuren, die ihr Geheimniß verborgen bis sie den Todeskelch geleert.“ Als wir an das Grab kamen, warf sie sich darauf hin, zog dann einen kleinen Hammer und Meißel aus der Tasche und schrieb in einer zierlichen Schrift folgende Verse auf den Grabstein:

„Ich kam auf ein getretenes Grab, mitten in einem Garten, wo viele Anemone blühten, und fragte: Wem gehört dieses Grab? Da antwortete mir die Erde: Es ist das Grab einer Liebenden. Ich sagte: O Liebende, Gott schenke dir Heil und lasse dich auf den schönsten Anhöhen des Paradieses wohnen! Arme Liebende, sogar ihr Grab verräth die Demüthigung, die sie unter den Menschen erlitten. Könnte ich, ich würde dein Grab in einen Garten umwandeln und ihn mit meinen Thränen bewässern.“



Nachdem sie diese Verse eingegraben und lange geweint hatte, kehrten wir in ihren Garten zurück und sie versprach mir, mich nie zu verlassen. Ich blieb ein Jahr lang bei ihr, ward dick und fett, denn ich that weiter nichts, als essen und trinken und küssen und Kleiderwechseln, hatte gar keinen Kummer und keine Sorge, und meine Cousine war längst bei mir vergessen. Eines Abends, als ich hübsch gekleidet und wohl parfümirt aus dem Bade kam, trank ich so viel Wein, bis ich nicht mehr recht wußte,

was ich that. Ich wollte in den Garten zu meiner Geliebten gehen, kam aber in eine falsche Straße; da begegnete mir ein altes Weib, das in der einen Hand eine Wachskerze und in der andern einen zugerollten Brief trug.

Ich näherte mich der Alten und hörte, wie sie weinend folgende Verse recitirte:

„Gott segne den frohen Boten, der mir so süße Kunde bringt; könnte ihm ein Geschenk genügen, ich gäbe ihm ein Herz, das in der Abschiedsstunde zerstückelt worden.“

Als sie mich bemerkte, fragte sie mich, ob ich lesen könne, und als ich ihre Frage bejahte, zeigte sie mir einen Brief von einem lange abwesenden Freunde; ich las ihn und theilte ihr dessen frohen Inhalt mit; sie dankte mir mit den Worten: „Gott befreie dich von jedem Kummer, wie du eben den meinigen zerstreut.“ Ich wollte schon wieder weiter gehen, da sprang sie auf mich zu, küßte mir die Hand und sagte: „O mein Herr, Gott bewahre deine Jugend zum Lohne; komm mit mir an dieses Hausthor, da wohnt meine Tochter; der Brief, den du gelesen, ist der erste von meinem Sohne, der schon vor zehn Jahren mit Waaren abgereist ist, so daß wir alle Hoffnung, ihn wiederzusehen, schon aufgegeben hatten.“

Schehersab unterbrach hier diese Erzählung; in der folgenden Nacht begann sie von Neuem mit des Jünglings eigenen Worten:





neunundachtzigste Nacht.

Die Alte setzte dann noch hinzu: „Komm nun mit mir und lese den Brief meiner Tochter vor, die ihren Bruder außerordentlich liebt und Tag und Nacht über ihn weint, denn mir glaubt sie es doch nicht, wenn ich ihr auch sage, er hat geschrieben, daß er wohl ist, denn die zärtlich Liebenden befürchten immer das Schlimmste. Sey also so gefällig, mit mir an die Thüre zu kommen, ich will meine Tochter herunterrufen, daß sie dir innerhalb der Thüre zuhöre; du wirst auf diese Weise ihrem Jammer ein Ende machen. Hat nicht der Gesandte Gottes (Gottes Friede sey mit ihm!) gesagt: Wer seinem Nebenmenschen in dieser Welt eine Sorge abnimmt, dem nimmt Gott der Erhabene am Auferstehungstage dafür zweiundsiebzig Qualen ab.“ Da ich noch früh genug zu meiner Geliebten zu kommen glaubte, folgte ich der Alten bis vor ein großes Hausthor, das mit Messing belegt war. Ich blieb an der Thüre stehen und die Alte rief einige persische Worte hinauf, da kam eine junge Dame herunter, mit heraufgeschürztem Kleide, als käme sie eben von irgend einer Arbeit, sie sah aber sehr vornehm aus; ihre wohlgeformten Füße waren von

goldnen Fußringen, mit einem Schlosse von sieben Diamanten, umfaßt, an ihrem Halse hing eine kostbare Perlschnur, ein feuerstrahlendes Diadem schmückte ihre Stirne, ein paar feingearbeitete Armbänder lagen um den weißesten Arm, den Gott geschaffen. Sobald sie mich erblickte, sagte sie mit einer süßen Stimme, wie ich sie noch nie gehört: „O Mutter, ist das der Mann, der den Brief lesen will?“ Die Alte sagte: „Ja,“ und reichte mir den Brief hin. Aber als ich mich zu ihr hinneigte, um den Brief zu nehmen, stieß sie mich in's Haus hinein, eilte wie ein Blitz auf das Hausthor zu und verschloß es.

Ich war kaum im dunklen Gang, als die Dame mich mit aller Kraft umfaßte und mich durch sieben Gänge in einen großen Saal mit vier Erhöhungen schleppte. Hier legte sie mich auf den Boden und sagte: „Deffne deine Augen!“ Als ich wieder frei athmete und die Augen öffnete, erstaunte ich über den prachtvollen Saal, in welchem ich mich befand. Der marmorne Boden war mit seidenen Teppichen und Divanen, wie sie nur einem Könige ziemt, belegt. Sie fragte mich dann: „Was hast du lieber, Theurer! den Tod oder das Leben?“ — „Allerdings ziehe ich das Leben vor.“ — „So heirathe mich!“ — „Ich kann dich nicht heirathen.“ — „Wenn du bei mir bleibst, so bist du sicher vor jenem listigen Weibe.“ — „Was für ein listiges Weib?“ — „Kennst du wohl das Weib nicht, mit dem du nun schon über ein Jahr Umgang hast? Gott verdamme deine Geliebte und bestrafe sie durch noch schlimmere Menschen, als sie ist; wie viele Männer hat sie schon in's Unglück gestürzt; ich begreife gar nicht, wie du, mein Sohn, so lange von ihr verschont bleibst.“ Da erzählte ich ihr Alles, was zwischen uns vorgefallen, verheimlichte ihr nichts, auch von meiner Cousine und von den Versen, die sie mich gelehrt. Da weinte die Dame laut und sagte: „Bei Gott! so gibt es keine Zweite mehr, wie deine Cousine war, und ohne sie wärest du schon längst in's Verderben gestürzt. Nun ist aber mein Herz ruhig, ich habe dich von diesem bösen Weibe befreit. Ich wünschte schon lange, dich hierher zu locken, es ist mir aber erst heute durch die List der Alten gelungen. Sey nun ganz zufrieden und heiter, bleibe bei mir, du bist ein hübscher Junge, ich will dich nach der Vorschrift Gottes und seines Gesandten heirathen und dir Alles gewähren, was du an Geld oder andern Gegenständen bedarfst. Du findest hier dein Brod gebacken und dein Wasser im Becher bereit; du hast nichts Anderes zu thun, als zu essen, zu trinken und mich zu küssen.“ Sie klatschte dann mit den Händen und sagte der Alten, welche herbeigelaufen kam: „Bringe deine Leute her.“ Die Alte kam nach einer Weile mit vier Zeugen wieder, zündete vier Wachslichter an und warf ein seidenes Tuch um die Dame. Die Zeugen schrieben den Ehe-Contract und die Dame erklärte, zehntausend



Dinare als Morgengabe erhalten zu haben. Nachdem dies geschehen war, gab sie den Zeugen ihren Lohn und sie gingen wieder fort. Kaum waren die Zeugen zur Thüre hinaus, als die Dame das Tuch wieder von sich warf und sich zu mir auf den Divan setzte.

Als ich eine Weile schüchtern neben ihr saß, faßte sie mich bei der Hand, küßte und umarmte mich mit den Worten: „Erlaubter Genuß ist keine Schande.“ Hierauf warf ich mich an ihre Brust und brachte die ganze Nacht in den süßesten Umarmungen zu. Als ich des Morgens weggehen wollte, kam sie mir lachend entgegen und sagte: „Glaubst du, es geht hier, wie bei deiner ersten Geliebten? Du bist mein gesetzlicher Gatte in Gegenwart von vier Zeugen geworden; wenn du geschlafen hast, so erwache, und wenn du betrunken warst, so werde nüchtern. Dieses Haus wird nur einmal im Jahre geöffnet; geh einmal und betrachte das Hausthor!“ Ich stand auf und ging nach dem Hausthor und fand es mit eisernen Nägeln vernagelt. Meine Gattin sagte mir dann: „Wir haben hier Mehl und Getreide, Granatäpfel, Zucker, allerlei Backwerk, Schafe, Hühner und Gänse und sonst Alles, was wir auf ein Jahr brauchen; ich erkläre dir also, daß du vor Verlauf eines ganzen Jahres nicht hinauskommen wirst.“ Da rief ich verzweiflungsvoll: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott

dem Erhabenen!" Sie aber sagte: „Was liegt daran? du hast ja hier das angenehmste Leben auf der Welt, du brauchst gar nichts zu arbeiten und findest in diesen Mauern alle Lebensgenüsse vereint.“ Ich fügte mich in mein Schicksal und brachte ein ganzes Jahr bei meiner Gattin zu, that nichts, als essen und trinken und sie umarmen. Nach neun Monaten gebar mir meine Gattin einen Sohn, der mir das letzte Vierteljahr verkürzte. Als das Jahr zu Ende war, hörte ich, wie man die Thüre öffnete, und es traten Männer herein mit Mehl und Zucker und anderem Lebensvorrath; da wollte ich hinausgehen, aber meine Frau sagte: „Warte bis Abends, so wie du hierhergekommen, sollst du auch wieder weggehen.“ Ich wartete zitternd bis Abend; als ich dann gehen wollte, sagte meine Frau: „Bei Gott! ich lasse dich nicht zur Thüre hinaus, wenn du mir nicht vorher schwörst, daß du vor Tagesanbruch, ehe die Thüre wieder geschlossen, wiederkehrst.“ Ich willigte ein, und sie ließ mich den heiligsten Eid, bei dem Koran, dem Schwerte und unserer Scheidung, schwören, daß ich nur meinen Vater besuchen und dann gleich wieder zu ihr kommen wollte. Als ich von ihr wegging und an dem Garten vorüber kam, wo meine erste Geliebte wohnte, fand ich ihn offen, da dachte ich: ich komme doch nun unvermuthet, nach einer Abwesenheit von einem Jahre, wieder, und doch ist der Garten offen. Ich muß doch einmal sehen, was meine Geliebte macht; nachher will ich meinen Vater besuchen.

Bei Tagesanbruch unterbrach Scheherzad ihre Erzählung; in der folgenden Nacht erzählte sie wieder mit des Jünglings Worten:





Sechshundert und neunzigste Nacht.

Als ich in das Gartenhäuschen kam, sah ich meine geliebte Dalila dafitzen, den Kopf auf die Knie gestützt und die Hand auf die Wangen. Sie sah sehr blaß und entsetzt aus und ihre Augen waren hohl vom vielen Wachen und Weinen. Als sie mich sah, sagte sie: „Gelobt sey Gott, der dich wohl erhalten.“ Sie freute sich sehr mit mir, sprang auf und küßte mich. Ich stand ganz beschämt vor ihr und sagte: „Wie so hast du gewußt, daß ich eben jetzt kommen würde?“ — „Das konnte ich allerdings nicht wissen, aber, bei Gott! ich bringe nun hier schon ein ganzes Jahr, jede Nacht wachend, zu, um dich zu erwarten; so lebe ich höchst betrübt seit dem Tage, wo du mich verließest, nachdem ich dir ein kostbares, neues Kleid geschenkt und du mir versprachst, bald wieder zu kommen. Nun, mein Geliebter! erzähle mir, warum du so lange ausgeblieben?“ Ich berichtete ihr Alles, was mir widerfahren, sagte ihr auch, daß ich verheirathet wäre mit Habiba und daß ich geschworen habe, vor Tagesanbruch wieder bei ihr zu seyn. Als Dalila dies hörte, ward sie ganz blaß und sagte: „Nun, denke, wenn Habiba — nachdem sie durch eine List dich ein Jahr lang bei sich eingesperrt hielt — doch noch keine einzige Nacht von dir getrennt bleiben will, wie muß mir zu Muth seyn, da ich schon ein ganzes Jahr mit allen seinen dreihundert und sechsundsechzig

Nächten ohne dich lebe? Ich habe dich doch früher gekannt und weil ich deiner Liebe traute und aus Rücksicht für deine Cousine, der Gott sein Erbarmen schenken möge, dir gar keinen Zwang auferlegt.“ Bei diesen Worten sah sie mich ganz grimmig an, wie ein Gespenst, so daß ich an allen Gliedern zitterte. Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „Nun, da du verheirathet bist und einen Sohn hast, was kann mir deine Gesellschaft nützen? Ich kann keinen Ehemann um mich leiden ich lebe nur gern in Gesellschaft unverheiratheter Männer; du hast mich für eine gemeine Dirne aufgegeben, die dich durch List herbeigelockt, ich habe nichts mehr mit dir gemein; aber, bei Gott! sie soll dich auch nicht länger besitzen, keine von uns Beiden soll dich haben.“ Sie rief hierauf ihre Leute herbei, und es kamen zehn Sklavinnen, die mich zu Boden warfen und auf mir knieten. Dalila ergriff ein Messer und sagte: „Bei Gott! ich schlachte dich, wie



man einen Bock schlachtet, das ist die geringste Strafe, die du für dein Verfahren gegen deine Cousine verdienst.“

Als ich auf dem Boden lag, von den Sklavinnen festgehalten, und Dalila schon das Messer wegte, verlor ich alle Hoffnung auf das Leben und schrie nach Hülfe, aber Niemand hörte mich und Dalila wurde immer härter und grimmiger, befahl den Sklavinnen, mich zu binden und zu prügeln, wobei sie selbst nicht unthätig blieb, bis

meine Stimme erlosch und ich in Ohnmacht fiel. Ich dachte, als ich wieder zu mir kam, es wäre besser für mich gewesen, sie hätte mich gleich geschlachtet, als so gepeinigt, und nun glaubte ich die Worte meiner Cousine, welche mir sagte: „Gott bewahre dich vor ihrer Bosheit und List.“ Ich schrie und weinte wieder, aber siekehrte sich nicht daran, und sobald sie das Messer gewetzt hatte, hieß sie die Sklavinnen, welche noch immer auf mir knieten, aufstehen und kam auf mich zu, um mir den Hals abzuschneiden. Da gab mir Gott die Worte meiner Cousine ein: „Treue ist schön, Verrath abscheulich.“ Als Dalila diese Worte hörte, warf sie das Messer weg und sagte: „Gott erbarme sich deiner Cousine, die auch nach ihrem Tode dir noch das Leben rettet; doch will ich dich nicht ohne Zeichen für deine Untreue entlassen.“

Hier bemerkte Schehersad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht begann sie wieder mit des Jünglings Worten:





und

einundneunzigste Nacht.

Dalila ließ mir dann die Hände binden, setzte ein kupfernes Pfännchen über das Feuer, goß Schmalz hinein und einige andere Salben. Dann nahm sie ein Rasirmesser und schnitt mir die rechte Hand ab, brannte die Wunde mit einem heißen Eisen und legte ein blutstillendes Pflaster darauf. Ich lag lange in Ohnmacht, und als ich wieder zu mir kam, war das Blut schon gestillt, aber ich hatte nur noch eine Hand. Als Dalila meine Augen offen sah, sagte sie mir: „Nun kannst du wieder zu deiner Gattin gehen oder zu wem du sonst willst; ich habe meine Rache vollbracht, packe dich jetzt fort und danke dein Leben deiner Cousine.“ Bei diesen Worten gab sie mir einen Tritt mit dem Fuße; da ich aber nicht aufstehen konnte, ließ sie mich durch ihre Slavinnen zur Thüre hinaustragen. Ich blieb eine Weile auf der Straße liegen, bis ich im Stande war aufzustehen, dann kroch ich ganz langsam zu meiner Frau, deren Hausthüre noch offen war. Ich fiel an der Thüre hin, und meine Frau kam heraus und trug mich in den Saal. Da sie mich aber so verflümmelt fand und wohl wußte, daß ich meinen Eid gebrochen, ließ sie mich im Schlafe wegtragen. Als ich erwachte, fand ich mich auf der Straße vor der Thüre ihres Gartens liegen.

Ich stand auf und ging in mein elterliches Haus; da hörte ich, wie meine Mutter über meine lange Abwesenheit weinte; sie sagte eben: „O mein Sohn Afis, wüßte ich doch nur, in welchem Lande du dich aufhältst!“ In diesem Augenblicke nahete ich mich ihr und umarmte sie. Sie weinte, sowohl vor Freude mich wieder zu sehen, als vor Kummer über mein übles Aussehen, und auch ich weinte mit ihr, weil ich mich meiner Cousine erinnerte, die mir so viele Wohlthaten erwiesen. Noch größer aber ward meine Trauer, als ich nach meinem Vater fragte und meine Mutter mir sagte, er sey vor zehn Tagen gestorben. Diese Nachricht schmerzte mich so sehr, daß ich in Ohnmacht fiel. Als ich wieder zu mir kam, fiel mein Blick auf den Platz, wo meine Cousine zu sitzen pflegte, und ich



weinte wieder in einem fort bis Mitternacht und sagte meiner Mutter: „Wohl habe ich mein Schicksal verdient und noch ein härteres.“ Meine Mutter fragte mich, was mir denn widerfahren, und ich erzählte ihr meine Abenteuer. Da dankte sie Gott, daß ich noch so davon gekommen und nicht geschlachtet worden sey; sie tröstete mich dann und pflegte mich, bis ich wieder ganz geheilt war. Dann sagte sie: „Jetzt, da du keine Geliebte mehr hast und deine Cousine von Herzen beweinst, will ich ihrem Willen gemäß dir geben, was ich für dich aufbewahren sollte.“ Sie öffnete eine Kiste und gab mir das Stück Tuch, worauf die Gazelle gestickt war, das ich von Dalila empfangen, und es waren folgende Verse dazu geschrieben:

„Du hast der Liebe Schmerz in mir erregt und bist dabei ruhig geblieben; du hast mein müdes Aug' wachen lassen, während das deinige schlief. Du versprachst mir meine Liebe zu verbergen und ließest dir Alles auslocken. Dein Bild schwebt mir stets vor Augen, sie werden sich nie dem Schlafe schließen, noch wird mein Herz je dem Troste zugänglich seyn. O mein Freund! ich beschwöre dich, schreibe auf meinen Grabstein, wenn ich todt seyn werde, daß ich als Opfer der Liebe gestorben. Rufe meinen Namen aus, wenn du an meinem Grabe vorübergehst: meine Gebeine werden stöhnend deinen Gruß erwidern.“

Ich weinte laut, als ich diese Verse gelesen hatte, und schlug mir in's Gesicht. In diesem Briefchen fand ich dann noch ein anderes Papier, auf dem Folgendes geschrieben war: „Wisse, mein Vetter, daß ich dich von meinem Blute freispreche und zu Gott bete, daß er zwischen dir und deiner Geliebten immerwährende Eintracht erhalte; sollte sie dir etwas zu Leid thun, so kehre nicht zu ihr zurück und knüpfe auch kein neues Verhältniß an; ertrage dein Unglück mit Geduld, sonst gehst du zu Grunde; denn wäre nicht dein Lebensziel bestimmt, so hättest du schon längst den Todeskelch verschlungen; doch gelobt sey Gott, der meinen Sterbetag vor dem deinigen gesetzt. Gib wohl Acht auf diese Gazelle, die mein einziger Trost in deiner Abwesenheit war. Kommst du in die Nähe des Mädchens, das diese Gazelle gestickt hat, so reiß' dich von ihr los, knüpfe aber dann keine andere Bekanntschaft an. Wisse, daß diejenige, welche diese Gazelle gestickt hat, jedes Jahr eine solche verfertigt und in die Welt schickt, um berühmt zu werden. Deine Geliebte hat sie zufällig bekommen und aus falscher Ruhmsucht den Leuten gesagt, sie wäre von ihrer Schwester. Das ist mein letzter Wille, den du zu deinem Besten beherzigen magst, denn nach meinem Tode wirst du erst mich zu schätzen wissen, wenn die weite Welt dir zu eng geworden.“ Als ich diesen Brief gelesen hatte, weinte ich den ganzen Abend mit meiner Mutter und verlebte dann ein trauriges Jahr mit ihr, bis Kaufleute aus meiner Stadt sich zu einer Reise vorbereiteten; da entschloß ich mich, sie zu begleiten, auch meine Mutter redete mir zu, weil sie hoffte, die Reise würde mich zerstreuen, und so machte ich mich mit ihnen auf den Weg; doch blieb mir auf der ganzen Reise kein Auge trocken, und so oft wir in eine Herberge einkehrten, nahm ich mein Päckchen heraus und betrachtete die Gazelle und dachte an meine Cousine, die aus hoffnungsloser Liebe zu mir gestorben. Nach einem Jahre kehrte ich mit der Karavane nach Hause zurück. Da aber meine Leiden immer mehr wuchsen, trat ich eine zweite Reise an, die mich an den sieben Kampher-Inseln vorüberführte, mit ihren kristallinen Schlöffern; dort regiert ein König, welcher Scheherman heißt, und man

sagte mir, meine Gazelle sey von dessen Tochter Dunia gestift. Als ich sie sah, weinte ich von Neuem über meine Verstümmelung, denn Dunia ist das reizendste Geschöpf Gottes, und seither ist mein Schmerz nicht mehr zu lindern. Ich bin nun des traurigen Lebens satt, ich will jetzt in meine Heimath zurückkehren und bei meiner Mutter sterben.“

Hierauf weinte und seufzte der Jüngling lange, betrachtete die Gazelle und sagte dem Prinzen: „Das ist meine Geschichte, mein Herr, hast du je eine so wunderbare gehört?“

Da bemerkte Scheherzad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht erzählte sie weiter:





Sechshundert und zweiundneunzigste Nacht.

Als Tadj Almuluk von der berühmten Künstlerin Dunia hörte, entzündete sich eine Flamme in seinem Herzen und er sagte ganz verwirrt zu dem Jüngling: „Bei Gott! dir ist widerfahren, was noch keinem Andern vor dir; aber sage mir, wie so hast du das Mädchen gesehen, das diese Gazelle gestickt?“ Als er antwortete: „Mein Herr! ich bin durch List zu ihr gelangt. Als ich nämlich mit diesen Kaufleuten in die Stadt kam, wo sie wohnt, und in den Gärten spazieren ging, sah ich einen feinalten Mann vor einem herrlich blühenden Garten sitzen; ich fragte ihn, wem dieser Garten gehöre, und er antwortete mir: „Der Prinzessin Dunia, deren Schloß gerade über dem Garten liegt, und aus dem sie durch eine geheime Thüre zuweilen hierher spazieren geht, um den Duft der Blumen einzuathmen.“ In der Hoffnung, durch einen Blick das Feuer, das in mir brannte, zu löschen, hat ich den Alten um Erlaubniß, mich ein wenig in den Garten zu setzen. Als er es mir erlaubte, gab ich ihm einiges Geld, um etwas zu essen zu holen; er nahm das Geld freudig, führte mich an einen angenehmen, schattigen Platz und sagte: „Warte hier, bis ich wieder komme.“ Der alte Gärtner kam bald mit einem Hammelsbraten zurück und wir aßen zusammen, bis wir satt waren;

mir aber zersprang das Herz vor Ungeduld, die Prinzessin zu sehen. Auf einmal öffnete sich die geheime Thüre und der Alte sagte mir: „Verbirg dich schnell, mein Sohn!“



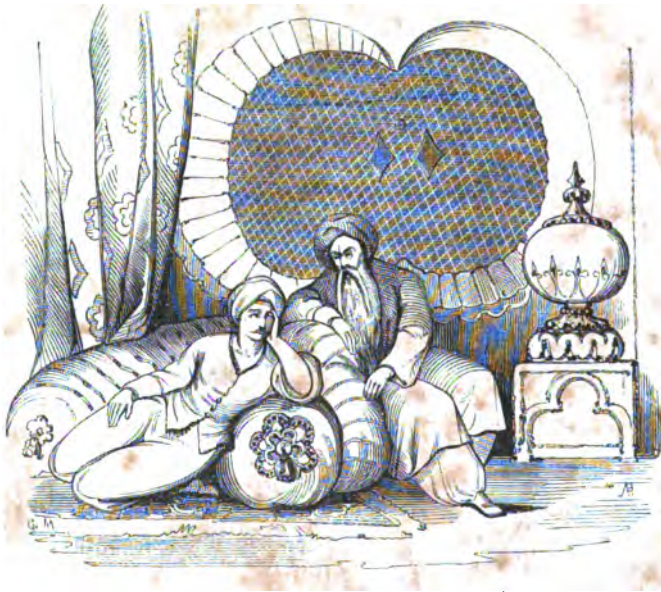
Dann trat ein Verschnittener zum Alten und fragte ihn, ob Jemand bei ihm wäre? Der Alte sagte: „Nein!“ und schloß die Gartenthüre. Jetzt trat ein Mädchen aus dem Schlosse heraus, so schön, daß ich glaubte, der Mond ginge eben auf. Ich sah sie lange an und verlangte nach ihr, wie der Durstige nach Wasser. Als sie wieder in's Schloß zurückging, verließ auch ich den Garten und begab mich in meine Wohnung, denn ich wußte, daß ich als Kaufmann um keine Prinzessin werben könnte, und dann war ich ja auch ganz verflümmelt; darum hielt ich mich denn auch nicht länger dort auf und setzte meine Reise mit den Kaufleuten weiter fort, bis hierher.“

Tadj Almuluk's Verwirrung nahm immer zu; er bestieg sein Pferd, nahm Afi's mit in seine Heimath und ließ ihm ein Haus einräumen mit Allem, was er bedurfte. Aber das, was er gehört hatte, ließ einen so tiefen Eindruck in ihm zurück, als hätte er Dunia gesehen; er ging am folgenden Tage weinend und entsetzt in's Schloß und erzählte seinem Vater, was er von Afi's über die Reize und Geschicklichkeit der Prinzessin Dunia gehört.

Der König sagte zu Tadj Almuluk: „Mein Sohn, laß ab von solchen Gedanken! die Prinzessin Dunia ist die Tochter eines großen Königs, dessen Land sehr entfernt von

dem unfrigen liegt; was ist zu thun? Geh lieber in das Schloß deiner Mutter, dort findest du fünfhundert Mädchen wie der Mond, wähle dir, welche du willst, und gefällt dir keine davon, so verschaffe ich dir eine Prinzessin aus unsern Nachbarländern, die wohl noch schöner seyn mag, als Dunia." Der Prinz aber erwiderte: „Ich will keine Andere als die, welche diese Gazelle gestift; wo nicht, so irre ich in Wüsten und in Einöden umher, bis ich sterbe.“ — „So habe wenigstens Geduld, mein Sohn, bis ich zu ihrem Vater schicke und bei ihm für dich anhalten lasse, so wie es auch bei mir mit deiner Mutter der Fall war, und wenn er sie dir verweigert, so mache ich sein Königreich vor einer Armee zittern, deren Vorposten bis zu seinem Lande reichen, während der Nachtrab noch hier lagert.“

Bei diesen Worten war bereits der Tag angebrochen, weshalb Scheherzad für heute hier endigte, in der nächsten Nacht aber also weiter erzählte:





Sechshundert

und

Dreiundneunzigste Nacht.

Der König rief sogleich Afsis und bat ihn, da er den Weg nach den Kampherinseln wisse, seinen Bizier dahin zu begleiten; dem Bizier ward sogleich befohlen, sich reisefertig zu machen, um bei dem Könige der Kampherinseln für Tadj Almuluk um seine Tochter anzuhalten. Tadj Almuluk war indessen sehr niedergeschlagen, und als der Abend dämmerte, recitirte er folgende Verse:

„Die Dunkelheit bricht heran und meine Thränen fließen stärker und der Liebesgram entlockt mir brennende Seufzer. Fragt nur die Nacht, sie wird euch von meiner Dual Kunde geben. Sehnsuchtsvoll blicke ich zu den Sternen hinauf und wie Hagelkörner stürzen Thränen aus meinen Augen. Ich fühle mich so einsam und verlassen wie ein Waisenknaube und klage meinen Schmerz Niemanden, als Gott.“

Als des andern Morgens sein Vater zu ihm kam und ihn sehr übel aussehend fand, tröstete er ihn und versprach ihm, ihn mit seiner Geliebten zu vereinigen. Sobald der Bizier reisefertig war, reiste er mit Afsis ab und der König gab ihm viele Geschenke mit. An der Grenze der Kampherinsel angelangt, schickte der Bizier einen Boten voraus,

um dem König seine Ankunft zu melden, und der König schickte mehrere Meilen weit ihm seine Adjutanten entgegen, die ihn in's Schloß geleiteten. Nachdem der Bizier vier Tage lang im Fremdenhotel bewirtheet wurde, begab er sich zum Könige und trug ihm sein Anliegen vor. Der König beugte verlegen den Kopf zur Erde, weil er wohl wußte, daß seine Tochter keine Lust zum Heirathen hatte. Dann sagte er zu einem seiner Diener: „Geh zu deiner Herrin Dunia und berichte ihr, was du eben gehört.“ Der Diener kam nach einer Weile zurück und sagte: „Als ich deinen Befehl bei der Prinzessin vollzog, ward sie so aufgebracht, daß sie mit einem Messer auf mich lossprang und mir das Hirn spalten wollte; auch sagte sie: Wenn man mich zur Ehe zwingen will, so werde ich meinen Gatten umbringen.“ Der König sagte hierauf zum Bizier: „Ihr habt gehört, meine Tochter will nicht heirathen, berichtet es euerm Könige.“ Der Bizier und A sis kehrten nun unverrichteter Sache in ihre Heimath zurück und erstatteten dem Könige Bericht von dem Mißlingen ihrer Sendung. Der König ließ sogleich die Befehlshaber seiner Armee rufen und befahl ihnen, die Truppen zu einer Expedition auszuruftien. Aber der Bizier rieth ihm ab und sagte: „Der König ist ja ganz unschuldig, nur seine Tochter hat ihm sagen lassen, daß, wenn er sie zwingt, sie ihren Gatten tödten würde.“ Der König war sehr verlegen und ängstlich für seinen Sohn, als dieser sagte: „O mein Vater! ich kann nicht länger das Leben so ertragen, ich will selbst nach den Kampherinseln reisen und Mittel suchen, zur Prinzessin zu gelangen, und sollte ich auch sterben; ich weiß nichts Anderes zu thun.“ Der König willigte ein und fragte ihn: „In welcher Eigenschaft willst du dahin reisen?“ — „Ich will am liebsten als Kaufmann dort erscheinen.“ Der König ließ sogleich für einmahlunderttausend Dinare Waaren einpacken und Tadj Almuluk machte sich reisefertig, brachte jedoch vor Liebesgram und Sehnsucht eine sehr unruhige Nacht zu; eben so A sis, der mit dem Prinzen weinte, weil er sich wieder seiner Cousine erinnerte. Am folgenden Morgen trat Tadj Almuluk in Reisekleidern vor seine Mutter, meldete ihr seine Abreise, ließ sich fünfzigtausend Dinare von ihr geben und nahm Abschied von ihr; dann ging er zu seinem Vater, der ihm ebenfalls noch fünfzigtausend Dinare gab und ihm erlaubte, einstweilen sein Zelt vor der Stadt aufzuschlagen zu lassen, was auch sogleich geschah. Der Prinz blieb dann noch zwei Tage im Zelte mit A sis, den er immer lieber gewann, so daß er ihn beschwor, ihn zu begleiten. A sis willigte ein, trotz seiner Sehnsucht nach seiner Mutter. Nach zwei Tagen reisten sie in Gesellschaft des Biziers ab, der alles Mögliche that, um Tadj Almuluk zu beruhigen. Als aber die Reise schon ununterbrochen zwei Monate dauerte, ward dieser ungeduldig und sprach voller Verzweiflung folgende Verse:



„Lang ist der Weg, groß mein Schmerz und brennend die Liebesflamme meines Herzens. Meine Leiden haben mein Haar grau gefärbt, denn ich schwöre, sie sind so schwer, daß der höchste Berg sie nicht tragen könnte. Erkundigt euch bei der Nacht nach mir, sie wird euch sagen, daß sie mich nie anders als von Sehnsucht verzehrt gesehen. O Dunia, deine Liebe tödtet mich und nur die Hoffnung einer Vereinigung gibt mir Kraft, weiter zu ziehen!“

Er fragte dann den Vizier, wie weit noch bis zu den Kampherinseln wäre, und er ward untröstlich, als er hörte, er habe noch zwei Monate zu reisen. Aber er faßte wieder neue Geduld und Hoffnung, als Nachts im Traume seine Geliebte ihn besuchte und sich in seine Arme warf. „Dies,“ sagte der Vizier, als ihm der Prinz seinen Traum erzählte: „ist ein gutes Zeichen; sey nur munter und fröhlich.“

Nach einer Reise von vier Monaten entdeckten sie endlich in der Ferne einen weißen Punkt und Afsis sagte zu Tadj Almuluk, als eben die Sonne aufging: „Dieser

weiße Punkt ist die Stadt, die wir suchen.“ Tadj Almuluk war vor Freude außer sich, ging mit neuer Kraft vorwärts und stieg, da er als Kaufmann reiste, in der Kaufmannsherberge ab, wo früher schon Asis mit seiner Karavane gewohnt hatte. Hier lud er seine Waaren ab, brachte sie in die Magazine und ruhte vier Tage aus. Der Bizier hielt es dann für rathsam, ein großes, geräumiges Haus zu miethen, wo man viele Feste geben und recht viel Aufsehen erregen könnte. Als sich ein solches Haus gefunden hatte, sagte er zum Prinzen: „Das genügt noch nicht, um unsern Zweck zu erreichen; wir müssen nun auf dem großen, vielbesuchten Bazar einen Laden miethen; du wirst durch deine Schönheit bald viel Aufsehen erregen und Asis kann als dein Gehülfe bei dir sitzen; so werden wir, so Gott will, nach und nach zum Ziele gelangen.“ Sie gingen nun zusammen auf den Bazar, und alle Leute, die den Prinzen sahen, sagten: „Der Engel Rhidwan hat die Pforten des Paradieses schlecht bewacht, so daß dieser schöne Jüngling entweichen konnte;“ ein Anderer sagte: „Das ist gewiß ein Engel.“ Der Bizier erkundigte sich auf dem Bazar nach dem Obersten der Kaufleute, und man führte ihn in seinen Laden, wo viele Kaufleute versammelt waren, welche Alle den Bizier seines ehrwürdigen Aussehens willen mit vieler Auszeichnung aufnahmen.

Schehersad unterbrach hier ihre heutige Erzählung; in der nächsten Nacht aber nahm sie den Faden der Geschichte folgendermaßen wieder auf:





und

vierundneunzigste Nacht.

Nach der Oberste stand sogleich vor dem Vizier auf, grüßte ihn freundlich, bewillkommte ihn, hieß ihn neben sich sitzen und fragte ihn, ob er irgend ein Anliegen habe? Er antwortete: „Mein Herr, ich bin ein alter Mann und Vater dieser beiden Söhne, mit denen ich schon alle Länder durchreist habe; ich pflege immer in den großen Städten ein Jahr zuzubringen, damit meine Söhne sich zerstreuen und deren Einwohner kennen lernen. Ich habe nun auch hier schon eine Wohnung gemiethet und wünsche nun noch einen schönen Laden in der günstigsten Lage des Bazars, damit meine Söhne mit dem hiesigen Handel und den hiesigen Kaufleuten bekannt werden.“ Der Oberste, welchen das schöne Gesicht des Prinzen und Asis' bestach, rief voll Entzücken aus: „Gepriesen sey Allah, der dir so hübsche Söhne bescheert,“ und ging sogleich wie ein Diener selbst mit dem Vizier und wies ihm einen sehr schönen und geräumigen Laden an, dessen Decke von ausgeschmücktem Elfenbein und Ebenholz war, übergab ihm die Schlüssel dazu und wünschte ihm viel Glück. Der Vizier dankte ihm und ließ alle Waaren aus den Magazinen in den Laden bringen.

Als am folgenden Morgen alle Waaren im Laden waren, ging der Vizier mit dem Prinzen und Asis in's Bad; da der Oberste der Kaufleute hörte, daß sie in's Bad gegangen, begab er sich auch dahin und wartete im Saale, bis sie aus dem Badezimmer herauskamen. Auf einmal erschienen der Prinz und Asis mit rothen Wangen, schwarzen Augen und glänzender Haut; sie glichen zwei Monden und gingen bescheiden einher

wie zwei Gazellen. Der Oberste sagte ihnen: „Euer Bad bekomme euch wohl!“ Sie schlugen beschämt die Augen nieder und Tadj Almuluk erwiderte: „Warum bist du nicht zu uns in's Bad gekommen? Erlaube, daß wir dir die Hand küssen!“ Beide gingen dann auf ihn zu und küßten ihm die Hand und erboten sich, noch einmal mit ihm in's Badezimmer zu gehen, um ihn zu bedienen, weil er ihnen einen so schönen Laden angewiesen. Als sie zum zweiten Male im Bade waren, ließ Afiß keinen Andern den Obersten mit Wasser begießen und der Prinz wusch ihn mit eigener Hand. Der Oberste wollte



es zwar nicht zugeben, aber der Bizier sagte: „Betrachte meine Söhne nur als die deinigen.“ Darauf antwortete der Oberste: „Gott erhalte sie, gewiß werden sie über die ganze Stadt Segen verbreiten.“ Als der Oberste so von Afiß begossen und von dem Prinzen gewaschen wurde, glaubte er, er wäre im Paradiese. Nachdem er am ganzen Körper gewaschen war, brachten die Diener seine Lächer und trockneten ihn ab; dann zog er sich an und verließ mit dem Bizier, dem Prinzen und Afiß das Badhaus. Im Heimgehen sagte der Bizier zum Obersten: „O mein Herr, ist nicht das Bad der höchste Genuß auf Erden?“ Der Oberste antwortete: „Gott lasse es dir und deinen Söhnen wohl bekommen und bewahre sie vor dem bösen Auge!“ Tadj Almuluk recitirte dann folgende Verse:

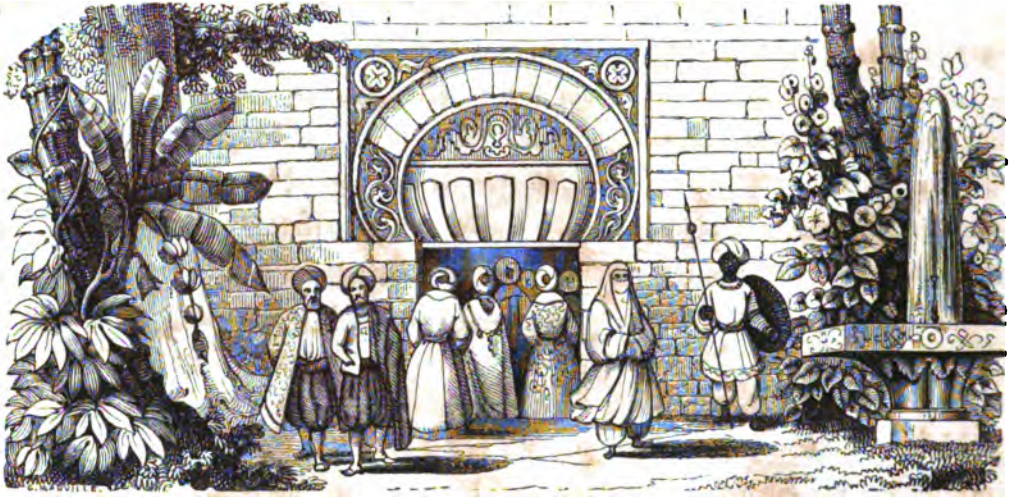
„Das Leben im Bade ist das allerschönste Leben, nur schade, daß man so kurz darin verweilt. Es ist ein Paradies, in dem man aber nicht gern lange weilt, und eine Hölle, in die man gerne geht; man lebt im Wasser auf wie Moses, und im Feuer wie Abraham.“

Asis sagte dann: „Ich weiß auch einige Verse über das Bad,“ und auf Verlangen des Obersten recitirte er folgende:

„Ich kenne ein Haus, in welchem die schönsten Blumen aus harten Steinen aufblühen, während rund umher ein Höllenfeuer brennt. Es ist ein Paradies, das wie die Hölle aussieht, darin wandeln viele Sonnen und Monde umher.“

Mit diesen Worten beendigte Schehersad ihre Erzählung für diese Nacht; in der folgenden begann sie:





Sechshundert und fünfundneunzigste Nacht.

Dem Obersten gefielen diese Verse so gut, daß er den Bizier mit den Jungen zu sich einlud, aber sie nahmen es nicht an, sondern gingen in ihr Haus und erst am folgenden Morgen öffneten sie ihren Laden, nachdem sie die kostbarsten Teppiche, Divane und Matten dahin geschafft hatten. Der Bizier saß mitten im Laden und an seinen beiden Seiten saßen der Prinz und A sis; vor Jedem standen zwei Diener, außer vielen Andern, die im Hintergrunde allerlei Arbeiten verrichteten. So blieben sie den ganzen Tag beisammen und sahen aus, als kämen sie vom Paradiese. Bald verbreitete sich ihr Ruf durch die ganze Stadt und alle Leute drängten sich in ihren Laden, um die kostbaren Waaren und die schönen Jünglinge zu sehen. Der Prinz, aus Furcht, sich zu verrathen, wagte es nicht, nach seiner Geliebten zu fragen, und seufzte und schmachete lange vergebens nach ihr; es schmeckte ihm weder Essen noch Trinken, und er ward sehr mager und blaß.

Eines Tags, als er im Laden saß, blieb eine Alte mit zwei Slavinnen vor dem Laden stehen und bewunderte sein schönes Gesicht und seinen hübschen Wuchs, und rief aus: „Gepriesen sey Allah, der ihn geschaffen und wie den schönsten Baumzweig gebildet: das muß ein vornehmer Prinz seyn!“ Sie näherte sich ihm dann und grüßte ihn. Er erwiderte ihren Gruß, lächelte ihr auf einen Wink von A sis freundlich zu und hieß sie

sigen. Da sagte die Alte: „Mein Sohn, Inbegriff aller Schönheit, bist du von hier?“ — „Meine Herrin, ich bin dieses Jahr erst hierher gekommen, um mich einige Zeit hier zu zerstreuen.“ — „Ich bitte dich, zeige mir die Waaren, die du mitgebracht, aber die schönsten, die du hast, denn sie sind für eine Schönheit.“ — Dem Prinzen klopfte das Herz bei diesen Worten, obschon er nicht wußte, wen sie meinte. — „Ich habe, was du nur wünschen kannst: Stoffe, die nur Königen oder Prinzessinnen ziemen; sage mir doch, für wen willst du etwas kaufen, damit ich dir das vorlege, was jener Person würdig ist?“ — „Mein Sohn, ich will etwas Schönes für die Prinzessin Dunia, Tochter des Königs Scheherman, die schönste Perle ihrer Zeit.“ Der Prinz, außer sich vor Freude, als er seine Geliebte nennen hörte, ließ sich von Afsis die kostbarsten Stoffe reichen und sagte der Alten: „Solche Stoffe findest du bei keinem Andern, auch nicht in den königlichen Magazinen.“ Die Alte wählte für tausend Dinare kostbare Stoffe und fragte den Prinzen: „Wie theuer sind sie?“ — „Glaubst du, daß ich für eine solche Kleinigkeit dir etwas abnehmen werde? Ich danke Gott, daß ich durch meine Waaren mit dir bekannt geworden bin, so daß ich, wenn ich irgend ein Anliegen habe, mich an dich wenden kann.“ — „Gott, was für ein schöner Mann bist du und wie edel ist deine Handlungsweise! Wohl der, die von Abends bis Morgens in deinen Armen liegen darf!“ Der Prinz und Afsis lachten heftig und sagten unter sich: Das sind die Verführerinnen; mit diesen Frauen kann man Alles richten. — „Und wie heißt du, theurer Jüngling?“ fragte die Alte. „Mein Name ist Tadj Almuluk.“ — „Das ist ja ein königlicher Name.“¹ — „Meine Leute nannten mich so aus allzugroßer Liebe.“ — „Sie haben Recht; Gott bewahre dich nur vor dem bösen Auge!“ Hierauf ging die Alte, in Gedanken stets mit dem schönen Manne beschäftigt, zur Prinzessin, legte ihr die Waaren vor und sagte: „Hier bringe ich dir etwas Schönes, ich aber habe noch etwas weit Schöneres gesehen; Sidhwan war nachlässig an den Pforten des Paradieses und ließ einen schönen, wohlgeformten und beredten Jüngling entweichen; ich wollte, er schlief heute Nacht an deiner Seite! Es ist ein fremder Kaufmann, der mit den schönsten Seidenstoffen hierhergekommen und Jeden, der ihn sieht, bezaubert.“ Die Prinzessin sagte lachend: „Du bist heute verrückt, du verdammte Alte.“ Indessen betrachtete die Prinzessin die Waaren und gestand, daß sie in ihrem Leben keine schöneren gesehen. „Wenn du nur auch den Verkäufer dieser Waaren sähest,“ sagte die Alte: „bei Gott, nichts auf der ganzen Erde gleicht ihm.“ — „Wenn er dir so gut gefällt, so geh zu ihm und sage ihm, seine Anwesenheit mache unserer

¹ Tadj Almuluk bedeutet: Krone der Könige.



Stadt Ehre und wenn er irgend ein Anliegen habe, so wollen wir bei unserm Haupte und unsern Augen uns seiner annehmen.“ Der Prinz war außer sich vor Freude, als er die Alte wiederkommen sah; er stand vor ihr auf, ergriff ihre Hand und ließ sie neben sich sitzen; noch heiterer ward er aber, als sie ihm der Prinzessin Worte wieder sagte; nun, dachte er, bin ich dem Ziele meiner Wünsche schon sehr nahe. Er fragte dann die Alte, ob sie wohl einen Brief der Prinzessin überbringen wolle? und als sie sich dazu erbot, ließ er sich von Asis Dinte, Papier und Kalam reichen und schrieb Folgendes:

„O du mein höchstes Verlangen, ich beschreibe dir hiemit die Schmerzen der Trennung. — Zuerst möchte ich dir die Flamme meines Herzens schildern, dann meine quälende Sehnsucht, hierauf das Dahinschwinden meiner Ruhe und meiner Geduld und die schmerzliche Fortdauer meiner Liebespein. Zuletzt frage ich: wann werden meine Augen dich erblicken? wann ist der Tag der Vereintigung?

Diese Zeilen schreibt der von Liebe Glühende, während viele Thränen aus seinen Augen stürzen, an die Gazelle, an die Sonne, an den herrlichsten Myrthenzweig, dessen Schönheit mit nichts verglichen werden kann.“

Er legte dann den Brief zu, versiegelte ihn, gab ihn der Alten für die Prinzessin und schenkte ihr noch hundert Dinare. Die Alte ging, dem Prinzen dankend und ihn segnend, wieder zur Prinzessin, und als Letztere fragte, was sie für ein Anliegen habe, sagte sie: „Hier ist ein Brief von dem jungen Kaufmanne; ich weiß nicht, was er enthält.“ Die Prinzessin las den Brief und rief entrüstet aus: „Wer ist der Mann, der es wagt, mir einen solchen Brief zu schreiben?“ — „Es ist ein schöner Jüngling, dem man wohl ansieht, daß er aus einer sehr vornehmen Familie seyn muß.“ — „Du verruchte Alte, wohin hast du mich gebracht? Wehe! Wehe! ist dir mein Ruf so gleichgültig?“ — „Was hat er dir denn geschrieben? Hat er dir eine ungerechte Klage vorgetragen, oder die Rechnung für die Waaren geschickt?“ — „Keines von Beiden, er hat mir eine Liebeserklärung gemacht. Bei Gott, wenn ich mich nicht vor einer Sünde fürchtete, ich ließe ihn vor seinem Laden aufhängen; du bist an Allem Schuld, sonst wäre er gewiß nicht so verwegen.“

Scheherzad schwieg am Schlusse dieser Geschichte, da der Tag schon nahe war; in der folgenden Nacht fuhr sie in ihrer Erzählung also fort:





Sechshundert

und

sechshundneunzigste Nacht.

Die Alte entgegnete der Prinzessin: „O Herrin, ich wußte ja nicht, was im Briefe steht, ich glaubte, er enthalte eine Rechnung oder irgend eine Bitte. Doch sey ruhig, du bist ja eine große Dame und bewohnst ein hohes Schloß, in das kaum die Vögel hineinblicken können, und stehst über alle Nachrede erhaben. Schreibe ihm nur einen recht drohenden Brief, ich will ihn ihm bringen, da wird er schon ablassen wie ein bellender Hund, der die Flucht ergreift, wenn ein anderer noch lauter bellt.“ Die Prinzessin ließ sich Dinte und Papier geben und schrieb:

„Bewegener, der du über Liebeschmerz, Sehnsucht und Schlaflosigkeit klagst, kannst du Gewährung deiner Wünsche vom Mond erwarten, du Bahnsinniger! Ich rathe dir, solche Gedanken aufzugeben, wenn du dir nicht gar zu viel Gefahr zuziehen willst. Bei dem, der Alles geschaffen, dem Sonne und Mond ihr Licht verdanken: wenn du nicht abläßt von deiner Vermessenheit, so lasse ich dich hängen.“

Sie legte dann den Brief zu, gab ihn der Alten und empfahl ihr noch, ihn mündlich zu warnen, daß er sich die Sache aus dem Kopfe schlage. Die Alte ging über diese Antwort betrübt nach Hause und begab sich am folgenden Morgen zum Prinzen, der sie

erwartete und fast vor Freude flog, als er sie kommen sah. Sie setzte sich neben ihn, überreichte ihm Dunia's Brief und sagte: „Lies ihn einmal, die Prinzessin war sehr



aufgebracht, als sie deinen Brief erhielt, doch ich habe ihr so lange süße Worte gegeben und mit ihr gescherzt, bis sie besänftigt ward.“ Der Prinz dankte ihr und ließ ihr hundert Dinare geben. Dann las er den Brief und weinte bis er in Ohnmacht fiel. Die Alte bemitleidete ihn und fragte ihn, was denn der Brief enthalte? „Die Prinzessin droht mir mit dem Tode, aber ich will lieber sterben, als ihr entsagen.“ — „Und ich schwöre dir, daß ich gerne mein eigenes Leben in Gefahr setze, um die Erfüllung deiner Wünsche herbeizuführen.“ Der Prinz nahm dann Papier und schrieb:

„Du drohst mir, wegen meiner Liebe mich zu tödten: nun, der Tod, wenn er vom Himmel bestimmt ist, kann mir nur Ruhe bringen. Der Tod ist dem Liebenden erwünscht, der vergebens nach der Nähe seiner Geliebten sich sehnt. Berstoße mich nicht, denn nur deine Liebe kann mich retten; habe Mitleid mit mir: mein Schlaf ist dahin, meine Augenlieder sind verwundet, und wenn jede Liebe falsch ist, so ist doch die meinige wahr.“

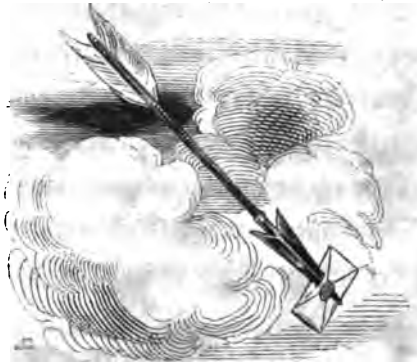
Er seufzte und weinte lange, dann gab er den Brief der Alten, die ihn bat, die Hoffnung nicht aufzugeben, und ihm von Neuem ihren Beistand zusagte. Sie ließ ihn

dann auf feurigen Kohlen und ging zur Prinzessin, welche vor vielem Nachdenken über diesen Vorfall ganz blaß geworden. Sie ward aber roth vor Zorn, als die Alte ihr des Prinzen Brief überreichte, und ganz außer sich schrie sie die Alte an: „Habe ich nicht gesagt, wenn ich ihm schreibe, wird er nur noch kühner?“ — „Und was liegt dir an diesem Hunde? Schreibe ihm, daß, wenn er dir noch einen Brief zusendet, du ihm den Hals abschlagen läßt.“ — „Ich will doch zuerst seinen Brief lesen.“ Als sie ihn gelesen hatte, ließ sie sich Papier geben und schrieb:

„Du Thor, der du die Lücke des Schicksals nicht kennst und von Vereinigung träumst, bedenke einmal, ob du den Himmel erreichen kannst oder den leuchtenden Mond! Bist du einmal Herr der strahlenden Sonne am Firmamente und umarmst sie von Osten bis Westen, dann kannst du auch mich erlangen und meine zarte Taille umfassen.“

Sie legte den Brief zu und gab ihn der Alten, die ihn dem Prinzen brachte.

Scheherzad bemerkte den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht setzte sie ihre Erzählung also wieder fort:





Sechshundert und siebenundneunzigste Nacht.

Als der Prinz den Brief gelesen hatte, wünschte er sich den Tod und schrieb weinend folgende Verse:

„Höre auf, mich zu tadeln, schon hast du meine Haare grau gefärbt und viele Thränen hat mir deine Härte entlockt; glaube nicht, daß ich Freude am Leben habe, ohne deine Liebe wird mein Geist mir entfliehen; o Verlangen meiner Seele! beschleße nicht zu schnell meine Verbannung, sey gnädig gegen den Liebetrunkenen!“

Er legte den Brief zu und gab ihn der Alten, entschuldigte sich, daß er ihr so viele Mühe mache, und ließ ihr hundert Dinare geben. Die Alte suchte ihn zu trösten und versicherte ihn, sie werde die kurze Lebensfrist, die ihr noch übrig bleibe, dazu verwenden, ihn, den hellstrahlenden Mond, mit der Prinzessin, der aufgehenden Sonne, zu vereinigen; sie schwur, man solle an ihrem Grabe ihr nicht nachsagen, daß sie nicht im Stande war, zwei Liebende mit einander zu vermählen. Sie versteckte dann den Brief in ihre Haare und ging zur Prinzessin. Als sie an ihrer Seite saß, fragte sie

auf dem Kopfe und sagte: „Ich war schon lange nicht im Bade, willst du mir nicht ein wenig die Haare in Ordnung bringen?“ Die Prinzessin löste ihre Haare auf, so daß der Brief herausfiel, und fragte, als sie ihn auf dem Boden liegen sah: „Was ist das für ein Papier?“ Die Alte antwortete: „Es muß im Laden des Kaufmanns, als ich mit ihm rechnete, an meinen Haaren hängen geblieben seyn; gib her, ich will es ihm zurückbringen.“ Aber die Prinzessin öffnete es und las die Verse des Prinzen. Dann sagte sie: „Bei Gott, das ist nur eine List von dir, und hättest du mich nicht erzogen, ich würde hart gegen dich verfahren. Du bist an Allem Schuld; ich weiß nicht, wie sonst dieser Fremdling, dessen Heimath wir gar nicht kennen, so kühn seyn dürfte; Niemand hat bisher noch etwas Aehnliches gewagt; ich fürchte sehr, man möchte sagen, ich stehe mit einem hergelaufenen Menschen in einem Liebesverhältnisse.“ — „Sey ganz unbesorgt, Prinzessin, Niemand wird es wagen, auf eine solche Weise von dir zu sprechen, Jedermann fürchtet deine Strenge und deine Macht sowohl, als die deines Vaters; schreibe ihm nur eine Antwort!“ — „O, meine Amme, das muß ein Teufel seyn, da ich ihm mit dem Tode gedroht und er doch nicht abläßt; er trotzt der Macht des Sultans, ich weiß nicht, was ich von ihm denken soll.“ Sie ließ sich dann Tinte und Papier geben und schrieb:

„Du hast mich nun lang genug mit deiner Einbildung geplagt, wie lange muß ich dich noch zurückweisen? Ich hatte dir verziehen, nun kehrt du wieder und zeigst dich der Gnade unwürdig. Verschweige nur deine Liebe, sprichst du sie aus, so schone ich dich nicht länger mehr, und kehrt du mit deinen Anträgen wieder, so wird der Habe der Trennung dir zurufen: du kannst auf immer von der Welt Abschied nehmen und der Wind wird über dein Grab herfausen.“

Sie legte den Brief zu und gab ihn der Alten, die ihn sogleich dem Prinzen brachte. Als dieser ihn gelesen und daraus die Hartherzigkeit seiner Geliebten erkannt hatte, klagte er dem Vizier sein Unglück und fragte ihn um Rath. Der Vizier sagte: „Du mußt ihr noch einen Brief schreiben, in welchem du sie verwünschest und vor Gottes Richterstuhl anklagst.“ Da aber der Prinz keinen solchen Brief schreiben konnte, bat er Afiß, es für ihn zu thun. Afiß schrieb folgende Verse:

„O Herr, rette mich aus der schweren Pein, mit der du mich heimgesucht; du kennst die Flamme, die mein Innerstes verzehrt, und weißt, daß der Gegenstand meines Verlangens kein Mitleid fühlt. Du weißt, mit welcher Zärtlichkeit ich Liebe und wie grausam meine Geliebte gegen mich verfährt; es ist dir nicht verborgen, wie ich meine Nächte mit immer wiederholten Seufzern und Klagen

zubringe. Hoffnungslos taumle ich in unermesslichen Tiefen umher und Niemand erbarmt sich meiner. Gerne möchte ich meiner Liebe entsagen, hätte ich nur die Kraft dazu. Grausame, die du mir das Glück deiner Nähe versagst, bist du denn sicher vor den Unglücksfällen des Schicksals? Freilich ist dir des Lebens Bitterkeit noch fremd, mich aber trifft schweres Unglück fern von meiner Heimath.“



Tadj Almuluk gefielen diese Verse sehr gut; er überreichte sie der Alten, die sie sogleich der Prinzessin brachte. Als diese die Verse gelesen hatte, gerieth sie in den heftigsten Zorn und sagte zur Alten: „Du verruchtes Weib hast mir diese Verlegenheit zugezogen.“ Sie rief dann ihre Sklavinnen und befahl ihnen, die Alte mit ihren Pantoffeln zu prügeln, bis ihr fast die Seele ausging und sie nicht mehr schreien konnte. Dann ließ sie sie zur Thüre hinaus schleppen und sagte: „Wenn ich mich nicht vor Gott fürchtete, so würde ich sie umbringen lassen.“ Als die Alte wieder zu sich kam, stand sie auf und ging in ihre Wohnung. Am folgenden Morgen begab sie sich zu dem Prinzen und erzählte ihm, was ihr widerfahren. Der Prinz sagte ihr: „Ich bedaure sehr, dir so vielen Schmerz zu verursachen, doch geschieht ja Alles durch die Fügung Gottes.“ Er fragte sie dann, woher der Haß der Prinzessin gegen die Männer komme? „Wisse, mein Herr,“ begann die Alte, „die Prinzessin hat einst im Traume einen Vogelfänger gesehen, welcher ein Netz auswarf und Weizen darauf streute; da kam eine Taube, es war ein Männchen, und blieb mit dem Fuße im Netze hängen;

alle Vögel entflohen, nur sein Weibchen eilte herbei, machte es mit dem Schnabel los und flog mit ihm weg. Der Vogelfänger machte hierauf das Netz zurecht und setzte sich in die Ferne, da kehrten die Vögel wieder und das Weibchen verstrickte sich im Netze. Trotz dem Nothruf des Weibchens flogen doch alle Vögel davon und auch das Männchen kam nicht wieder, um das Weibchen zu befreien, so daß es in die Hände des Vogelfängers fiel und geschlachtet ward. Dieser Traum erschreckte die Prinzessin sehr und stößte ihr Verachtung gegen alle Männer ein.“ Der Prinz fragte dann die Alte, ob es denn nicht möglich wäre, sie wenigstens einmal zu sehen? „Versuche es, sie kommt jeden Monat einmal in den Garten, der unter ihrem Schlosse liegt; du kannst sie vielleicht dort sehen, und wenn sie dich erblickt, wird sie dich gewiß lieben.“ Der Prinz schenkte dann Afsis den Laden mit Allem, was darin war, zum Lohne, weil er seinetwillen seine Heimath verlassen, und erzählte dem Vizier, was er von der Alten vernommen. Der Vizier sagte: „Laßt uns unsere schönsten Kleider anziehen und mit drei Mamelucken in den Garten gehen.“

Hier bemerkte Scheherza d den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht begann sie folgendermaßen:



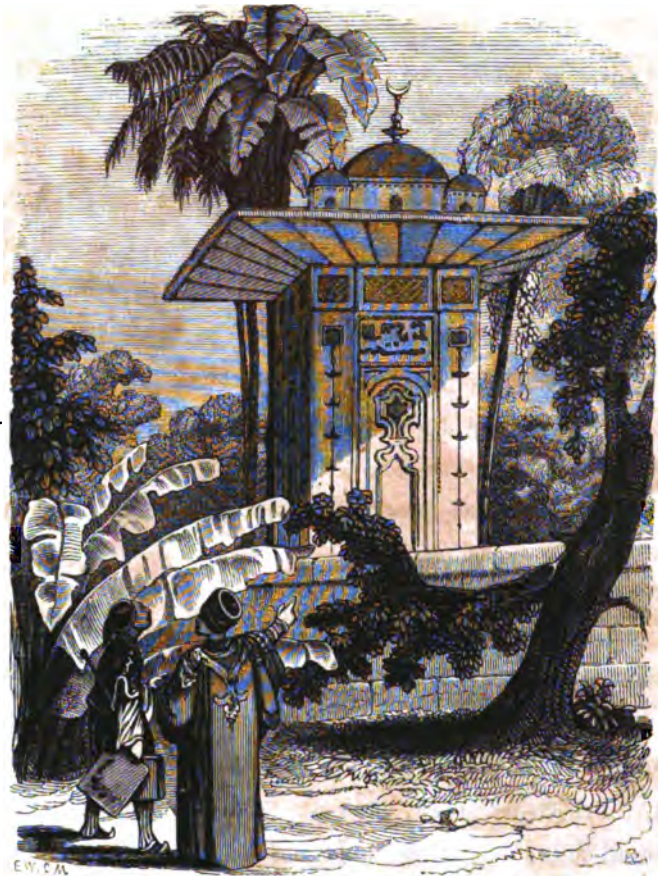


Sechshundert

und

achtundneunzigste Nacht.

Der Vizier grüßte den Gärtner, der an der Thüre saß, überreichte ihm hundert Dinare und sagte: „Ich bin hier fremd mit meinen Söhnen und wünsche den königlichen Garten zu sehen, hole uns etwas zu essen.“ Der Gärtner nahm das Geld und hieß sie einstweilen im Garten spazieren gehen, bis er zurückkomme. Er brachte bald Braten und süße Speisen in den Garten, sie aßen und unterhielten sich mit einander. Der Vizier fragte dann den Gärtner, wie viel Lohn er habe? Er antwortete: „Einen Dinar monatlich, nicht mehr.“ Der Vizier sah sich überall im Garten um und entdeckte mitten im Garten einen halb zerfallenen Kiosk; da sagte er dem Gärtner: „Ich will hier etwas arbeiten lassen, das mir einen guten Namen verschaffen und auch dir, so Gott will, viel Glück bringen soll; erwarte mich nur morgen wieder.“ Er schenkte dann dem Gärtner noch hundert Dinare und verließ ihn höchst erfreut über seine Entdeckung sowohl, als über die Zugänglichkeit des Gärtners. Am folgenden Morgen nahm der Vizier einen geschickten Künstler mit allen nöthigen Instrumenten und Gold- und Azurfarben mit in den Garten und bat ihn, den Kiosk frisch anzustreichen und dann die Gestalt eines Vogelfängers zu malen, der ein Netz auswirft, in welches ein weibliches Täubchen mit dem Fuße sich verstrickt; der Vogelfänger komme dann herbei und lege ihm das Messer an den Hals. Dann sollte der Maler auf die andere Seite der Wand einen Raubvogel malen, der ein Männchen in den Krallen festhält. Als Alles dies vollendet war, kehrte der Vizier wieder mit dem Prinzen und Asis in seine Wohnung zurück und sie brachten die ganze Nacht zu,



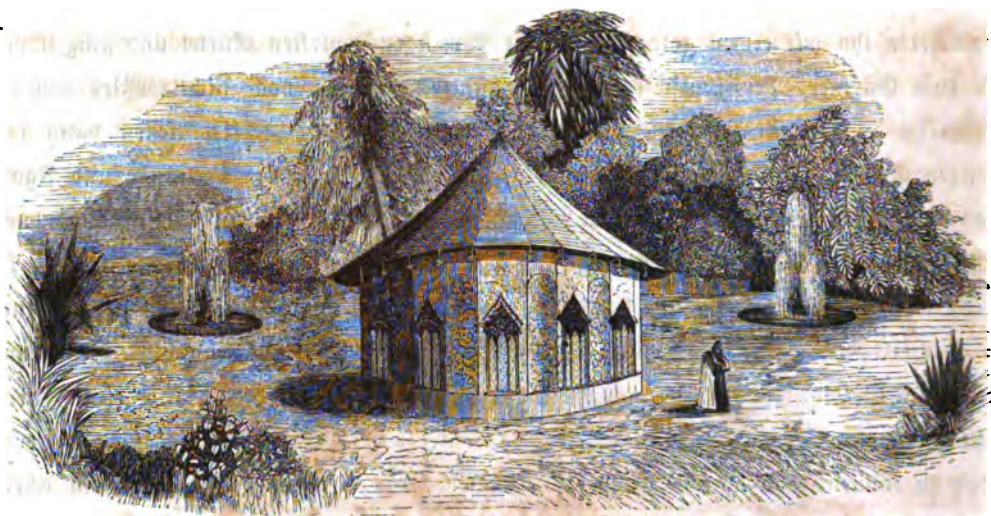
den Prinzen zu trösten und durch allerlei Liebesgedichte zu zerstreuen. Indessen kam die Zeit, wo die Prinzessin in den Garten zu gehen pflegte, und da sie ihn nie ohne die Alte besuchen durfte, schickte sie nach ihr, suchte sie wieder zufrieden zu stellen, machte ihr viele Geschenke und sagte ihr, sie möchte doch mit ihr in den Garten gehen. Die Alte erwiderte: „Du hast zu befehlen, ich bin zu Allem bereit, doch muß ich schnell vorher nach Hause gehen, um etwas zu holen, das ich vergessen habe.“ Die Prinzessin erlaubte ihr zu gehen und bat sie nur, bald wiederkzuehren.

Aber die Alte lief schnell zu Tadj Almuluk und sagte ihm: „Kleide dich schnell an, gehe in den Garten der Prinzessin und verbirg dich darin, hülte dich aber wohl, von Semanden gesehen zu werden.“ Sie verabredete dann noch Einiges mit ihm und kehrte zur Prinzessin zurück. Der Vizier und Asis zogen dem Prinzen königliche Kleider an, warfen ihm ein Oberkleid um, das tausend Dinare werth war, flochten sein Haar,

umgürteten ihn mit einem goldgestickten mit Perlen durchwirkten Gürtel und gingen mit ihm zum Gärtner, der ihnen den Garten öffnete, weil er noch nicht wußte, daß die Prinzessin in den Garten kommen würde. Der Vizier und Afis ließen dann den Prinzen allein, und bald darauf kamen eine Menge Diener und Sklavinnen und Aga's aus der geheimen Thüre. Als der Gärtner sie sah, eilte er zu dem Prinzen und meldete ihm die Ankunft der Prinzessin. Der Prinz sagte ihm: „Fürchte nichts, ich werde mich hier wohl verstecken, daß Niemand mich sieht,“ und so ließ ihn der Gärtner im Garten. Die Alte, welche die Prinzessin begleitete, dachte: Wenn alle Diener und das ganze Gefolge der Prinzessin im Garten bleiben, so kann der Prinz seinen Zweck nicht erreichen. Sie bat daher die Prinzessin, unter dem Vorwande, ungestört spazieren gehen zu können, das ganze Gefolge zu entlassen. So blieb dann die Prinzessin allein und ging an dem Prinzen vorüber, der hinter einem Gebüsch versteckt war, sie aber recht gut sehen und ihre Schönheit bewundern konnte. Sie gefiel ihm so gut, daß er vor Verlangen bald in Ohnmacht fiel.

Hier unterbrach Scheherzad ihre Erzählung; in der folgenden Nacht fuhr sie fort:





Sechshundert und neunundneunzigste Nacht.

Die Alte führte dann die Prinzessin in den Kiosk. Als diese den alten Kiosk neu angestrichen fand, sagte sie zur Alten: „Ich glaube, der Gärtner hat diesen Kiosk wieder neu herrichten lassen.“ — „Wie wäre das möglich?“ versetzte die Alte: „er ist ja ein armer Mann.“ Die Prinzessin ging dann in den Kiosk hinein, und als sie an der Wand den Vogelfänger, die Vögel, die Tauben und das Netz sah, rief sie erstaunt: „O Amme, gepriesen sey Gott! hier sehe ich Alles gemalt, wie ich es geträumt habe, wie willst du noch vor mir das treulose Männergeschlecht erwähnen?“ Aber die Alte zeigte ihr das, was auf der andern Wand gemalt war; da rief die Prinzessin: „Wehe mir, ich habe doch den Männern Unrecht gethan; das arme Männchen wollte das Weibchen retten, ist aber selbst von einem Raubvogel ergriffen worden.“ In diesem Augenblicke gab die Alte vom Fenster des Kiosk aus dem Prinzen ein Zeichen, hinter seinem Versteck hervorzutreten.

Als die Prinzessin herunter zwischen die Bäume kam, erblickte sie den Prinzen und bewunderte sein schönes Gesicht und seinen hübschen Wuchs. „Wer ist dieser schöne Jüngling?“ fragte sie die Alte. „Ich weiß es nicht, doch muß er seinem Aussehen nach ein Jüngling aus dem Paradiese oder ein vornehmer Prinz seyn.“ Je mehr ihn die Prinzessin

betrachtete, desto größer ward ihre Verwirrung und desto heftiger pochte es in ihrem Herzen. Sie fing an zu zittern vor feurigem Verlangen und sagte zur Alten: „Bei Gott, Amme, das ist ein schöner Mann.“ — „Du hast Recht,“ erwiderte die Alte; gab aber bald darauf dem Prinzen ein Zeichen, sich zu entfernen. Dieser ließ sich vom Gärtner die Thüre öffnen und begab sich mit den Seinigen wieder in seine Wohnung. Seine Liebe zu Dunia hatte zwar den höchsten Grad erreicht, doch hatte er es nicht gewagt, sich dem Willen der Alten zu widersetzen, und auch der Vizier und Asis sagten ihm, daß ihm gewiß die Alte nur zu seinem Besten gerathen habe, sich zu entfernen. Während dies mit dem Prinzen vorging, begab sich die Prinzessin, liebeskrank und sehr entsetzt, in ihr Schloß und sagte der Alten: „Ich kann mich nur an dich wenden, um mit dem schönen Jüngling, den ich im Garten gesehen, vereinigt zu werden.“ — „Bewahre der Himmel!“ rief die Alte: „hast du mir nicht oft gesagt, du findest kein Wohlgefallen an den Männern, und geschworen, nie zu heirathen?“ — „Ich habe in meinem Leben keinen so hübschen Jüngling gesehen; ich beschwöre dich bei Gott, suche mich wieder in seine Nähe zu bringen.“ — „Recht gern, Niemand ist deiner so würdig, als er.“ — „Aber säume nur nicht, du sollst für deine Mühe hundert Dinare und ein schönes Kleid haben; denn wenn ich ihn nicht bald wiedersehe, so muß ich sterben.“ Die Alte ging sogleich zum Prinzen, der sie auf feurigen Kohlen erwartete; er stand vor ihr auf und ward neu belebt, als er sie erblickte, küßte ihre Hände und ließ sie neben sich sitzen. Als sie ausgeruht hatte, sagte sie ihm: „Sei frohen Muthes und ohne Sorgen, dein Anliegen nimmt ein erwünschtes Ende. Die List ist gelungen, die Prinzessin liebt dich noch leidenschaftlicher, als du sie.“ Hierauf erzählte sie ihm Alles, was sie von der Prinzessin gehört. Tadj Almuluk fragte: „Und wann kann ich sie wiedersehen?“ Die Alte antwortete: „Morgen, so Gott will.“ Er gab dann der Alten hundert Dinare und ein Kleid, das eben so viel werth war. Sie verließ den Prinzen und ging zur Prinzessin, sagte ihr, daß sie des Jünglings Wohnung gefunden, und daß sie am folgenden Tage Alles aufs beste veranstalten wolle. Des Morgens früh besuchte sie den Prinzen wieder und sagte ihm: „Du mußt mir gehorchen in Allem, was ich dir befehle.“ Sie öffnete ein Kästchen, in dem ein Frauenkostüm war, und zog es ihm an; dann sagte sie ihm: „Geh hinter mir her, aber nicht zu schnell, sondern ein wenig hin- und herschaukelnd, und kehre dich an Niemanden, der mit dir sprechen will.“ Nachdem sie ihm noch Mehreres eingeschärft hatte, gingen sie zusammen in der Prinzessin Schloß. Niemand legte dem Prinzen Schwierigkeiten in den Weg, weil man die Alte kannte. Erst als sie an die siebente Thüre kamen, sagte die Alte: „Wenn ich dir zurufe: Geh voran,

Mädchen, so klüme nicht, geh den Gang hinauf und zähle fünf Thüren zur Rechten, öffne dann die sechste, da findest du, was du suchst, denn der alte Pförtner könnte dich leicht dort aufhalten wollen, weil er den Auftrag hat, Niemanden hineingehen zu lassen.“

In der That, als sie an die siebente Thüre kamen, da trat ihnen ein alter Diener entgegen und fragte: „Wer ist dieses Mädchen?“ Die Alte antwortete: „Es ist ein



Mädchen, von dessen Geschicklichkeit die Prinzessin so viel gehört hat, daß sie Lust hat, sie zu kaufen.“ — „Das geht mich nichts an, ich lasse Niemanden herein, ohne ihn zuerst zu untersuchen — wie mir der König befohlen.“ Die Alte stellte sich höchst entrüstet und sagte: „Wenn du nicht allein Verstand hast, so sage ich der Prinzessin, daß du ihrer Sklavin den Weg versperrst; sie wird dich dafür vor die Thüre ihres Schlosses hängen lassen; da hilft dir kein König und kein Vizier.“ Sie rief dann dem Prinzen zu: „Geh nur vorwärts, Sklavin!“ und der Diener war so eingeschüchtert, daß er ihn gehen ließ. Der Prinz zählte fünf Thüren, öffnete die sechste und kam in das Zimmer, wo ihn die Prinzessin erwartete. Sie erkannte ihn gleich und drückte ihn an ihren Busen, und Beide hielten sich eine Weile bewusstlos umarmt. Die Dienerinnen, welche im Vorzimmer waren, wurden durch der Alten List entfernt und die Alte stand selbst Wache an der Thüre, so daß die beiden Liebenden die ganze Nacht sich ungestört küssen

und umarmen konnten. Als der Morgen heranbrach, führte die Prinzessin ihren Geliebten in ein Nebenzimmer, sie aber blieb wie gewöhnlich im Saale, von ihrer Bedienung umgeben. Des Abends wurden wieder alle Sklavinnen entlassen. Die Alte mußte etwas zu essen herbeischaffen und an der Thüre Wache stehen; der Prinz ward wieder herausgeholt und durfte die ganze Nacht im Saale bei seiner Geliebten zubringen. So verging ein ganzer Monat. Der Vizier und Asis waren sehr ängstlich, als der Prinz so lange nicht zurückkam, und fürchteten, die Prinzessin möchte aus Haß gegen die Männer ihn getödtet haben. Sie wußten keinen andern Rath, als zu des Prinzen Vater zurückzureisen, um ihm von der Gefahr, in der sein Sohn schwebte, Nachricht zu geben.

Scheherzad bemerkte den Tag und unterbrach deshalb hier ihre Erzählung; in der nächsten Nacht aber begann sie wieder mit folgenden Worten:

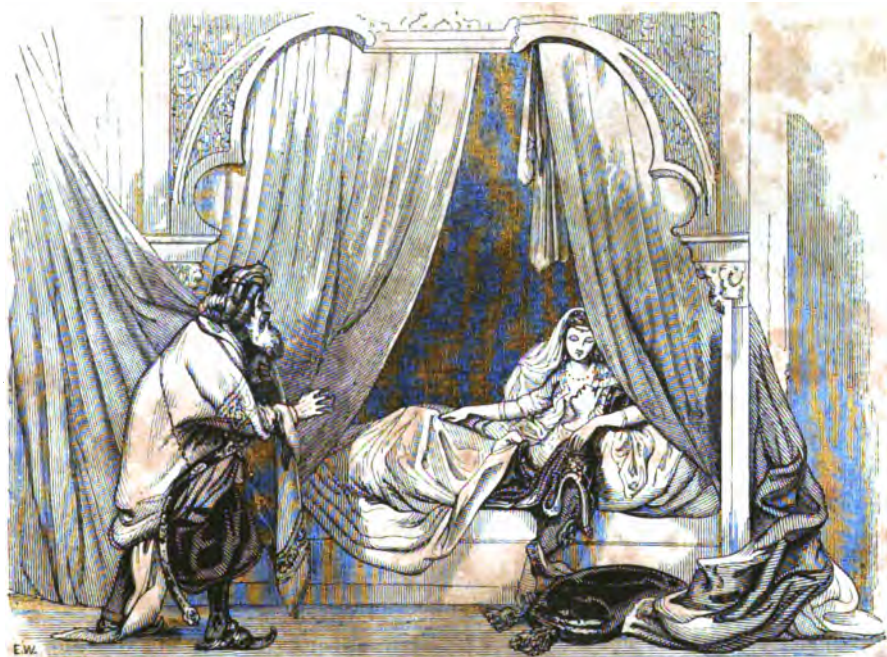




Siebenhundertste Nacht.

Während nun der Bizier und Afis zum Sultan Suleiman Schah reisten, blieb der Prinz immerfort im Schlosse; seine Liebe zur Prinzessin nahm immer zu, und nachdem er ein halbes Jahr, um seine Geliebte auf jede Weise zu prüfen, ihr seine hohe Geburt verheimlicht und trotz seiner immer wachsenden Leidenschaft ihre Unschuld geschont hatte, sagte er: „Möchtest du nicht auf gesegliche Weise meine Gattin werden? Ich bin kein Kaufmann, sondern ein königlicher Prinz, derselbe, der vor einem Jahre um deine Hand anhielt.“ Die Prinzessin freute sich sehr, als sie dies hörte, und sie beschloßen, der Prinz sollte am folgenden Tage heimkehren und sein Vater abermals um sie anhalten lassen. Nun wollte aber die Bestimmung, daß sie diese Nacht in der Freude über ihre baldige Vermählung länger als gewöhnlich schliefen. Der König saß schon auf seinem Throne, von den Großen des Reichs umgeben, da trat der Oberste der Juweliere herein mit einem Schmuck, der so reich an großen Smaragden, Rubinen und andern Edelsteinen war, daß man ihn auf hunderttausend Dinare schätzte. Der König fand ihn sehr schön und sagte dem alten Diener, der den Prinzen an der Thüre aufgehalten hatte: „Geh und bring diesen Schmuck der Prinzessin!“ Der Diener ging an ihr Zimmer und fand es geschlossen, und die Alte schlief an der Thürschwelle. Da rief der Diener: „Wie, ihr schlaft Alle

noch so spät?“ Bei diesen Worten erwachte die Alte, sprang auf und sagte: „Warte, bis ich die Schlüssel hole,“ und entfloh. Als sie aber nicht wiederkam und der Alte auch ihre Verlegenheit bemerkt hatte, hob er die Thüre aus, trat in's Zimmer und fand die Prinzessin in den Armen Tadj Almuluk's.



Er staunte sie eine Weile an und wollte eben wieder zum König zurückgehen, als die Prinzessin erwachte. Sie ward todtbläß beim Anblick des Dieners und sagte: „O Ka fur, verschweige, was Gott verheimlicht.“ Er aber antwortete: „Gott hat euer Geheimniß offenbart, ich kann dem König nichts verbergen.“ Er schloß dann die Thüre hinter ihnen zu, ging zum König und erzählte ihm, was er gesehen. Der König befahl, daß Beide vor ihm erscheinen sollten. Als sie hereintraten, sagte er ganz zornig: „Was ist das für eine abscheuliche Handlung?“ und er war so aufgebracht, daß er schon im Begriff war, dem Prinzen selbst den Kopf abzuschlagen. Aber die Prinzessin fiel über ihn her und sagte: „Tödte mich zuerst und laß mich seinen Tod nicht erleben.“ Der König schalt sie und ließ sie mit Gewalt auf ihr Zimmer bringen. Dann wandte er sich zu Tadj Almuluk und sagte: „Woher bist du? wer hat dich zu meiner Tochter gebracht? wer bist du, daß du es wagst, meine Tochter zu verführen?“ Der Prinz antwortete: „Ich bin der Sohn des Sultans Suleiman Schah, und wenn du mich

umbringen läßt und er es hört, wird er mit einer Armee dich überfallen, die du eben so wenig als den Sand und Kies der Erde zählen kannst." Als der König dies hörte, sagte er: „Wir wollen seinen Tod verschieben und zuerst erforschen, ob er wahr gesprochen.“ Aber der Vizier entgegnete: „Laß ihn nur gleich hinrichten, denn er hat deine königliche Ehre geschändet.“ Der König befahl dem Scharfrichter, den Prinzen zu köpfen, und als Jener ein wenig zögerte, sagte ihm der König: „Wenn du ihn nicht gleich hinrichtest, so geht's, bei Gott, um deinen Kopf.“ Der Scharfrichter hob bei diesen Worten den Arm in die Höhe, bis man die Haare unter den Achseln sah, und wollte eben zuschlagen, als man einen großen Lärmen auf der Straße hörte; alle Läden wurden geschlossen und die Leute entflohen in größter Furcht. Da sagte der König zum Scharfrichter: „Halt' ein, bis wir hören, was dieser Tumult bedeutet.“

Der Tag hinderte Scheherschad, weiter zu erzählen; in der nächsten Nacht aber fuhr sie fort:





Siebenhundert und erste Nacht.

Sogleich wurde ein Bote abgeschickt, der bald wiederkehrte und dem König sagte: „O Herr, ich habe eine Armee gesehen wie das tobende Meer, sie zieht schnell daher wie eine Feuerflamme; sie ist so zahlreich, daß sie das Licht der Sonne verfinstert, und die Erde zittert unter den Hufen ihrer Pferde, ich weiß nicht, was sie von uns will.“ Der König schickte höchst erschrocken den Bizier, um zu sehen, was der Anzug dieser Armee bedeute. Aber schon kamen die Adjutanten mit den Gesandten des Sultans, unter denen ein alter Mann war. Dieser sprach zum König: „O König der Zeit! der Sultan Suleiman, vor dessen Reiter und Fußvolk du zitterst, ist nicht gewalthätig und ungerecht, wie so viele Herrscher vor ihm; er hat nur gehört, daß sein innigst geliebter Sohn hier bei dir ist, und will weiter gar nichts, als ihn befreien und dir noch für seine Rettung danken. Nur wenn ihm etwas zu Leid geschehen, dann wird er dein ganzes Land so verheeren, daß in Zukunft nur Raben und Eulen darin hausen werden.“

Der König ward bei diesen Worten von einer solchen Angst überfallen, daß er den vor ihm mit zugebundenen Augen stehenden Prinzen ganz vergaß und den Dienern sagte, sie möchten gehen und den jungen Fremden holen. Aber die Gesandten erkannten

bald den Prinzen; sie lösten seine Augenbinde und er erkannte den Bizier und Asis, welche unter den Gesandten waren, und ihre gegenseitige Freude war so groß, daß sie eine Weile bewußtlos da lagen. Der erschrockene König Scheherman stand vom Throne auf, küßte wetnend den Prinzen, bat ihn um Verzeihung, entschuldigte sich, daß er ihm nicht geglaubt, und beschwor ihn, zu verhüten, daß sein Königreich verwüßtet werde. Der Prinz sagte ihm: „Sey ohne Furcht, aber hüte dich wohl, deiner Tochter etwas zu Leid zu thun.“ Der König Scheherman befahl dann den Großen seines Reichs, den Prinzen in's Bad zu führen und ihm ein königliches Kleid anzuziehen. Als er zurückkam, standen der König und alle Großen des Reichs vor ihm auf. Er aber unterhielt sich zuerst mit dem Bizier und Asis und erzählte ihnen, wie er ein halbes Jahr bei der Prinzessin heimlich zugebracht, und dankte ihnen dafür, daß sie zu seiner Rettung mit einer Armee herbeigekommen. Indessen hatte sich der König zu seiner Tochter begeben, die er weinend und seufzend fand; sie saß in Gedanken da, hatte den Griff eines Schwertes auf den Boden gelehnt und die Spitze an ihr Herz, und als



ihr Vater hereintrat, sagte sie: „Ich werde mich nun tödten, wenn mein Geliebter nicht mehr lebt.“ Der König rief ihr zu: „Thu' dies nicht! aus Mitleid gegen deinen Vater und dein Vaterland;“ und erzählte ihr Alles, was inzwischen vorgefallen. Die Prinzessin sagte lächelnd: „Habe ich dir nicht gesagt, er ist ein vornehmer Prinz; aber du wolltest

mir nicht glauben, nun mag er dich auf einen Galgen hängen, der nicht zwei Drachmen werth ist." Der König bat sie, ihn zu verschonen, dann würde Gott sich auch ihrer erbarmen. Sie befahl ihm dann, zum Prinzen zu gehen und ihn zu ihr zu schicken, damit er sie beruhige. Als er mit dem Prinzen bald wieder kam, umarmte ihn die Prinzessin vor den Augen ihres Vaters. Es wurden dann Boten an Suleiman Schah gesendet, um ihm vom Wohl seines Sohnes und dessen bevorstehender Vermählung mit der Prinzessin Dunia Nachricht zu geben. Der König begab sich hierauf mit hundert Pferden, hundert schwarzen und hundert weißen Sklavinnen und hundert Dromedaren zum Bizier und A sis, und übergab ihnen Alles als Geschenk an den Sultan Suleiman. Bald nachher erschien auch Tadj Almuluk königlich gekleidet; man rief den Rhadi und die Zeugen, welche sogleich den Ehe-Contract schrieben. Tadj Almuluk erzählte dann dem Könige, was A sis für ihn gethan und wie er ihn nun nicht länger von seiner Mutter trennen wolle. Der König ließ für ihn hundert Kameele mit den besten Waaren beladen, und gab ihm einige Sklaven mit. A sis nahm Alles dankbar an und verabschiedete sich beim König und bei dem Prinzen, die ihn noch drei Meilen weit begleiteten und beschworen, sie bald wieder zu besuchen.

Der Prinz traf nun auch Anstalten für seine Rückreise mit seiner Gattin und dem Bizier und kehrte, nachdem er noch drei Tage im Lager mit seinem Schwiegervater zugebracht hatte, in seine Heimath zurück. Als er in die Nähe der Residenz kam, schickte er Boten voraus, um seine und seiner Gattin Ankunft zu melden. Sein Vater kam ihm freudig entgegen, und nachdem sie einander lange umarmt hatten, erzählte er ihm Alles, was ihm widerfahren. Als sie in die Stadt zogen, fanden sie die ganze Stadt beleuchtet. Tadj Almuluk besuchte sogleich seine Mutter, welche ihre Haare abgeschnitten und im Schloßhofe ein Grabmal angeordnet hatte und Trauerverse über ihren Sohn recitirte. Sie saß eben schluchzend am Grabe, als sie ihren Sohn hereintreten sah. Da sprang sie ihm entgegen, umarmte ihn und fiel in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, erzählte er ihr die Ursache seines langen Ausbleibens nebst Allem, was ihm in seiner Abwesenheit zugestoßen. Dann ging er wieder zu Dunia und feierte die Hochzeit. Mehrere Monate hindurch reihete sich ein Fest an's andere, bei welchen viel Geld ausgeheilt wurde; auch kamen Gesandte aus allen Ländern, um dem Prinzen Glück zu wünschen, der bei seinem Vater und seiner Gattin in höchster Seligkeit lebte.

Als der Bizier Dendan diese Erzählung vollendet hatte, sagte Dhul Makan: „Niemand weiß, wie du, ein betrübtes Herz aufzuheitern.“ Der Bizier versprach ihm, die nächste Nacht noch eine schönere Geschichte zu erzählen. Inzwischen dauerte die Belagerung

von Konstantinopel vier Jahre lang, und die Truppen waren ermüdet von vielem Arbeiten und Wachen und beklagten sich beim Bizier. Der Bizier kam zu Dhul Makan und sagte ihm: „Die Truppen fangen an zu murren, sie sehnen sich nach ihrer Heimath zurück.“ Dhul Makan ließ die Anführer der Armee versammeln und fragte sie, ob sie wohl abziehen wollten, ohne für den König Dmar und dessen Sohn Scharkan Rache genommen und ohne die Alte gehängt zu haben, die an allem Unheil schuld sey? Die Heerführer übertrugen ihre Stimmen dem Bizier, und dieser sagte dem König: „Ein längeres Bleiben wäre jetzt doch ganz fruchtlos; ich halte es für besser, jetzt heimzukehren und nach einiger Zeit wieder die Kreuzanbeter plötzlich mit allerlei Kriegsmaschinen und Belagerungswerkzeugen zu überfallen.“ Dhul Makan willigte in den Abzug ein, denn auch er sehnte sich nach seinem Sohne Kana ma Kana und seiner Nichte Kadha.

Der Tag unterbrach hier die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherzad folgendermaßen fortgesetzt wurde:





Siebenhundert und zweite Nacht.

Dhul Nakan ließ alsbald bekannt machen, daß er in drei Tagen aufbrechen würde, und die ganze Armee bereitete sich höchst entzückt zur Rückreise vor. Am vierten Tage erschallten die Trompeten und Zimbeln, die Fahnen entfalteten sich und die Truppen brachen freudig auf, mit dem König und dem Vizier an ihrer Spitze. Ganz Bagdad war auf den Beinen, als die Armee zurückkehrte und Freunde und Verwandte sich wiedersehen. Der König eilte in sein Schloß, wo er seine Gattin und seinen nunmehr siebenjährigen Sohn Kana wiederfand.

Als der König von der Reise ausgeruht hatte, ging er mit seinem Sohn in's Bad, dann bestieg er den Thron, den seine Viziere und Vornehmen des Reichs umgaben, und ließ den Badheizer rufen, gegen den er so viele Verbindlichkeiten hatte. Als er hereintrat, standen der König und alle Großen vor ihm auf; der Badheizer war höchst erstaunt, als man ihm so viele Ehre erwies, denn er erkannte den König nicht. Aber dieser näherte sich ihm und sagte: „O wie schnell hast du mich vergessen!“ Als er ihn wieder erkannte, umarmte er ihn und sagte: „Mein Freund! wer hat dich zum Sultan gemacht?“ Alle Umstehenden lachten über ihn und Dendan sagte ihm: „Sey nur ehrerbietig, dein ehemaliger Freund ist jetzt Sultan, du bist ihm noch theuer; drum, wenn er dir sagt, du sollst dir Etwas wünschen, so fordere nur recht viel.“ Der Badheizer dankte ihm für seinen Rath und sagte: „Er wolle Etwas verlangen, wovon ihm jede Nacht träume und das er stets im Sinne habe, vielleicht werde sein Freund es ihm gewähren.“ —



„Sey nur nicht schüchtern,“ sagte der Bizier: „bei Gott! wenn du statt seines Bruders die Statthalterschaft von Damaskus von ihm forderst, wird er dir es auch gewähren.“ Als nun Dhul Makan dem Badheizer sagte: „Wünsche dir, was du willst, und forderst du die Hälfte des Königreichs, soll es dir gewährt seyn, weil du mir das Leben gerettet,“ antwortete er: „Ich möchte Etwas, aber ich fürchte, du wirst mir es abschlagen.“ Der König wiederholte: „Gib mir nur deinen Wunsch zu erkennen, fürchte nichts!“ Aber der Badheizer sagte mehrere Male, er fürchte, es möchte dem König so leicht nicht seyn, seinen Wunsch zu erfüllen, und er wolle es lieber nicht sagen; denn er fürchte, und so fort, bis endlich der König ihm zornig zurief: „Wie oft muß ich dir noch sagen: fürchte nichts, es sey, was es wolle.“ Da sagte der Badheizer: „Gib mir einen Firman, der mich zum Aufseher aller Badheizer von Jerusalem ernennt.“ Der Sultan lachte, und alle Anwesenden sagten lachend: „Du forderst Etwas, das nicht in des Sultans Macht steht; wünsche dir etwas Anderes!“ Da sagte der Badheizer: „Habe ich nicht voraus gewußt, daß der Sultan mir meine Bitte nicht gewähren kann?“ Der Bizier winkte ihm und hieß ihn etwas Anderes wünschen, aber er blieb bei dem, was er gesagt. Endlich sagte ihm Dhul Makan: „Wünsche schnell noch Etwas!“ — „Nun, ich will Mistträger im großen Bade zu Damask seyn.“ Alle Anwesenden lachten noch mehr, und

der Vizier schlug ihn. Da sagte der Badheizer: „Was schlägst du mich? ich bin ja unschuldig; hast du mir nicht gesagt, ich dürfe das Allerhöchste wünschen? Wenn mir der Sultan dies nicht gewähren will, so verlasse ich Seine Hoheit und gehe in meine Heimath zurück.“ Der König näherte sich ihm dann und sagte: „Ich beschwöre dich, mache jetzt dem Scherz ein End' und sage mir, was du begehrst.“ Der Badheizer sagte: „Nun, wenn ich ernst seyn soll, so bitte ich dich um die Statthalterschaft von Damask.“ Der König sagte: „Sie sey dir verliehen,“ und ließ ihm sogleich den Firman ausfertigen.

Scheherzad hielt hier inne; in der nächsten Nacht erzählte sie weiter:





d r i t t e N a c h t .

Dhul Makan sagte dann zum Bizier: „Du gehst mit ihm nach Damask und kehrest bald wieder mit meiner Nichte Kadha hierher zurück, daß ich sehe, wie es ihr gegangen und was sie gelernt hat.“ In einem Monate war Alles zur Reise bereit; der Bizier und der Badheizer nahmen dann Abschied vom Sultan, der diesem empfahl, in seiner Statthalterschaft Gerechtigkeit walten zu lassen und für das Wohl der Muselmänner besorgt zu seyn. Auch verlangte er von ihm, daß er sich zum heiligen Kampfe gegen die Ungläubigen rüste, damit er mit seinen Truppen erscheine, sobald er dazu aufgefördert würde, und dann nahmen sie Abschied von einander.

Der Badheizer, dem Dhul Makan den Namen Sultan Seilakan gab, reiste mit dreitausend Mameluken ab, die ihm die Großen Bagdads geschenkt hatten, und Rustum und die andern Heerführer der Muselmänner begleiteten ihn drei Tage weit. Als er in Damask ankam, wo man schon durch Eilboten und durch Vögel von seiner Ernennung zum Statthalter Nachricht hatte, fand er die ganze Stadt beleuchtet und alle Bewohner, Groß und Klein, Jung und Alt, Freie und Sklaven, kamen ihm entgegen. Er begab sich in die Citadelle mit dem Bizier, der ihn in Allem unterrichtete, bestieg den Thron, theilte viele Geschenke aus und regierte mit so vieler Einsicht, daß ihn der Bizier bewunderte.

Er beschäftigte sich dann bald mit der Ausstattung Kadha's, der Tochter Scharfana's; er ließ ihr eine schöne Sänfte machen, schenkte ihr zwei Sklavinnen zur Bedienung und übergab sie dem Bizier, der sie in einem Monate nach Bagdad brachte. Dhul Makan, welcher dem Bizier, sobald er seine Ankunft vernahm, entgegen ging, freute sich sehr, als er seine achtjährige Nichte sah, doch rief ihr Anblick eine schmerzliche Erinnerung an ihren Vater zurück; er ließ ihr viele Kleider zuschneiden und kostbaren Schmuck verfertigen und sie mußte mit seinem Sohne Kana zusammenwohnen. Beide wurden sehr geschickt, doch war Kadha durch ihren Verstand und durch ihre Bedachtsamkeit ausgezeichnet, während Kana etwas leichtsinnig, hingegen äußerst freigebig und edelmüthig war. Sie ritten oft mit einander aus und übten sich im Schlagen und Fechten. Als sie Beide zwölf Jahre alt waren und der König alle Vorbereitungen zum heiligen Kampfe getroffen hatte, ließ er den Bizier rufen und neben sich sitzen, und nachdem er ihn reichlich beschenkte, sagte er ihm: „Ich muß dich um Rath fragen, ob ich recht thue, wenn ich die Regierung meinem Sohne Kana übertrage, damit ich mich bei meinem Leben noch an seiner Herrschaft freue. Der Bizier rieth ihm ab, weil erstens der Prinz noch zu jung war, und weil zweitens gar oft ein Sultan, der die Herrschaft seinem Sohne überläßt, bald darauf stirbt. Der König stimmte ihm bei und fragte ihn dann, ob er dazu rathe, daß er seinen Sohn Kana mit seiner Nichte Kadha vermähle, da doch Beide gleich schön und liebenswürdig und dasselbe Alter und denselben Rang haben? Der Bizier antwortete: „Verfahre in dieser Sache, wie es dir gut dünkt, wir werden deinem Befehle gehorchen.“ Der König ließ sogleich den Verwalter, den Gatten seiner Schwester, rufen, ernannte ihn in Gegenwart aller Großen des Reichs zum Vormund seines Sohnes und ließ ihn den Eid der Treue schwören.

Dhul Makan ging dann zu seiner Schwester Nushat Assaman und empfahl ihr seinen Sohn Kana und dessen Mutter, und sie versprach ihm, Kana wie ihren eigenen Sohn zu lieben. Sodann predigte Dhul Makan seinem Sohne Tag und Nacht über das, was er nach seinem Tode zu thun habe, denn er fühlte wohl, daß seine Stunde nicht mehr fern seyn würde. In der That ward er bald so krank, daß er wenig Hoffnung mehr zur Genesung hatte. Er ließ dann wieder seinen Sohn und den Bizier rufen, und als Beide neben ihm saßen, sagte er Jenem: „Mein Sohn! betrachte diesen Bizier als deinen Vater, eben so auch den Verwalter, den ich zu deinem Pflegevater ernannt, denn ich werde bald aus dieser vergänglichen Welt in jene ewig-dauernde übergehen. Es thut meinem Herzen weh, mich von dir, meiner Gattin und meiner Schwester zu trennen. Noch Etwas wird aber bis zur Sterbestunde mich kränken;



es ist der Tod deines Großvaters Dmar und deines Oheims Scharfan, für die ich noch keine Rache genommen. Ich beschwöre dich daher bei Gott! wenn er dich nach mir beim Leben erhält, räche deinen Großvater und deinen Onkel an den Ungläubigen, besonders an der verruchten Dsa Dawahi; doch nimm dich wohl in Acht vor ihrer List und Bosheit, und befolge den Rath des Verwalters und des Viziers.“ Als Kana diese Worte hörte, flossen seine Augen in Thränen über, und auch der alte Vizier mußte weinen. Indessen zog sich die Krankheit des Sultans noch mehrere Jahre hin. Der Verwalter leitete indessen alle Regierungsangelegenheiten und fand überall Treue und Gehorsam. Kana und seine Braut Kadha brachten ihre ganze Zeit mit Fechten, Reiten, Schießen und Jagen zu. Kana's Mutter aber verließ das Bett ihres immer schwächer werdenden Gatten nicht. Eines Tages, als Dhul Makan ganz allein auf seinem Krankenbette lag und über sein baldiges Scheiden von Allem, was er befaß, nachdachte, recitirte er folgende Verse:

„Mein Wohlstand ist gesunken, meine Zeit ist vorüber, ihr seht, in welchem Zustande ich mich nun befinde. In den Tagen des Glücks war ich der Erste unter meinem Volke und derjenige, dem am wenigsten zu wünschen übrigblieb. Nun mußte ich mein Königreich aufgeben und in einen Zustand der Schwäche

und Unthätigkeit verfallen. Meine Geduld und meine Standhaftigkeit sind dahin. Wenn nur Gott mir die Gnade schenkt, daß mein Sohn meinen Platz auf dem Throne einnehme, und mit Schwert und Lanze an meinen Feinden Rache ausübe; nur diesen Wunsch möchte ich noch vor meinem Tode erfüllt sehen."

Als er diese Verse vollendet hatte, erschien ihm im Traume Jemand, der ihm sagte: „Sey nur froh, dein Sohn wird an deine Stelle treten und alle Länder mit seinem Namen erfüllen. Danke dem Herrn, dem Schöpfer des Weltalls, der seine Huld an dir vollendet, und betrübe dich nicht über den Verlust deines Königreichs, deiner Schätze und deines Lebens.“ Wenige Tage nachher war seine bestimmte Lebenszeit abgelaufen und er starb. Alle Bewohner Bagdads waren tief betrübt über seinen Tod und er ward von Vornehmen und Niedern beweint. Doch bald ward er vergessen und seine Gattin und ihr Sohn Kana wurden immer mehr vernachlässigt. Sie mußten zusammen in einem Zimmer wohnen und erhielten nur ein spärliches Monatsgeld.

Hier unterbrach Schehersad ihre Erzählung. In der nächsten Nacht begann sie, wie folgt:





Siebenhundert

und

vierte Nacht.

Kana's Mutter ging weinend zu Nushat Assaman und sagte ihr in Anwesenheit ihres Gatten, des Verwalters: „O große erhabene Herrin! Gott lasse Euch nie in Noth kommen und fahre fort, Euch über alle Eure Untertanen mit Gerechtigkeit regieren zu lassen. Ihr wißt, was wir einst an Vermögen, Rang und Macht besaßen, und nun ist Alles dahin durch den Tod meines Gatten; ich komme daher, um Eure Hülfe zu ersuchen.“ Nushat Assaman ward gerührt, als sie wieder an ihren Bruder erinnert ward; sie tröstete die Wittve und versprach ihr allen Beistand, erwies ihr viele Ehre, schenkte ihr ein kostbares Kleid und ließ ihr im Schlosse neben ihrer Wohnung ein geräumiges Zimmer einrichten, wo sie wieder einige Zeit recht vergnügt mit ihrem Sohne Kana lebte. Dieser war schon glücklich, wenn er nur Kadha sehen durfte, und wenn sie beisammen waren, glichen sie zwei leuchtenden Sternen, oder zwei glänzenden Monden, oder zwei schlanken Baumzweigen. Kadha übertraf in ihrem fünfzehnten Jahre die Sonne an Schönheit; ihr Gesicht war voller Anmuth, ihre Taille zart und die Rüsse ihres Mundes süß wie ein Paradiesesstrom. Auch Kana war ausgezeichnet durch seine unbeschreibliche Schönheit. Edelmut und Tapferkeit strahlten aus seinen Augen und doch lag viel Sanftes und Süßes in allen seinen Zügen; er hatte hübsche Locken und auch sein Schnurrbart fing an sichtbar zu werden.

Eines Tages war Radha am Tigris von Slavinnen und Dienern umgeben, es war im Frühling, die Erde hatte ihr grünes Prachtgewand umhüllt und stolzirte mit ihren wunderbaren Blumen. Die Rosen dufteten unter dem Thau hervor, die Kamomille lächelte den sanften Zephyr an. Ihr Geliebter war nicht fern und bewachte sie vor dem bösen Auge, denn sie sah aus wie der leuchtende Mond. Aber sein Herz ward verwundet von den Pfeilen ihrer Augen, sein Gemüth ward aufgereggt und er brach in folgende Verse aus:

„Wann wird mein durch Trennung gemartertes Herz befriedigt werden?
Ich klage Gott meine Pein und meinen Liebesgram; o wüßte ich doch nur, ob
Radha meine Liebe theilt.“



Als Radha, von ihren Dienern und Slavinnen umgeben, diese Verse hörte, ward sie sehr aufgebracht und sagte zu Kana: „Willst du durch deine Verse mich zum allgemeinen Gerede machen? Bei Gott! wenn du das noch einmal thust, so beklage ich mich bei

meinem Vater, dem mächtigen Sultan von Bagdad, der wird dich schon demüthigen.“ Kana ging betrübt in die Stadt allein zurück und Kadha erzählte ihrer Mutter Nusbat Affaman, wie Kana durch seine Verse ihrem Rufe schade. Ihre Mutter sagte: „Laß ihn, er ist ein armer Waise, er hat es nicht böß gemeint; hüte dich, deinem Vater etwas davon zu sagen, der würde sonst seinem Leben bald ein Ende machen; man würde bald so wenig wie vom gestrigen Tag mehr von ihm sehen, und in ganz Bagdad hieße es dann, Kana hat sich schlecht aufgeführt.“ Kana wurde indessen immer verzweifelter; er machte gar kein Geheimniß aus seiner Liebe und schaffte seinem Herzen durch Gedichte Luft, bis endlich dem Verwalter, welcher nun den Namen Sa san führte, einige seiner Verse zu Ohren kamen. Er ging sogleich zu seiner Gattin und sagte: „Sittlichkeit und Zusammenleben junger Leute verschiedenen Geschlechts vertragen sich nicht mit einander; bei Königen sollten nicht einmal Bruder und Schwester in einem Hause wohnen; so lange Augen blicken und Herzen schlagen, sind Jünglinge und Mädchen nicht sicher bei einander; darum wäre es wohl jetzt auch Zeit, da Kana das Mannesalter erreicht hat, daß ihm kein Zutritt mehr zu Kadha gestattet werde, welche doch wohl verdient, daß man sie sorgfältig bewache.“

Bei diesen Worten bemerkte Scheherzad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht fuhr sie also fort:





Siebenhundert

und

f ü n f t e N a c h t.

Mus hat Assaman gab dem Verwalter Recht, und als am folgenden Tage Kana wie gewöhnlich zu seiner Tante kam, sagte sie ihm: „Ich fühle mich gezwungen, dir einen guten Rath zu ertheilen: der Sultan hat von den Versen gehört, die du in deiner Leidenschaft gedichtet, und mir den Befehl ertheilt, dir den Zutritt zu Kadha zu versagen; drum komme gar nicht mehr in's Haus, und wenn du was brauchst, so laß mich heraustrufen: ich reiche dir, was du verlangst, zur Thüre hinaus.“ Kana konnte vor Zorn und Thränen kein Wort herausbringen. Er eilte zu seiner Mutter und erzählte ihr, was ihm seine Tante gesagt. Seine Mutter sagte: „Das kommt von deinem vielen Reden und Ausplaudern deines Geheimnisses; du weißt, daß Kadha durch ihre Schönheit berühmt ist, und da ihr Vater dich erzogen hat, so hättest du mit ihr keine Liebchaft anknüpfen sollen.“ Kana erwiderte hierauf: „Und wer verdient denn eher als ich ihr Gatte zu werden? Bin ich nicht ihr Vetter?“ Seine Mutter antwortete ihm: „Laß ab von solchen Reden und hüte dich wohl, so etwas einem Andern als mir zu sagen; denn wenn der König Sasan so etwas hört, ist es um dich geschehen; wer Kadha heirathen will, muß zuerst in den Himmel steigen und das Zwillingsgestirn herunterholen.“ Kana ward höchst bestürzt, als er seine Mutter so sprechen hörte, und

nach einer Weile sagte er ihr: „Wenn dem so ist, so kann ich nicht länger hier bleiben; laß uns von hier wegziehen!“ Seine Mutter weinte heftig und willigte zuletzt ein. Sie ging in Sasans Palast und nahm das Nöthige für sich und ihren Sohn; da begegnete ihr Kadha mit ihrer Mutter und erkundigte sich nach ihrem Sohne, und als sie ihr seinen Zustand schilderte, sagte Kadha: „Bei Gott! ich habe ihn ungern aus meiner Nähe verstoßen, denn ich liebe ihn noch heftiger, als er mich liebt, ich fürchtete nur die Bosheit der Menschen; ich bin ihm von meiner Jugend her recht gut. Meine Zunge ist ohnmächtig, alle Liebe auszusprechen, die ich für ihn fühle, und wäre die seinige nicht so voreilig gewesen, so hätte ihm mein Vater seine Gunst nicht entzogen; doch die Zeiten sind veränderlich und die schönste Tugend ist Geduld; vielleicht wird Derjenige, welcher jetzt unsere Trennung beschlossen, auch einst wieder uns vereinigen.“ Rana's Mutter dankte ihr und ging wieder zu ihrem Sohne zurück, um ihn durch Kadha's freundliche Worte zu trösten. Dieser Trost belebte ihn wieder von Neuem, aber seine Leidenschaft ward auch wieder um so heftiger. Er lebte lange noch auf feurigen Kohlen, bis er siebzehn Jahre alt war; da dachte er in einer schlaflosen Nacht: Wie lange soll ich noch hier bleiben und meinen Körper zusammenschmelzen lassen, ohne meine Geliebte zu sehen? Mein Aufenthalt hier ist zu peinlich, ich habe nicht einmal einen Freund, dem ich meinen Kummer vertrauen kann; es ist besser, ich verlasse dieses Land. Er ging hierauf barfuß und halb nackt aus dem Schlosse, mit einer alten siebensährigen Mütze auf dem Kopfe und einem trockenen Laib Brod unter dem Arme, und wartete im Dunkeln, bis das Stadthor geöffnet ward, dann lief er den ganzen Tag im Freien umher. Seine Mutter war verzweifelt, als sie ihn nicht wiederkommen sah, und schrie weinend: „O mein einziger Freund, o mein Sohn, o Verlangen der Edlen, wie betrübt mich deine Abwesenheit! Ich will nicht mehr essen und nicht mehr trinken und nicht mehr in diesem Schlosse ruhen, ich will nichts als weinen und jammern; o mein Sohn, wo bist du? wo soll ich dich rufen? wo bist du, Dhul Makan? siehst du nicht, wie dein Sohn aus seiner Heimath vertrieben worden? du warst doch so gerecht, hast alle Hungrigen gesättigt und den Schutzlosen Hülfe gereicht.“ Sie jammerte und weinte so lange, daß sie alle Bewohner Bagdads rührte. Einige gingen zum König Sasan und sagten: „O König der Zeit! Rana ist doch der Sohn unser's Königs, wir müssen ihn auffuchen lassen.“ Er schrie sie aber heftig an und sagte: „Ergreift ihn und theilt ihn in Zwei.“ Alle Anwesenden wurden durch diese Worte eingeschüchtert und sagten für sich: „Wir müssen geduldig Gottes Beschluß abwarten.“ Später erinnerte sich Sasan doch des letzten Willens des verstorbenen Königs, worin



er ihm seinen Sohn empfahl. Er schickte Derkafsch mit hundert Reitern aus, um ihn aufzusuchen, Derkafsch kam aber nach zehn Tagen ohne Nachricht von ihm zurück. Kana irrte indessen in der Wüste umher, nährte sich von den Pflanzen der Erde und schlugte sich gegen die Mittagssonne unter den Bäumen. Einst kam er in ein Thal in der Nähe eines Flusses, da hörte er in der Nacht, wie Jemand seufzte und weinte und Liebesgedichte recitirte; da er hoffte, hier einen tröstenden Freund und Reisegefährten zu finden, ging er der Stimme nach und rief: „O nächtlicher Wanderer, nähere dich mir und erzähle mir deine Geschichte, vielleicht kann ich dir in deinem Unglück beistehen.“ Der Fremde antwortete: „Zudringlicher, der du mich in meiner Freude störst und mich belauschest, sage mir, wer bist du? Bist du ein Mensch, oder ein Geist? Nur schnell, ehe dein Tod sich naht; denn ich wandere schon zwanzig Tage umher, ohne einem lebendigen Wesen zu begegnen. Bist du ein Geist, so ziehe weiter in Frieden; bist du ein Ritter, so bleibe an deinem Plage stehen, bis der Tag herandrückt, da wird sich's

zeigen, wer von uns der Wackerste.“ Kana wich, als er dies hörte, nicht von der Stelle, und der Fremde eben so wenig, und Beide recitirten die ganze Nacht durch Liebesgedichte. Als der Tag heranbrach, sah Kana, daß der Fremde ein Beduine war. Er trug Schwert und Schild und einen Schlauch voll Lebensmittel, und sah verliebt und unglücklich aus. Kana grüßte ihn und der Beduine erwiderte seinen Gruß, sah ihn verächtlich an, weil er so jung und arm ausah, und sagte: „Wer bist du, Junge, daß du so in der Nacht umherwanderst? Du siehst ziemlich armselig aus, ich habe Mitleid mit dir und will dich in meine Dienste nehmen.“ Als Kana merkte, daß der Beduine mit Verachtung auf ihn herabsah, sagte er mit sanfter Stimme: „Da ich dir doch dienen soll, so sage mir auch, wer du bist.“

Scheherzad schwieg, da der Tag nahe war; in der nächsten Nacht begann sie mit folgenden Worten:





Siebenhundert

und

sechste Nacht.

Als der Beduine Kana's Bitte vernommen, erwiderte er ihm: „Wisse, ich bin Sabach, der Sohn Kabachs, des Sohnes Hamams, und mein Stamm gehört zu den syrischen Beduinen. Ich habe eine reizende Cousine, welche Radjma heißt. Nach dem Tode meines Vaters ward ich mit ihr bei meinem Oheim erzogen. Als wir aber Beide herangewachsen waren, verließ mich mein Oheim, weil ich ein armer Waise bin. Die Vornehmen des Stammes gingen zu ihm und redeten ihm zu, mir seine Tochter zur Frau zu geben. Er schämte sich, mir sie geradezu zu verweigern, und sagte: „Wenn er die Morgengabe entrichten kann, so soll er sie haben.“ Als ich ihn aber fragte, was er als Morgengabe verlange, sagte er: „Fünfzig Pferde, fünfzig Kameele, zehn Sklaven und zehn Sklavinnen, fünfzig Kameele voll Weizen und eben so viel mit Gerste, und fünfzig Stück Seidenstoff.“ Bei dieser Forderung beschloß ich, von Syrien nach Irak zu reisen und in der Nähe von Bagdad eine reiche Karavane auszulündern, um das von mir als Morgengabe Verlangte bezahlen zu können. Nun sage mir aber auch, wer du bist.“ — „Ich bin der Sohn des Königs Dhul Makan, und befinde mich in derselben Lage, wie du; bin nur noch unglücklicher, weil meine Geliebte eine Prinzessin ist, für die ich keine Morgengabe austreiben kann.“ — „Du siehst wahrlich eher einem

Bettler, als einem Prinzen gleich.“ — „Ebler Araber,“ versetzte Kana: „wundere dich nicht über die Launen des Schicksals, das mich so tief gebeugt; der Aufenthalt in meiner Heimath, ohne meine Geliebte zu sehen, ward mir so drückend, daß ich in diesem Aufzuge nächtlich entflo; aber nichts desto weniger bin ich ein königlicher Prinz.“ Als der Beduine Sa bach dies hörte, rief er freudig: „O welches Glück! mein Ziel ist erreicht, nun brauche ich nichts mehr; du bist von königlichem Geblüte und hast dich nur als Bettler verkleidet; gewiß werden die Deinigen dich auffuchen und, wenn sie dich finden, die größten Schätze für dein Lösegeld bieten: kehre also um, Junge, und geh als mein Sklave vor mir her.“ Kana erwiderte: „O edler Araber, handle nicht so schlecht und



mach dir keine eiteln Hoffnungen; meine Leute werden mich nicht um eine Drachme loskaufen, sie wünschen im Gegentheil nichts mehr, als mich in's Verderben gestürzt zu wissen, um Ruhe zu bekommen, und ich selbst bin sehr arm, habe nicht viel und nicht

wenig; laß uns lieber zusammen nach Irak reisen, vielleicht können wir dort mit einander die Morgengabe erringen, so daß du dann deine Cousine heirathen kannst.“ Der hochmüthige Sabach ward sehr aufgebracht und sagte: „Wehe dir! du wagst es noch, mir zu widersprechen? Gleich kehre dich um und gehe vor mir her, sonst geht es dir schlecht.“ — „Wie soll ich dir gehorchen,“ versetzte Kana, „wenn du so ungerecht gegen mich handelst? Fürchtest du nicht den Tadel der Araber? Willst du mich demüthig vor dir herführen, ohne mich vorher auf dem Kampfplatze erprobt zu haben? Weißt du denn, ob ich feig oder tapfer bin?“ Sabach sagte lächelnd: „Bei Gott! das sind Worte eines wackern Helden; nun, was hältst du denn für billig?“ Kana antwortete: „Wenn du willst, daß ich dein Diener werde, so lege deine Waffen ab und ringe mit mir; wer von uns siegt, der gebiete dem Andern.“ Sabach lachte so heftig, daß er auf den Rücken fiel, dann warf er Schwert und Schild und den Sack mit Vorrath weg, schürzte sich auf und ging auf Kana los, und umfaßte ihn in der Meinung, ihn leicht auf den Boden zu werfen; aber er fand bald, daß Kana im Ringen unüberwindlich. Schon wankten seine Füße und er bereute es, ihn nicht gleich mit dem Schwerte getödtet zu haben; er wollte daher auf das Schwert losspringen, aber Kana hielt ihn fest und schüttelte ihn so heftig, daß ihm die Eingeweide zerrissen, dann hob er ihn in die Höhe, wie einen Spagen, und wollte ihn in den Fluß werfen.

Scheherzad unterbrach hier ihre Erzählung; in der nächsten Nacht begann sie folgendermaßen:





Siebenhundert undiebente Nacht.

Sabach schrie in Kana's Armen: „Was beginnst du mit mir?“ — „Ich werfe dich in den Fluß, welcher sich in den Tigris ergießt, der dich dann in den Jesusbach trägt, und letzterer bringt dich in den Euphrat, mit dem du in deine Heimath schwimmst. Dort wird man dich erkennen und deine Tapferkeit loben und deine treue Liebe.“ Sabach schrie: „Bei dem Leben deiner Cousine, der Zierde aller Schönen, laß mich!“ Kana ließ ihn langsam zu Boden nieder. Als aber Sabach wieder auf seine Waffen zuging, um Kana damit anzugreifen, sagte ihm dieser: „Ich weiß, was in dir vorgeht, du denkst, im Ringen bist du der Schwächere, aber mit den Waffen in der Hand würdest du mich besiegen; nun, damit dir gar kein Vorwand bleibe, ergreife du dein Schwert, laß mir nur den Schild: wir wollen sehen, wer von uns den Andern erschlägt.“ Sabach freute sich mit diesem Vorschlag und drang mit dem Schwert auf Kana ein; dieser schlug gar nicht, sondern vertheidigte sich nur mit dem Schilde, bis er merkte, daß Sabachs Kräfte abgenommen, und seine Hände vom Schlagen ermüdet waren; dann erst drang er auf ihn ein, stürzte ihn zu Boden und schleppte ihn an den Füßen dem Flusse zu. Sabach schrie: „Was willst du thun, du einziger Ritter deiner Zeit?“ — „Habe ich dir nicht gesagt, ich will dich den Deinigen zusenden, daß sie nicht länger um dich verlegen seyen und deine Cousine ihren Bräutigam wieder finde.“

Sabach schrie wieder: „Thu' dies nicht, du Held deines Jahrhunderts! ich will dir schwören, daß ich dir als Diener folge.“ Er recitirte dann weinend folgende Verse:

„Wehe mir! ich lebe schon lange fern von meiner Heimath als verfloßener Fremdling; o wüßte ich, ob ich in der Fremde sterben soll, ohne daß meine Verwandten meinen Tod erfahren, ohne daß ein Freund mich beweine.“

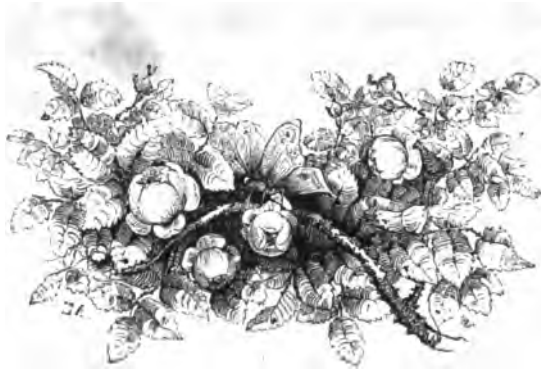
Kana bemitleidete ihn und ließ ihn los, nachdem er ihm einen Eid abnahm, daß er ihm als treuer Gefährte folgen wolle. Sabach holte dann, nachdem er Kana die Hand geküßt, seinen Vorrath an Gerstenbrod herbei und verzehrte ihn mit Kana am Ufer des Flusses; hierauf wuschen sie sich, beteten und unterhielten sich von ihren Familien-Angelegenheiten. Kana fragte dann Sabach: „Wohin möchtest du jetzt reisen?“ Er antwortete: „Am liebsten nach Bagdad, in deine Heimath.“ Da sagte Kana: „So zieh' hin, ich sage dich von deinem Eide los und folge dir bald.“ Als aber Sabach von ihm Abschied genommen hatte, dachte er: Bei Gott! in einer solchen Armuth und in so elendem Zustande kehre ich nicht in die Heimath zurück, vielleicht wird mir durch Gottes Gnade geholfen. Er fiel dann vor dem Flusse zu Boden und betete: „O Gott! der du die Erde durch Regen befruchtest, den Fischen im Meer und dem Wurm im feinigten Boden ihre Nahrung reichst, du einziger Gott, habe Mitleid mit mir und sende mir deine gnädige Hülfe!“ Während er so in Verzweiflung mit der Stirne auf der Erde hingestreckt lag, hörte er ein Geräusch in der Ferne; er sah umher und erblickte einen Ritter, der wie der Blitz auf einem Pferde herbeisprengte. Der Ritter war verwundet, ließ dem Pferde die Zügel frei und hielt sich am Halse fest; als er zu Kana kam, der sich inzwischen erhoben hatte, war er in den letzten Zügen; das Blut strömte aus seiner Wunde wie Wasser aus der Mündung eines Schlauchs hervor, kaum hatte er noch Kraft genug, Kana zuzurufen: „O Herr der Araber! hebe mich langsam vom Pferde herunter und sieh mich als deinen Freund an, so lange ich noch lebe, und gib mir ein wenig Wasser, obschon ein Verwundeter, besonders wenn ihm bald die Seele ausgeht, nicht trinken sollte. Wenn ich leben bleibe, so mache ich deiner Armuth ein Ende, und wenn ich sterbe, so hast du durch deine That dir himmlischen Lohn erworben.“ Kana bemitleidete den Ritter, hob ihn von einem Pferde herunter, welches das beste seiner Zeit war, gab ihm Wasser zu trinken und, nachdem er ihn ein wenig in Ruhe gelassen, fragte er ihn: „Wer hat dich so mißhandelt?“ Der Ritter antwortete: „Wahrheit ist besser als Trug, darum wisse, daß ich mein ganzes Leben als Pferderäuber zugebracht habe; sobald ich ein gutes Pferd sah, jagte ich ihm nach und scheute keine Gefahr, um mir es zuzueignen, und wenn es dessen Eigenthümer zwischen seine Augenlieder



verborgen hielt; ich kann alle Ketten lösen und jedes Band zerreißen; mein Name ist Chas an, und man nennt mich das Verderben aller Kofse und das Schreckniß aller Ritter. Ich hatte auch von diesem Pferde gehört, das dem Könige Feridun, dem Kreuzanbeter von Konstantinopel, gehörte, er hatte ihm den Namen Katul (das Tödtende) und den Beinamen Madjnun (der Verrückte) gegeben; ich reiste daher nach Konstantinopel und blieb eine Weile dort, um es zu stehlen. Eines Tages sah ich auf diesem Pferde eine bei den Griechen hochverehrte alte Frau, ihr Name war Dsat Dawa hi (die Unheilverbreitende). Sie war bloß von zehn Sklaven begleitet und begab sich nach Bagdad zum Könige Sa san, um Friedensunterhandlungen mit ihm anzuknüpfen; ich folgte ihr, konnte aber nicht zum Pferde gelangen, weil es zu gut von den Sklaven bewacht wurde. Als sie endlich nicht mehr weit von Bagdad war und ich nachdachte, wie ich das Pferd mir zueignen könnte, ehe sie die Stadt erreicht, erhob sich ein mächtiger Staub, und fünfzig Reiter, welche Straßenräuber waren, kamen herbei mit ihrem Hauptmann, der wie ein zürnender Bär oder wie ein reißender Löwe ausah. Der Hauptmann, welcher Kad a sch hieß, umzingelte mit seinen Räubern die Alte, und in einem Augenblicke hatte er die zehn Sklaven gefesselt und die Alte und das Pferd weggenommen; da dachte ich, nun ist alle meine Mühe vergebens, mein Wunsch wird nicht in Erfüllung gehen; ich

blich indessen doch in der Nähe, um zu sehen, wie das enden würde. Die Alte fing an zu weinen, als sie sich in solcher Noth sah, und sagte: „O mächtiger Held! was willst du von mir und meinen Sklaven? hast du nicht genug an meinem Pferde? ich bin ja nur eine Abgesandte;“ sie flehte dann so lange und versprach ihm so viele Pferde und anderes Vieh, bis er sie losließ und mit seinen Räubern wieder weiter zog. Ich folgte ihm bei Tag und bei Nacht, bis ich eine Gelegenheit fand, das Pferd zu stehlen, dann bestieg ich es schnell und trieb es fort; aber die Räuber holten mich ein, umzingelten mich von allen Seiten und drangen mit ihren scharfen Schwertern auf mich ein; ich hielt mich zwar fest auf dem Pferde, das für mich kämpfte mit den Vorder- und Hinterbeinen, bis es endlich wie ein fliegender Stern oder abgeschossener Pfeil mit mir davonsprang. Doch erhielt ich im Kampf eine schwere Wunde, und nun reite ich schon drei Tage umher, ohne Etwas zu genießen oder zu schlafen, und das Blut strömt immerfort aus meinen Wunden. Du hast mir nun eine große Wohlthat erwiesen, die dir Gott vergelten mag; aber sage mir doch, du siehst so arm und elend aus, und doch sind unverkennbare Spuren eines ehemaligen Wohlstandes an dir merkbar: wer bist du wohl?“

Scheherzad bemerkte den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht erzählte sie mit folgenden Worten weiter:





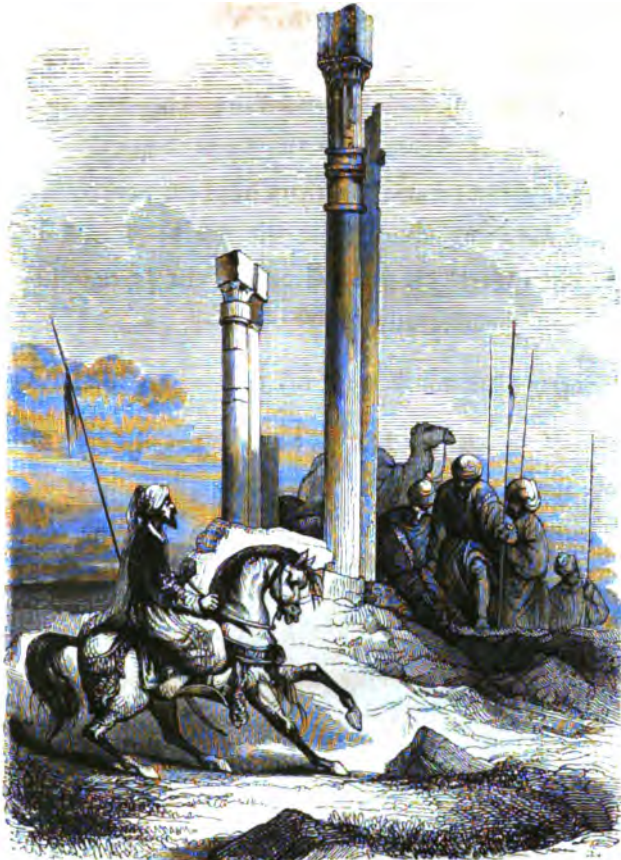
Siebenhundert

und

a c h t e N a c h t.

Als Kana dem Verwundeten hierauf seine ganze Geschichte erzählte und ihm Auskunft über seine Familie gab, sagte Jener: „Du wirst gewiß einst noch recht groß werden, der größte aller arabischen Könige, denn nichts geschieht ohne Ursache; du wirst der berühmteste Ritter deiner Zeit werden; doch jetzt bitte ich dich, mich wieder auf mein Pferd zu heben, und dich hinter mich zu setzen und das Pferd in meine Heimath zu lenken, denn ich habe nicht mehr so viel Kraft, den Zaum zu halten.“ Kana sagte: „Bei Gott! wenn du es wünschest, ich würde dich auf meinen Schultern in deine Heimath bringen; ich stamme von Leuten her, die gerne Wohlthaten ausüben und Unglücklichen beistehen, weil man sich dadurch siebenzig Unglücksthore in der Hölle verschließt; laß uns also gehen!“ Aber der Ritter sagte: „Warte nur ein Bischen!“ drückte die Augen zu, streckte die Hände aus und rief: „Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt, außer Gott, und daß Mohammed sein Prophet; o Erhabener, verzeihe mir meine großen Verbrechen, ich habe viele Gewaltthaten ausgeübt, habe immerfort Wein getrunken und Pferde geraubt, habe manche That vollbracht, die ein Kind grau machen könnte.“ Als er diese Worte gesprochen, sperrte er den Mund auf und schöpfte den letzten Athemzug. Kana grub ihm ein Grab und legte ihn hinein; dann ging er auf das Pferd zu, trocknete es ab, küßte es und nahm den Weg nach Bagdad.

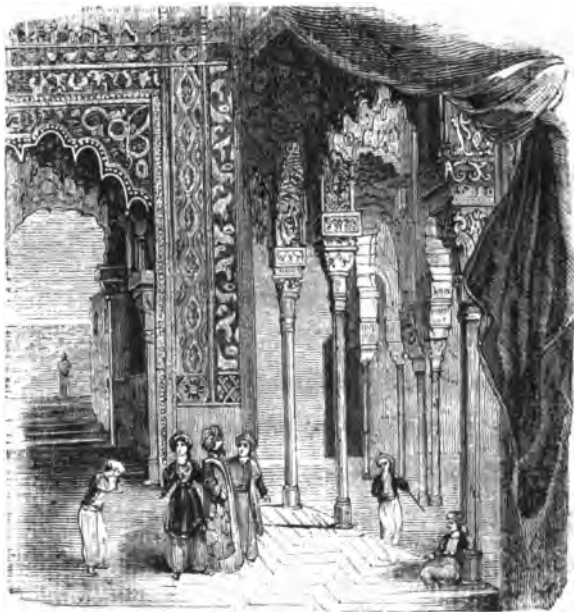
Kana freute sich außerordentlich mit seinem Pferde, er hielt sich für den glücklichsten Menschen und dachte: ein solches gibt es nicht einmal in den Ställen des Königs Sasan, und so wanderte er vergnügt weiter. Bald begegnete er einer Karavane von Bagdad,



welche ihm die Nachricht gab, daß der Vizier Dendan eine Verschwörung gegen den König Sasan angezettelt habe, und daß schon ein Theil der Armee geschworen, sie wollten keinen andern König, als Kana; der Vizier sammelte nur noch mehr Truppen aus den indischen Inseln, aus Nubien und andern Gegenden, so viele, daß man gar nicht mehr weiß, wo ihre Zahl anfängt und wo sie aufhört, in der Absicht, Kana auf den Thron zu setzen. „Dieser Aufruhr,“ fuhren die Kaufleute fort, „bestürzte Sasan sehr, denn er sah voraus, daß sich bald Alles gegen ihn empören würde, Groß und Klein, Freie und Sklaven. Er öffnete daher seine Schatzkammern und theilte viele Schätze unter den Großen des Reichs aus; auch bereute er es, Kana so mißhandelt

zu haben, und wünschte, daß er zurückkehre, damit er ihn durch Geschenke, durch Ehrenämter und durch die Verbindung mit seiner Tochter für sich gewinnen könne." Rana trat bei diesen Worten schnell die Rückreise nach Bagdad an, und wie der Wind flog er dahin auf seinem Pferde, das Jedermann in Erstaunen setzte. Ganz Bagdad lief ihm entgegen, die vornehmsten Bewohner der Stadt begleiteten ihn in's Schloß, und einige Sklaven eilten zu seiner Mutter, um ihr die Ankunft ihres Sohnes zu melden. Aber Rana hielt sich nur wenige Augenblicke bei ihr auf; dann sagte er ihr: „Laß mich jetzt, ich will zu meinem Oheim, dem König Sasan, durch dessen Huld ich erzogen worden bin.“ Als er zu Sasan kam, stand dieser vor ihm auf und bewillkommte ihn. Rana küßte ihm Hände und Füße und schenkte ihm sein Pferd. Der König bewillkommte ihn nochmals und sagte: „Bei Gott! die ganze Erde war mir zu eng seit deiner Abwesenheit; gelobt sey Gott, der dich wohl erhalten.“

Mit diesen Worten schwieg Schehersad; in der nächsten Nacht begann sie folgendermaßen:





und

n e u n t e M a c h t .

Der König Sasan bewunderte dann Kana's Pferd und sagte: „Ich habe schon viel von diesem Katul gehört, als ich gegen die Kreuzanbeter mit deinem Vater Dhul Mafan und deinem Oheim Scharfan Krieg führte; hätte dein Vater es kaufen können, er hätte gern tausend andere Pferde dafür gegeben; nun Gottlob, daß wir es haben; aber du sollst es für dich behalten, denn du bist dessen würdiger, als jeder Andere.“ Er ließ dann Kana Ehrenkleider, Geld und Pferde geben und die schönste Wohnung im Schlosse einräumen, denn er wußte nicht, wie es mit dem Bizier und den Rebellen stand. Kana vergaß bald sein früheres Elend, er ging zu seiner Mutter und erkundigte sich nach seiner Geliebten. Seine Mutter sagte: „Ich habe während deiner Abwesenheit gar nicht an deine Geliebte gedacht, um so weniger, da sie die Ursache deiner Abreise war.“ Er klagte ihr dann seine Liebe und bat sie, zu ihr zu gehen, vielleicht würde sie ihn bemitleiden und mit einem Blicke begnadigen und seinem Kummer ein Ende machen. Die Mutter sagte: „Laß dies! Gelüste kosten dem Menschen das Leben, laß ab von Dingen, die nur Unheil bringen, ich werde nie zu ihr gehen.“ Kana verließ seine Mutter trostlos und begegnete einer alten Frau, ihr Name war Saadana, klagte ihr seine Lage und bat sie, Kadha wieder für ihn zu gewinnen. Saadana willigte ein und ging in's

Schloß; nach einer Weile kehrte sie wieder und sagte ihm: „Radha grüßt dich und läßt dir sagen, sie wird um Mitternacht zu dir kommen.“ Kana war außer sich vor Freude; als sie aber um Mitternacht, in ein schwarzes Tuch wie eine Sklavin eingehüllt, in Kana's Zimmer trat, fand sie ihn schlafend. Sie weckte ihn auf und sagte: „Wie kannst du mir glauben machen, du liebest mich, und schläfst hier so ruhig?“ Kana sprang erschrocken auf und sagte: „Bei Gott! o Verlangen meines Herzens, ich habe nur geschlafen, weil ich dein Bild im Traume zu sehen wünschte.“ Sie umarmten sich dann und klagten einander gegenseitig die erlittenen Trennungsschmerzen.



Als der Morgen heranbrach, nahm Radha von ihrem Geliebten Abschied, kehrte in ihre Wohnung zurück und vertraute ihr Geheimniß einer ihrer Dienerinnen; diese verrieth sie aber beim König Sasan, der in eine solche Wuth gerieth, daß er mit einem Schwert auf Radha losging und sie erschlagen wollte; aber seine Gemahlin

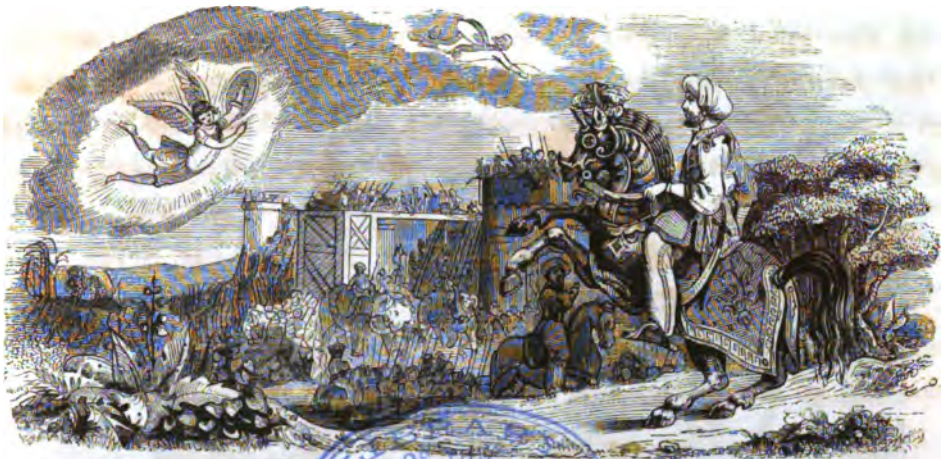
Rus hat Affa man eilte herbei und beschwor ihn, keine Handlung zu begehen, die ihn vor allen Königen zu Schanden machen würde. „Uebrigens,“ sagte sie, „hat Radha nichts verbrochen; Kana ist ein Mann von Ehre, kein schlechter Mensch; übereile dich nicht, die ganze Stadt weiß schon von der Verschwörung des Viziers und von den Truppen, die er gesammelt, um Kana auf den Thron zu setzen.“ Sasan versetzte: „Wehe dir! glaubst du, ich lasse diesen Buben leben, bis der Vizier anrückt? Bei Gott! ich will ihn in einen Abgrund stürzen, wo Erde und Himmel ihm keinen Schatten gewähren, denn alles Gute, das ich ihm bisher erwiesen, geschah nur der Erhaltung meines Thrones willen; du sollst schon sehen, was ich thun werde.“ Am folgenden Tage kam Kana zu seiner Mutter und sagte ihr: „Ich habe beschlossen, auf Abenteuer auszugehen; ich will die großen Herren überfallen und berauben, ihre Pferde, ihre Sklaven und all ihr Gut wegführen; wenn ich dann recht reich bin, so lehre ich wieder und werbe um Radha bei ihrem Vater.“ Seine Mutter suchte ihm vergebens die Gefahr vorzustellen, die solche Züge begleiten, er blieb bei seinem Entschlusse, schickte die Alte zu Radha und ließ ihr sagen, daß er wegreise, um eine ihr geziemende Morgengabe sich zu verschaffen, und ließ sie bitten, nur noch einmal zu ihm zu kommen. Die Alte ging zu ihr und kehrte bald wieder mit der Antwort: sie würde ihn um Mitternacht besuchen. Als sie zur bestimmten Stunde der Nacht erschien, sagte sie ihm: „Nimm mein Leben für den Schlaf, den ich dir so lange geraubt, und für die Sorgen, die ich dir verursacht.“ Er sprang auf und küßte sie und sagte: „D Wunsch meines Herzens, mein Leben werde das Lösegeld für alle deine Leiden!“ Er theilte ihr dann seinen Entschluß mit, und als sie darüber weinte, sagte er ihr: „Weine nicht, meine Cousine, ich hoffe, daß Gott, der setzt unsere Trennung beschlossen, uns auch bald wieder vereinigen wird.“ Sobald der Morgen heranbrach, ging Kana zu seiner Mutter und nahm Abschied von ihr, umgürtete sein Schwert, ergriff die Lanze, bestieg sein Pferd Katul und ritt durch die Stadt so schön und strahlend, wie der Vollmond. Als er an das Thor kam, begegnete ihm sein Gefährte Sabach und sagte ihm: „Wie ich sehe, bist du schon reich geworden und besitzest ein kostbares Pferd, ich aber bin noch eben so arm, wie ich war.“ Kana antwortete ihm: „Auch dir wird das Glück noch lächeln; willst du mit mir reisen und gemeinschaftlich mit mir auf Raub ausgehen? was wir erlangen, theilen wir dann.“ — „Ja wohl, bei Gott!“ erwiderte Sabach: „ich verlasse dich nicht mehr.“ Er lief dann vor dem Pferde her, mit einem Schwert auf dem Arm und die Borrathstasche zwischen den Schultern. Sie wanderten vier Tage in der Wüste umher und stillten ihren Hunger an erlegten Gazellen und ihren Durst an Quellenwasser; am fünften Tage kamen

sie vor einen hohen Berg, an dessen Fuß allerlei Grünes wuchs, Blumen und Früchte blühten, und Pferde und allerlei Vieh umherweidete. Als Rana dies sah, freute er sich sehr, rüstete sich zum Kampfe und beschloß, diese ganze Heerde wegzuführen; er sagte zu Sabaah: „Komm, laß uns diese Sklaven tödten und ihre Heerde wegnehmen, da können wir auf einmal Schätze sammeln.“ Sabaah erwiderte aber: „Es sind zu viele Leute dabei, worunter recht Wackere, wir können uns in keine so große Gefahr begeben, aus der wir gewiß nicht glücklich entkommen; laß ab davon, wir würden nie mehr unsere Geliebten wiedersehen.“ Rana lachte über Sabaahs Feigheit und ließ ihn stehen, stürzte wie ein junger Löwe unter die Heerde und trieb alles Vieh mit den Sklaven vor sich her.

Aber bald umzingelte ihn eine Masse Sklaven mit scharfen Schwertern und langen Lanzen, angeführt von einem sehr starken türkischen Ritter, den das Schlagen nie ermüdete; dieser drang auf Rana ein und sagte ihm: „Wehe dir! wüßtest du, wem diese Heerde gehört, du hättest sie nicht so weggeführt; wisse, sie gehört den cirkassischen Helden; es sind deren fünfzig, Löwen gleich, die noch kein Sultan unterjochen konnte. Es ist ihnen in dieser Gegend ein Pferd gestohlen worden, und sie haben geschworen, nicht von hier zu weichen, bis sie es wieder haben; darum weidet ihr Vieh noch hier, während sie den Dieb aufsuchen.“

Hier unterbrach Scheherzad ihre Erzählung; in der folgenden Nacht fuhr sie fort:





Siebenhundert und zehnte Nacht.

Als Kana dies hörte, sagte er: „Hier ist das Pferd, von dem ihr sprecht, es gehört mir, was wollt ihr nun von mir?“ Er schrie dann seinem Pferde Katul in die Ohren; es sprang wie rasend auf, und Kana fiel über den Ritter und seine Umgebung her und tödtete Einen nach dem Andern, bis die übrigen Sklaven sich fürchteten; da rief er ihnen zu: „Ihr Bastarde! Schnell treibt die Heerde vor mir her, sonst färbe ich meine Lanze mit euerm Blute.“ Die Sklaven befolgten Kana's Befehl, und als Saba ch dies sah, kam auch er wieder freudig zu Kana herbei. Aber plötzlich erhob sich ein Staub und fünfzig Ritter sprengten heran, wie zürnende Löwen; Saba ch entfloß wieder auf den höchsten Hügel, um dem Kampfe zuzusehen, und sagte: „Ich bin kein Ritter, ich bin nur ein Spahvogel.“ Die fünfzig Ritter umgaben Kana von allen Seiten, dann trat Einer von ihnen zu ihm heran und fragte, wo er mit dieser Heerde hin wolle? Kana antwortete: „Laß mich, oder kämpfe mit mir! Diese Heerde beschützt ein Löwe, ein Held, dessen Schwert Alles niederhaut.“ Der Ritter, welcher der Hauptmann der Fünfzig war und Karda sch hieß, betrachtete Kana, aus dessen Augen Heldenmuth strahlte und der lieblich wie eine dürstende Gazelle aus sah, und hielt ihn für seine Geliebte Faten, mit welcher er die größte Nehnlichkeit hatte. Faten war die Anführerin



ihres Stammes, durch Tapferkeit und Gewandtheit in der Kriegskunst eben so ausgezeichnet, wie durch Anmuth und Schönheit; sie hatte geschworen, nur den Mann zu lieben, der sie auf dem Kampfsplazze bestiegen würde. Kardasch war unter ihren Werbem, aber er fürchtete sich, mit einem Frauenzimmer zu kämpfen; zwar hatten ihm seine Freunde gesagt: du bist so schön und so reizend, daß, sobald Faten dich sieht, sie so sehr für dich eingenommen seyn wird, daß sie sich freiwillig dir ergibt. Aber er konnte sich doch nicht dazu entschließen, und hatte sich daher mit seinen Freunden auf den Weg gemacht. Als er aber jetzt Kana erblickte und ihn für Faten hielt, glaubte er, sie folge ihm aus Liebe, weil sie so viel von seiner Schönheit und Tapferkeit gehört; er ging daher auf Kana zu und sagte: „Wehe dir, Faten! du kommst, um mir Beweise von deiner Tapferkeit zu geben; sey mir willkommen! steige nur ab, ich habe mir nur deinetwillen alle diese Schätze erworben; heirathe mich, ich lasse dich von Prinzessinnen bedienen und die ganze Welt soll deiner Schönheit huldigen, denn ich erhebe dich zur Königin dieser Länder.“ Bei diesen Worten entbrannte Kana's Zorn immer mehr und er rief: „Du Hund! laß jetzt Faten und trete hervor zum Kampfe, du wirst bald auf der Erde hingestreckt liegen.“

Als Kardasch merkte, daß er es mit einem wackern Ritter und tüchtigen Krieger zu thun hatte und seinen Irrthum einsah, sagte er zu den ihn begleitenden Rittern:

„Hütet euch, Alle auf einmal über unsern Gegner herzufallen, das wäre eine Schmach für uns; es soll nur Einer nach dem Andern mit ihm kämpfen, er mag auch noch so wacker seyn.“ Auf diese Worte trat ein Ritter hervor auf einem braunen Pferde mit einem Silberflecken auf der Stirne; es war groß, aber dünnleibig wie Antars Kenner. Kana drang auf ihn ein und nach einem erstaunlich harten Kampfe spaltete er ihm mit einem geschickten Heldenhiebe das Hirn, so daß er wie ein Kameel zu Boden stürzte. Nun trat ein Zweiter und ein Dritter hervor, aber Kana durchbohrte sie, den Einen nach dem Andern.

Hier unterbrach Scheherzad ihre Erzählung. In der nächsten Nacht begann sie, wie folgt:





Siebenhundert

und

e l f t e W a c h t.

Als Kardasch seinen Gegner als den besten Krieger seiner Zeit erkannte, rief er ihm zu: „O Held deines Jahrhunderts! ich will dir dein Leben schenken und das Blut meiner Gefährten nicht rächen, denn ich habe Mitleid mit deiner Jugend; geh und nimm von dieser Herde, was du willst.“ Kana erwiderte: „Laß diese Reden, ich brauche dein Mitleid nicht, suche nur dich selbst zu retten.“ Kardasch entbrannte vor Zorn und schrie: „Wehe dir! wüßtest du, wer ich bin, so sprächest du anders auf diesem Kampfplatze; erkundige dich nur nach mir, ich bin ein reisender Löwe, der tapferste aller Ritter, mein Name ist Kardasch, ich bin's, der die mächtigsten Könige beraubt und die bestbedeckten Karavananen ausplündert, das Pferd, auf dem du sitzt, ist das Einzige, was ich wünsche, auch möchte ich wissen, wie es in deine Hand gefallen.“ — „Auf diesem Pferde,“ versetzte Kana, „ritt zum König Sasan eine alte Frau, gegen die wir noch wegen meines Großvaters Dmar und meines Oheims Scharkan Rache zu nehmen haben; denn wisse, ich bin Kana, der Sohn des Königs Dhul Makan.“ Als Kardasch dies hörte, sagte er: „Nun so fliehe, denn dein Vater war ein tugendhafter, wohlthätiger Mann.“ Kana erwiderte aber: „Ich fürchte dich nicht, du Schurke.“ Jetzt fielen sie über einander her mit lautem Kriegsgeschrei, so daß man glaubte, der

Himmel stürze über sie zusammen, und rannten gegen einander an wie zwei Bälle. Kana ward beim ersten Angriffe zum Weichen genöthigt, aber bald kehrte er um und durchstach Kardasch mit seiner Lanze. Er trieb dann die ganze Heerde und alle Güter zusammen und befahl den Sklaven, Alles schnell wegzuführen. Sabasch kam auch wieder vom Berge herunter und sagte zu Kana: „Du hast brav gekämpft, du bester Ritter deiner Zeit, ich habe indessen für dich gebetet und Gott hat mein Gebet erhört;“ er fiel dann über Kardasch her, schnitt ihm den Kopf ab und steckte ihn auf seine Lanze. Kana befahl ihm, die Heerde zu treiben, und so zogen sie mit einander fort Tag und Nacht, bis sie nach Bagdad kamen. Alle Bewohner Bagdads freuten sich, als sie Kana mit einer so großen Heerde sahen, und als sie Kardaschs Kopf erblickten, waren sie froh, einen so fürchterlichen Straßenräuber aus dem Wege geschafft zu wissen. Als Kana dann alle seine Abenteuer erzählte, wurde er mit großer Ehrfurcht aufgenommen, und ein zahlreiches Gefolge begleitete ihn nach dem Schlosse, wo er sehr viele Geschenke austheilte. Sobald aber der König seine Ankunft vernahm, versammelte er die Vertrauesten seiner Nähe und sagte zu ihnen: „Ich muß euch jetzt meine geheimsten



Gedanken mittheilen. Wisset, daß der Tod Kardaschs durch Kana unserm Lande Verderben bringt, denn er stand mit gar vielen Türken und Stämmen der Wüste in Verbindung, die ihn rächen werden, auch sind unsere meisten Offiziere mit ihm verwandt.

Auch wisset ihr wohl, daß der Bizier Dendan sich gegen mich verschworen hat und mit einem Theile des Heeres Kana durch Gewalt auf den Thron setzen will; mein Untergang ist dann um so sicherer, da alle Bewohner Bagdads Kana gewogen sind, weil er der rechtmäßige Erbe seines Vaters und Großvaters ist. Ihr sehet wohl die Gefahr, die mir droht, und es gibt nur ein Mittel, sie abzuwenden."

Als die Rätthe des Königs diese Worte vernahmen, sagten sie: „O König! hier ist leicht zu helfen; wir glauben, daß die Leute nur darum Kana gern haben, weil sie wissen, daß du ihn erzogen, und glauben, daß du ihn wie einen Sohn liebst; übrigens sind wir zu Allem bereit: willst du, daß wir ihn tödten, so tödten wir ihn, oder wenn du willst, so schaffen wir ihn auf sonst eine Weise aus dem Wege.“ Der König sagte: „Das wäre das Beste, doch schwört mir es.“ Da schwuren sie beim erhabenen Koran, daß sie Kana tödten wollten; dann sagten sie: „Wenn der Bizier Dendan seinen Tod vernimmt, wird all sein Bemühen vergebens seyn.“ Der König dankte ihnen hierauf und begab sich nach Hause; auch die Rätthe trennten sich mit dem festen Entschlusse, Kana zu tödten. Dies erfuhr aber Kadha und ward höchst bestürzt darüber; sie ließ die Alte rufen, die schon früher ihr behülflich war, und schickte sie zu Kana, um ihn von der Absicht des Königs in Kenntniß zu setzen. Kana ließ ihr antworten: „Die Erde ist Gottes, er läßt darüber schalten, wen er will.“ Kana verließ die Stadt nicht, und der König hoffte lange vergebens, daß er einmal ausgehen würde, um ihn heimlich umbringen zu lassen. Eines Tages ging er mit Sabach, der ihn überall hin begleitete, auf die Jagd und fing zehn Gazellen, da war eine hübsche schwarzäugige dabei, die immer rechts und links sich drehte. Kana bemitleidete sie und ließ sie wieder laufen. Sabach fragte: „Warum hast du dies gethan?“ Kana lachte und ließ auch die übrigen laufen, und sagte: „Es geziemt einem Manne nicht, eine schwache Gazelle gefangen zu nehmen, die sich so nach ihren Zungen umsieht.“ Da sagte Sabach lachend: „Laß mich auch frei, daß ich zu den Meinigen zurückkehre.“ Kana lachte und stieß ihn mit dem Schafte seiner Lanze zu Boden, so daß er wie eine Schlange sich herumwand. Auf einmal erhob sich ein Staub, und zwanzig Perser kamen geritten, die der König abgeschickt hatte, sobald er hörte, daß Kana sich aus der Stadt entfernt. Sie fielen über Kana her, aber er kämpfte wie ein Löwe, bis er Einen nach dem Andern getödtet. Der König war sehr bestürzt, als er erfuhr, daß statt Kana seine besten zwanzig Ritter um's Leben gekommen. Kana kehrte nach diesem Kampfe wieder nach Bagdad zurück, wo alle Leute ihm zur Rettung aus der Gewalt der Reiter Glück wünschten. Der König Sasan aber ging zu seiner Gattin und erzählte ihr, wie alle Bewohner

Bagdads für Kana eingenommen wären, und wie nun der Verräther Dendan bald mit der Armee ankommen würde, um Kana auf den Thron zu setzen, so daß ihm nur Schmach und Tod übrig bleibe, wenn er nicht ein Mittel finde, Kana zu tödten. Nus hat Assaman sagte: „Verrath ist abscheulich, sogar gegen Feinde, um wie viel mehr gegen so nahe Verwandte; das Beste ist, du gibst ihm deine Tochter zur Frau.“ Aber der König stand zornig auf und sagte: „Bei Gott! glaubte ich nicht, du scherzest nur, ich würde dir das Leben nehmen.“ Durch diese Worte eingeschüchtert, sagte Nus hat Assaman: „Nun, du hast Recht, ich scherze nur; wir müssen durch irgend eine List Kana in's Grab schicken, und zwar am besten durch unsere schlaue, ränkeschmiedende Sklavin Bakun.“ Diese hatte Kana und Kadha erzogen, und Kana war ihr sehr zugethan und schlief oft auf ihrem Schoße.

Bei diesen Worten bemerkte Schehersab den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht fuhr sie also fort:





und

z w ö l f t e W a c h t .

Sasan ließ die Sklavin Bakun sogleich rufen und machte ihr die schönsten Versprechungen, wenn sie Kana umbringen wollte. Sie antwortete: „Dazu geschieht mir zwar sehr wehe, doch befolge ich deinen Befehl; verschaffe mir nur einen giftigen Dolch, es soll bald um ihn geschehen seyn.“ Sasan rief freudig aus: „Gott segne dich!“ und brachte ihr einen Dolch. Bakun begab sich nun zu Kana, der auf feurigen Kohlen stand, weil er gerade Kadha erwartete, und sagte ihm: „Die Zeit der Vereinigung ist nahe; die Tage der Trennung sind vorüber, das habe ich dir von Kadha zu verkündigen.“

Kana freute sich sehr und versprach ihr den schönsten Lohn. Sie erbot sich dann, ihm allerlei schöne Märchen zu erzählen, bis Kadha ihn besuchen könnte. Kana nahm ihr Anerbieten mit Dank an, legte den Kopf auf ihren Schoß und schlief ein. Als Bakun sah, daß er fest schlief, dachte sie: nun ist es Zeit an's Werk zu gehen; sie zog den Dolch aus ihrem Busen und wollte eben Kana damit durchbohren, als seine Mutter in's Zimmer trat. Bakun verbarg schnell ihren Dolch und ging Kana's Mutter entgegen, die sogleich ihren Sohn weckte. Sie hatte nämlich von Kadha gehört, daß ihr Vater seinen Tod beschloffen, und war daher zu ihm geeilt, um ihn zur Flucht zu bewegen. Kana verließ am folgenden Morgen mit seinen Freunden Bagdad und begab



sich zu Dendan, bei dem er auch Nushat Affaman traf, welche von ihrem Gatten entflohen war; sie machten mit ihren Truppen einen Streifzug in's Gebiet des griechischen Fürsten Numfan, wurden aber nach mehreren glücklichen Gefechten gefangen und erhielten Befehl, sich zum Könige zu begeben. Kana sowohl als der Vizier glaubten dem Tode sehr nahe zu seyn; aber der König ließ sie sitzen und Tische vor ihnen decken, und nachdem sie gegessen und getrunken hatten, sagte er ihnen: „Ich will euch einen Traum erzählen, den ich diese Nacht gehabt, vielleicht könnt ihr mir ihn deuten.“ Der Vizier sagte: „Gut, mein König, erzähle, was du gesehen.“ Der König sprach: „Ich befand mich im Traum in einer sehr finstern Grube, wo ich gar zu sehr gepeinigt wurde, ich wollte aufstehen und die Grube verlassen, da sah ich einen goldenen Gürtel liegen; ich streckte die Hand darnach aus, um ihn zu nehmen, und es wurden auf einmal zwei Gürtel daraus, ich umgürtete mich damit, und sieh, da war es wieder nur ein Gürtel; das ist's, o Vizier! was ich im Traume gesehen.“ Der Vizier sagte: „D unser Sultan! bei dem höchsten König und Richter, dein Traum bedeutet (doch nur Gott ist allwissend): es wird ein Bruder, ein Neffe, ein Bettler oder sonst Einer von deinen Verwandten gegen dich auftreten und dir dein Königreich streitig machen.“ Als der König dies hörte, dachte er, ich muß mich meiner Gefangenen schnell entledigen, um bald wieder in

meiner Residenz zu seyn; er ließ daher alle gefangenen Fürsten der Sassaniden köpfen; dann fiel ihm ein, daß ihm Rana am gefährlichsten werden könnte, und er ertheilte dem Scharfrichter den Befehl, auch ihm den Kopf abzuschlagen. Aber in diesem Augenblicke trat die Amme des Königs hervor und sagte in fränkischer Sprache: „O König! wie kannst du das Herz haben, deinen Neffen zu erschlagen, den Sohn deines Bruders und deiner Schwester?“ Als der König dies hörte, ward ihm ganz trübe vor den Augen und er schrie ganz zornig: „Du hast oft von einer Perle gesprochen und von meinem Vater, der durch Gift gestorben, und von meiner Mutter, die von einem Sklaven umgebracht worden war, warum hast du mir nicht die ganze Geschichte erzählt?“ Da sagte die Amme: „Ich will dir nun Alles mittheilen, was ich weiß. Mein Name ist Murdjana und deine Mutter hieß Zbris; sie war sowohl wegen ihrer Schönheit, wie auch wegen ihrer Tapferkeit sehr berühmte, auch ihre Beredsamkeit verschaffte ihr großes Ansehen. Der große König Dmar, der ohne Zweifel dein Vater war, schickte einst seinen ältesten Sohn Scharkan mit dem Vizier Dendan in den Krieg. Scharkan verließ seine Armee und begegnete deiner Mutter Zbris, die ich damals begleitete, auf ihrem Gute am Ufer eines Flusses. Zbris bewirthete Scharkan fünf Tage lang in ihrem Schlosse. Da hörte es ihr Vater, der König Hardub, durch die alte Schawahi, und Zbris, welche Muselmännin geworden, mußte mit Scharkan zu seinem Vater Dmar nach Bagdad fliehen. Ich zog mit ihr, auch Richana und zwanzig andere Sklavinnen, unter dem Schutze Scharkans.“

Schehersad bemerkte den Tag und unterbrach deshalb hier ihre Erzählung; in der nächsten Nacht aber begann sie wieder mit folgenden Worten:





und

Dreizehnte Nacht.

Die Amme erzählte weiter: „Als der König Dmar Ibris sah, liebte er sie so sehr, daß er seiner Leidenschaft nicht mehr Herr war und vermöge eines Schlaftrunks sie überlistete. Deine Mutter hatte Dmar drei Perlen geschenkt, wovon er eine seiner Tochter Nushat Affaman gab, eine Scharkan und die dritte Dhul Makan. Deine Mutter nahm dann die Scharkans wieder und verließ Bagdad heimlich mit mir und einem Sklaven, Namens Ghadhban. Dieser führte uns über Berge und Wüsten, bis er eines Nachts deine Mutter Ibris so verbrecherisch anfaß, daß sie vor Schrecken und Angst niederkam. In diesem Augenblicke sahen wir von der Seite unserer Heimath her einen mächtigen Staub, der die ganze Atmosphäre verdunkelte. Der Sklave fürchtete den Tod und brachte in der Wuth deine Mutter um (Gott verdamme ihn!) und ergriff die Flucht. Als er weg war, kam dein Großvater, der König Hardub, mit Soldaten und fand seine Tochter erschlagen auf den Boden hingestreckt. Wir beerdigten dann deine Mutter in ihrem Schlosse und ich nahm ihr die Perle ab, die an ihr hing, und hing sie dir um; ich verbarg dir aber Alles dies, weil es der große König Hardub mir so befohlen; aber nun darf ich dir nimmer länger ein Geheimniß aus deiner Geburt und Abstammung machen.“ Nushat Affaman schrie laut auf, als

sie dies hörte, und sagte: „Also ist der König Kumsan mein Bruder von Seiten meines Vaters, des großen Königs Omar, und Ibris, die Tochter des Königs Hardub, war deine Mutter, denn in der That erkenne ich die Skavin Murdjana wieder.“ Der König weinte, als er dies hörte, nahm dem Scharfrichter das Schwert weg, ließ Kana und den Bizier, welche schon vom Leben Abschied genommen hatten, entfesseln und bat Murdjana, Alles zu wiederholen, was sie so eben erzählt hatte. Diese that, wie ihr befohlen worden, und als sie ihre Erzählung vollendet hatte, bemerkte sie die dritte Perle an Kana's Hals und schrie: „Hier ist der sicherste Beweis, daß ich die Wahrheit berichtet; hier ist die zweite Perle, ähnlich derjenigen, welche ich von deiner Mutter genommen und dir umhing.“ Als dem König kein Zweifel mehr blieb, daß er Kana's Oheim sey, umarmte er den Bizier und Kana, und ließ sogleich durch Freudenboten mit Trompeten und Psaltern seinen Truppen die Ankunft seiner Verwandten verkündigen.

Der Bizier Dendan schickte auch Boten an die Anführer seiner Truppen und befahl ihnen, alle Feindseligkeiten einzustellen. Als er dann dem König Kumsan das treulose Benehmen des Königs Sasan gegen Kana schilderte, beschloß Jener, mit ihm nach Irak zu ziehen, um Kana auf den ihm gebührenden Thron zu setzen. Beide Armeen vereinigten sich unter den Befehlen Kumsans und Dendans; Sasan ergriff die Flucht, sobald er von ihrem Anzuge hörte, und überließ die Regierung Kana und Kumsan, welche übereinkamen, daß jeden Tag ein Anderer herrschen sollte. Eines Tages, als Kumsan auf dem Throne saß, trat ein Kaufmann weinend vor ihn und erzählte ihm, er sey vor den Thoren Bagdads mit seiner ganzen Karavane ausgeplündert worden, und bat ihn, eine Abtheilung Truppen den Räubern nachzusenden. Kumsan sowohl als Kana, der die Klage des Kaufmanns mit anhörte, bemitleideten ihn; Jeder von ihnen stellte sich an die Spitze von hundert tapfern Rittern und schwuren, nicht eher heimzukehren, bis sie die Räuber gezüchtigt und der Karavane ihr Gut wieder verschafft. Nach einem vierundzwanzigstündigen Marsche holten sie die Räuber in einem fruchtbaren Thale ein, als sie gerade beschäftigt waren, die erbeuteten Waaren unter sich zu vertheilen; sie umzingelten sie von allen Seiten, und nach einer kurzen Gegenwehr führten sie sie mit allen ihren Gütern gefangen nach Bagdad. Hier wurden dem Kaufmann seine Waaren zurückgegeben, und siehe da, es fielen zwei Briefe heraus: der eine war von Scharlans und der andere von Ruschat Assamans Hand. Kana erkannte die Schrift sogleich und fragte den Kaufmann, wie er zu diesen Briefen gekommen und was sie enthalten? Der Kaufmann erzählte ihm, daß er vor vielen

Jahren eine Sklavin mit Namen Ruchat Affaman gekauft, die er dem König Scharkan in Damaskus geschenkt, und Beide haben ihm Empfehlungsbriefe an den damaligen König Dmar gegeben. Als Kana dies hörte, ließ er Ruchat Affaman rufen und stellte ihr den Kaufmann vor. Sie erkannte ihn sogleich als den Mann, der sie vom Beduinen gekauft, bewillkommte ihn freundlich und ließ ihn in ihrem Schlosse mit der größten Ehrebeziehung bewirthen. Kana ließ dann die Räuber vor sich kommen und es stellte sich in der Untersuchung heraus, daß Drei von ihnen als eigentliche Anführer am schuldigsten waren. Der König forderte sie auf, ihm einige ihrer Abenteuer zu erzählen. Da trat Einer von ihnen hervor und sagte: „Der schönste Raub, den ich in meinem Leben begangen, war der eines jungen Mädchens aus Jerusalem. Sie sah sehr arm aus, war aber ausgezeichnet schön; ich bot ihr eine Stelle als Gesellschafterin meiner Tochter an, als ich sie aber auf meinem Kameele hatte, führte ich sie nach Damaskus und verkaufte sie als Sklavin für hunderttausend Dinare.“ Als Ruchat Affaman diese Erzählung hörte, stieß sie einen lauten Schrei aus und sagte dem König: „Das ist der Beduine, der mich von Jerusalem entführt und mich auf dem Wege so grausam behandelt hat; der verdient den Tod.“ Sie zog bei diesen Worten Kana's



Schwert aus der Scheide und erschlug den Beduinen. Sie ließ ihn dann an den Füßen wegschleppen und vor das Thor den Hunden zur Nahrung hinwerfen. Die beiden Andern

hatten kein besseres Loos, denn es zeigte sich bald, daß der Eine der Sklave Ghadhban war, welcher Ibris getödtet, und der Andere der Kameeltreiber, welcher Dhul Makans Geld behalten und ihn vor die Thüre des Badheizers geworfen hatte. „Nun,“ sagte Kana, nachdem alle Drei hingerichtet waren, „bleibt uns nur noch an der verruchten Dsat Dawahi Rache zu nehmen, die meinen Oheim und Großvater meuchelmörderisch umgebracht.“ — „Auch diese will ich in deine Hände liefern,“ versetzte Kumsan. Er ließ sich sogleich Dinte und Kalam reichen und schrieb der Alten, er habe ganz Irak erobert und alle Muselmänner unterworfen, und lud sie ein, zu ihm nach Bagdad zu kommen. Kumsan, der längst Muselmänn geworden, kleidete sich wieder als Franke und ging ihr entgegen. Sobald sie aber in Bagdad anlangte, ward sie von Kana's Leibwache ergriffen und vor ein Thor der Stadt gehängt. Bagdad ward hierauf drei Nächte nach einander beleuchtet, und Kana feierte seine Vermählung mit Kadha.

Der Tag dämmerte bereits, als Schehersad diese Erzählung beendigte; sie begann deshalb erst in der nächsten Nacht mit folgender Geschichte:





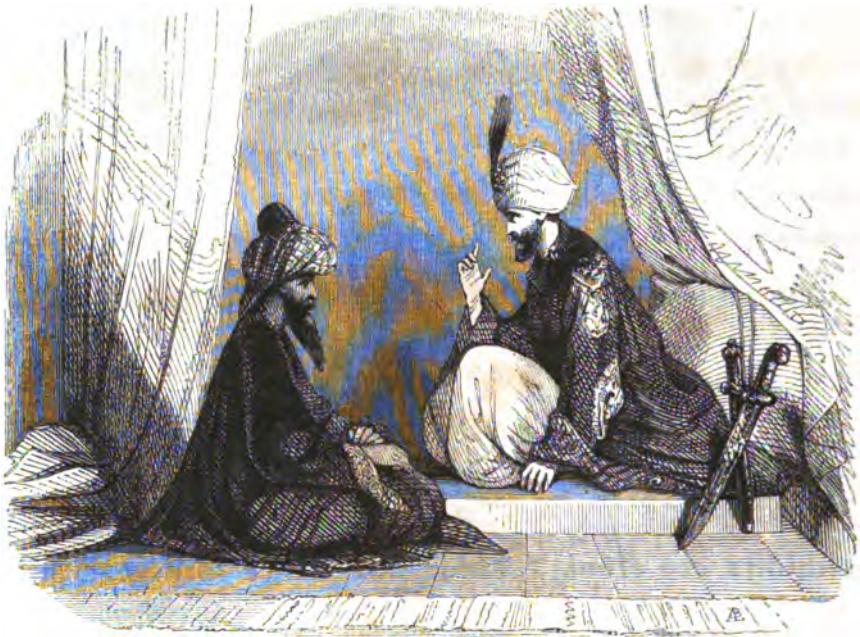
und

v i e r z e h n t e N a c h t .

Geschichte des Königs Kalad und seines Viziers Schimas.

Man behauptet, einst lebte in Indien ein mächtiger König von hoher Statur und starkem Körperbau, sein Name war Kalad. Er gebot über zweiundsiebzig Vizekönige; dreihundert und fünfzig Rhadi's war die Justizpflege anvertraut, und in seinem Divan saßen siebenzig Viziere, von denen je Zehn einem Oberrn gehorchten. Ueber alle Siebenzig stand aber der Großvizier Schimas, der sowohl bei dem König als bei den übrigen Vizieren sehr beliebt war. Die Regierung dieses Königs war sehr mild, denn er liebte seine Unterthanen, war sehr wohlthätig und erleichterte ihre Abgaben mehr als alle seine Vorgänger. Er war aber doch sehr mißvergnügt, weil er keinen Sohn hatte, der ihm hätte auf dem Throne folgen können. Eines Nachts, als ihn der Schlaf in diesen Gedanken überwältigte, sah er im Traume die Wurzel eines Baumes, aus dem viele Zweige hervorsprossen; dann entstieg dieser Wurzel eine Flamme, welche alle Zweige rund umher verzehrte. Der König erwachte hierauf sehr erschrocken und befahl einem

seiner Diener, sogleich den Vizier Schimas zu rufen. Dieser kam schnell herbei und verbeugte sich vor dem König, der auf seinem Bette saß, wünschte ihm dauerndes Glück und sagte: „O König, Gott erhalte dich! was ist dir Unangenehmes widerfahren, daß du mich plötzlich in der Nacht rufen läßt?“ Der König hieß ihn sitzen, erzählte ihm seinen Traum und sagte: „Ich habe dich rufen lassen, weil ich dich als einen großen



Gelehrten kenne, der Träume auszulegen versteht.“ Schimas beugte den Kopf eine Weile und erhob ihn dann wieder lächelnd. Der König bat ihn, ihm zu sagen, was er von diesem Traume halte, ihm aber ja nichts zu verbergen. Schimas antwortete: „Beruhige dich in Gottes Namen und sey froh, denn ich sehe viel Glück für dich. Gott wird dir einen Sohn bescheren, der nach langem Leben dein Reich erben wird, doch Etwas wird vorkommen, das ich dir jetzt noch nicht mittheilen kann.“ Der König freute sich sehr und sagte: „Wenn deine Deutung wahr ist, so erkläre mir Alles, damit meine Freude vollkommen sey; gibt es doch nichts Unangenehmes gegen Gottes Willen.“ Schimas aber suchte allerlei Vorwand, um sich von der gänzlichen Auslegung des Traumes loszusagen. Da ließ der König Astrologen und andere Traumdeuter rufen und bat sie, ihm seinen ganzen Traum auszulegen. Einer von ihnen bat um das Wort und sagte: „O König! dein Vizier Schimas kann den Traum eben so gut deuten,

als Einer von uns, aber er scheut sich vor dir; wenn du mir deine Gnade verbürgst, will ich dir enthüllen, was er dir verborgen." Als der König ihm Gnade versprach, sagte er: „Wisse, o König, du wirst einen Sohn zeugen, der dein Reich erben und einige Zeit in deinem Pfade wandeln wird, bald aber wird er treulos gegen seine Untertanen handeln, sein Volk wird mißvergütet werden, und es wird ihm gehen, wie der Maus mit der Kage.“ Der König rief Gottes Hilfe an und fragte: „Was ist das für eine Geschichte?“ Da begann der Traumdeuter:

In der nächsten Nacht erzählte Scheherasad mit den Worten des Traumdeuters:





und

Siebenhundert

und

fünfzehnte Nacht.

Geschichte der Katze und der Maus.

Man erzählt, o König, eine Katze ging einst in der Nacht auf Raub aus, lief aber die ganze Nacht in den Wiesen umher, ohne etwas zu finden. Da es heftig regnete und es sie sehr frierte, suchte sie einen trockenen Zufluchtsort und ging auf ein Loch zu, welches sie in der Wurzel eines Baumes bemerkte. Als sie nahe daran war, roch sie eine Maus darin und kroch langsam an den Baum hin, um sie zu fangen. Da aber die Maus die Nähe der Katze merkte, schleppte sie schnell Erde herbei und verstopfte die Oeffnung des Lochs. Die Katze miaute gar jämmerlich und schrie: „Warum thust du dies, mein Freund? Ich suche Zuflucht bei dir, erbarme dich meiner und laß mich diese Nacht im Eingange deiner Höhle zubringen; ich bin alt, schwach und matt, kann mich nicht mehr bewegen; ich laufe schon die ganze Nacht auf dem Felde umher, habe mir oft den Tod gewünscht, um einmal meiner Qualen los zu werden, und nun liege ich hier vor deiner Thüre, krank vor Nässe und Kälte; ich bitte dich um Gottes willen, beherberge mich im Gange deiner Höhle, ich bin arm und fremd; es heißt ja: Wer einen Fremden bei sich beherbergt, dem wird am Gerichtstage das Paradies als Wohnung angewiesen.“ Als die Maus das Flehen der Katze vernahm, sagte sie erschrocken: „Wie kann ich dir öffnen? du bist doch mein natürlicher Feind und lebst nur von meinem

Fleische, ich fürchte deinen Verrath, du bist treulos von Natur, ich kann dir nicht glauben, ich kann dir eben so wenig mein Leben anvertrauen, als man eine schöne Frau einem Wollüstling, einen Schatz einem Diebe, oder Holz dem brennenden Feuer anvertraut; auch sagt man: Von einer natürlichen Feindschaft, so schwach sie auch seyn mag, ist doch starkes Uebel zu erwarten.“

Die Raze antwortete hierauf mit demüthiger, rührender Stimme: „Was du sagst, mein Freund, ist wahr; ich leugne meine Sünden gar nicht, doch Gott verzeihe mir und verzeihe auch du mir vergangene Schuld, heißt es doch: Wer einem Geschöpfe Seinesgleichen verzeiht, dem verzeiht auch Gott; ich war allerdings bisher dein Feind, doch nun suche ich deine Freundschaft; sagt man nicht: Willst du deinen Feind in einen Freund verwandeln, so erweise ihm Gutes; ich will nun einen festen Bund mit dir schließen und dir versprechen, daß ich dir nie etwas zu Leid thun werde; ohnedies habe ich gar keine Kraft mehr dazu. Nimm nur meine Freundschaft an, vertraue auf Gott und versage mir deine Hülfe nicht!“ Da sagte die Maus: „Wie soll ich mit einem Treulosen einen Bund schließen? wie darf ich das thun, da doch unsere Feindschaft uns von Natur angeboren ist? Legte ich mich in deine Gewalt, so wäre es gerade, als wenn Jemand seine Hand in den Mund einer Otter stecken wollte.“ Da sagte die listige Raze: „Mein Leben erlischt in mir, bald werde ich vor deiner Thüre sterben, und du wirst die Schuld tragen, denn du hättest mich retten können; ich sage dir zum letzten Male, wenn du mich einlässest, so werde ich dein wahrer Freund seyn, stets für dich beten, und der Himmel wird dich dafür belohnen.“ Bei diesen Worten wurde die Maus von Gottesfurcht ergriffen und dachte bei sich: Wer seinem Feinde Gutes erweist, dem steht Gott gegen ihn bei; ich will nun im Vertrauen auf Gott diese Raze vom Untergange retten und mir dadurch himmlischen Lohn erwerben. Sie trat dann zur Raze heraus und schleppte sie in die Höhle; die Raze machte sich schwer und stellte sich todt, so daß es der Maus sehr mühsam ward, sie auf ihr Lager zu bringen. Nachdem die Raze ein wenig ausgeruht hatte, öffnete sie den Mund und klagte über Schwäche und Mattigkeit. Die Maus bemitleidete sie und rebete ihr Muth ein. Die Raze aber froch allmählig bis zur Deffnung der Höhle, um der Maus den Ausgang zu versperren, dann sprang sie auf sie los und faste sie mit allen Bieren und biß sie; hierauf schleuderte sie sie in die Höhe und lief ihr wieder nach. Die Maus rief Gottes Hülfe an und sagte zur Raze: „Treuloser Freund, hältst du so den Bund, den wir geschlossen, und den Eid, den du geschworen? Ist das mein Lohn dafür, daß ich dich in meine Höhle hereingelassen und dir mein Leben anvertraut? Mit Recht sagt man: Wer dem Versprechen seines Feindes

traut, der ist seines Lebens nicht mehr sicher und verdient den Tod; doch ich vertraute auf Gott, der wird mich retten.“ Während die Maus so zur Raze sprach, welche damit umging, sie zu zerreißen, kam ein Jäger mit jungen Hunden herbei; einer derselben hörte das Geräusch in der Höhle, sprang munter heran in der Meinung, es sey ein



Hase, der etwas zerreißen wollte, packte die Raze von hinten, und zog sie heraus und zerriß sie in Stücken. Die Maus aber kam ohne schwere Wunde davon, denn die Raze hatte sie in ihrem Schrecken losgelassen, und so bestätigte sich hier: Wer Mitleid hat, der wird auch (von Gott) bemitleidet; wer unrecht handelt, dem geschieht auch Unrecht.

„Das ist's, o König, was dieser Raze geschehen, darum soll Niemand sein Wort brechen und das ihm geschenkte Vertrauen mißbrauchen; sonst geht es ihm auch so; wer aber Gutes übt, dem wird reicher Lohn. Doch betrübe dich nicht, o König, dein Sohn wird später wieder deinen Pfad wandeln und Buße thun. Dein gelehrter Vizier fürchtete sich aber, dir dies zu offenbaren, weil schon Mancher durch seine Gelehrsamkeit sich große Gefahr zugezogen.“ Der König entließ die Traumdeuter hierauf gnädigst, ging nachdenkend in seine Wohnung und brachte die Nacht bei der geliebtesten und geachtetsten seiner Frauen zu. Nach einigen Monaten, als sie die Merkmale der Schwangerschaft an sich wahrnahm, lief sie freudig zum König, um es ihm zu melden.

Dieser rief höchst entzückt aus: „So war mein Traum doch wahr! Gott wird mir auch ferner in Allem beistehen.“ Er erwies von nun an seiner Frau viele Ehre und ließ ihr das schönste und beste Zimmer im Schlosse einräumen. Sobald Schimas in's Schloß kam, theilte ihm der König seine Hoffnung, bald Vater zu werden, mit und sagte: „Nun sind meine Wünsche erfüllt; ich hoffe, meine Frau wird einen Sohn gebären, der meinen Thron erben kann. Was sagst du dazu, Schimas?“ Schimas schwieg und antwortete nichts. Da sagte der König: „Warum freust du dich nicht mit mir? Warum schweigst du? Ist dir das nicht angenehm?“ Schimas verbeugte sich und sagte: „Mögest du lange leben, o König; warum sollte der in der Mittagshize unter einem schattigen Baume Ausruhende, oder der Lechzende, welcher an klarem Wein oder frischem Quellwasser sich labt, sich nicht freuen? Noch größer, o König, ist meine Freude mit dem, was dir Gott geschenkt, bin ich doch ein Diener Gottes und dein Diener. Doch sagt man: Von drei Dingen darf ein Verständiger nicht zu früh sprechen: von einem auf die Reise gehenden Kaufmanne, bis er zurückkehrt; von einem in den Krieg Ziehenden, bis er seinen Feind überwunden, und von einer Schwangern, bis sie ihr Kind geboren; denn wisse, o König, wer von etwas spricht, ehe es da ist, dem geht es wie dem Einsiedler mit dem verschütteten Schmalze.“ Der König fragte: „Was ist das für eine Geschichte?“ Da begann Schimas:

Scheherzad unterbrach hier die Erzählung; in der folgenden Nacht aber fuhr sie mit Schimas' Worten also fort:





Siebenhundert und sechzehnte Nacht.

Geschichte des Einsiedlers mit dem Schmalze.

Wisse, o König, einst lebte ein Einsiedler in einer Stadt bei einem der vornehmsten Bürger, der ihn sehr liebte und ihm jeden Tag drei Bröddchen und etwas Honig und Schmalz reichen ließ. Da das Schmalz damals sehr selten und theuer war, sammelte der Einsiedler alles, was er von seinem Gönner erhielt, in einem großen Kruge, den er zu Häupten seines Bettes stellte, um immer ein wachsamcs Auge darauf haben zu können. Eines Tages, als er auf seinem Bette saß, fiel ihm sein Schmalz ein, das jetzt so hoch im Preise stand, und er dachte bei sich: Ich werde es jetzt ganz im Stillen verkaufen und dafür eine Ziege kaufen, ich mache dann Gemeinschaft mit einem Bauer, der einen Bock hat, sie wird im ersten Jahre ein Männchen oder ein Weibchen, und im zweiten ein Weibchen oder ein Männchen gebären, und so wird das fortgehen, bis ich eine Menge Böcke und Ziegen habe; ich verkaufe dann die Böcke und kaufe Kühe und Stiere dafür; wenn auch diese sich vermehrt haben, verkaufe ich einen Theil davon und kaufe ein schönes Gut und bebaue es; dann lasse ich mir ein schönes Schloß darauf bauen, schaffe mir kostbare Kleider an, kaufe Sklaven und Sklavinnen, dann heirathe ich die Tochter eines reichen Kaufmanns oder Fürsten, und feiere eine Hochzeit, wie noch nie eine gefeiert worden; es wird weder an allerlei Fleischgerichten noch an Süßigkeiten fehlen. Auch lasse ich Musiker und Sänger und Märchenerzähler kommen, die uns bei dem Dufte der schönsten Blumen und der feinsten Wohlgerüche belustigen; ich werde Reiche und Arme einladen, Alles, was durch Gelehrsamkeit und Bildung sich hervorthut, sogar den Sultan mit seinen Offizieren; ich lasse in der ganzen Stadt ausrufen: Jeder

soll zu essen und zu trinken bei mir finden! Ist dann die Braut königlich geschmückt, begeben sich zu ihr und ergöze sich an ihren Reizen, esse und trinke und scherze mit ihr und denke bei mir selbst: Nun bin ich am Ziele meiner Wünsche, fern von dem traurigen Einsiedlerleben. Bald freue ich mich dann mit dem Knaben, den mir meine Frau gebären wird, und gebe ein großes Fest bei seiner Geburt; ich lasse ihn in Pracht und Glanz erziehen und in Allem unterrichten, so daß sein Name berühmter werde in allen Gesellschaften. Ich werde ihm dann Dies und Jenes befehlen, gehorcht er mir, so lasse ich ihn immer mehr unterrichten, wird er aber ungehorsam, so komme ich mit dem Stöcke hinter ihn. Bei diesen letzten Worten hob der Einsiedler den Stock, den er in der Hand hatte, mit aller Kraft in die Höhe, begegnete dem Schmalzkrüge, der ihm zu Häupten stand, und zerbrach ihn; das Schmalz stürzte über seinen Kopf herunter,



beschmierte sein Gesicht und seinen Bart, und besleckte seine Kleider und sein Bett, und so wurde er eine Warnung denen, die sich belehren wollen.

„Darum, o König, soll man niemals von etwas sprechen, das noch gar nicht ist.“ Der König sagte: „Du hast Recht, Schimas, du bist ein herrlicher Vizier, deine Worte sind aufrichtig und dein Wandel gerade, darum nehme ich auch Alles von dir gut auf.“ Schimas erwiderte, sich verbeugend: „Gott schenke dir ein langes Leben und eine dauerhafte, glänzende Regierung; du weißt, daß ich dir stets meinen aufrichtigen Rath ertheile, daß nur deine Zufriedenheit mit mir mich glücklich macht, daß ich keine andere Freude, als die deinige habe, daß ich nicht schlafe, wenn du mir zürnst, denn Gott hat mich durch dein Wohlwollen über alle Erwartung bereichert; darum bete ich immer zu ihm, daß seine Engel dich beschützen mögen und er durch seine Gnade dir reichen Lohn zufließen lasse. Amen.“

Mit diesen Worten beendigte Schehrazad ihre Erzählung für diese Nacht; in der folgenden sprach sie weiter:





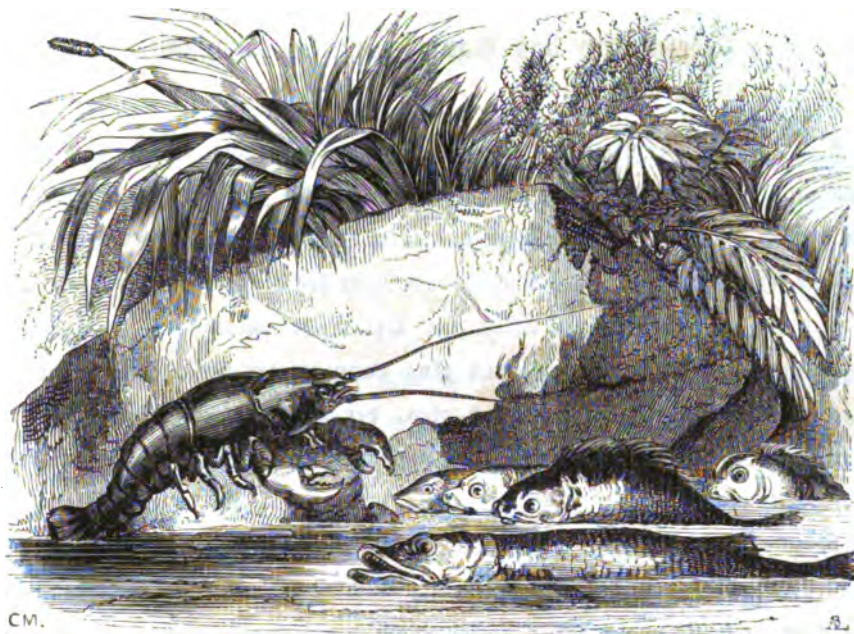
Siebenhundert und siebenzehnte Nacht.

Der König war entzückt über die Worte des Viziers, und erhöhte seinen Rang und seine Stellung noch mehr. Nach einiger Zeit gebar die Königin einen Sohn; der König freute sich sehr, als man es ihm meldete, und dankte Gott, dem barmherzigen Vater, für diese nicht mehr erwartete Gnade. Er ließ dann nach allen Seiten seines Landes schreiben, und alle Viziere, Oberhäupter der Truppen, andere Großen des Reichs und alle Gelehrten zu einem Feste einladen; die Gäste fanden sich zahlreich ein, denn Jeder wollte den geliebten König beglückwünschen. Nach dem Feste entließ sie der König wieder hochgeehrt und reichlich beschenkt. Als er wieder allein mit seinen Vizieren war, fragte er sie: „Was denkt ihr von dem Glück, das mir beschert worden?“ Der Großvizier

Schimas bat um das Wort und sprach: „Gepriesen sey Gott, unser Herr, der uns aus Nichts geschaffen, daß er uns einen König geschenkt, durch dessen Huld uns so viel Glück zuströmt und durch dessen Gerechtigkeitsliebe ein Jeder in unserm Lande sicher und ruhig lebt. Wo regiert wohl noch ein so gerechter, weiser, fürsorgender und beschützender König? Wie wacht er über alle unsere Bedürfnisse; wie horcht er auf alle Klagen seiner Unterthanen, und wie beschützt er sie gegen jeden Feind! Haben doch die Türken ihre Söhne ihren Königen als Sklaven gegeben, damit er sie gegen Feinde beschütze: wie dankbar müssen wir seyn, da unter der Regierung unsers Königs kein Feind unser Land zu betreten wagt; wie sehr verdient er die göttliche Huld, da wir so unbeschreiblich glücklich unter seinen Fittigen leben; Gott' erhalte ihn lange! Nun hatten wir aber bisher immer zu Gott gebeten, daß er ihn mit einem Sohne segne, und jetzt, wo er unser Gebet erhört hat, ist unsre Freude so groß, wie die jenes Fisches im Wasserteiche. Der König fragte: „Was ist das für eine Geschichte?“

Geschichte eines Fisches im Wasserteiche.

Wisse, o König, fuhr Schimas fort: einst hielten sich viele Fische in einem Wasserteiche auf, der nur von Regenwasser gefüllt war. Da kam einmal ein Sommer, in welchem es sehr wenig regnete. Der Teich ward immer kleiner, und die Abnahme des Wassers setzte die Fische in große Besorgniß. Sie sagten Einer zum Andern: „Was wird aus uns werden; was fangen wir an und bei wem holen wir Rath?“ Da sprang der Älteste hervor und sagte: „Es bleibt uns nichts übrig, als zu Gott unsre Zuflucht zu nehmen und zum Krebse, dem Verständigsten unter allen Wasserbewohnern.“ Die übrigen Fische stimmten ihm bei und sie begaben sich sämmtlich zum Krebse, der ruhig an der Thüre seines Nests lag und nichts von der Noth der Fische wußte. Der Älteste trat zu ihm und sagte, nachdem er ihn gegrüßt hatte: „Macht dir unsre traurige Lage keine Sorge, o weiser, gelehrter Krebs?“ Dieser fragte: „In welcher Lage befindet ihr euch denn?“ Da erzählten sie ihm von dem Mangel an Wasser und von ihrem nahen Untergange, und baten ihn um Rath und Beistand. Der Krebs schwieg eine Weile und dachte: Wie wenig Vertrauen haben diese unverständigen Fische zu Gott, doch ich will ihre Furcht verschweigen; Gottes Wille wird dann geschehen. Er sagte ihnen daher: „Wisset, ihr Fische, das Jahr hat ja erst begonnen und noch bleibt uns Wasser genug; es wird gewiß noch regnen, darum vertraut auf Gott, betet viel zu ihm, denn er erhört



das Gebet seiner Geschöpfe; laßt uns nur den Winter abwarten; regnet es dann wie gewöhnlich, so brauchen wir nicht aus dem Teiche zu entfliehen.“ Sämmtliche Fische stimmten der Meinung des Krebses bei, dankten ihm und gingen ihres Weges. Nach wenigen Tagen kam ein Regen vom Himmel und füllte den Teich noch mehr als gewöhnlich.

„So auch wir, o König; schon hatten wir alle Hoffnung auf einen Thronerben aufgegeben — der Mensch soll aber nie an seinem Herrn verzweifeln — und nun ist unser Wunsch erfüllt: Gott hat dich mit einem Sohne gesegnet, dessen Regierung nach Vollendung deines langen Lebens unsern Nachkommen Heil bringen wird.“

Der zweite Vizier sagte dann: „Wie sehr verdient ein König, der gerecht und mild gegen seine Unterthanen ist, der ihre Frauen und Güter beschützt und stets ein wachsamcs Auge auf ihr Wohl richtet, daß er in diesem und in jenem Leben den höchsten Rang einnehme. Da nun du, o König, alle Herrschertugenden im höchsten Maße besizest und dein Land durch dich so gesegnet ist, so mußte es uns wehe thun, dich ohne Nachkommen zu sehen; nun hat aber Gott unser Gebet erhört. Deine Hingebung und volles Vertrauen zu Gott ward belohnt, wie das des Raben mit der Schlange.“ Der König fragte: „Was ist das für eine Geschichte?“

Geschichte des Raben und der Schlange.

Wisse, o König, erzählte der zweite Vizier: einst wohnte ein Rabe mit seinem Weibchen auf einem Baume. Als die Zeit kam, wo sie Jungen ausbrüteten — es war im Sommer — da kroch eine Schlange aus ihrer Höhle hervor, hing sich an die Wurzel des Baumes fest, schlich hinauf, bis sie zu dem Neste des Raben gelangte, legte sich hinein und brächte den ganzen Sommer darin zu. Der Rabe wartete, bis sie nach der heißen Jahreszeit das Nest wieder verließ, und ging dann wieder hinein mit seinem Weibchen und sagte zu diesem: „Laß uns Gott danken, der uns von diesem Uebel befreit, und haben wir auch dieses Jahr keine Jungen ausbrüten können, so hören wir doch nicht auf, auf Gott, unsern Schöpfer zu vertrauen, und danken wir ihm, daß er uns gesund und wohl wieder hierher zurückkehren ließ. Wir müssen uns eben in seinen Willen fügen, vielleicht werden wir das nächste Jahr uns an unsern Jungen freuen.“ Als aber die Zeit kam, wo sie wieder Eier legten, kam die Schlange wieder aus ihrer Höhle, und wollte wieder auf den Baum kriechen und in das Nest des Raben schleichen. Da ließ sich aber ein Raubvogel vom Himmel herunter, biß sie in den Kopf, daß sie ohnmächtig zu Boden fiel, und die Ameisen sich um ihre Wunde sammelten und sie auffraßen. Der Rabe lebte nun in Ruhe mit seinem Weibchen, das ungestört seine Eier ausbrütete und den Schöpfer pries.

„So wollen auch wir Gott danken, daß er dich mit einem Sohne gesegnet, und beten, daß er Alles zu einem glücklichen Ende führe!“

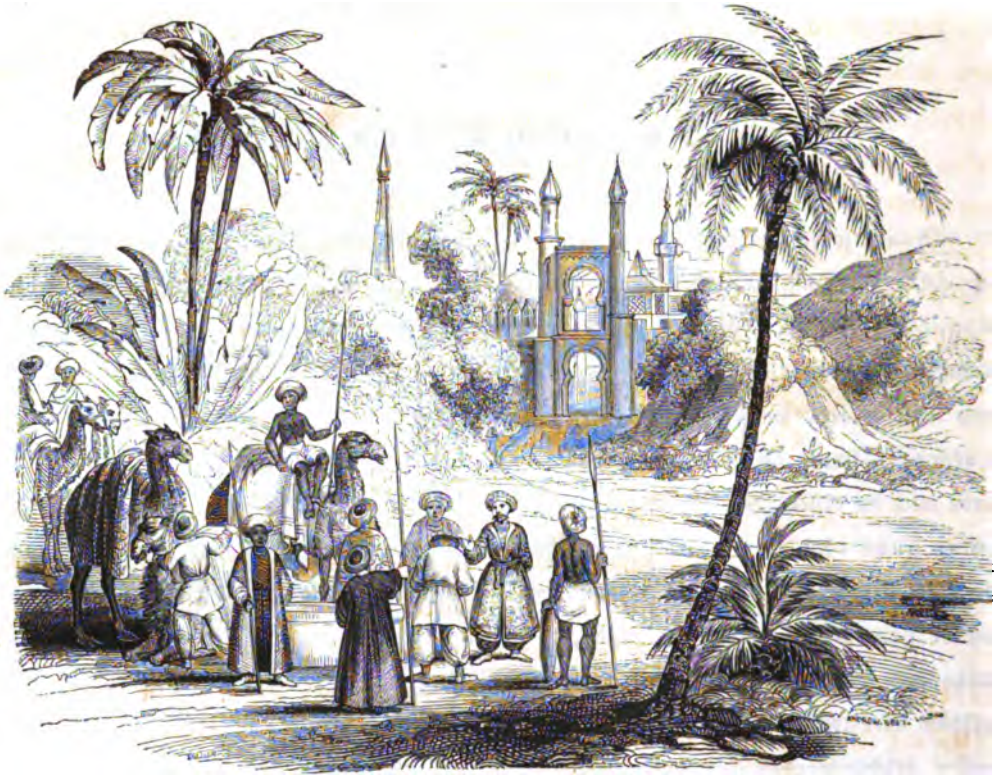
Der dritte Vizier begann hierauf: „Freue dich, o König, mit der Wohlthat des Himmels, der dir eben so hold ist, wie allen Menschen, die in deinem Reiche leben. Alles, was der Mensch hat, kömmt ihm ja von Gott, der Jedem nach Willen beschenkt: den Einen mit Wohlstand und Kindern, den Andern mit Vernunft und Verstand, er erhebt und erniedrigt, macht reich oder arm, und für Alles muß man ihm danken. Aber du, o König, gehörst zu den Glücklichen in diesem Leben, und wirst es auch einst jenseits werden. Doch Jeder muß mit seinem Loose zufrieden seyn und wer sich nicht begnügt mit dem, was er hat, dem geht es wie dem wilden Esel mit dem Fuchse.“ Der König fragte: „Was ist das für eine Geschichte?“ Der Vizier antwortete:

Geschichte des wilden Esels mit dem Fuchse.

Man erzählt, o König, einst lebte ein Fuchs, der jeden Tag seine Höhle verließ, um sich seine Nahrung zu verschaffen. Eines Tages, als er wie gewöhnlich auf's Gebirge ging, traf er einen andern Fuchs, und sie erzählten einander, was sie auf ihrem Raubzuge gefangen. Da sagte der Eine: „Ich traf gestern einen todten wilden Esel, und da ich sehr hungrig war, — denn ich hatte in drei Tagen fast gar nichts gegessen — freute ich mich sehr darüber und dankte Gott, der mir ihn beschert. Ich habe mich an dessen Herz so satt gegessen, daß ich seit drei Tagen nicht hungre.“ Als der andre Fuchs dies hörte, beneidete er ihn und dachte bei sich: Ich muß doch auch einmal ein Eselshertz essen, um so satt zu werden. Er ging so lange mit diesem Gedanken um, bis er ganz mager ward und erschöpft in seiner Höhle lag. An diesem Tage gingen Jäger auf die Jagd und konnten den ganzen Tag nichts schießen, bis sie endlich einen wilden Esel trafen. Einer von ihnen schoss mit einem Pfeile nach ihm, der im Herzen stecken blieb, worauf der wilde Esel leblos vor die Höhle des Fuchses hinfiel. Die Jäger wollten dem Esel den Pfeil aus dem Herzen ziehen, aber nur das Holz ging heraus, die eiserne Spitze blieb darin stecken.

In der nächsten Nacht erzählte Scheherzad weiter:





Siebenhundert und achtzehnte Nacht.

Als der Fuchs das Geräusch vor seiner Thüre hörte, verbarg er sich bis Nachts, wo die Jäger wieder fort waren. Jetzt kam er langsam aus seiner Höhle hervor, denn er konnte vor Schwäche nicht mehr schnell gehen, und freute sich sehr, als er einen todtten Esel vor der Thüre fand, und dankte Gott, der ihm so seinen Wunsch ohne Mühe erfüllte. Er ging heißhungrig darauf los, riß ihm den Leib auf und wühlte mit seinem Rachen umher, bis er das Herz fand. Aber die Spitze des Pfeils blieb ihm im Halse stecken und brachte ihn dem Tode nahe; da klagte und jammerte er: „Mir geschieht es recht; kein Geschöpf soll mehr verlangen, als ihm Gott zugetheilt — ich wäre jetzt nicht in solcher Noth, wenn ich mich mit Gottes Gabe begnügt hätte.“

„So, o König, wagten auch wir nichts mehr von Gott zu fordern, aber er hat dich doch mit einem Erben beglückt, dem er ein langes Leben schenken und den er deinen Pfad betreten lassen möge!“

Dann sprach der vierte Vizier: „Wenn ein König weise ist und versteht beglückend über seine Unterthanen zu herrschen, wenn er sich zum Guten wendet und das Böse meidet, wenn er die Abgaben seines Volks erleichtert, ihr Blut schont und ihre Schwäche deckt, so wird dadurch sein Reich immer mehr befestigt, er wird stets gegen seine Feinde siegen und durch Gottes Huld Alles erlangen, wornach er strebt. Ein gewaltthätiger Regent aber wird sich und seine Unterthanen in's Verderben stürzen und es wird ihm gehen, wie dem König, mit dem Reisenden.“ Der König fragte, was das für eine Geschichte wäre? Da erzählte der Vizier:

Geschichte des Königs und des Wanderers.

Wisse, o König, einst herrschte im äußersten Westen ein König, der sehr gewaltthätig war, und sowohl seine Unterthanen, als Fremde, die in sein Land kamen, unterdrückte. Jeder Fremde fürchtete sich, sein Land zu betreten, denn es wurde ihm nur der fünfte Theil seines Besizes gelassen und die übrigen vier Fünftheile für den König weggenommen. Es traf sich nun, daß einst ein Wanderer, der von Jugend auf nur dem Gottesdienste lebte, auf seinen Reisen auch die Residenz dieses Königs besuchte. Sobald er an's Thor kam, fielen die Beamten, die die vier Fünftel einzunehmen hatten, über ihn her und untersuchten sein Gepäck; sie fanden aber nur zwei Kleider auf ihm, von denen sie ihm



das eine auszogen, nachdem sie ihn vorher tüchtig durchprügelten. Der fromme Wanderer schrie: „Wehe euch, ihr Uebelhäter, ich bin ein armer Pilger, was thut ihr mit meinem Kleide? Laßt mir es, oder ich verklage euch beim Regenten.“ Sie antworteten: „Wir handeln nach dem Befehle des Regenten; thue, was du willst!“ Da dachte der Wanderer bei sich selbst: Ich will einmal zum Regenten gehen und sehen, ob diese Leute die Wahrheit sagen. Er erkundigte sich nach dem königlichen Palaste; aber als er hineintreten wollte, hielten ihn die Pfortner auf und mißhandelten ihn. Nun dachte er: Es bleibt mir nichts Anderes übrig, als zu warten, bis der König ausgeht, dann will ich ihm klagen, was mir widerfahren. Während er so dachte, hörte er, wie Jemand aus dem Palaste sagte: „Der König geht auf die Jagd.“ Da freute er sich sehr und stellte sich auf den Weg, wo der König vorbeireiten mußte, grüßte ihn und sagte: „O König, höre meine Klage! Ich bin ein armer Wanderer, werde überall gut behandelt, wohin ich mich wende; als ich aber hierher kam, fielen deine Leute über mich her, schlugen mich und zogen mir ein Kleid aus; nun bitte ich dich um deinen Beistand.“ Da sagte der König: „Wer hieß dich als Fremder meine Stadt betreten?“ Der Wanderer antwortete: „Ich habe gefehlt, o König, ich will nie mehr diese Stadt betreten, laß mir nur mein Kleid zurückgeben.“ Der König versetzte: „Du beklagst dich, daß wir dir dein Kleid genommen und freuest dich nicht, daß dein Leben verschont geblieben; morgen will ich dir auch das Leben nehmen.“ Hierauf ließ ihn der König einsperren. Der Wanderer bereute es, nicht sein Leben gerettet und lieber sein Kleid aufgegeben zu haben. Als es Nacht ward, betete er: „O Gott, du kennst meine Lage diesem Tyrannen gegenüber, ich siehe dich an, rette mich aus seiner Hand und bestrafe diesen gewalthätigen Mann, der Arme und Fremde unterdrückt; du bist doch der gerechte und allwissende Richter.“ Der Gefängnißwächter, der dieses Gebet hörte, dachte, als um Mitternacht ein Brand ausbrach, der den König mit seiner ganzen Familie verzehrte und die ganze Stadt in Asche verwandelte, das ist gewiß nur in Folge des Gebets des Wanderers geschehen; er befreite ihn daher und rettete sich mit ihm in eine andere Stadt.

„So, mächtiger Herr, enden ungerechte Tyrannen: sie werden hier von Allen verflucht, und Gottes Strafe harret ihrer in jenem Leben. Wir aber, o König, danken Morgens und Abends dem Herrn, daß er uns einen so edlen und beschützenden Herrn geschenkt. Wir waren nur darüber betrübt, daß er dir einen Erben versagt, und fürchteten, es möchte dir Jemand folgen, der die Treue gegen uns verlege. Nun hat aber der gnädige Gott uns auch von dieser Sorge befreit, indem er dich mit einem Sohne gesegnet, den er in dauerndem Ruhm und Glück dir nachfolgen lasse!“

Der fünfte Vizier begann: „Gepriesen sey der allmächtige Gott, der edle Gaben spendet denen, die in reiner Absicht ihn ansehen, der seine Huld schenkt denen, die durch einen religiösen Lebenswandel ihm ihre Dankbarkeit bezeigen: so hat auch Gott dich, o König, der du die höchsten Tugenden besitzest, nach langer Hoffnungslosigkeit noch mit einem Sohne gesegnet, mit dem wir uns herzlich freuen, weil wir stets befürchteten, du möchtest ohne Nachkommen sterben, wir aber in Fehde und Zwiespalt zuletzt untergehen, wie die Raben durch den Falken.“ Der König fragte: „Wie war das?“

Hier hörte Scheherzad auf zu erzählen; in der folgenden Nacht aber begann sie mit den Worten des Viziers:





Siebenhundert

und

neunzehnte Nacht.

Geschichte des Falken und der Raben.

Wisse, o König! erzählte der Vizier: Es lebten einst in einem weiten Thale, das reich an Früchten, Flüssen und Brunnen war, viele Vögel, welche den Schöpfer des Tags und der Nacht priesen. Die meisten dieser Vögel waren Raben, die in Friede und Sicherheit unter einem von ihrem Geschlechte lebten, der die Obergewalt mit vieler Milde und Güte handhabte und sie gegen die größten Raubvögel beschützte. Groß war daher die Trauer der Vögel, als ihr Anführer starb. Sie versammelten sich, um einen Nachfolger zu wählen, aber es entstand ein großer Zwist unter ihnen, weil Manche wieder einen Raben wählen wollten, Andere aber nicht. Endlich kamen die Obersten der Vögel dahin überein, daß alle Vögel einen Tag fasten und am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang zu gleicher Zeit in die Höhe fliegen sollten: wer dann am höchsten flöge, der sollte König werden. Dies geschah am folgenden Tage, und nach langem Wettfluge sahen die Vögel in die Höhe und fanden einen Falken über sie alle hervorragen.



Dieser ward nun einstimmig zum Könige gewählt; er übernahm gern die Regierung und versprach, seine Unterthanen noch besser als sein Vorfahrer zu behandeln. Aber bald nach seinem Regierungsantritte flog er jeden Tag mit einer Abtheilung Vögel nach einer Höhle, fraß dort ihre Augen und ihr Gehirn und warf ihren Körper in's Wasser. Die Vögel merkten bald, daß ihre Zahl jeden Tag geringer ward; sie gingen daher zum Falken und sagten: „O König! wir wissen nicht, wie es zugeht, daß wir seit deinem Regierungsantritt uns jeden Tag vermindern, und besonders vermiffen wir solche Vögel, die als deine Diener dich umgeben.“ Der Falke erwiderte zürnend: „Gewiß bringt ihr die Vögel aus meinem Gefolge um's Leben, und jetzt fordert ihr sie von mir.“ Er sprang dann auf sie los, nahm zehn ihrer Häupter gefangen, drohte ihnen mit dem Tod und ließ sie im Angesicht aller Vögel prügeln. Nun bereuten die Vögel, was sie gethan, und sagten: „Wir wußten wohl, daß es uns nach dem Tod unsers ersten Königs schlecht gehen würde, aber wir verdienen es um so mehr, weil wir einen Fremden

über uns gesetzt; mit Recht sagt das Sprichwort: wer nicht von den Seinigen regiert seyn will, der wird vom Feinde tyrannisiert; nun bleibt uns nichts übrig, als uns zu zerstreuen und in fernen Gegenden einen Zufluchtsort zu suchen.

„So, o König! fürchteten auch wir, es möchte ein gottloser Mann einst unser König werden; nun hat aber Gott dich mit einem Sohne gesegnet, von dem wir nur Heil erwarten.“

Dann sprach der sechste Vizier: „Du hast gehört, o König! wie es den Vögeln mit dem Falken gegangen und wie auch wir ein ähnliches Loos befürchteten. Nun müssen wir nur noch zu Gott beten, daß er deinem Sohne ein langes Leben schenke. Zwar kann der Mensch nie im Voraus wissen, ob das, was er wünscht, ihm frommt oder nicht, und es könnte Manchem durch vermessene Wünsche gehen, wie dem Schlangenbeschwörer und seiner Frau und seinen Kindern.“ Der König fragte: „Wie ging es diesen?“ Da erzählte der Vizier:

Mit denselben Worten erzählte Scheherzad in der nächsten Nacht:





Siebenhundert

und

zwanzigste Nacht.

Geschichte des Schlangenbeschwörers und seiner Frau und Kinder.

Wisse, o König! Einst lebte ein Mann, dessen Geschäft war, Schlangen zu erziehen, um sie über die Zukunft zu berathen. Er hielt seine Schlangen in einem großen Kruge vor den Seinigen verborgen, ging jeden Morgen damit in die Stadt, um durch seine Schlangen Nahrung zu suchen, und kehrte Abends wieder nach Hause zurück und verbarg den Krug. Aber eines Tages bemerkte seine Frau diesen Krug und fragte ihn, was er enthalte? Ihr Mann sagte ihr: „Was liegt dir daran? haben wir nicht unser tägliches Brod im Ueberflusse? begnüge dich damit und frage nicht weiter.“ Die Frau schwieg, dachte aber bei sich: Ich werde schon durch irgend eine List Mittel finden, zu sehen, was in diesem Krug ist. Sie hieß dann auch ihre Kinder, den Vater zu bitten, daß er ihnen sage, was sein Krug enthalte. Die Kinder, welche glaubten, es sey etwas zu essen darin, plagten nun ihren Vater täglich, er möchte ihnen doch zeigen, was er in seinem Kruge habe; er aber wies sie ab und suchte sie durch allerlei Ausreden zufrieden zu stellen. Nach langer Weigerung des Schlangenbeschwörers verabredeten sich endlich seine Kinder mit ihrer Mutter, sie wollten vor ihrem Vater nichts mehr

essen noch trinken, bis er ihnen zeige, was in dem Kruge verborgen. Als der Vater bald darauf mit allerlei Speisen nach Hause kam und die Kinder zum Essen einlud, stellten sie sich recht böse und nahmen nichts an. Der Vater gab ihnen süße Worte und fragte sie, was sie für Speisen, Getränke oder Kleidungsstücke wünschten. Sie antworteten aber: „Wir wollen nichts, als daß du uns deinen Krug öffnest, damit wir sehen, was darin ist; sonst bringen wir uns um.“ Er erwiderte: „Es wird euch nichts Gutes daraus entspringen, wohl aber großes Unglück.“ Doch die Kinder hörten nicht auf zu murren und zu trogen, bis ihr Vater einen Stock herbeiholte und ihnen mit Schlägen drohte und, als sie davon liefen, sie in's Innere der Wohnung verfolgte. Während er aber mit seinen Kindern beschäftigt war und die Frau allein mit dem Kruge blieb, in welchem die Schlangen waren, deckte sie ihn auf. Die Schlangen



tröchen heraus und tödteten sie und ihre Kinder, nur ihr Mann entkam durch eine schnelle Flucht aus dem Hause.

„Daraus merkte ich mir, o König! daß kein Mensch so zudringlich Etwas begehren soll, das ihm Gott nicht gewähren will. Aber du, o König! warst geduldig und ergeben, hast auf Gott vertrauend ihn nicht zu sehr mit Bitten um ein Kind bestürmt; er erkannte aber dein Inneres und segnete dich mit einem Sohne, den er zu deinem gerechten, gottgefälligen Nachfolger heranwachsen lassen möge.“

Der siebente Vizier sprach endlich: „Ich habe vernommen, was die gelehrten sechs Viziere vor mir über deinen ausgezeichneten Lebenswandel gesagt. Auch ich danke dem Herrn, der dir einen Sohn geschenkt, die edelste Gabe, die einem Menschen auf Erden werden kann, denn wer kinderlos stirbt, dessen Andenken erlischt mit ihm. Durch dein Vertrauen auf Gott ging es dir wie der Spinne mit dem Winde.“ Der König fragte, was das für eine Geschichte wäre? und der Vizier fuhr fort:

Schehersad bemerkte den Tag und erzählte erst in der folgenden Nacht mit des Viziers Worten weiter:





Siebenhundert und einundzwanzigste Nacht.

Geschichte der Spinne mit dem Winde.

Wisse, o König! eine Spinne setzte sich einst an einen hohen Mastbaum fest, baute sich dort ihr Haus, wohnte darin in voller Ruhe und dankte Gott für den sichern Zufluchtsort, den sie gefunden. Aber nach einiger Zeit wollte Gott ihre Geduld und Ausdauer prüfen; er ließ einen heftigen Sturm wehen, der sie sammt ihrem Hause wegriß und auf das tobende Meer schleuderte. Aber bald trieben die Wellen sie wieder an's Land und sie dankte Gott für ihre Rettung; doch stellte sie den Wind zur Rede und sagte: „Warum hast du aus meiner Wohnung mich vertrieben, ist das von Gott erlaubt?“ Der Wind antwortete: „O Spinne! weißt du nicht, daß diese Welt eine Wohnung des Unglücks ist? wem hat je das Glück immer gelächelt? weißt du nicht, daß Gott seine Geschöpfe versucht, um ihre Geduld zu prüfen? was klagst du, da er dich aus dem furchtbaren Meere gerettet?“ Die Spinne antwortete: „Du hast Recht, ich bin Gott Dank schuldig und ich vertraue ihm auch, er wird in diesem fremden Lande mein Führer

seyen und mich in meine Heimath zurückbringen.“ Hierauf versetzte der Wind: „Ich selbst hoffe mit dem nächsten Westwinde dich wieder mitzunehmen, weil du so dankbar und so gottergeben bist; vertraue nur auf Gott: wer ihm vertraut, dem kömmt er entgegen, wer mit Geduld ausharrt, der erreicht das Ziel.“ Die Spinne betete nun mit noch mehr Hingebung zu Gott; Gott erhörte ihr Gebet und gebot einem sanften Winde, sie wieder in ihre Heimath zu tragen.

„So wollen auch wir jetzt zu Gott beten, der lange deine Ausdauer geprüft und nun in deinem Alter dir noch einen Sohn geschenkt hat, daß er diesem verleihe, was er dir an Macht und Ruhm verliehen.“

Als der König die sieben Viziere vernommen und ihnen für ihr Lob und ihre Glückwünsche gedankt hatte, sagte er: „Wisset, o Viziere! Gottes Beschluß ist unabänderlich,



sein Wille geschehe an meinem Sohne; was er voraus bestimmt hat, trifft sicherer ein, als Alles, was ihr von dessen Widerspenstigkeit und Treulosigkeit voraussetzt; laffet uns hoffen, daß Gott ihn segnen und zu einem frommen, tugendhaften Regenten heranwachsen lassen wird! Amen.“ Hierauf erhoben sich die Viziere und verbeugten sich vor dem Könige, der sie mit reichen Geschenken entließ. Dann ging der König zu seinem Sohne, küßte und segnete ihn und nannte ihn Wardchan. Als der Prinz zwölf Jahre alt war, ließ ihm der König ein Schloß bauen mit dreihundert und sechzig

Gemächern, und übergab ihn drei Lehrern, die ihn in allen Wissenschaften unterrichten sollten. Sie mußten jeden Tag in einem andern Zimmer zubringen, und wenn sie es verließen, auf die Thüre schreiben, was der Prinz an diesem Tage gelernt, und alle sieben Tage dem Könige Bericht erstatten. Da der Prinz viel Verstand, Geist und Gedächtniß hatte, auch mit derselben Lust die Lehren aufnahm, wie ein Kranker ein Arzneimittel, durch welches er seine Gesundheit wieder zu erlangen hofft, so bezeigten sie dem Könige ihre Zufriedenheit mit demselben und sagten ihm, sie hätten in ihrem Leben keinen Schüler gehabt, der Alles so leicht begreife; sie scheuten daher auch keine Mühe, um ihn Alles zu lehren, was sie wußten, weshalb ihnen der König immer mehr Ehre erwies. Bald übertraf Wardchan alle seine Zeitgenossen in seinen Kenntnissen, und die Lehrer stellten ihn seinem Vater vor mit den Worten: „Freue dich, o König! mit deinem Sohne, der Alles gelernt hat, was wir selbst wissen.“ Der entzückte König dankte Gott, ließ den Vizier Schimas rufen und theilte ihm die Worte der Lehrer seines Sohnes mit. Der Vizier sagte: „Der rothe Rubin glänzt auch aus dem härtesten Gebirge hervor; dein Sohn aber ist eine kostbare Perle, aus andern edlen Perlen entsprungen, und sein reicher Verstand stimmt mit seiner schönen Gestalt überein. Nun halte ich es für angemessen, o König! daß du morgen alle Viziere und Gelehrten und Philosophen zusammen berufest, damit sie öffentlich sich mit dem Prinzen unterhalten, und ein Jeder sich von seinen Kenntnissen überzeuge.“ Der König billigte diesen Vorschlag, und am folgenden Tage, als alle Gelehrten der Stadt versammelt waren, trat zuletzt Schimas in die Versammlung und verbeugte sich vor dem Prinzen. Als dieser sich zu gleicher Zeit vor Schimas verbeugte, sagte Letzterer: „Es ziemt einem jungen Löwen nicht, daß er vor einem andern Thiere sich verbeuge, und nicht dem Lichte, daß es gegen die Finsterniß ehrerbietig sey.“ Da erwiderte der Prinz: „Auch der junge Löwe verbeugt sich vor dem Leoparden, und das Licht vor der Finsterniß, um zu sehen, was darin verborgen ist.“ Schimas bat dann um Erlaubniß, einige Fragen an ihn zu richten, und als der Prinz sie zu beantworten sich erbot, fragte er: „Welcher Mensch ist der vorzüglichste?“ — „Derjenige, der die zukünftige Welt dieser vorzieht.“ — „Und wer kann dies?“ — „Derjenige, welcher bedenkt, daß er in einer vergänglichen Welt lebt, daß er sterben muß, daß dem Tod ein neues Leben und ein Tag des Gerichts folgt, und daß, wer hier nicht fromm lebt, keine gute Zukunft zu erwarten hat. Den Bewohnern dieser Welt geht es wie Handwerkern, die einst in einem engen Hause eine Arbeit zu verrichten hatten; Jedem war sein Werk vorgezeichnet, und es wurden Aufseher angestellt, die einen Jeden nach vollendeter Arbeit aus dem Hause befreien und ihn

reichlich belohnen, die Müßiggänger aber hart bestrafen sollten. Während sie nun an der Arbeit waren, zeigte sich ihnen ein Honigstock, sie kosteten ihn und fanden ihn süß, vernachlässigten aber die Arbeit, um an der Süßigkeit des Honigs sich zu ergötzen, und alle Warnungen der Aufseher blieben fruchtlos. Als der Oberste dies vernahm, befahl er den Aufsehern, Alle umzubringen, die wegen des Bishens Süßigkeit ihr Werk vernachlässigt, diejenigen aber zu belohnen, welche die Süßigkeit verschmäht.“ — „Du hast Recht; doch wie lassen sich die Bedürfnisse dieser Welt mit den Ansprüchen der zukünftigen vereinigen? wenn der Mensch nicht für irdische Bedürfnisse sorgt, so geht doch sein Körper zu Grunde.“ — „Man kann auf dem Wege des Rechts für irdische Bedürfnisse sorgen, aber ein Theil des Tages genügt dazu, den übrigen soll man seinem Seelenheil und dem zukünftigen Leben widmen. Ich will dir hierüber noch ein Beispiel anführen:“

In der nächsten Nacht erzählte Scheherzad weiter:





Siebenhundert und zweiundzwanzigste Nacht.

Der Prinz fuhr fort: „Einst herrschten gleichzeitig zwei Könige, von denen der eine gerecht, der andere aber gewalthätig war. Das Land des Letztern war sehr fruchtbar und lieblich, und reich an Fundgruben von Perlen und Edelsteinen; der König war aber so habgierig, daß er alle Kaufleute in seinem Reiche beraubte. Als der gerechte König, der ein großer Liebhaber von Edelsteinen war, von diesem Lande hörte, ließ er einen seiner Leute rufen, gab ihm viel Geld und befahl ihm, in jenes Land zu reisen, um Edelsteine für ihn zu kaufen. Sobald aber der gewalthätige König von der Ankunft dieses Mannes hörte, ließ er ihn vor sich kommen, und sagte ihm: „Wehe dir! weißt du nicht, wie ich selbst gegen die Kaufleute meines eigenen Landes verfare? Wie magst du, Fremdling, mein Land betreten? wer bist du?“ Der Kaufmann sagte ihm, sein König habe ihn

mit Geld hierhergeschickt, um Edelsteine einzukaufen, und das Geld, das er bei sich habe, gehöre nicht ihm. Da erwiderte der König: „Ich lasse dich nicht lebendig aus meinem Lande ziehen, wenn du mir nicht dein Geld gibst.“ Der Kaufmann ließ den Kopf sinken und dachte bei sich: Ich stehe hier zwischen zwei Königen; widerstehe ich diesem, so läßt er mir mein Geld mit Gewalt nehmen und mich umbringen, stelle ich ihn zufrieden, so wird mein König, dem das Geld gehört, mich umbringen lassen. Das Beste ist, ich gebe diesem König einen Theil meines Geldes und rette dadurch mein Leben, für das übrige kaufe ich Edelsteine, die hier ja so wohlfeil sind, und bringe sie meinem König, und so stelle ich Beide zufrieden. Der Kaufmann bot hierauf dem König eine bedeutende Summe und bat um Erlaubniß, noch einige Zeit im Lande bleiben zu dürfen, um die Geschäfte seines Königs zu verrichten. Der König nahm das Geld und gewährte dem Kaufmann seine Bitte. Dieser kaufte für das ihm übriggebliebene



Geld die kostbarsten Edelsteine um einen sehr geringen Preis, reiste dann wieder in seine Heimath und entschuldigte sich bei seinem König. Der gerechte König nahm seine Entschuldigung an, setzte ihn zur Rechten in seinem Divan und sicherte ihm ein reiches Einkommen für sein ganzes Leben zu.“ Als der Vizier nach der Anwendung dieses Beispiels fragte, sagte der Prinz: „Der gerechte König stellt die zukünftige Welt vor, der gewalthätige diese Welt; der Kaufmann ist das Bild des Menschen, das Geld

bedeutet die Gaben Gottes, und die Edelsteine die schönen frommen Werke; wer sich damit begnügt, für unentbehrliche Bedürfnisse dieses Lebens tagtäglich zu sorgen, und mit der übrigen Zeit sich jene Welt zu verschaffen sucht, der stellt beide Theile zufrieden.“ Der Vizier fragte dann: „Werden Körper und Seele gleich seyn in Lohn und Strafe?“ — „Sie nehmen gleichen Antheil an Allem, denn sie handeln auch hier in Gemeinschaft, wie einst ein Blinder und ein Lahmer.“ — „Was ist das für eine Geschichte?“ — „Ein Blinder und ein Lahmer, welche Freunde waren und mit einander bettelten, wünschten sich eines Tages, ein reicher Mann möchte sie doch in seinen Garten aufnehmen; dies hörte ein gutherziger Mann, der einen Garten hatte, er bemitleidete sie, nahm sie in seinen Garten, pflückte ihnen Früchte, ließ sie im Garten und bat sie nur, nichts darin zu verderben. Sobald diese aber die süßen Früchte gekostet hatten, schmeckten sie ihnen so gut, daß sie nach mehr gelüsteten.“

Scheherzad bemerkte den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht setzte sie die Erzählung des Prinzen also wieder fort:





und

Dreiundzwanzigste Nacht.

„Der Lahme und der Blinde theilten einander ihr Verlangen mit; der Lahme bedauerte, nicht zu den Früchten gelangen zu können, und der Blinde, sie nicht zu sehen. Während sie so nach diesen Früchten schmachteten, kam der Wächter zu ihnen und fragte sie, warum sie so traurig wären; als sie ihm die Ursache gestanden, rief er ihnen zu: „Wehe euch! habt ihr nicht gehört, wie der Eigenthümer des Gartens euch gewarnt hat, nichts im Garten zu verderben? Bezähmet daher eure Begierde, sonst wird er euch aus seinem Garten jagen.“ Aber sie erwiderten: „Wir müssen von diesen Früchten haben, der Eigenthümer wird nichts merken, wir bitten dich, uns nicht zu verrathen und uns ein Mittel anzugeben, wie wir unsere Begierde befriedigen können.“ Als der Wächter sah, daß sie seinem Rathe nicht folgen wollten, sagte er zum Blinden: „Richte dich auf und nimm den Lahmen auf deine Schultern, er wird mit seinen Augen dich leiten und du mit deinen Füßen ihn zum Baum tragen; ich entferne mich, und ihr könnt dann eure Lust stillen.“ Der Blinde erhob sich sogleich, nahm den Lahmen auf die Schultern und trug ihn an den Baum hin, wo sie nun Früchte pflückten und Zweige zusammenrissen und den ganzen Garten zertraten.



Sobald der Eigenthümer des Gartens aber heimkehrte und den ganzen Garten in Unordnung fand, ging er zornig auf sie los und sagte ihnen: „Was habt ihr gethan? ist das der Lohn dafür, daß ich euch in meinen Garten gelassen und euch von dessen Früchten gereicht habe? Konntet ihr so mein Vertrauen mißbrauchen?“ Sie antworteten: „O Herr! du weißt doch, daß wir nichts verderben konnten, der Eine ist ja blind und der Andere lahm.“ Aber er erwiderte: „Wollt ihr eure That auch noch leugnen? glaubt ihr, ich wisse nicht, wie ihr es gemacht? Hättet ihr eure Schuld gestanden, so würde ich euch euers Weges gehen lassen, weil ihr sie aber noch leugnet, verdient ihr bestraft zu werden.“ Er jagte sie hierauf aus dem Garten und warf sie in einen Kerker, wo sie umkamen. Die Bedeutung dieser Parabel,“ fuhr der Prinz fort, „ist folgende: Der Blinde stellt den Körper vor und der Lahme die Seele; der Garten ist das Bild der Welt, der Eigenthümer des Gartens ist Gott der Schöpfer; der Baum bedeutet die thierische Lust und der Wächter den Verstand, der vor dem Bösen warnt

und das Gute empfiehlt; darum müssen auch Körper und Seele Lohn und Strafe mit einander theilen.“ Schimas fragte ferner: „Welcher Gelehrte ist der vorzüglichste?“ — „Der nach den Geboten des Herrn handelt, nur sein Wohlgefallen sucht und seinen Unwillen scheut.“ — „Welche Gebote sollen wir uns am meisten zu Herzen nehmen?“ — „Die, welche uns auffordern, gegen Nebenmenschen mild zu seyn, unsern Stolz zu beugen, und oft an Gott zu denken; wer dies thut, gleicht dem, der einen klaren Spiegel immer säubert, so daß er stets an Glanz zunimmt.“ — „Welche Schätze sind die vorzüglichsten?“ — „Die des Himmels, Lob und Preis Gottes; auch Wohlthätigkeit gehört zu den Schätzen des Himmels.“ — „Was entstellt Einsicht, Vernunft und Wissenschaft?“ — „Die Begierden und Leidenschaften; sobald diese bei den Menschen Eingang finden, entarten sie alle seine Vorzüge, und er gleicht dem in der Luft schwebenden Raben.“ — „Wie so das?“

Scheherzad schwieg, da der Tag nahe war; in der nächsten Nacht begann sie mit folgenden Worten:





Siebenhundert und vierundzwanzigste Nacht.

„Ein Rabe,“ erzählte der Prinz, „der verständigste und bescheidenste aller Vögel seiner Zeit, lebte lange in einer einsamen Wüste; da kam eines Tages ein Jäger in die Wüste, spannte sein Netz aus, warf ein Stückchen Fleisch hinein und ging fort. Der Rabe sah dies aus der Ferne, aber seine Begierde nach dem Fleische war so groß, daß er das Netz darüber vergaß; er ließ sich herunter, fiel über das Fleisch her und verstrickte sich im Netze. Als der Jäger wiederkam und den Raben im Netze sah, sagte er ganz erstaunt: „Ich habe das Netz nur für kleine Vögel ausgespannt, wie kommt's, daß du, verständiger Rabe, dich in eine solche Gefahr stürzest?“ Daraus sehen wir,“ fuhr der Prinz fort, „daß die Lüsterheit über alle Thiere viel Gewalt übt. Der Mensch muß daher, wenn er mit den Augen seines Verstandes sich von Begierden ergriffen sieht, mit aller Kraft dagegen kämpfen und sich nicht von ihnen, wie ein Esel am Zaume, in den Abgrund führen lassen, sonst geht es ihm schlecht und er findet nie Ruhe.“ Der Vizier fragte dann: „Was ist der Vizier dem Sultan schuldig?“ — „Ihm seinen Rath zu erteilen,“ antwortete der Prinz, „seine Geheimnisse zu bewahren, ihn über Alles aufzuklären, nichts zu vernachlässigen, was ihm übertragen ist, dem Zorn des Königs auszuweichen, auf eine Weise ihn anzureden, daß er ihn wohl verstehe, nicht mehr von ihm

zu fordern, als seine Stellung ihm gegenüber ziemt, ihn zart wie ein Kind zu behandeln und ihn nie in seinen Reden zu verlegen, sonst möchte es ihm gehen wie dem Jäger mit dem Löwen.“ — „Wie war das?“ fragte Schimas. Der Prinz erzählte: „Einst lebte

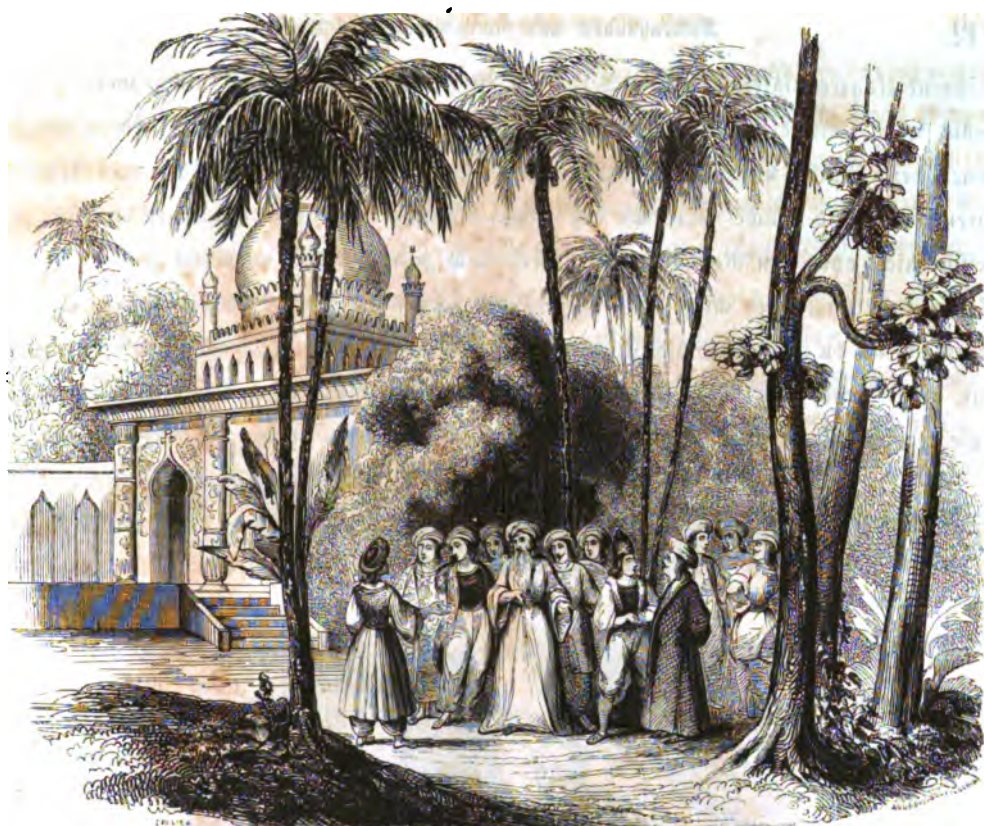


ein Jäger, der wilden Thieren nachjagte, ihr Fleisch verkaufte und ihre Haut, und was er nicht verkaufen konnte, einem Löwen hinwarf, der sich in der Wüste an ihn gewöhnte und zuletzt so zahm wurde, daß er sich ihm nähern, seinen Rücken streicheln und seinen Schwanz in die Hand nehmen durfte. Als der Jäger die Unterwürfigkeit des Löwen sah, dachte er eines Tages: Ich will einmal auf ihm reiten, um mich dessen bei meinen Freunden rühmen zu können. Er folgte dieser Laune und wagte es, den Rücken des Löwen zu besteigen. Dieser aber ergrimimte darüber, hob die Vorderfüße auf, schlug den Jäger damit, zerriß ihn mit seinen Klauen und trat ihn zu Füßen. So darf auch der Bizier,“ schloß der Prinz, „durch die Milde des Sultans sich nicht verleiten lassen, ihn zu beleidigen.“ Dann fragte Schimas: „Was soll ein Bizier thun, wenn der König ungerecht und gewaltthätig ist, wenn ihm schlechte Handlungen aufgetragen werden und er nicht im Stande ist, den Sultan vom Bösen abzubringen?“ — „So soll er,“ antwortete der Prinz, „nachdem sein wiederholter Rath nicht angehört worden, sich von ihm trennen.“ — „Und was sind dem Könige seine Unterthanen schuldig?“ — „Ihm gehorsam seyn, an seiner Freude, wie an seinen Leiden, Theil nehmen, ihm geben, was ihm gebührt, ihr

Leben für ihn opfern und ihm dankbar seyn, wenn er gerecht und wohlthätig ist.“ — „Und was ist der König seinen Unterthanen schuldig?“ — „Ein König, der sein Reich befestigen will, muß Gottes Gebote befolgen, gegen alle seine Unterthanen gerecht seyn, und sich eifrig mit den Regierungsangelegenheiten beschäftigen.“

Schehersad schwieg, da der Tag schon nahe war; in der folgenden Nacht fuhr sie in ihrer Erzählung also fort:





Siebenhundert und fünfundsiebzigste Nacht.

Nachdem nun der Prinz noch über vieles Andere gefragt wurde und seine Antworten den höchsten Beifall aller Anwesenden gefunden hatten, fragte der König: „Nun, was sagt ihr zu diesem Prinzen? verdient er euer König zu werden?“ Schimas antwortete: „O mächtiger, einsichtsvoller, treuherziger König! du bist unser Herr und Gebieter, und nach deinem Willen richtet sich all unser Streben; Jeder von uns wird sich freuen, wenn du sogleich deinen Sohn zu deinem Nachfolger ernennst, denn er ist würdig, König zu werden, er ist ja dein Sohn und hat seine Gelehrsamkeit vor allen Weisen an den Tag gelegt.“ Der König, von dieser Antwort entzückt, sagte zu seinem Sohne: „Du bist, gelobt sey Gott, so verständig und so unterrichtet, daß wir dir nicht zu empfehlen brauchen, wie du deine Unterthanen beherrschen sollst; du wirst nach Gottes Befehlen Gerechtigkeit walten und durch die Nacht dich nicht zum Bösen verleiten lassen; eine Stunde mit Gerechtigkeitspflege zugebracht, zieht einen tausendjährigen Lohn nach,



Siebenhundert

und

sechszwanzigste Nacht.

Hierauf wendete sich der König zu den übrigen Anwesenden und sagte: „O ihr Viziere und Häupter des Reichs! ich weiß, daß ihr mir Freunde und treue Rathgeber waret, und erkenne es öffentlich zu dieser Stunde an; ihr wisset aber auch, daß ich einen Jeden von euch ehrte und belohnte. Nun fordere ich von euch, daß ihr meinem Sohne werdet, was ihr mir waret, er wird gewiß in meine Fußstapfen treten; bleibt einig unter einander, fürchtet Gott und gehorcht euren Obern, ihr werdet dann nie euren Feinden unterliegen und euers Vaterlandes Wohl sichern; hütet euch vor Widerspenstigkeit und Treubruch, sonst stürzt ihr euch und euer Land in's Verderben und macht eure Feinde schadensfroh. Erinnert euch dessen, was ihr mir bei der Geburt des Prinzen geschworen, bewahret den Bund, den wir mit einander geschlossen, Gott wird euch und meinem Sohne, der von nun an euer König ist, beistehen.“ Als er diese Worte gesprochen hatte, überfielen ihn die Todeskrämpfe, seine Junge ward gelähmt, das Schwarze seiner Augen verbarg sich, er drückte seinen Sohn an sich, küßte und umarmte ihn, betete zu Gott um Verzeihung und verschied in Frieden. Alle Anwesenden weinten heftig, entkleideten und wuschen ihn, zogen ihm ein königliches Todtengewand an, legten ihn in einen goldenen Sarg, trugen ihn in die königliche Gruft und beweinten ihn von ganzer



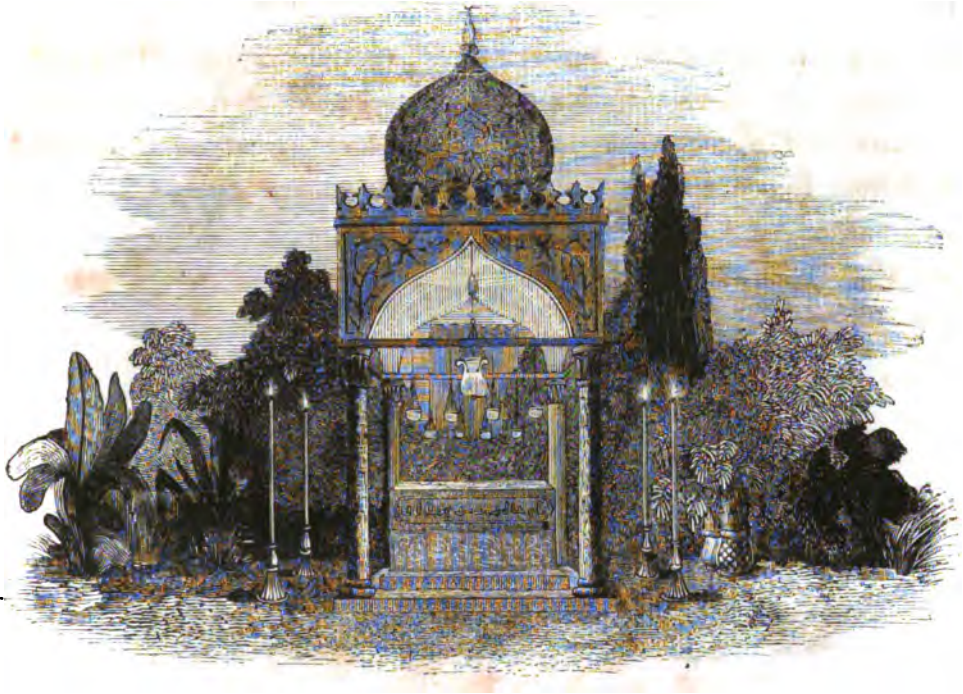
Seele. Der Prinz theilte viele Almosen aus und ward im ganzen Reiche bemitleidet. Nach einigen Tagen kamen die Viziere und Großen des Reichs zu ihm und trösteten ihn, indem sie ihm sagten: „Du mußt nun die Trauer aus deinem Herzen verschleichen, denn du bist durch den Tod deines Vaters unser König und mußt seine Stelle auf dem Throne einnehmen; was geschehen ist, war Gottes Wille, in den sich Jeder fügen muß.“

Der Prinz sagte: „Thut, was ihr für euch gut haltet, ich widerseze mich euerm Willen nicht.“ Sie küßten ihm die Hände, zogen ihm die Erbprinz-Uniform aus und bekleideten ihn mit dem königlichen, golddurchwirkten und mit Perlen und Edelsteinen besetzten Gewande, setzten ihn auf den königlichen mit Juwelen verzierten Thron und verbeugten sich vor ihm, wie sie es vor seinem Vater gethan. Nach dieser Ceremonie mußten Ausrufer in der Stadt verkünden, daß die Trauer ein Ende habe, und daß Jeder wie früher in Ruhe und Sicherheit kaufe und verkaufe. Alle Städte des ganzen Landes wurden sieben Tage lang beleuchtet und es fanden allerlei Festlichkeiten, Mahlzeiten, musikalische Unterhaltungen und öffentliche Spiele statt. Am vierten Festtage ritt der König in der Mitte seiner Viziere an der Spitze seiner Truppen mit unzählbarem Gefolge aus, die Freude des Volks war sehr groß und von allen Seiten brachte man ihm Glückwünsche dar. Nachdem er viele Geschenke ausgetheilt hatte, ritt er unter Begleitung von Zimbeln und Trommeln, von deren Schall der Boden zitterte, in seinen Palaß zurück. Bald ward er noch mehr als sein Vater, wegen seiner Bildung, Weisheit und

Tapferkeit, geachtet und geehrt, denn auch sein Verfahren gegen seine Unterthanen war gerecht, mild und dem göttlichen Gesetze gemäß. Aber nach einiger Zeit verblendete ihn Satan durch weltliche Gelüste, er liebte allzu leidenschaftlich das schöne Geschlecht, und übertrat deshalb die Gesetze Gottes und seine Pflichten gegen seine Unterthanen: denn sobald er eine schöne Frau sah, mußte er sie besitzen, und war es auch die Frau seines Viziers; auch brachte er oft ganze Monate in seinem Harem zu, ohne sich um die Regierung zu kümmern.

Scheherschad hielt hier inne; in der nächsten Nacht erzählte sie weiter:





Siebenhundert und siebenundzwanzigste Nacht.

Die Viziere waren über diese Lebensweise des Königs sehr betrübt, sie versammelten sich heimlich, um zu berathen, was zu thun sey, um das Land von dem Verderben zu retten, das ihm durch die Nachlässigkeit des Königs drohte. Sie ließen auch den Vizier Schimas rufen und fragten ihn, ob der Lebenswandel des Königs, der allen Verträgen zuwider handle und oft ganze Monate unsichtbar bleibe, ihm keine Sorgen mache? In diesem Augenblicke sah Schimas einen der Offiziere des Schlosses, welcher aus dem Palaste kam; er ging auf ihn zu und sagte ihm: „Melde dem König, ich habe ihm etwas Wichtiges mitzutheilen und bitte nach seinem Mittagsmahle um die Erlaubniß, ihn zu besuchen; vergiß aber ja nicht!“ Nach der Tafel ging der Offizier zum König und sagte ihm: „Schimas bittet um die Erlaubniß, dir etwas Wichtiges mitzutheilen.“ Der König ließ ihn hereinkommen, und nach wechselseitigen Grüßen fragte er ihn erschrocken, was ihn herbringe? Schimas erwiderte: „Erschrick nicht vor mir, o erhabener König, ich sehnte mich nach deinem glorreichen Antlitze, das ich so lange schon nicht gesehen, auch wünsche ich dir Einiges mitzutheilen.“ — „Sprich ohne Scheu!“ —



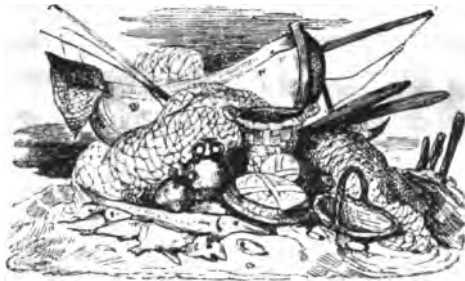
„O König! Gott hat von deiner Jugend an dich durch Kenntnisse und Weisheit ausgezeichnet, und dir Macht und Reich geschenkt, damit du über deine Heerde wachest; nun zerstreue nicht, was er dir gesammelt, zerstöre nicht, was er gebaut, entwürdigte nicht, was er so herrlich ausgestattet; ich sehe leider, daß du alle deine Herrscherpflichten vernachlässigst und bloß deinen Begierden nachhängst; laß ab von diesem Wandel, denn das Wohl des Königs hängt von dem seiner Unterthanen ab. Du kennst selbst das Gute und weißt, was dein seliger Vater dir eingeschärft.“ — „Und was rathest du mir zu thun?“ — „Du sollst die Folgen bedenken und auf den geraden Weg zurückkehren, auf dem das wahre Leben sich findet; folge nicht den Leidenschaften, die dich in's Verderben stürzen, daß es dir nicht gehe wie dem Mann mit dem Fische.“ — „Wie war das?“ — Schimas erzählte:

Geschichte des Mannes mit dem Fische.

Ein Mann, der einst vor einem breiten Flusse sich befand, beugte sich an einer leicht zugänglichen Stelle, um Wasser zu trinken. Da sah er einen schönen, herrlich gestalteten Fisch vorüberschwimmen, er hörte auf zu trinken, betrachtete den Fisch und dachte: Wie wunderschön von Ansehen ist dieser Fisch, wie muß er erst zum essen seyn; wenn ich nicht fürchtete zu ertrinken, so würde ich ihm nachjagen. Bald kam

der Fisch wieder vorüber und zwar etwas näher, da sprang er darauf los und faßte ihn am Schwanz, konnte ihn aber nicht zu sich heraufziehen. Der Fisch suchte sich loszuwinden, er aber wollte ihn nicht gehen lassen und ließ sich mit in die Tiefe ziehen, bis er endlich in einen Strudel kam, aus dem ein schlechter Schwimmer, wie er war, sich nicht mehr zu befreien im Stande ist. Erst als er dem Ertrinken nahe war, warf er den Fisch weg und schrie um Hilfe. Da kam ein Fischer vorbei und sagte ihm: „Ich weiß kein Mittel, dich aus dem Strudel zu ziehen; ich kann nicht begreifen, wie du dich da hinein wagtest.“ Der Mann sagte: „Ich habe den geraden Weg verlassen, um meine Leidenschaft zu befriedigen,“ und erzählte ihm den Vorfall mit dem Fische.

Der Tag unterbrach hier die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherzad folgendermaßen fortgesetzt wurde:





Siebenhundert und achtundzwanzigte Nacht.

Hierauf entgegnete der Fischer: „Ich habe nie einen unverständigeren Menschen gesehen, als du bist; ich bin froh, wenn ich mit dem Netze Fische fangen kann, und du willst sie mit der Hand fassen; aus diesem Strudel kann nur ein vorsichtiger Schwimmer sich retten, aber nicht ein Mann, der seiner Hand so viel zutraut; du hättest den Fisch früher loslassen sollen, ehe er dich in den Strudel gezogen, jetzt verdienst du zu ertrinken, und an dir bestätigt sich das Sprichwort: Lüsterne Menschen stürzen sich selbst in den Abgrund; füge dich nun in den Willen des erhabenen Gottes und bereue, was du gethan.“ Der Mann aber schrie so lange um Hülfe und seufzte und jammerte und bat den Fischer so lange, bis er aus Mitleid und Gottesfurcht ihn zu retten suchte. Er warf ihm zuerst sein Netz zu, da er es aber nicht erreichen konnte, stürzte er sich selbst in den Strudel und warf es ihm mit vieler Kraft noch einmal zu; diesmal konnte er dessen Ende fassen, und der Fischer mit Gottes Beistand ihn schwimmend nach sich an's Ufer ziehen und ihn vom Tode retten.

„Ich habe dir, o mächtiger König!“ fuhr Schimas fort, „dieses Beispiel angeführt, weil auch ich dich mit eigener Gefahr aus der Tiefe retten will, die dich zu verschlingen droht, entsage deinen verächtlichen Vergnügungen, die dir nichts nützen, und halte dich an edlere Dinge, zu denen du berufen bist. Du bist noch jung, laß dir nichts Böses nachreden und deinen Namen nicht vor Gott und den Menschen bes Flecken.“ —



„Ich billige deine Rede und finde sie wahr; doch lassen wir das Vergangene, was soll nun geschehen?“ — „Lasse morgen alle Viziere und Gelehrten und andere Rathgeber vor dich kommen, übe dein Herrscheramt aus, wie es einem gerechten Regenten ziemt, entschuldige dich bei ihnen über dein langes Ausbleiben, und führe wieder einen bessern Lebenswandel.“ Als der König dies zu thun versprach, ging Schimas freudig zu den Vizieren und den Großen zurück und berichtete ihnen den günstigen Erfolg seiner Unterredung mit dem Könige. Dieser aber dachte über die Worte seines Viziers nach, der ihn so zur Rede gestellt hatte, und ward sehr aufgebracht darüber. Des Abends, als ihn nach seiner Gewohnheit eine seiner Frauen besuchte, um die Nacht bei ihm zuzubringen — es war gerade dieselbe, die er am meisten liebte — und ihn sehr blaß und mißmuthig fand, fragte sie ihn, was ihm fehle. Er erzählte ihr, was zwischen ihm und dem Vizier vorgefallen. Da sagte sie lachend: „Sonderbar, der Löwe fürchtet sich vor dem Hasen; mir ist klar, daß deine Viziere und Rathsherren dir das Leben verdüßern wollen, sie gönnen dir keine Ruhe, kein Vergnügen; sie wollen, daß du dich immer abmühest, damit sie sorgenlos leben können; weil sie wenig Freude haben, sollst auch du nicht angenehm leben; bei dir geht es wie bei dem Jungen mit den Dieben.“ Der König fragte: „Was ist das für eine Geschichte?“ Da erzählte seine Geliebte:

Mit diesen Worten beendigte Schehersad ihre Erzählung für diese Nacht; in der folgenden sprach sie weiter:



Siebenhundert und neunundzwanzigste Nacht.

Geschichte des Jungen mit den Dieben.

Sieben Diebe, die eines Tages auf Raub ausgingen, begegneten einem armen Waisen, der etwas zu essen bettete. Einer der Diebe sagte ihm: „Komm mit uns, wir geben dir zu essen und zu trinken und kleiden dich.“ — „Gerne folge ich euch, wohin ihr wollt,“ erwiderte der Junge, „und sehe euch als meine Verwandten an.“ Sie nahmen ihn mit in einen Garten, in welchem ein großer, schwer mit Früchten beladener Nußbaum war, hießen ihn hinaufsteigen und ihn schütteln, verboten ihm aber, auf dem Baume Nüsse zu essen; erst wenn sie alle abgeschüttelt und aufgelesen seyn würden, sollte er seinen Antheil erhalten. Der Junge that wie ihm befohlen, und die Diebe hoben die Nüsse auf und aßen davon. Da kam auf einmal der Eigenthümer des Gartens, machte ihnen Vorwürfe und drohte ihnen, sie beim Richter zu verklagen. Die Diebe, welche sich schon satt gegessen hatten, entschuldigten sich, indem sie sagten: „Wir gingen hier vorüber und sahen den Jungen an der Gartenthüre stehen, da fragten wir ihn, wer er sey; er antwortete, er wäre der Eigenthümer des Gartens, und erbot sich auf unser Verlangen, uns Nüsse von dem Baume zu schütteln.“ Als der Eigenthümer des Gartens dies hörte, ließ er den noch hungrigen Jungen vom Baume herunterkommen, sagte ihm: „Wie wagst du es, du Dieb! in diesen Garten zu kommen?“ und stellte sich an, ihn tüchtig durchzuprügeln. Der Junge schrie: „O Herr! es ist nicht so, wie diese



Leute sagen; ich bin ein armer Waise, der einige Nahrung suchte, da kamen diese Leute und wollten mich als ihr Kind annehmen, und als wir hierher kamen, befahlen sie mir Nüsse abzuschütteln, ich sollte aber keine essen, bis sie sie alle aufgelesen.“ Der Eigenthümer des Gartens glaubte ihm und ließ ihn frei ziehen, warnte ihn aber, die Gesellschaft dieser Diebe zu meiden. Der arme Junge ging wieder heim, und auch die Diebe machten sich bald aus dem Wege.

„So, o Herr!“ schloß die Geliebte des Königs, „wollen auch deine Biztere und Gelehrten dir Mühe und Sorgen aufladen, damit sie um so mehr Ruhe genießen.“ Der König ließ sich von diesen süßen Worten bethören, gab ihr seinen Beifall und sagte: „Du bist mir theurer, als die Alle, und hast durch deine Ansicht mich von schweren Kummer befreit, laß uns jetzt essen und trinken und uns um Niemanden mehr kümmern.“ Dieses Weib freute sich ihres Sieges über des Königs Verstand; sie zog ihn immer mehr von den Regierungsangelegenheiten ab, bis er ganz in Vergnügungen und Wollust

versank. Als des Morgens alle Viziere und Häupter des Reichs und der Truppen sich in den bekannten Gerichtssaal begeben wollten, um den König zu erwarten, fanden sie die Thüre geschlossen; sie klopfen an, aber Niemand antwortete, und als sie nach dem König fragten, sagte ihnen eine Frau: er schlafe und halte heute und morgen keinen Divan. Nun fielen Alle über Schimas her und sagten ihm: „Wie gefällt dir des Königs Verfahren gegen dich und gegen uns? Dieser junge König behandelt uns jeden Tag mit mehr Geringschätzung; unsere Geduld ist nun zu Ende, geh einmal zu ihm und siehe, was ihn abhält, zu erscheinen.“ Schimas wartete bis Abends, dann sagte er einem Offizier des Königs: „Sage deinem Herrn, der Vizier Schimas habe ihm etwas mitzutheilen, das ihm großen Nutzen und viel Vergnügen verursachen wird.“ Schimas traf den König allein und sagte ihm nach wechselseitiger Begrüßung: „Ich bitte Gott um Verzeihung für mein Vergehen!“ — „Welches Vergehen?“ fragte der König. „Das, welches ich begangen haben muß, um in eine so verächtliche Stellung zu gerathen; ist mir dies vom Schicksal auferlegt, so bitte ich Gott und dich um Verzeihung, ist es aber bloß Folge deines Willens, so thust du Unrecht; du bist ja unser Hirt und Oberhaupt und darfst nicht wegen eitter Vergnügungen uns vernachlässigen, du wirfst sonst dem Manne gleichen, der ein Kameel erzogen und es zur Unzeit melken wollte, so daß es entfloh, und er weder Kameel, noch Milch hatte. Niemand darf des Hungers willen beständig am Tische sitzen, noch des Durstes willen immerfort Wasser trinken, oder aus Liebe zu Weibern immer in ihrer Umgebung leben: die Hälfte der vierundzwanzig Stunden, die Nacht nämlich, genügt dazu; am Tage aber ist man schuldig, seinem Berufe zu leben. Wer sich zu viel mit Weibern abgibt, der schwächt seinen Körper und seinen Geist und verkürzt sein Leben. Die Frauen empfehlen das Gute, das sie selbst nicht thun, und verbieten das Böse, das sie selbst begehren; höre sie nicht an, sonst geht es dir, wie dem Gärtner mit seiner Frau.“ Der König fragte: „Wie ging es diesem?“ Schimas erzählte:

Geschichte des Gärtners mit seiner Frau.

Einst war ein Gärtner, der eine sehr schöne Frau hatte, die er so sehr liebte, daß er sich ganz von ihr beherrschen ließ. Er hatte einen Garten, den er jeden Tag tränkte und pflegte, und aus dem er Abends mit nach Hause nahm, was sich gerade vorfand. Eines Abends, als er zu seiner Frau kam, fragte sie ihn, wie es mit dem Garten

stehe? Der Gärtner antwortete: „Es steht Alles gut und er bringt mir viel Segen.“ Da sagte die Frau: „Wenn du wahr sprichst, so solltest du mich einmal mitnehmen, daß ich dich dafür segne.“ Der Gärtner erwiderte: „Dein Wunsch ist leicht zu erfüllen und ich bedarf deines Segens; so Gott will, sollst du morgen mit mir gehen, bereite dich nur dazu vor.“ Als sie am folgenden Morgen in ihrem Garten waren, flogen junge Leute, die sich in einem benachbarten Garten belustigten, ganz leise auf die Mauer, welche die beiden Gärten trennte, um die Frau zu sehen, deren Stimme so lieblich zu ihnen hinüberklang, und Einer sagte zum Andern: „Gewiß hat der Gärtner ein Freudenmädchen hierher bestellt; laß uns hinabsteigen und ihn von seinem Mädchen versagen.“ Da erwiderte Einer der jungen Leute: „Warte noch, bis wir uns überzeugen, daß dem wirklich so ist.“ Sie sahen bald, wie die Frau, nachdem sie eine Weile im Garten umhergegangen war, sich an ein Bächlein setzte, ihren Mann zu sich rief und ihn küßte; er machte sie darauf aufmerksam, daß hier kein passender Ort dazu wäre, aber sie schlang leidenschaftlich ihre Arme um ihn und drückte ihn an ihr Herz.

Scheherzad bemerkte den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht erzählte sie mit folgenden Worten weiter:





Siebenhundert und dreißigste Nacht.

Sobald die jungen Leute dies sahen, sprangen sie von der Mauer herunter und sagten zum Gärtner: „Laß uns dieses Mädchen, sonst bringen wir dich um, du Ehebrecher, und laufen davon.“ Der Gärtner erwiderte mit demüthiger Stimme: „In Wahrheit, dieses Weib ist meine Gattin; nehmet unsere Kleider und was wir sonst haben, und laffet uns in Frieden ziehen, Gott wird euch dafür belohnen!“ Aber die Jünglinge sagten: „Ihr seyd Ehebrecher und wollt uns belügen.“ Dann ging Einer von ihnen und band den Gärtner an einen Baum und steckte ihm einen Stein in den Mund. Die Frau aber wurde trotz ihrer vielen Thränen so mißhandelt, daß der Gärtner vor Aerger und Gram starb. Als die Jünglinge den Gärtner todt sahen, befürchteten sie, durch die Frau verrathen zu werden; sie führten sie daher zu ihm hin und erwürgten sie neben ihm, und entflohen.

„Hieraus siehst du, o König, wie es dem Manne geht, der seiner Frau nachgibt; darum hüte dich wohl, du, der du so weise warst, jetzt so thöricht zu werden, und dich von Frauen beherrschen und von so verderblicher Leidenschaft hinreißen zu lassen.“

Der König sagte: „Ich sehe nun ein, daß du Recht hast; so Gott will, werde ich morgen im Divan erscheinen und deinen Rath befolgen.“ Schimas freute sich über dieses Versprechen des Königs, ging zu den übrigen Vizieren und sagte ihnen: „Der König kehrt bald wieder auf den guten Weg zurück, von dem ihn seine Jugend abgeleitet; er schämt sich vor euch, und nur ein unüberwindliches Hinderniß hielt ihn heute ab, vor euch zu erscheinen, er wird aber morgen früh kommen, darum fehle Niemand von euch.“ Der König brachte nun wieder einige Zeit in Unruhe und Nachdenken über die Worte des Viziers zu, bis die Schöne zu ihm kam, an der die Reihe war. Sie grüßte ihn mit süßen, zarten Worten. Der König erwiderte ihren Gruß, stieß aber dabei einen tiefen Seufzer aus. Da sagte die Schöne: „Gott lasse dir keinen Kummer zustoßen! Warum seufzest du so, o tapferer Löwe? Erzähle mir, was dir widerfahren, daß du so ganz außer dir bist?“ Als ihr der König erzählte, was zwischen ihm und dem



Vizier vorgefallen, sagte sie lächelnd, nachdem sie eine Weile den Kopf zur Erde gebeugt hatte: „Du machst mich staunen; wie, du bist König und Königssohn, und fürchtest dich vor deinen Unterthanen? Gott bewahre, was wirst du erst thun, wenn ein Feind dich

heimsucht? Sey nur recht standhaft, die Heerde muß dem Hirten und nicht der Hirt der Heerde folgen. Du betrübst dich, weil du etwas Schlimmes von ihnen befürchtest? Sie wollen gewiß nur deine Tapferkeit prüfen; sie werden dich beherrschen, wenn sie dich feig finden, dich aber fürchten, wenn du dich tapfer zeigst; so machen es die schlechten Biziere; wenn du ihnen Gehör schenkst, so werden sie dich zuletzt in den Abgrund stürzen, und es wird dir gehen, wie dem Kaufmanne mit den Dieben.“ Der König fragte: „Was war das für eine Geschichte?“ Da erzählte sie:

In der nächsten Nacht setzte Scheherzad die Erzählung der Geliebten des Königs mit deren eigenen Worten fort.



Inhalt

des

Dritten Bandes.

	Seite		Seite
Geschichte des Prinzen Beber von Persien und der Prinzessin Giauhare von Samandal. Nacht 501—519	1	König Omar und seiner beiden Söhne, Scharlan und Dhul Nakan.) Nacht 663—678	726
Geschichte des Prinzen Jeyn Masnam und des Königs der Geister. Nacht 520—524	97	Geschichte der zwei Liebenden. (Ende der Geschichte des Königs Omar und seiner beiden Söhne, Scharlan und Dhul Nakan.) Nacht 679—713	781
Geschichte Cobabads und seiner Brüder. Nacht 525—526	123	Geschichte des Königs Kalab und seines Wizers Schimas. Nacht 714	903
Geschichte der Prinzessin von Derpabar. (Ende der Geschichte Cobabads und seiner Brüder.) Nacht 527—530	136	Geschichte der Katze und der Maus. Nacht 715	906
Geschichte Aladdin, oder die Wunderlampe. Nacht 531—558	163	Geschichte des Einsiedlers mit dem Schmalze. Nacht 716	910
Die Abenteuer des Chalifen Harun Arraschid. Nacht 559	314	Geschichte eines Fisches im Wasserteiche. Nacht 717	914
Geschichte des Blinden Baba Abdallah. Nacht 560—562	320	Geschichte des Raben und der Schlange. Nacht 717	916
Geschichte des Sidi Numan. Nacht 563—566	336	Geschichte des wilden Esels mit dem Fuchse. Nacht 717—718	917
Geschichte des Gogia Hassan Alhabbal. Nacht 567—575	355	Geschichte des Königs und des Wanderers. Nacht 718	919
Geschichte des Ali Baba und der vierzig Räuber, die durch eine Klavin um's Leben kamen. Nacht 576—588	394	Geschichte des Falken und der Raben. Nacht 719	922
Geschichte des Ali Kobjah, Kaufmanns von Bagdad. Nacht 589—593	449	Geschichte des Schlangenbeschwörers und seiner Frau und Kinder. Nacht 720	925
Geschichte des Prinzen Achmed und der Fee Pari Banu. Nacht 594—616	469	Geschichte der Spinne mit dem Blinde. (Fortsetzung der Geschichte des Königs Kalab und seines Wizers Schimas.) Nacht 721—727	928
Geschichte der zwei neidischen Schwestern. Nacht 617—637	560	Geschichte des Mannes mit dem Fische. Nacht 727—728	948
Wunderbare Geschichte Omar Anumans und seiner beiden Söhne, Scharlan und Dhul Nakan. Nacht 638—663	636	Geschichte des Jungen mit den Dieben. Nacht 729	952
Geschichte der Bergstung des Königs Omar durch die alte Dfat Dawahi. (Fortsetzung der Geschichte des		Geschichte des Gärtners mit seiner Frau. Nacht 729—730	954

—*—

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.

Renewed books are subject to immediate recall.

16 Aug '62 GH

JUL 19 2000

REC'D LD

AUG 2 1962

LD 21A-50m-8, '61
(01795s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

U. C. BERKELEY LIBRARIES



C046265747

YD00023



